Die Zukunft

Maximilian Harden

Library of
Princeton University.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Dreiundfünfzigster Band.

Berlin.

Verlag der Zukunft.

1905.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt.

Alfonso s. Notizbuch 304.
Alvensleben, Graf s. Personalia.
Amerika 254
Arisches Denken 141
Ballin 362
Banken und Industrie 444
Bastian, Adolf 352
Ben Dowid 356
Bescherung, die 413
Biologie und Kriminalistik 109
Bismarck als Redner 217
Bismarck, Johanna 257
Block, Josef 293
Börsenreform 467
Boxeraufstand in China s. October Equus.
Briefe, drei 448
Buchbinderei Akt.-Ges., Leipziger s. Sanirungen.
Byzantine Empire, The 490
Carnegie, Andrew s. Krösusphilosophie.
China s. October Equus s. a. Schwarzseher.
Comte s. Spencer.
Corot-Courbet 170
Delbrück s. Notizbuch 194.
Delcassé s. October Equus.
Denken s. Arisches.
Deutsches Theater 235
Diplomaten s. Personalia s. a. Notizbuch 308.
Dogmatik, die, ist tot 1
Einfälle 321
Eisenwerk Braunschweig s. Sanirungen.
Ehrengerichte s. Militärische.
Englisch-französisches Bündniß s. October Equus.
Fantin-Latour 475
Friedensfreunde s. Briefe.
Friedrich der Vierte von Dänemark 400
Gaedke s. Militärische Ehrengerichte.
Gedanken 116
Geistbrenner, der 26
Geschichtphilosophie, neue 207
G. m. b. H. 151
Goethe über Ungarn 86
Götterbild, das 148
Hände, die 482
Hartmann, v. s. Dogmatik.
Herrscher, die 295
Hohenlohe-Langenburg s. Notizbuch 310.
Japanisches Theater 429
Industrie s. Banken.
Interventionen 300
Israel, Kommerzienrath 311
Israel, der Fall 410
Jultanz 377
Jungfrauen 31
Kartelle und Staat 45
Kaufmann von Venedig s. Theater 326.
Kean s. Theater 326.
Kinderschutzgesetz, das 316
Klaus Kniphof 323
Kleid, das, des Menschen 467
Konzertphantasie 245
Kriminalistik s. Biologie.
Krösusphilosophie 57

(RECAP)

487812

Digitized by Google

Künstlerkongreß, der 76
Lansdowne s. Notizbuch 192.
Lebensfahrt 285
Lippe-Biesterfeld s. Schwarzseher.
Malkunst, von neuzeitlicher 11
Madonna 112
Märchen 246
Marokko s. October Equus, s. a. Schwarzseher, s. a. Bescherung.
Metternich, Graf Wolff s. Personalia.
Militärische Ehrengerichte 130
Möller s. Personalia.
Moltkedenkmal s. Schwarzseher.
Moritz und Rina 453
Musikkritik 164
Nebelung 273
1905 485
Notizbuch 184, 304.
October Equus 87
Ostfriesische Bank s. Sanirungen.
Parteitag in Jena s. Notizbuch 184.
Personalia 121
Portland-Cementfabrik s. Sanirungen.
Prodromos 343
Professoren-Austausch s. Notizbuch 191, 307.
Professoren, protegirte 402, 479
Prophet, der kleine 38
Realität s. Skepsis.
Reichsbank, die 180
Reichstag, deutscher s. Jultanz.
Rétif und Wilde 248
Roman, ein neuer 320
Rußland s. Notizbuch 193.
Saalburg s. October Equus.
Sanirungen 82
v. Schoen s. Personalia.
Schwarzseher, die 155
Seine Hoheit 113
Selbstanzeigen 80, 146, 178, 228, 297, 359, 404, 441, 483.
Skepsis und Realität 393
Sommernachtstraum s. Deutsches Theater.
Spencer und Comte 285
Spiegel, der 225
Spiritus-Centrale, die 231
Staats-Kartelle s. Kartelle.
Stein unter Steinen s. Theater 326.
Strike in der Elektrizitätbranche s. Notizbuch 186.
Theater 326, 366 s. a. Deutsches.
Thierhalter, der 200
Thronrede s. Jultanz.
Tragikomoedie 437
Traum 9
Trusts s. Amerika.
Tuberkulose-Kongreß s. Notizbuch 190.
Ungarn s. Wahlrecht.
Vermögensverwaltungstelle für Offiziere s. Sanirungen.
Vorwärts, der s. Notizbuch 189.
Wahlrecht, das, in Ungarn 195
Waterloo s. Nebelung.
Werkring s. Notizbuch 308.
Wilde s. Rétif.
Zwischenspiel s. Theater 366.

Digitized by Google

Die Zukunft.

Berlin, den 7. Oktober 1905.

Die Dogmatik ist tot.

Eduard von Hartmann verehre ich als meinen ersten Lehrer der Biologie. Auch in der Erkenntnißtheorie und in der Naturphilosophie hat er mir manches Licht aufgesteckt. Dagegen muß ich seine Religionphilosophie und Ethik ablehnen. Ich fühle mich ihm gegenüber nicht etwa als Theologen. Vielmehr verdient er den Namen eines Theologen in weit höherem Grade als ich. Ich habe das ganze Alte Testament mindestens zwölfmal und das Neue unzählige Male durchgelesen, ohne mich jemals um die Chronologie der darin enthaltenen Geschichten zu kümmern oder kritisch-exegetische Fragen aufzuwerfen. Solche Dinge sind mir vollkommen gleichgiltig. Auch ist er wahrscheinlich in der modernen protestantischen Theologie belesener als ich. Aber es geht ihm wie den meisten heutigen Religionphilosophen. In einer glaubenlosen Atmosphäre aufgewachsen — der negative Pol der religiösen Erdachse liegt ja wohl irgendwo um Berlin herum —, sind sie mit lebendiger Religiosität niemals in persönliche Berührung gekommen und haben das Objekt ihrer Forschungen nur aus Büchern (also gar nicht) kennen gelernt.

Im Jahre 1870 hat Hartmann unter dem Pseudonym F. A. Müller Briefe über die christliche Religion herausgegeben. Sie sind jetzt (bei Hermann Haacke, Sachsa im Harz) in zweiter, umgearbeiteter Auflage unter dem Titel „Das Christenthum des Neuen Testamentes" erschienen. Eine vollständige Inhaltsangabe hat hier nicht Raum; nur die Hauptgedanken. Der wirkliche Jesus war ein nationaljüdischer Thronprätendent und steht uns in religiöser Hinsicht völlig fern. Er „geht uns, religiös betrachtet, gar nicht mehr an, weil die Voraussetzungen, auf denen sein Leben und Wirken beruhte, im Strom der Zeit spurlos dahingeschwunden sind." Er war ein menschenfreundlicher Mann, ist aber in der Humanität hinter dem Talmud zurückgeblieben. In der Erwartung, daß ein Wunder das messianische Reich bringen

werde, die Regelung irdiſcher Verhältniſſe ſich darum nicht lohne, lehrt er eine Moral, die ganz unbrauchbar und eigentlich das Gegentheil von Moral iſt: Negation des Eigenthumes, der Arbeit, der Familie, des Staates, aller ſozialen Inſtitutionen. „Kein Genie, ſondern ein Talent, das aber bei völligem Mangel gediegener Kultur im Durchſchnitt nur Mittelmäßiges produzirt und nicht vor zahlreichen Schwächen und bedenklichen Verirrungen zu ſchützen vermag; ein ſtiller Fanatiker und transſzendenter Schwärmer, der trotz angeborener Menſchenfreundlichkeit die Welt und das Irdiſche haßt und verachtet und jedes Intereſſe dafür als dem einzig wahren transſzendenten Intereſſe ſchädlich erachtet; ein liebenswürdig beſcheidener Jüngling, der durch merkwürdige Verkettung von Umſtänden zu der damals epidemiſchen Idee kommt, der erwartete Meſſias zu ſein, und an deren Folgen untergeht.“ Im Ganzen eine nicht ſehr bedeutende Perſönlichkeit, deren Name der Welt unbekannt geblieben wäre, wenn ihn nicht Paulus, der Gründer des Chriſtenthumes, für ſein Lehrgebäude verwendet hätte. Für Gott hat Jeſus ſich nicht gehalten. Taufe und Abendmahl hat er nicht eingeſetzt; auch am Kreuz kein Blut vergoſſen, denn er iſt nicht angenagelt, ſondern nur angebunden worden. Alle ſolche Dinge ſind von den Synoptikern, deren Jeſus nicht der hiſtoriſche iſt, in ſeine Lebensgeſchichte und in ſeine Lehre hineingetragen worden, weil der inzwiſchen entſtandene Paulinismus ſie forderte. Jeſus ſelbſt war urſprünglich nur ein Johannesjünger, und was man ſein Evangelium nennt, die Verkündung des nahen Gottesreiches, iſt eigentlich das Evangelium des Täufers. Pauli Dogmen: Erbſünde, ſtellvertretende Sühne durch Chriſti Erlöſungtod, Gnadenwahl, Vergöttlichung Jeſu, Auferſtehung des Fleiſches ſind vernunftwidrig und unannehmbar; ſeine Ethik iſt widerſpruchvoll und minderwerthig. Sein Verdienſt beſteht in dem Bruch mit dem Judenthum und ſeiner Geſetzesgerechtigkeit und in der Begründung der ſittlichen Autonomie. Hier hat die Entwickelung anzuknüpfen. Die Reformatoren haben die Weiterbildung verſucht, aber ſie iſt ihnen nicht gelungen. „Die Aufgabe, ohne Scheu vor überlieferten Satzungen und Dogmen das Prinzip der Autonomie auf Grund der Einwohnung des göttlichen Geiſtes im Menſchen durchzuführen, iſt heute für uns dringlicher geworden, als ſie es zu irgend einer früheren Zeit war.“ Indem Paulus die Stimmung der vom Geiſte Gottes erfüllten Seele als Liebe beſchreibt, nähert er ſich der Johanneslehre. Die fünf Schriften, in denen dieſe niedergelegt iſt, ſtammen nicht vom Apoſtel dieſes Namens, ſind aber Erzeugniſſe ſeiner Schule. Bleiben wir der einfacheren Redeweiſe wegen bei dem Perſonennamen Johannes, ſo können wir ſagen: Dieſer Johannes iſt ein Myſtiker, der die alexandriniſche Logoslehre ins pauliniſche Chriſtenthum einführt und — aber ganz naiv — einen Jeſus erfindet, von dem er dieſe Logoslehre als Offenbarung empfangen zu haben ſich einbildet. Er hat „das Weſen

der Religion besser als seine Vorgänger erfaßt, indem er das Leben materiell in das Einssein mit Gott, formell in die Einheit von Erkenntniß und Liebe setzte und der verwahrlosten Ethik des Paulinismus an der Liebe die regulative objektive Idee gab, deren sie bedurfte; aber er hat sich hier so wenig wie in anderen" Punkten von den Irrthümern der Tradition losreißen können; hat, zum Beispiel, die Liebe auf die Gotteskinder beschränkt und die Ungläubigen dem Teufel übergeben und so zuerst bewiesen, in welchem Grade das Dogma intolerant macht. Aber das johanneische Dogma von der Gotteskindschaft, die nur nicht auf den erdachten Christus und auch nicht auf den engen Kreis der Gläubigen beschränkt werden darf, macht die ganze Ausbeute Dessen aus, was wir vom Neuen Testament brauchen können. Sie ist das Positive, während die paulinische Autonomie, die Befreiung vom Gewissenszwang, nur die negative Vorbedingung ist. Aller Fortschritt der Religion hängt daran, „daß das Immanenzproblem als das esoterische Centralproblem der Religion erkannt wird und die Bedingungen seiner Lösbarkeit durchschaut werden."

* * *

Dieser Ansicht stelle ich meine eigene gegenüber. Bekanntlich kommt von all den Gelehrten, die gleich Hartmann versuchen, den historischen Jesus zu konstruiren, jeder zu einem anderen Ergebniß. Der vermeintliche Jesus ist weiter nichts als das Ideal oder das Vorurtheil des Konstrukteurs; und Kalthoff findet an der Stelle der beiden Personen Jesus und Paulus nur zwei Phantasiegebilde: Heroen römischer Proletariergemeinden. Jede dieser Konstruktionen hat so viel Werth wie die andere; darum haben sie alle zusammen gar keinen. Sie heben einander auf. Das echte Jesusbild ist unauffindbar. Wer die Menschenwelt mit historischem Blick zu beschauen gewohnt ist, bedauert Das nicht. In der Entwickelung des Kulturkreises, der heute die Erdoberfläche beherrscht, macht sich die göttliche Leitung deutlich bemerkbar. Sie hat auf dem religiösen Gebiet bei Juden und Heiden die Erkenntniß des einen, persönlichen, geistigen Gottes erzeugt und den Glauben an ihn in der Fülle der Zeiten durch die geheimnißvolle Person Jesu zur allgemeinen Volksreligion, zur Weltreligion gemacht. Diese Religion verträgt sich, wie die Erfahrung beweist, mit jeder Kulturstufe, wenn sie auch von den Menschen verschiedener Kulturstufen verschieden gedeutet wird. Sie ist nicht etwa ein System der Philosophie, sondern eine neue Lebenskraft, Seele des Leibes, zu dem sie die Kulturmenschheit umgebildet hat. Dieser neue Gesammtmensch wurzelt im Jenseits. Für den Unglücklichen hat das Leben, für den Glücklichen hat der Tod keinen oder einen schrecklichen Sinn. Der Glaube, daß dieses Erdenleben nur die Vorbereitung auf ein jenseitiges vollkommenes Leben sei, von dem wir uns

natürlich keine Vorstellung machen können, verleiht dem Leben wie dem Tod Sinn für Alle. Die Räthsel des Lebens machen uns nun nicht mehr irr, denn wir wissen, daß wir hienieden nur wie in einem verzerrenden Spiegel Das sehen können, was wir im Jenseits zu schauen hoffen, und die scheinbare Zwecklosigkeit und Erfolglosigkeit unseres Wirkens entmuthigt uns nicht. Der Christ thut überall und immer seine verdammte Pflicht und Schuldigkeit. Nach Dem, was dabei herauskommt, fragt er nicht. In außerordentlichen Zeiten verleiht der Glaube außerordentlichen Menschen, manchmal auch ganzen von ihnen begeisterten Menschenmassen außerordentliche Kräfte zur Förderung besonderer Zwecke, die nicht ihnen, nur Gott bekannt sind. Gewöhnlich sind solche Enthusiasmen mit Illusionen verbunden, gleich der des Paulus von der unmittelbar bevorstehenden Wiederkunft des Herrn, die übrigens insofern keine Illusion, sondern nur eine perspektivische Ansicht des Weltverlaufes ist, als jedem Einzelnen nach der kurzen Spanne seines Erdenlebens der Jüngste Tag bevorsteht und auch die ganze Weltgeschichte, gegen die Ewigkeit gehalten, nur als eine Spanne erscheint. Daß der Jenseitigkeitglaube, weit entfernt davon, für weltliche Thätigkeit unfähig zu machen, gerade zu solcher befähigt, beweist Paulus selbst, beweisen die römischen Mönche, die unsere faulen germanischen Ahnen arbeiten gelehrt haben, beweist heute die Centrumspartei, von der ein übertreibender Haß behauptet, daß sie das Deutsche Reich beherrsche. Bei den Katholiken ist nämlich, wie bekannt, der Jenseitigkeitglaube allgemeiner verbreitet und robuster als bei den Protestanten. Was die Christenheit zu einem Leibe macht und diesen lebendig erhält, Das ist die kirchliche Organisation, die Gemeinde, die Pfarre. Die kirchliche Organisation macht die Christenheit unabhängig von den vergänglichen Gebilden, die man Staaten nennt. Der Großstädter weiß ja nicht, was eine Pfarrgemeinde ist und was ein Pfarrer bedeutet; aber der Kleinstädter und der Dörfler wissen es. Vorläufig machen die Riesenstädte den Weltlärm und fälschen mit ihren Zeitungen das Weltbild; aber jeder Vernünftige verwünscht diese Monstra der Menschenansiedelung; und ihre Zeit wird vorübergehen. In der Sonntagsfeier, die wiederum in der Millionenstadt, wenigstens in der deutschen, nicht in der englischen, ganz anders aussieht als auf den natürlicheren Wohnplätzen, tritt das Gemeindeleben deutlich in die Erscheinung und schöpft es neue Kraft. Die unberechenbaren gemüthlichen, intellektuellen, sittlichen, sozialen Wirkungen der Sonntagsfeier beweisen mir für sich allein schon die Göttlichkeit des Mosaismus, der sie geschaffen, und Christi, der sie zum Gemeingut der Menschheit gemacht hat. Daß es die kirchenfeindliche Sozialdemokratie ist, die sie in Deutschland, wo sie der Industrialismus in Gefahr gebracht hatte, für das Arbeiterproletariat gerettet hat, ist eine der wunderbarsten Leistungen der Kraft der Selbsterhaltung und Selbsterneuerung, die dem Leibe der Christenheit innewohnt.

Den sonntäglichen Erbauungstoff liefert die Bibel. Sie wimmelt von Widersprüchen. Das ist es eben, was sie zu einem wahrhaft göttlichen Buch und zum Erbauungbuch der Menschheit macht. Denn das Leben wimmelt von Widersprüchen und jede der tausend verschiedenen Lebenslagen erfordert eine andere Auskunft und einen anderen Ermunterung- oder Trostspruch. Hic liber est, in quo sua quaerit dogmata quisque, invenit et pariter dogmata quisque sua. Neben der Ethik der Bergpredigt, die für das bürgerliche Leben in der That nichts taugt, findet man, besonders im Alten Testament, eine reiche Auswahl von Vorschriften und Rathschlägen, die ihm gar trefflich zu Hilfe kommen, und aus der vierten Bitte des Vater Unser allein schon pflegen die evangelischen wie die katholischen Katechismuserklärer die ganze bürgerliche Moral und eine sehr schöne Sozialethik herauszuspinnen. Um den Leuten zu sagen, daß sie ihren Nächsten weder totschlagen noch bestehlen und nicht die Ehe brechen sollen: dazu brauchte wahrhaftig kein Gott vom Himmel zu steigen. Das besorgen schon die Sitte und die Polizei, in denen sich die soziale Nothwendigkeit verkörpert. Jesus hatte das irdische Leben durch Glaube, Hoffnung und Liebe im Jenseits zu verankern, womit ja nebenbei auch, weil die christliche Gesinnung vor Verbrechen und Lastern bewahrt, für die bessere Regelung dieses irdischen Lebens Einiges geleistet wird, und die zur Begründung und Verbreitung seines Reiches Berufenen durch die Loslösung von irdischen Banden und die Gleichgiltigkeit gegen irdische Güter für ihren hohen Beruf tauglich zu machen. Das Gleichniß vom ungerechten Verwalter erfüllt Hartmann mit Entsetzen. Den Herrn bestehlen und mit dem Gestohlenen, dem ungerechten Mammon, sich Freunde machen, die Einen in ihre Wohnungen aufnehmen, wenn die eigene irdische Hütte zusammenbricht: welch eine Moral! Ich bewundere gerade dieses Gleichniß. (Hartmann zieht den Gleichnissen des Neuen Testamentes die des Talmud vor; wie kann ein Mann, der eine so schöne Aesthetik geschrieben hat, einen so schlechten Geschmack haben!) Erst in unserer Zeit kann es verstanden werden; denn erst die heutige ökonomische Entwickelung hat die Einsicht in die zwei einander widersprechenden Thatsachen erschlossen, daß der Mammon immer und unter allen Umständen ungerecht und daß er für die Kulturentwickelung, ja, für das Dasein der Menschheit nothwendig ist. Woher der Widerspruch stammt, soll hier nicht untersucht werden. (Plato erklärt solche Widersprüche im Timäus daraus, daß sich der vernünftigen Teleologie Gottes die unvernünftige Naturkausalität entgegenstemmt). Wenn ihn nun der Reiche empfindet, so bleibt ihm nichts übrig, als durch Wohlthun die Ungerechtigkeiten zu sühnen, die er begeht, begehen muß. Eine Versammlung von Vertretern der amerikanischen Missionargesellschaften hat neulich darüber berathen, ob es erlaubt sei, noch fernerhin die Millionen anzunehmen, die ihnen alljährlich Rockefeller spendet, nach Duimchen

der größte Räuberhauptmann der Weltgeschichte. Und wenn wir nun die unerträgliche Sklaverei und Barbarei betrachten, in die heute der Götze Mammon die Menschheit gebracht hat, mit seinen Panzerschiffen und Melinitbomben, mit seinen Minen und Unterseebooten, mit seiner verlogenen Konvention und seinem Vorurtheil des Standesgemäßen, das die Dummköpfe — und Die machen heute die Mehrheit aus — zwingt, sich mit einem ihnen selbst widerwärtigen Luxus leiblich und finanziell zu ruiniren, dann geht uns plötzlich ein Licht auf. Die angeblich kulturfeindliche Immoral der Bergpredigt enthüllt sich als Wiederherstellerin des verlorenen Gleichgewichtes, als nothwendiges Gegengewicht gegen einen herrschenden Wahnsinn, als Retterin der Humanität, die den Sklaven und Affen des Mammons sich selbst wiedergiebt und ihn wieder zum Menschen zu machen vermag. Die vielerlei wunderlichen Käuze, die heute das „Naturgemäße" predigen und zum Theil auch üben, sind vom Geiste der Bergpredigt erfüllt und gleich den Mönchen Organe einer wirklich naturgemäßen Reaktion des Menschheitorganismus gegen die ihm aufgezwungene Unnatur.

Die Unvernunft des Erbsünde- und Versöhnungdogmas einzusehen: auch dazu gehört kein großer Scharfsinn. Luther hat seine naive Verwunderung darüber mit gewohnter Derbheit ausgesprochen. Aber die Erbsünde ist Thatsache; der echte Berliner, der von Bibel und Christenthum keinen Schimmer hat, kennt sie aus Ibsens „Gespenstern". Die Biologie und die Soziologie des neunzehnten Jahrhunderts konnte nun weder der Verfasser der Genesis noch der Apostel Paulus vortragen; aber eine höchst verwickelte soziologisch-anthropologische Thatsache in der Hülle einer anmuthigen Allegorie und eines geistreichen Theologumenons der Menschheit als Problem darreichen: Das konnten sie. Von dem Lob der Liebe bei Paulus schreibt Hartmann: „Wären diese schönen Keime zur Entwickelung gelangt, statt vorübergehende, auf die Gesammtheit seiner Lehren einflußlose Andeutungen und zusammenhangloſe Velleitäten zu bleiben, so würde Paulus Das gewonnen haben, was seiner Lehre fehlt: eine dem Formalprinzip der Autonomie entsprechende inhaltliche Bestimmung für das positiv Sittliche." Als ob es die Aufgabe des Christenthumes gewesen wäre, ein das logische Bedürfniß der geschulten Philosophen befriedigendes System zu liefern! Die Keime des Urchristenthumes sind nicht logische Keime, sondern Lebenskeime. Der Keim, den das dreizehnte Kapitel des ersten Korintherbriefes beschreibt, ist aufgegangen und hat Frucht getragen in vielen Millionen Barmherziger Brüder und Schwestern mit und ohne Uniform. Freilich auch in Fanatikern und Inquisitoren, die den eigenen Leib und den der Brüder zum Verbrennen hingegeben haben, aus Liebe; denn ohne den allerverrücktesten Mißbrauch der alleredelsten Güter geht es nun einmal nicht ab bei dem Kauze Mensch, der heute so wunderlich ist wie am ersten Tag. Die „absoluten Moralprinzipien, die das Neue Testament bei-

bringt", bleiben nach Hartmann „unfruchtbare Velleitäten". Nun, auf meinen Spazirgängen weilt mein Blick oft auf einem gewaltigen Gebäudekomplex. Die Steyler Brüder haben ihn vor einigen Jahren hingesetzt und die Presse, die jedes Windei begackert, hat kein Wort darüber verloren. Die Brüder haben den Palast sammt Kirche mit ihren eigenen Händen und nach dem in ihres Leiters Kopfe entworfenen Plan selbst gebaut und jedes Stück der Ausstattung selbst hergestellt. Sie betreiben eine Musterlandwirthschaft, eine Bücher- und Zeitschriftendruckerei, haben ihre eigene Dampfmaschine und elektrische Beleuchtung, ihr Naturalienkabinet; und alle ihre Betriebe stehen auf der Höhe der heutigen Technik. Und das Alles schaffen sie, um Zöglinge heranzubilden, die solche Künste armen Heiden mittheilen und ihnen damit zugleich die Seligkeit bringen sollen. Oder wenden wir den Blick nach Kraschnitz, wo ein Pastor und eine Schaar von evangelischen Brüdern und Schwestern ihr Leben der Aufgabe widmen, in Idioten so viel Menschenthum zu entwickeln, wie sie zu erzeugen fähig sind. Oder besuchen wir eine ländliche Arbeiterwitwe, deren armsäliges Aeußere eine reiche innere Welt birgt und die im Hinblick auf die nach Hartmann nicht vorhandenen Wundmale Christi ihr hartes Los mit heiterer Ergebung erträgt. Solcher Früchte zählt die Christenheit viele Millionen. Qui vivra, verra, ob die Immanenz- und Evolutionlehre der modernen Philosophen nach zweitausend Jahren ähnliche Früchte tragen und ob die Menschheit von diesen Lehren überhaupt noch Etwas wissen wird.

Den Gläubigen räth Hartmann, sein Buch ungelesen zu lassen, weil es ihre religiösen Gefühle verletzen würde. Und wirklich: sollte es eine fromme katholische Dame lesen, so würde sie zuerst in Ohnmacht fallen und dann eine neuntägige oder gar eine vierzigtägige Andacht abhalten, um die vernommenen Gotteslästerungen einigermaßen zu sühnen. Aber es giebt auch Gläubige, die Humor haben; und auf sie wird das Buch anders wirken. Denken wir uns einen humorvollen Geistlichen am Feste Allerheiligen. Ein himmlisches Agnus Dei ist sanft verklungen; er besteigt die Kanzel und verliest, im innersten Herzen ergriffen, das Evangelium: Selig sind die Armen ... Und er sieht und fühlt: die tausendköpfige Gemeinde wird von der selben Empfindung bewegt, die über die Noth und die Widersprüche und die Abscheulichkeiten des Lebens auf ein paar Stunden hinaushebt durch die Vorahnung einer vollkommenen Welt. Und dann schlägt er daheim zufällig eine Stelle auf, in der die acht Seligkeiten kritisch zerfasert werden. Er lacht und denkt: O Du Philister! Und fügt hinzu: So geht es Dir, Zergliedrer Deiner Freuden! Oder er hat am Karsamstag die dreizehn Prophetien gelesen und dann den Lobgesang angestimmt: Exultet jam angelica turba coelorum, vielleicht das Großartigste und Schönste, was die religiöse Poesie aller Völker und Zeiten hervorgebracht hat; und dabei hat sich ihm die Weltgeschichte entrollt,

von Adam bis zur Wiederkunft Christi, und ist ihm klar geworden. Er hat dabei auch daran gedacht, daß Psalmenworte wie: In te domine speravi, non confundar in aeternum, eine Kraft haben, deren Wirkungen man in der Weltgeschichte nachweisen könnte. Dann liest er Hartmanns Klage darüber, daß das Christenthum „den Ballast des Alten Testamentes an seinen Füßen mitschleppen" müsse. Soll er da nicht herzlich lachen?

* * *

Mit dieser Hervorhebung der komischen Seite der Sache will ich nicht etwa die Meinung erwecken, Hartmanns Buch sei werthlos. Es ist ein sehr nützliches und ein sehr gehaltvolles Buch. Es zeigt Wahrheiten, über die alle Vernünftigen längst einig sind, so deutlich, daß kaum noch ein Widerspruch dagegen möglich ist; zum Beispiel: daß der Mensch nach der sogenannten Wiedergeburt in der Taufe der alte Mensch bleibt; daß Christus mit seinem Ausspruch über den Zinsgroschen keineswegs die Pflichten gegen die Obrigkeit einschärfen, sondern nur seine Gegner verspotten wollte; daß es Thorheit ist, das Urchristenthum wiederherzustellen, die Eiche in die Eichel einkapseln zu wollen. (Ins Neue Testament schauen, um den Geist des Urchristenthumes auf sich wirken zu lassen, und die kirchliche Entwickelung auf die Form der Urgemeinde zurückschrauben wollen: Das sind zwei ganz verschiedene Dinge. Das zweite ist übrigens auch deshalb unmöglich, weil die Gestalt der Urgemeinde gar nicht ermittelt werden kann. Sie bleibt unserer Forschung eben so unzugänglich wie die wirkliche Person Jesu, wie das Atom, wie die organische Vererbungsubstanz, wie Gott, wie aller Ursprung des Daseins und Lebens.) Hartmanns Hauptleistung aber besteht darin, daß er schärfer als irgend einer seiner kritischen Vorgänger die logisch unversöhnlichen Widersprüche des Neuen Testamentes hervorgehoben und damit für jeden die Wahrheit liebenden und vorurtheillosen Denker eine christliche Dogmatik unmöglich gemacht hat. Nicht das christliche Dogma. Den Glauben an Gott den Schöpfer, Gott den Erlöser und das ewige Leben vermögen diese Widersprüche nicht zu erschüttern. Aber aus den widersprechenden Stellen ein widerspruchloses Lehrgebäude zu zimmern, ist unmöglich. Für das Leben haben die Widersprüche nichts zu bedeuten; oder vielmehr: sie sind ihm unentbehrlich, wie wir gesehen haben. Aber sobald man versucht, aus den drei Grunddogmen ein System herauszuspinnen, machen sie sich fühlbar. Systematik ist ein Bedürfniß logischer Köpfe. Der produktive Geist schafft sich sein philosophisches System — die Dogmatik ist die Philosophie religiöser Jahrhunderte — und der unproduktive wählt sich einen Philosophen, mit dessen Augen er die Welt anzuschauen und sich in ihr zu orientiren bemüht. Aber dem kritischen Blick

enthüllt ſich die Thorheit jeder ſolchen zu Orientirungzwecken vorgenommenen Gruppirung der Weltelemente. Die theologiſchen Syſteme, der Auguſtinismus, der Thomismus, die lutheriſche Orthodoxie, der Calvinismus, mögen nicht ganz ſo abſurd ſein wie die Syſteme von Fichte, Hegel, Schopenhauer und Hartmann, aber abſurd ſind auch ſie; und jedes von ihnen kann zwar von Dem, der Geſchmack daran findet, in Ermangelung eines beſſeren zur Befriedigung des metaphyſiſchen Bedürfniſſes gebraucht werden; aber man darf ſie in einer Zeit, der die Unmöglichkeit einer bis auf den Grund dringenden widerſpruchloſen Gottes- und Welterkenntniß zum Bewußtſein gekommen iſt, Keinem mehr aufzwingen wollen. Die proteſtantiſche Welt hat ja nun ſchon auf Orthodoxie, auf ſyſtematiſche Dogmatik, verzichtet. Daß ſich auch die katholiſche dazu entſchließe: darin beſteht der Fortſchritt, den wir zu erwarten und anzuſtreben haben. Er wird den Katholiken aus verſchiedenen Gründen ſehr ſauer werden, aber er bleibt ihnen nicht erſpart. Den Tod des chriſtlichen Lebens wird dieſer Verzicht in der katholiſchen Welt ſo wenig zur Folge haben, wie er ihn in der proteſtantiſchen gehabt hat. Den Menſchen ſtatt der chriſtlichen Lebenskraft aber ein neues Syſtem der Philoſophie anbieten, hieße, die Weltgeſchichte noch ein gutes Stück hinter Jeſus zurückführen.

Neiſſe. Karl Jentſch.

Traum.

I.

Die Standuhr dröhnt dumpf durch die dunkle Nacht;
Ich zähl' die Schläge: Eins, dann Zwei und Drei.
Da draußen ſchläft des Lebens bunte Fülle,
Und heimlich ſchwirrts am Roſenſtrauch vorbei.

Und immer tiefer öffnen Einſamkeiten
Dem Herzen ihren athemſtillen Raum —
Und herrlich über meine Schwelle ſchreiten
Seh' ich — die Sterne auf dem Haupt — den Traum . . .

Hamburg. Theodor Suſe.

II.

Ein ernster Engel hielt vergangne Nacht.
Des strengen Auges dunkeln Feuerglanz
In mich gesenkt, an meinem Lager Wacht.
Zu meinen Häupten hob er einen Kranz.
Dem Himmel selbst schien dieser Kranz entsprossen,
Von göttlichem Geleuchte reich umflossen.

Aufjubelnd griff ich nach dem Band des Lichts,
Das herrliche um meine Stirn zu schlingen.
Der Engel wehrte ernsten Angesichts
Und hob das Haupt, sich höher hinzuschwingen.
Ich sah ihn fliehn in traurig banger Regung:
Da riß mich aufwärts himmlische Bewegung.

Hoch, ihn zu halten, flog ich übers Thal.
Sein düstres Antlitz schien sich mild zu klären,
Er zog mich nach mit seines Blickes Strahl
Aufwärts in lichte, reingestimmte Sphären,
Daß im Geflüster göttlicher Gesänge
Sich lösten alles Daseins dunkle Dränge.

Wie wir nun schwebten hin am Himmelssaum,
Schien jener Kranz in Sonne zu zerfließen,
Bald durch den weiten, nachtgestillten Raum
Unendlich Licht verschwendrisch auszugießen.
Und im versprühten, goldgewobnen Glanze
Verschwand das Engelsbild mit seinem Kranze.

Geblendet, senkte ich die Augen tief,
In solches Licht unfähig sie zu heben,
Zur dunklern Erde, die in Schatten schlief,
Demüthig wieder nun hinabzuschweben,
Daß nimmer mich der stolze Wunsch beschäme
Nach Gottes herrlichholdem Diademe.

Doch da ich heimwärts lenkte: wunderbar!
Die Menschen knieten hin vor meinem Haupte:
„Seht Ihr den goldnen Kranz in seinem Haar?
Der Heiland naht, der lang und heiß geglaubte!“
War Dies nun Gottes Lohn? Wars seine Strafe?
Und ganz in Sonne, wacht' ich auf vom Schlafe.

Wien. Hans Müller.

Von neuzeitlicher Malkunſt.

Zur Kritik der Moderne.

Armuth und Reichthum der Malerei.

Oft habe ich mich gefragt, warum die Seelengewalt, die den Hochwerken aller Kunſt entſtrömt, von Gebilden der Malerei ſo ſelten, von neuzeitlichen faſt niemals ausgeht. Und doch iſt von allen die Malkunſt die unermüdlichſte, denn beinahe jede Fläche, die menſchliche Behauſung einſchließt, beinahe jedes Geräth trägt ihre Spuren und Zeichen; und doch iſt die Welt des Auges vor allen die verſchwenderiſchſte, denn mühelos ſchenkt ſie uns vom Morgen zum Morgen alle Reiche des Himmels und der Erde und läßt unſere Seele ſo unermeßliche Ströme von Licht und Farbe athmen, daß keine Regung, kein Traum und kein Gedanke uns ohne Bild entſteht.

Gewiß: es hat auch jüngere Malkunſt, in nie gekannter Ueppigkeit wuchernd, uns manches Blatt geſchenkt, das unvergeſſen ſein ſoll.

Landſchaften ſind vorübergezogen voll luſtgetränkter Augenblicksſtimmung; Farbenakkorde herangeſchwebt, den Staub der Schmetterlingsflügel an Zartheit übertreffend; menſchliche Bewegung, vom Geſtus der Konvention befreit, iſt im Tauſendſtelſekundenblick verſteinert; des Tageslichtes exorbitante Stärke wird in erkennbarem Abglanz von trüben Pigmenten widergeſtrahlt; die altvergeſſenen Lehren der Stiliſirung, des Gleichgewichtes der Maſſen und ornamentaler Linienführung ſind wiedererkannt und zu neuer Wirkung belebt.

Dennoch, im Anblick ſo mannichfacher neuzeitlicher Betriebſamkeit, vor all dem raſtloſen Wechſel der Auffaſſung und Geſtaltung, vor der grenzenloſen Verfeinerung des Sinnengenuſſes — blieb unſere Seele unbewegt.

Zu ſchweigen von den Feuerſtürmen, wie Tonkunſt unbezwingbar ſie entfacht; zu ſchweigen von der erhabenen Entlaſtung, zu der Architektur die aufathmende Bruſt erhebt; zu ſchweigen von der Furienkraft der Tragik, die gewitterhaft das Herz erſchüttert und von Menſchenſchwäche reinigt; zu ſchweigen ſelbſt von der zarten Saite des lyriſchen Poeten, die mit dem Hauch eines Wortes die nie gewußten, nie vergeſſenen Erinnerungen und Träume der tiefſten Seele weckt — denn dieſe Zauber geiſtigerer Künſte wird Malerei, Materie durch Materie wiederſchaffend, niemals beherrſchen —: allein ſelbſt die reinen Seelenwirkungen der alten großen Meiſter bleiben aus; und wie vom hellen Markt in Kirchenſchatten, ſo flüchten wir von Ausſtellungen in Muſeen.

Durch Nervenreize, zarte Senſationen, blendende Verve des Geiſtes verwöhnt, iſt der Geſchmack empfindlich und dennoch ſtumpf geworden und die Seele erkaltet.

In maßlosem Reichthum der Kräfte, Gegenstände und Ausdrucksweisen ist die Kunst der Malerei in unserer Zeit verarmt.

Gefahren.

Das optische Erinnerungvermögen der meisten Menschen ist unbeschreiblich gering. Fast nur auf das Wiedererkennen bestimmter Gesichter, Oertlichkeiten und Gegenstände dressirt, bleibt es auch bei dieser Thätigkeit passiv: das Wiedererkennen gelingt, das Hervorrufen gelingt nicht.

Denn die Menschen sehen zwar mit Augen, sie erinnern sich aber mit dem Gehirn. Sie wissen, daß ein Käfer sechs Beine bewegt, denn sie haben sie gezählt und die Zahl gemerkt. Wie die Beine gestaltet sind, haben sie nicht gemerkt, noch, wie sie aus dem Leibe hervorwachsen, denn hierfür haben sie keine Denkformeln; der Erinnerungsinn der Augen schlummert.

Neben diesem schwachen räumlichen Erinnerungbild der Natur besteht nun ein zweites, zweidimensionäres, das Erinnerungbild der üblichen Nachbildung. Der Besitzer dieses zweiten Erinnerungbildes weiß jedoch weder, daß es vom ersten gründlich sich unterscheidet, noch weiß er, daß es ein Konventionbild ist, dessen Formel mit jeder Zeitepoche wechselt.

Aus diesen psychologischen Thatsachen erwachsen der Malerei als Kunst Gefahren.

Zum Ersten. Jeder Einzelne liebt seine Erinnerungbilder. Er wehrt sich dagegen, daß sie ihm geändert, entstellt werden. Er will ihre alte Form in spielerischem Triebe stets wieder erneut, objektivirt sehen. Hieraus die unerträgliche Massenhaftigkeit bildlicher Darstellung, eine widerwärtige Kulturplage. Vom Thronsaal bis zur Barbierstube verlangt der Europäer alle Wände mit Mensch und Thier, Blumen und Früchten, Landschaften und Architekturen beladen. Begnügt sich der Maler, diesem Spieltrieb zu fröhnen, die Dinge der Welt darzustellen, weil sie da sind und damit sie nochmals erscheinen, so hat er das Gebiet der Kunst verlassen oder nie betreten.

Zum Zweiten. Dem konventionellen Erinnerungbild seiner Zeitgenossen ist der durchschnittliche Künstler um eine halbe oder ganze Phase voraus, denn er sieht, wie Andere es vor ihm, Andere neben ihm es gemacht haben, und fühlt die Entwickelung der Zeit. So übt ja wohl auch ein tüchtiger Schneider im Sommer die Moden des kommenden Winters.

Sieht der Künstler nun die Aufgabe darin, sein Leben im Kampf gegen das populäre Erinnerungbild der Zurückgebliebenen zu verzehren, so hat er als ein Propagator der technischen Form gekämpft und nutzlos geendet. Denn Konvention schreitet zu Konvention fort, alle Stilarten sind unzulängliche Symbole, keine kommt der Wahrheit näher als die andere. Und wäre es so, es hätte nichts zu bedeuten, denn reine Imitation ist nicht Kunst.

Zum Dritten. Wer es schon ernst nimmt, um seine und Anderer Er-

innerungbilder unbekümmert, ſich in die Natur verſenkt und ſtrebt, von ihren Schätzen Denen mitzutheilen, die ſich gleich ihm in die Natur verſenken: Der muß denn bald von Neuem erfahren, daß Natur, nach allen ihren unendlich vielfachen Dimenſionen hin, unendlich iſt.

Unendlich in der Größe und der Kleinheit, im feinſten Detail des Organiſirten und in der gewaltigſten Zuſammenfaſſung der Maſſen. Unendlich in der Mannichfaltigkeit der Formen, im Wechſel der Nähen und Fernen, in der Abſtufung der Lichter, Farben und Atmoſphären. Unendlich in der Beſchaffenheit der Materien und Oberflächen, in der Struktur und Lagerung ihrer Geſteine und Veſten, ihrer lebendigen und lebloſen Geſchöpfe, unendlich in der Kompoſition, dem Ausdruck, der Bewegung, dem Rhythmus.

So ſteht er verſtummt im Bewußtſein ſeiner kläglich beſchränkten Werkzeuge. Die Armſäligkeit der Pigmente, die Roheit des Pinſelſtriches, die Beſchränkung auf die Zweidimenſion der Fläche, auf die bewegungloſe Einheit des Momentes, werden ihm vernichtend fühlbar. Daneben erkennt er ſein Werk abhängig von der Beleuchtung der Leinwand, von der Diſtanz des Beſchauers, von deſſen Fixirungpunkt und Augenbewegungen, von dem ganzen mangelhaften optiſchen Apparate des Betrachtenden, der ſich auf eine Fläche anders einſtellt als auf die dreidimenſionalen Räume der Natur. Gleitet er, ein Schwacher auf der Oberfläche der Erſcheinung, ſo muß er verzagen. Kraftvoll, naiv und ſelbſtbewußt: ſo ſchreitet er zum Siege durch Vertiefung.

Vertiefung.

Wäre Natur in ihrer Unermeßlichkeit nicht kalt und ſchweigſam, ſo müßten wir der Macht ihrer Erſcheinungen in jeder Stunde erliegen. Allein ihren gigantiſchen Vorführungen fehlt der Text. Sie verſchmäht Fingerzeige und kennt weder Doppelpunkte noch Ausrufungzeichen.

Mit gleich ernſter Miene weiſt ſie uns ihre ewigen Geſetzmäßigkeiten, weiſt ſie uns deren Störungen und Vernichtungen. Denn auch die Störungen und Vernichtungen ſind bei ihr ewiges Geſetz. Wortlos führt ſie uns vor den kraftquellenden Laubbaum des Thales und den verkrüppelten Stamm auf der Wetterſeite des Abhanges: auch in der Verkrüppelung iſt Geſetz.

Durch den Schleier des ſcheinbar Zufälligen das Ewige erblicken, in den unabſehbaren Kettenfäden des unſichtbaren Webſtuhls Ordnung, Geſetz und Rhythmus ahnen: Das iſt Naturempfinden; oder wie man früher ſagte: Schönheitempfinden.

Kunſt aber iſt die unbewußt empfindungvolle Abſonderung und Abſtraktion des Geſetzmäßigen, ſo zwar, daß der Beſchauende den Abglanz dieſes Ewigen, das ihm ſonſt nur dunkler und verworrener fühlbar wurde, in ungetrübter Seelenempfindung mühelos genießt.

Von geometrischer Gesetzmäßigkeit bis zur Perspektive, von der Umrißlinie bis zur Schattirung und zum Spiel der Lichter, von der Blumensymmetrie bis zur Struktur der Organismen wurden nach einander im Laufe der Jahrtausende die sichtbar wirkenden Gesetze der Natur im Kunstwerk fühlbar. Aber nicht in der rein optischen Abstraktion liegen die tiefsten Wirkungen der Kunst: wahrhaft innerlich bewegen uns nur solche Gesetzmäßigkeiten, die vom Auge zwar wahrgenommen, von der Seele aber empfunden, gesondert, geläutert und verklärt sind. Die Gesetzmäßigkeiten des Ausdruckes, des Affektes, der Stimmung, des Charakters, der Großheit, kurz: der Menschlichkeit — gleichviel ob in Belebtem oder Leblosem verkörpert —, sie versenken uns in die Tiefe der Betrachtung, die Heiligkeit der Beglückung, die von den hohen Werken der Kunst herniederstrahlt; denn sie wenden sich an die Kräfte der Seele, die Erinnerung der Seele, das Erlebniß der Seele.

Willst Du aber, Leser, vor dem Angesicht der Malerei die Vertiefung empfinden, deren diese Kunst in ihren größten Momenten fähig war, so widme eine beschauliche Stunde dem Genter Altarwerk in der berliner Galerie. Jedoch mußt Du nicht mit dem Ausstellungblick, der wie eine Schnappkamera den ganzen Rahmeninhalt beblitzt, vor das Werk treten, sondern in der Art des niederländischen Beschauers aus mäßiger Entfernung Handbreite um Handbreite den ruhigen Strömen der Zeichnung folgen. Dann geleitet Dich der Alte mit seinen Rittern und Pilgern aus heiligen Städten durch leuchtende Fluren; thaubefeuchtete Büsche und Wipfel neigen sich zu Weges Seiten dem andachtvollen Zug. Ueber Frühlingswiesen und Veilchengründe schreiten selige Schaaren, das heiligste Mysterium schauend zu verehren. Es hebt sich der Blick zu den Chören der himmlischen Musikanten und steigt empor zu der höchsten Region, wo in kaiserlicher Glorie Gottvater über der Welt und ihren Reichen thront. Nach dieser Wanderung voll Naturempfinden, Glauben, Innigkeit und Naivetät magst Du getrost den besten Werken neuster Kunst gegenübertreten, und wenn es die Olympia des Manet wäre: Du wirst ihre Feinheiten und Stärken nicht minder würdigen, aber Du bist gefestigt gegen die Gefahr, Nervenreize mit Seelenempfindungen zu verwechseln.

Entwickelung der Neusten.

Wie zeigt sich nun der Weg an, den jüngste Malkunst durchlaufen hat? Wie hat die summarische Bilanz ihres Soll und Haben in der letzten Epoche sich verändert?

Beginnen wir kurz nach dem Ablauf der Tage von Fontainebleau, in denen die ältere Kunst ihren Dominantenakkord anschlug.

Zunächst befreite man sich von romantischen Schablonen. Man wollte

die Dinge als Materie, Mensch und Thier als bodenentstammte Geschöpfe, nicht mehr als Träger hergebrachter Wünsche und Ideale. Man ließ ihnen eine ethnographisch-soziale Charakteristik und beobachtete sie gewissermaßen naturgeschichtlich. Diese Abkehr von moralisirenden und sentimantalisirenden Praktiken war nothwendig; aber sie war eine negirende, kritische Leistung, wie zur selben Zeit in der Literatur die nihilistische Evolution des Naturalismus.

Dann befaßte man sich mit dem Problem des Lichtes oder, besser gesagt, der Belichtung. Man entdeckte — vielleicht nicht ganz unabhängig von der Photographie — für die Malerei neu, was der Physik längst bekannt war, die Lehre vom Lichtwerth. (Populär ausgesprochen: die Erkenntniß, daß ein Fenster oder ein Stück Himmel wesentlich heller sein kann als eine weiße Wand im Schatten.) Ein zweites physikalisches Prinzip, das die Wissenschaft „optische Farbenmischung" nennt, während die Malerei noch nach einem geeigneten Ausdruck sucht, wurde etwas später der Kunst dienstbar gemacht. Man spaltete schwer faßbare Nuancen in kontrastirende Farbflecke und brachte es dahin, daß noch heute eine Schule, in unverminderter Freude über das Phänomen, ganze Bilder aus Punkten reiner Färbung zusammensetzt, wodurch natürlich eine gehörige Luzidität erreicht wird.

Diese Errungenschaften darf man als physiologisch-optische bezeichnen.

Eine zweifache Bereicherung brachte Japan.

Die Technik des Schattirens war den europäischen Malern seit der Zeit der späteren Griechen ein geheiligter Besitz, der Art, daß Lionardo es schlechthin als das Kriterium des Talentes bezeichnete, wenn der Schüler aus eigenem Gefühl durch Lichtabstufung nach körperlicher Erscheinung strebte. Nun mußte man erfahren, daß japanische Künstler das Geheimniß besaßen, fast ohne eine Spur von Schattirung, allein durch Linienführung und weise Abwägung der Lokaltöne, Wirkungen zu schaffen, die, wo nicht an Körperlichkeit, so an atmosphärischer Feinheit die westlichen Werke übertrafen. Untrennbar hiervon war ihre Bildanschauung, die man als eine „totalisirende" im Gegensatz zu der „spezialisirenden" des Europäers ansprechen könnte. Um die Töne in richtiges Gleichgewicht zu setzen, mußte der Blick beständig den ganzen Naturausschnitt umspannen, er durfte nicht auf einem Brennpunkt verweilen noch, wie es bei den Alten Gewohnheit war, gemächlich auf der Fläche umherspaziren. Auch die japanischen Anregungen waren nothwendig und willkommen. Sie haben, neben Anderem, einen bedeutenden Plakatstil und einen vorzüglichen Karikaturenstil gebracht. Man könnte diese Errungenschaften als ethnographische bezeichnen.

Wenn wir dann noch in Rechnung ziehen, was wir der Momentphotographie und der Wiederentdeckung frühflorentinischer Kunstformen verdanken, so ist der Kreis neuster Kunstentwickelung geschlossen.

Zusammengefaßt: Der Beginn ein Nihilismus, Zerstörung der letzten Romantik (wobei bemerkt sei, daß Antiromantik noch lange nicht Naivetät, vielmehr immer Romantik, wenn auch bitter gewordene, bleibt), dann zwei großartige technische Evolutionen. Seitdem nichts Wesentliches.

Will man aus vergangenen Zeiten Parallelen herbeiholen, so könnte man versucht sein, eine Epoche zu wählen, die freilich heute nicht gut angeschrieben steht — denn auch die Kritik kennt ein böses Gewissen —: die Hochrenaissance. Auch damals war ein Zeitalter der Seelenkunst dahingegangen und hatte den Wunsch nach neuen, kräftigeren Ausdrucksmitteln hinterlassen. Man fand sie; und verherrlichte Form, Gestus und Schönheit, wie man heute Licht, Luft und Charakter emporhebt.

Derartige Perioden der Kunstgeschichte dürfen nicht unterschätzt werden. Abgesehen davon, daß die letzte uns eine Anzahl interessanter und einige bedeutende Werke schenkte — die größten verdanken wir freilich abseits Stehenden — muß auch festgestellt werden, daß eine neue Ausdrucksform geschaffen ist. Dies Ergebniß werden vor allem Diejenigen schätzen, die an eine erreichbare absolute Wahrheit der Naturdarstellung glauben und nach ihr streben.

Wem dagegen alle Kunst Gleichniß und Symbol ist, Wem die Kunst gerade deshalb verehrungwürdig dasteht, weil sie die Natur interpretirt, durchgeistet, menschlich macht, somit nicht mit ihr in Konkurrenz tritt, sondern sie neben sich walten läßt, Dem werden neue Lehren und Handwerksmittel nicht viel mehr bedeuten als Moden und Hüllen. Er wird sich neuer Gestalten und Menschlichkeiten in allen Kleidungen erfreuen und nur wünschen, daß Jeder diejenige trägt, die ihm am Besten zu Gesicht steht.

Unsere Zeit ist reicher an Ausdrucksmitteln als an Persönlichkeiten. Die Griechen, die am Liebsten kolorirte Umrisse zeichneten, die ältesten Florentiner, die sich die Paradiesessitze der Heiligen nicht anders als gothisch denken konnten, waren nicht ärmer als wir. Das eine Zeitalter wird das Organische auf Kosten der Farbe lieben, ein anderes den Ausdruck auf Kosten des Charakters, ein drittes das Licht auf Kosten der Form, — und jedes ist im Recht.

Unsere Künstler haben aus dem letzten Menschenalter des neunzehnten Jahrhunderts ein genügendes Maß neuer Kenntnisse geschöpft; und zweifellos werden auch von den kommenden Meistern manche sich dieser Lehren erinnern und ihnen von Zeit zu Zeit Geltung schaffen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Schwer verständlich wird nur Eins den Späteren scheinen: warum diese aufrührerische Epoche von 1860 bis 1880 die Allüren einer Revolution annahm, so leidenschaftlich fast wie die unserer Literatur genau hundert Jahre zuvor.

Zur Erklärung mag herangezogen werden, was vorhin über Erinnerungbilder und deren gewaltſame Störung geſagt iſt. Nichts Kleines wurde dem Beſchauer zugemuthet: er ſollte gleichzeitig lernen, Lichtwerthe zu genießen, Flächen zu umſpannen, und Manches der Art mehr. Ueberdies begann die Antiromantik damit, ſich in die unappetitlichen Formen eines aggreſſiven Naturalismus zu hüllen. Für Naturalismus iſt aber noch nie eine Bourgeoiſie zu haben geweſen, am Wenigſten, wenn er ſich als das Abſolute ausgiebt; und davon kann er nicht laſſen: er hat es mit dem Liberalismus gemein.

In anderem Zuſammenhang ſollen dieſe Reflexe nochmals berührt werden. Hier ſei nur bemerkt: die Revolution vom Jahrhundertsende war kein Staatsreich der Malerei, ſondern eine Rebellion des Publikums.

Kunſtprogramme

Schuldoktrinen und Kunſtprogramme ſagen in der Regel nicht ſowohl Das, was gemacht werden ſoll, ſondern Das, was gemacht werden kann; ähnlich den Speiſezetteln in Wirthshäuſern, darauf man lieſt, was zu haben iſt

Etwas wider Willen ſollen dieſe Zeilen mit zwei modern-programmatiſchen Leitſätzen ſich befaſſen, deren ſtete Wiederholung Unbehagen verurſacht.

Die erſte Theſe lautet: „Der Vorwurf iſt gleichgiltig: die Bedeutung des Kunſtwerks liegt in der Kraft der Darſtellung!“ Der Vorderſatz ſoll des Friedens halber uneingeſchränkt anerkannt werden: der Nachſatz erfordert Prüfung. Daß Malerei Darſtellung iſt und daß dieſe Darſtellung in letzter Linie lediglich in der Führung des Pinſels und der Wahl der Farben beſteht, iſt unbeſtritten. Wenn daher der Satz, in Anlehnung an das Axiom: „Die Armuth kommt von der pauvreté“, bedeuten ſoll: „Die Kunſt der Malerei beſteht in der Kunſt des Malens“, ſo iſt auch dieſe Wahrheit anzuerkennen.

Doch die Doppeldeutung dämmert auf. Es könnte am Ende gemeint ſein: „Das Weſen der Malkunſt liegt in der Kraft des techniſchen Vortrages“. Das würde heißen: Gleichgiltig iſt, was der Künſtler in die Natur hineinlegt oder aus ihr herausholt. Gleichgiltig, ob er ihre Geſetze und Organismen reſpektirt. Konzeption iſt überflüſſig, Phantaſie lächerlich. Wenn er nur mit kräftiger Fauſt breit und entſchloſſen die Farben aufſetzt, ſich einer gewiſſen Koloriſtik befleißt, einen Ziegelſtein nicht allzu rund und einen Apfel nicht allzu eckig malt, die Valeurs beobachtet, nicht braun untermalt und kein Schwarz auf die Palette nimmt, ſo iſt das Große Kunſtwerk da.

Die Spitzfindigkeit dieſer Deutung wäre unerlaubt, wenn nicht merkwürdige Indizien ſprächen. Unter anderen lautet eine Art Kriegsgeſchrei äſthetiſcher Salonpropheten: „Das Spargelbund von Manet iſt höhere Kunſt

als alles Vergangene und Gegenwärtige.“ Der künftige Chroniſt unſeres Kulturzuſtandes wird ſich dieſer Parole freuen. Uns genügt es, bei aller hohen Verehrung für Manet und ſeine exquiſite Kunſt, hervorzuheben, daß das Bild als ein Muſter temperamentvollen Vortrages und glänzender Farbengebung gerühmt zu werden verdient. Wem dieſe Studie aber mehr iſt als ein geiſtvolles Paradigma und ein ſubtiler Nervenreiz, wer ſie neben oder über Van Eycks Altar, Giambellins Beweinung oder Grünewalds Kreuzigung zu ſtellen wagt, für Den iſt die Neunte Symphonie nicht geſchrieben und Lear nicht gedichtet. Der mag ſich ſeiner zarten Nerven freuen und ſich Deſſen getröſten, daß eine unſterbliche Seele ihm nicht verliehen wurde.

Ein zweites Wort muß erwähnt werden, das ein Wenig verruchter, aber ganz unterhaltend deshalb iſt, weil es mit der zuerſt erwähnten Theſe aufs Entſchiedenſte ſtreitet. Kunſthiſtoriker haben gefunden, daß vor dreißig, vierzig Jahren, als unſere Großeltern ihre guten Stuben mit gemalten und geſtochenen Pendants zu ſchmücken liebten, Publikum und Maler an ſtark pointirten ſentimentalen oder humoriſtiſchen Sujets ſich erfreuten. Man hat es getadelt, wenn ein ſchwaches Werk anſcheinend nur dieſes literariſchen Inhalts wegen gemalt war oder um ſeinetwillen geprieſen und gekauft wurde. Durchaus mit Recht. Zwar hat Goethe den Inhalt des kleinen dreifigurigen Ter Borch mit anerkennendem Behagen novelliſtiſch ausgeſonnen — das Bild iſt übrigens ein höchſt reizvolles Werk —: wir müſſen aber, unabhängig von aller Autorität, zugeſtehen, daß geſchichtlicher Vorgang eines Gemäldes, zumal wenn er auf allerlei Beiwerk rebusartig ſich ſtützt, neben der Kunſt hermarſchirt, ſo etwa wie eine moraliſirende oder politiſirende Tendenz, die ein Dichter ſeinem Drama oder Roman beizufügen für nöthig hielte; ſie iſt ein Adiaphoron, der Werth des Werkes hat nichts mit ihr zu ſchaffen.

So weit gut. Nun haben aber die Kunſtpropheten ſich dieſes handlichen, leicht faßlichen Begriffs des „Anekdotiſchen“ bemächtigt und, wie die Juden um die Sinaigeſetze, einen handfeſten Zaun um das Götzlein gezimmert: „Das Anekdotiſche iſt ſchlechthin das kunſtfeindliche Prinzip!“ So ziehen ſie mit dem Ruf: „Jedes Sujet iſt erlaubt!“ die ganze Schöpfung an ihre Bruſt und verbieten mit gleichem Athem das „Anekdotiſche“ und ſchreien Anathema über die Mehrzahl menſchlicher Szenen.

Dies wäre nur lächerlich, wenn nicht aus der kleinen Verruchtheit gelegentlich eine große gemacht würde. Unſere Kunſt ſtammt vom Sakralen und hat von je her menſchliche und göttliche Vorgänge verherrlicht. Mit dem neugefundenen Theorem hat man es in der Hand, jede Kreuzigung, jede Pietà, jede mythologiſche Szene zur Anekdote zu entwürdigen und mit einem Federzug die geſammte ältere Kunſt, mit Ausnahme einiger Landſchaften, Stilleben und Interieurs, zu vernichten. Ein Wenig pſychologiſche Analyſe würde zwar den

Kryptoromantikern klarmachen, daß ein Strickstrumpf in poletarischem Milieu genau so anekdotisch ist wie ein Liebesbrief in einem Pensionat, -- gleichviel; Kunstprogramme sind eben Speisezettel.

Aus diesem noachidischen Bestreben ist es Sitte geworden, mit profanen Händen dem Grabe des großen Malers Böcklin zu nahen und mit dem Anekdotenwitz, mit alten Spitzfindigkeiten und Praktiken, in neue Worte und Papierchen gewickelt, seine Werke zu verunglimpfen. Sie auszuwickeln, lohnt nicht Wer vor dem Bilde „Das Schweigen im Walde" stand, Wem das Geheimniß des holden und furchtbaren Germanenwaldes mit Zauberaugen entgegenleuchtete, Der hat durch den Kristall einer Menschenseele in die abgründige Werkstatt des Erdgeistes geblickt. Der vergißt die halbstilisirten Kiefern, die, von nordischem Stick- und Strickwerck auf preußische Leinwand verpflanzt, durch die „Kraft der Darstellung" bestenfalls gemalte Bäume sind. Und wer das „Spiel der Wellen" kennt, das Bild der tönenden Lieblichkeit und tückischen Gewalt des Meeres, Der sehnt sich nicht nach den gelbgrünen Fettpolstern, in denen großstädtisches Seeempfinden sich auf der Leinwand verwirklicht.

Ich schreibe diese Worte im Angesicht der deutschen Nordsee, die machtvoll ruhend vor meinen Augen in klarem Bogen sich dem Firmament vermählt. Ihr Athem kühlt meine Stirn und ihr fernabrauschender Gesang tönt in meiner Brust wieder. Und in der Umarmung dieser rauhgewaltigen kunsttötenden Natur steigt jenes herrliche Bild des geschmähten Malers vor meinen Augen auf und seine Zauber wollen nicht verblassen.

Von Größe und Persönlichkeit.

Wer mich zwingen will, mit seinen Augen zu schauen, mit seiner Seele zu empfinden, an seine Welt zu glauben und in ihr zu leben, Der muß größer sein als ich an Stärke der Empfindung, an Macht der Sinne, an Gewalt der Persönlichkeit. Dann gebe ich, ein Gast seiner Seele, gern mein eigenes Selbst hinweg im reinen Doppelgenuß des Empfangens und Verehrens. Und nach dem ersten Staunen und Erfassen folgt liebevoll eifriges Vertiefen und Begreifen. Wie hat der Meister jenes abseitig fremde in die Einheit seiner Gesichte gefügt? Wie hat er dieses naheliegende, gefahrvoll triviale ausgeschaltet? Wie hat er die widerstrebende Materie gebändigt? Wie den Strahl seines Geisteswillens ans Materielle gebunden? Und Antwort auf Frage, Frage auf Antwort.

Unsere malerische Produktion in einem Jahr ist größer als die ganze Summe der Medicäerzeit. Unsere Ausstellungen bersten, unsere Wände starren von Oelfarbe. Wo sind die großen Menschen, die solche Geschäftigkeit vertreten und rechtfertigen?

Jedes Zeitalter bekommt seine Färbung durch das Geistesgebiet, dem die stärksten menschlichen Potenzen sich zuzuwenden belieben. Heute, scheint mir, wenden sich unsere größten Geister ab von den Künsten, zumal ab von der Malerei. Wissenschaft, Technik und Erwerb haben alle Gewalten ergriffen und über allen Ländern tausend unsichtbare Königreiche geschaffen, die nach Herrschern verlangen. Was vormals über alle Dinge den Mann reizte und lockte, die Gefahr, sie heißt heute Verantwortung. Da mag es denn Manchem nicht verantwortlich genug sein, eine Leinwand auszufüllen — wär' es noch die Stirnwand der Sixtina! — oder einen Band Papier mit Herzenswirrnissen zu bedrucken. Wie Dem auch sei: die Mächte großer Menschen bleiben aus. Helikon und Parnaß werden Lustgehege des Frauenzimmers und des Aestheten, die sich ja immer gut vertragen haben.

Ja, unsere Zeit ist der Kunst und sie unserer Zeit nicht mehr von Herzen zugethan, obwohl man niemals zuvor ihr so viel geräuchert hat. Um die Enteilende zu halten, öffnet man ihr die Kinderzimmer und füttert die Rangen mit Botticelli, so daß sie schon siebenjährig Symbolismen von sich geben; man weiht ihr jeden Trambahnwagen und jede Schlummerrolle und würde wohl gar unsere Maschinen und Brücken künstlerisch „ausgestalten", wenn nicht zum Glück findige Köpfe entdeckt hätten, im Konstruktiven läge eine Aesthetik der Zukunft, die man nicht stören dürfe.

Die Kunst entweicht. Erst dann wird sie verweilen, wenn man den Werth der wuchtigen Arbeit, der Meisterschaft und der gewaltigen Persönlichkeit wieder schätzen gelernt hat.

Ja: schätzen gelernt! Von den wenigen Vollmenschen der Kunst, die Deutschland besaß, sind kürzlich zwei gestorben: Lenbach und Menzel. Der Eine ebenbürtiger Chronist und Bildner des Pandaimonions seiner Epoche, der Andere ein kleines Wundermonstrum, das sechzig Jahre lang die preußische Kunst, bald weit voran, bald im Getümmel, bald isolirt, auf seinen Niblungenschultern trug. Man hielt ihnen Leichenreden und behandelte sie nicht schlechter als Seinesgleichen. Man verzieh ihnen gütigst einen Theil ihrer Fehler in Anbetracht Dessen, daß der Eine mit Leibl bekannt war, der Andere ein Stücker dreißig Jahre vor Manet ähnliche Bilder gemacht hatte, und ließ dabei durchblicken, daß solche Ehren eigentlich nur Vereinsmitgliedern gebühren.

Und nochmals Böcklin. Wenn Die von der Geschmäcklerzunft kommen und Euch die Bonbondevise einblasen: „Aber um Gotteswillen, er war doch weder ein Maler noch ein Zeichner", so mögt Ihr ihnen antworten: „Zunächst war er Beides; sodann war er aber ein ganzer und großer Mensch. Wollte Gott, wir hätten ein Dutzend Solcher; wir gäben für Jeden gern ein Schock Aestheten und Dinerphilosophen."

Von Meisterschaft.

Kunst ist Handwerk. Keins von den rauhen zwar, die Felsen meißeln und Metalle strecken. Von Alchemie erlöst, da große Werke am Rhein unendliche Ströme von Farbstoff über die Welt ergießen, formt Malerei ihre zarten Massen mit geschmeidigem Werkzeug, das der weißesten Hand nicht zu schwer ist. Handwerk immerhin, denn die eigene Hand ist unersetzlich: Bilder sind bis heute noch nicht diktirt worden.

So reihte sich vor Jahrhunderten, würdig und anspruchslos, die Malkunst neben die Kunst der Goldschmiede, der Schwertfeger, der Bildwirker, der Baumeister. Meisterschaft — die Erfahrenheit der Väter vermehrt um die eigene, bereichert durch Kenntniß fremder Länder und gestützt auf rastlose Uebung der Hand und des Auges —, Meisterschaft war Pol und Axe aller Kunst. Wie denn noch heute in anspruchsloseren Berufen: vom Krämer und vom Diplomaten, vom Soldaten und Ingenieur, vom Schriftsteller und Musikanten, das genaue Studium des Metiers, die hundertfältige Kenntniß der Mittel und meisterliche Uebung des Handwerks gefordert und geleistet wird.

So waren in jenen Zeiten auch die Aufgaben bedeutend, verantwortungvoll, ja, unersetzlich. Ein Altarbild an heiligster Stelle bestärkte die Verheißungen der Kirche, verkündete sie Menschen, die im Leben vielleicht kein zweites Gemälde erblicken sollten. Eine Klosterfahne mußte die überlegene Gottgefälligkeit des aufblühenden Ordens deuten. Der Schmuck des päpstlichen Gemaches war eine Staatsaktion vor anbetenden Souverainen. So erhöhte das meisterliche Werk, erniedrigte das mißrathene auf alle Zeiten Künstler und Besteller

Noch im Jahrhundert des Glanzes und der Aufklärung war der Meister an große aufgetragene Pflichten gebunden; wenn auch das Werk nur ein olympischer Plafond und der Besteller ein Dutzendfürst sein mochte.

Als aber die Mächte des Feudalregimes zusammenbrachen, trat eine Bourgeoisie hervor, die wohl Konsument, niemals Beschützer, niemals Richter sein konnte. Der Maler mußte, was vormals wohl ein Tizian wagte, auf Vorrath arbeiten; sein Werk wurde Marktwaare. So war das Handwerk seines Bodens und Erdreichs beraubt, entwurzelt. Damals begannen die Maler die Denkweisen des Handwerkers zu verlassen und die literarisch berühmten Alluren des Künstlers anzunehmen; Begriff und Diskussion des Talentes, das vormals nur ein Ingrediens der Meisterschaft gebildet hatte, trat in den Vordergrund.

Noch immer blieb der Beruf der Kunst hart und ernst. Da sandte die Natur, die alles Trägbehäbige haßt, der nicht mehr jugendlichen Bourgeoisie eine seltsame Plage: sie rächte sich für die Erblichkeit geistiger Arbeit und verfügte, daß in allen Häusern dieses Lasters die dritte oder vierte Generation

als neue Varietät zur Welt kommen sollte. Diese Varietät zeigt sich in körperlich wenig bedeutenden Menschen, die, mit ungewöhnlicher Rezeptivität behaftet, frühzeitige und entschiedene Neigung für die Nervenreize der Kunst verrathen und bethätigen. Tritt die Erscheinung in Städten auf, so wird sie durch die Uebersättigung unserer Kultur mit künstlerischen Surrogaten und Essenzen nicht unterdrückt, sondern gekräftigt. Da das Phänomen eine psychopathische Bezeichnung noch nicht gefunden hat, wird es in der Familie als die Erstehung eines Talentes begrüßt; und der Träger der Abnormität, den man einst zum Pfaffen oder Schneider gemacht hätte, zum Künstler ausgebildet.

So haben sich die Talente in unseren Tagen vertausendfacht. Und die angehende Vermischung des Künstlerthums mit internationalen neuropathischen Talenten bedeutet die Entwurzelung des Künstlergeschlechtes.

Ein drittes ernstes Moment darf nicht verschwiegen werden Uebervölkerung und Lebensansprüche haben eine große Zahl von Frauen gezwungen, den Beruf der Liebe und der Herrschaft zu verlassen und nach der Art dunkler Rassen sich durch Arbeit zu erniedrigen. Dies hat ihre Anrechte an das äußere Leben gesteigert und auf das ihnen nächstgelegene Gebiet der Kunst rückgewirkt. Die Frau — ich rede nicht von androgynen Halbbildungen, die in allen Thätigkeiten Vieles, meist Halbes, zu Wege bringen — lebt in voller Unkenntniß des Materials und der Struktur, des Handwerks und der Konstruktion. Sie scheut nicht vor gußeisernen Nippestischen, vor papiernen Glasbildern und blechernen Telleruhren. Der grenzenlose Rückgang der Gewerke, der Jammer des Waarenhauströdels begann, als der Mann ihr den Einkauf nicht mehr allein des Tandes und der Nahrung, sondern auch des Hausrathes ihr überlassen mußte. Auf die Kunst wirkt nun die Frau ein als Ausstellungbesucherin, Dilettantin, Leserin der Kunstkritiken, Beratherin des Ankaufs. Ihr Geschmack geht auf Modernes und Extremes.

Würdig des Romanschreibers wäre es, Lauf und Leidensgang des Kunstjünglings, begonnen unter dreifach finistren Vorzeichen, zu schildern Wie zwei Jahre münchener, ein Jahr pariser Schule ihn mit dem Rüstzeug des Jahrhunderts wappnen, wie erste Zweifel an der Götterſendung durch Vergleich mit tausend Gleichgearteten gestillt werden, wie auf dem Gipfel des Lebens die Tage der Stimmung und der Arbeit denen der Mißstimmung und Unthätigkeit in gemächlichem, sorgsam respektirten Rhythmus folgen.

Zenith des Jahres ist die Ausstellung. Bald ist erkannt, daß ein Bild sich nur in die Erinnerung des flüchtigen Beschauers einbrennt, wenn es zur Rechten und zur Linken herzhaft absticht. Der Satz: „Genialität ist originell", um ein Kleines variirt: „Originalität ist genial", verlangt, daß jeder im Leben, Fühlen und Denken noch so durchschnittlich Normale sich eine Persönlichkeit, Individualität oder Note beschaffe, zum Mindesten aber sich auslebe.

Und ist der Variationkreis der Originalitäten erschöpft, so bleibt doch unerschöpflich die Eigenart des Farbempfindens. Man kann wenigstens Das blau sehen, was der Andere violett, oder gelb, was der Dritte grün sah.

Pinselführung ist wichtiger als Respekt vor der Natur. Kühne Kurven des Striches wirken frisch und launig. Ob ein Baum als lebendiger Organismus athmet, bleibt dahingestellt; in erster Linie ist er leuchtender Fleck. Daß das Gerippe der Erde, bedeckt oder unbedeckt von der Hand des Bodens, nach Urgesetzen gewachsen sei, ist reine Theorie. Immerhin empfiehlt sich, ein unbestimmtes Dünengelände, schon des Tones wegen, zu wählen. Zwei Gesetze jedoch gebieten selbst der freisten Originalität Halt: Das Portrait muß in der Komposition japanisch und in der Farbe glasgowisch sein, die Landschaft muß wirken wie ein flüchtiger Blick aus einem Fenster.

Bei der Schilderung dieses Treibens — die, wie der verständnißvoll Lesende empfindet, nur einem Theile der zeitgenössischen Malerei, den neumodisch konstituirten Talenten, gilt — darf ein grotesker Zug nicht ausbleiben.

Die Wahrheiten der neuen Schule sind mittlerweile ja ziemlich ehrwürdig geworden; so alt etwa, wie Wahrheiten im Allgemeinen zu werden pflegen. Außer den Kunstfremden, die zeitlos sind, lehnen nur noch Wenige sie ab und lassen es ungewiß, ob ihre Opposition der Sache oder dem Gebahren gilt. Dies hindert unsere Jüngsten nicht, in den Falten der Brutustoga die Rolle gekränkter Revolutionhelden frischweg fortzuspielen.

Begreiflich wärs, wenn die alten echten Revolutionäre — vielleicht, genau betrachtet, war es nur Einer, der denn auch ein wahrer Meister wurde und geblieben ist — sich mit Groll der alten Kampfeszeiten erinnerten, als sie, vereinsamt, verlassen von den Nächststehenden, im unsauberen Hagel der Insulten standen. Aber wo sind die Wunden der Jungen? Nach den neusten Methoden hat man aus zweiter Hand sie ihr Handwerk gelehrt und das verflossene kennen sie vom Hörensagen.

Gäbe es nicht zu ihrem Glück noch irgendwo einen konservativen Minister — oder ist es ein Akademiedirektor? —, der den markirten Feind spielt, so wäre der Traum der Revolution vernichtet; man hätte ein paar magere Staatsaufträge und die reichlichen Käufe der Oppositionspekulanten hörten auf. Darunter verstehe ich die Kunstbeschützer, die von spät erkannten Genialitäten gehört haben und die in verständiger Würdigung des eigenen Instinktes Dasjenige kaufen, was ihnen so recht von Herzen zuwider ist; hoffend auf das große Los und hundertfältige Vergeltung des Kapitals mit Zins und Zinseszins.

Das Publikum spricht.

Niemals hat Bourgeoisie, weder schaffend noch richtend, die Kunst gefördert. Aber innerhalb des großen sichtbaren Publikums lebt ein unsichtbares

kleines, das Achtung verdient; nicht die aufdringliche Schöngeiſtgemeinde dieſes und jenes Künſtlers, die ſich für die Mühſal des Kleinkramlebens durch lärmende Parteinahme in Kunſtſachen entſchädigt, ſondern die Summe der Betheiligten an einem wenig bekannten Nationalgut, dem geſunden Menſchenverſtand.

Solcher Geſtalt, denk ich mir, könnte dies Publikum ſich äußern:

Vae Victis! Ihr habt uns gebändigt. Uns, die Nachkommen alter Jäger und Fiſcher, die wir den Vogel in den Zweigen, den Kahn auf höchſter See erſpähen: uns habt ihr gezwungen, nach Art der Franzoſen blinzeln, nach Art der Orientalen äugen zu lernen, um Eure Bilder zu begreifen. Soll es immer dabei bleiben?

Ihr habt uns bewieſen, daß Licht und Sonne und wieder Licht der Gegenſtand der Malerei iſt Wir wiſſen jetzt genau, wie Licht mit Oelfarbe gemacht wird. Wir wiſſen auch, wie viel Licht in der Oelfarbe ſteckt Kriegen wir von jetzt ab nur noch Oelfarbenlicht zu ſehen?

Wir ſind davon überzeugt, daß es in der Natur viel mehr Violett giebt, als irgend ein Menſch ahnt. Wir haben auch begriffen, daß eine weiße Schürze lediglich aus bläulichen, röthlichen und gelblichen Tönen beſteht und daß Reflexe manchmal die merkwürdigſten Farben geben. Müſſen wir uns immer wieder von Neuem wundern, wenn es Jemand macht?

Ihr habt uns ganz in unſerer Hand. Euer Reich iſt durch Organiſation gefeſtigt. Die Töchter der harmloſeſten Familien fangt Ihr ein — ihr Klavierſpiel vormals taugte freilich auch nicht viel —, infizirt ſie mit den Keimen Eurer ewig neuen Kunſt und laßt ſie als Peſtratten in den Häuſern herumfahren, ſo daß die Großmutter pointillirte Nachtjacken verlangt und die Stopferin in Kontraſtfarben arbeitet. Die Preſſe iſt Euch ergeben. Von Krefeld bis Magdeburg und von Chemnitz bis Graudenz hört die kunſtſchreibende Jüngerſchaft das Kommando Eurer Führer. Sieben alte Meiſter werden reſpektirt, ein Dutzend neue bilden den Katechismus und im Uebrigen wechſelt es ab mit der Farbenſymphonie des Herrn Müller, der Weltſeelenwurzelſchaft des Herrn Schulze und dem Erdgeruch des Herrn Cohn.

Eure Vettern und Brüder, die Möbelzeichner und Innenarchitekten, regiren in Eurem Namen unſere Häuslichkeit. Sie haben uns klar gemacht, daß wir bisher weder richtig gegeſſen, noch getrunken, noch ſonſt was gemacht haben, und lehren uns, wies geſchehen muß. Zum Eßzimmer muß man drei Stufen empor ſteigen und es muß violett ſein, des Eſſens wegen. Zum Schlafzimmer muß man bergab ſteigen, weil es am Abend iſt. Die Möbel müſſen etwas Bäuerliches und etwas Altväterliches haben und man muß verſuchen, ſich dazu in die zugehörige Stimmung zu ſetzen, wenn man auch am Tage andere Dinge im Kopf hat. Vor Allem muß man beſtändig genau darauf achten, daß Alles recht naiv und urſprünglich bleibt.

Ihr seht: wir sind in allen Dingen gelehrige Schüler. Aber es ist uns noch nicht gelungen, unsere ganze Natur gefügig zu machen. Noch immer sind wir Deutsche. Wir erschrecken vor dem Grellen, dem Aufdringlichen, dem Extremen. Unsere Gefühle und Leidenschaften sind tief, aber schamhaft gewöhnt, nicht an der Stirn getragen zu werden. Wir dämpfen den heftigen Ausdruck und deuten Unaussprechliches von fern her an, um nicht verzückt und aufgeregt zu stammeln. Wir beschatten unsere Empfindungen und lieben den Hauch der Wehmuth über unsere Freuden gebreitet. Wir lieben die Natur mit bräutlicher Liebe, wir versenken uns ehrfurchtvoll in die Schönheit ihrer Schöpfung, wir freuen uns der Zartheit eines Haidekrautzweiges nicht minder als der südlichen Majestät schwarzer Cypressen. Ja, wir bekennen frei und unverzagt: Gläubig oder ungläubig sind wir voll Frömmigkeit. Hinter dem Schleier der sichtbaren Natur ahnen und verehren wir das Unaussprechliche, Ewige, gesetzmäßig Waltende, das die letzte Faser alles Erschaffenen durchglüht und heiligt.

Wir fragen Euch: Werdet Ihr uns jemals wieder eine Kunst schenken, die wir nicht blos begreifen, sondern erleben? Werdet Ihr uns die heilige Nacht unserer Wälder, die Lauterkeit unseres sanften Himmels, die herbe Reinheit unserer Nordlandsee widerspiegeln, so daß wir, aus Eurer Seele verklärt, durch unsere Augen sie dankbar empfangen?

Kann solches Wunder sich nicht so bald erneuen, so werden wir in den dämmernden Ryffhäuserburgen unserer Museen verweilen und geduldig spähen, wie lange noch die schwärzlichen Vögel über westliche und nördliche Grenzen hin und wieder schweifen und mit scharfer Stimme die Zeit der internationalen Herrlichkeiten preisen.

— —

So spricht ein Publikum, doch ach, ein unsichtbares. Und seine Sprache ist nicht die Sprache des Mundes; es ist die Sprache eines dunklen, ruhelosen Traumes, den selten nur unwillig unbewußte Bewegung verräth. So sei es mir erlaubt, den Mund zu öffnen und mein letztes Hoffen zu gutem Ende auszurufen.

Frommer Wunsch:

Gott schenke der deutschen Kunst ein gutes Jahr. Er schenke ihr Seele und Vertiefung, er erwecke ihr Respekt vor der Natur, gebe ihr mehr Meisterschaft und weniger Originalität und sende ihr ein paar große Menschen.

Ernst Reinhart.

Der Geistbrenner.

Wer einmal so fünfzig Jahre lang Zeuge des Weltlaufes gewesen, bei Dem müßte sich, so sollte man meinen, der ganze innere Mensch geändert haben. Alles ist ja so unerhört anders, als mans in der Jugend gesehen, geträumt hat. Die lange Reihe von Hoffnungen, Ueberraschungen und Enttäuschungen, von Freuden und Qualen, von Entwickelungen und Verwickelungen und Lösungen, bei denen immer wieder Alles erwartet wird und immer wieder nichts herauskommt: diese Reihe von großartig aufgedonnerten Nichtigkeiten müßte ein denkendes Wesen doch endlich gleichgiltig machen, in den Zustand jenes Träumenden versetzen, der bei keiner Feuersbrunst mehr aufschreit, bei keinem Sturz mehr zusammenzuckt, weil er in seinem Halbschlummer weiß: es ist doch nur ein Traum.

Jawohl, wer fünfzig Jahre lang am sausenden Webstuhl der Zeit steht, Der müßte es endlich doch weghaben, wie die Fäden geknüpft, verschlungen und die Knoten wieder gelöst oder zerhauen werden. Er müßte sehen, daß Jeder, der da mit hineingewoben wird, eigentlich gleich gut daran ist, ob sein Faden nun geradeaus oder querüberläuft. Ein Kreuz bildets immer. Der Sehende kommt ruhig darüber hinweg; der mit den übrigen Fäden ringende und sich verklemmende, auf andere Fäden sich stützende, in andere Fäden sich bergende und doch für sich ein freier selbstsüchtiger Ichfaden sein wollende Hascher und Haber leidet ganz verzweifelt. Der ruhig Schauende ändert sich im Lauf seines Lebens. Der Haschende und Habende ändert sich nicht. Dieser ist lediglich Stoff, der nach gemeinen Naturgesetzen steigt und fällt, sich physisch ausdehnt, chemisch verbindet und nicht anders als ein Klumpen Erde mitthun muß in dem Kessel, aus dem ewig die Blasen steigen und in dem der Bodensatz in die Tiefe sinkt. Die Haschenden und Habenden, sie sind es, die den Kampf ums Dasein mit dem selben trostlosen Stumpfsinn ringen wie der Wurm und die Milbe und die Eintagsfliege. Die Haschenden und Habenden, sie sind für sich nichts; erst wenn sie sich mit Gleichwerthigem, mit der Stoffmasse verbinden, scheinen sie Etwas zu sein, wenigstens so viel, daß sie sich selbst und Gleichgearteten genügen. Sie schauen nicht, sie denken nicht, sie sind blos, wie ein Schwammthier oder ein Weichthier ist. Diese rein materiellen Menschen sind eigentlich das Unschuldigste, was es geben kann; sie sind ja halb unbewußte Wesen; sie dämmern so hin im Verdauungschlummer, als ob sie zu viel gefressen hätten, oder sie greifen instinktiv immer und immer mit ihren Fängern aus wie Seethiere, die Alles, was sie erhaschen können, einmal an sich ziehen, wenn sie auch, längst übersättigt, Alles wieder fallen lassen müssen. Die Hascher und Haber, diese Aermsten! Und doch: diese Glücklichen! Weil sie ja so kurzsichtig sind und so tief in ihren Tag hineingebettet, daß sie keine Ahnung haben von den ewigen, glühenden, göttlichen Dingen, die den Schauenden nimmer zur Ruhe kommen lassen.

Der reine Stoffmensch ändert sich nicht durch ein Erleben; er ist als Greis innerlich der Selbe, der er als Kind gewesen, wenn auch nicht immer ein Habender, wohl aber immer ein Haschender. Er denkt nicht weit genug, um sich zu fragen, wie er die erhaschte Beute nutzen werde; er denkt kaum daran, welchen Werth sie für ihn hat; er lebt in der dämmernden Vorstellung dahin: Das gehört mir! Es ist ein Versunkensein in die Stoffwelt, ein friedlicher Schlaf. Aber der Schauende ändert sich in seinen späteren Tagen. Er mag in der Jugend von den Sinnen zum Stoff hingezogen worden sein; aber als ihm das Auge aufging, trat er ein Wenig zurück

von dem ſauſenden Webſtuhl, um nicht in das grobe Tuch der Menge mitverwoben zu werden. Er beobachtete, wie da Alles vor ſich ging, betrachtete ſeinen Standpunkt gegenüber dem Tuch und deſſen Weber, — und war ein Schauender geworden.

Was da aufſteht, Das wird von der Menge mit Jubel begrüßt, was hinfällt, mit Schreck und Klage beſtattet. Der Schauende jubelt nicht, erſchrickt nicht und klagt nicht. Er weiß: dieſe Schürzungen und Löſungen ſind ſelbverſtändliche Vorgänge am Webſtuhl. Er ſieht den Wandel und Wechſel im Kleinen, er ſieht, wie die einzelne Kreatur vergehend aufſchreit: Ich ſterbe, jetzt iſt Alles aus! Und doch iſt nichts aus; Alles fluthet im gleichen mächtigen Lebensſtrom weiter dahin und der Lebensſtrom iſt und bleibt ſo urfriſch wie am erſten Schöpfungtage. Dieſes Sehen hat den Schauenden verwandelt. Er war Stoffweſen und iſt ein vergeiſtigter Menſch geworden; er ſteht gleichſam außerhalb des Schlagbalkens, der die Fäden aneinanderſtößt; er ſchaut vergnüglich dem Weber zu. Aber wenn er ihn fragt: „Meiſter, wozu das viele Tuch, das Du webeſt und auf die Rolle windeſt?“, ſo bekommt er keine Antwort.

— —

Vor etlichen Jahren war ich eines Tages an der Reichsſtraße in eine Hütte eingekehrt. Eine ziemlich armſälige Hütte, in deren Mauerſpalten Gras keimte An der ſchiefwinkligen Thür, deren Fugen mit Moos verſtopft waren, klebte ein Blatt Papier, auf dem in ungefüger Handſchrift die Worte ſtanden: „Hotel zum Napoleon“. In der Hütte ſaß ein alter Mann in einem Zwilchkittel, aber barfuß. Er hatte einen ſchönen weißen Bart, einen Holzblock zwiſchen den Händen und ſtampfte im Bottich Vogelbeeren ein. Meine Anfrage, ob ich während des Gewitterregens in ſeinem Haus Unterſtand halten dürfe, wurde damit beantwortet, daß der Alte Körbe und Stiefel von der Wandbank wegräumte, auf daß der Gaſt ſich behaglich niederlaſſen könne. Sogar einen Lodenmantel rollte er zuſammen zu einem Hauptkiſſen, falls ich mich ein Bischen hinlegen wolle. Ich ſei, meinte er, gewiß ſchon weit gegangen und hingeſtreckt ruhe ſich der Wandersmann am Beſten aus. Auch in der ewigen Ruhe verlege ſich der Menſch aufs Liegen.

„Hab' mirs gleich gedacht, daß Das ein vornehmes Hotel iſt, das Hotel Napoleon“, ſagte ich ſpaßend.

„Das wohl; nobel ſind wir ſchon!“ Der Alte lachte und goß aus einer großen Flaſche eine waſſerklare Flüſſigkeit ins kleine Kelchgläschen, das er vor mich auf die Tiſchecke ſtellte.

Auf meine nähere Erkundigung nach der Geſchichte dieſer Firma antwortete er: „Will der Herr die zwei Dukaten ſehen, die der Napoleon meinem Vater (Gott tröſte ſeine Seele!) hat auszahlen laſſen?“ Und mit dem dürren Finger durchs Fenſterchen zeigend: „Dort, wo jetzt der Brennofen ſteht, beim Hollerbuſchen, iſt die Schmiede geſtanden. Von geſtern und vorgeſtern rede ich nit. Iſt ja mein Vater noch ein junger Burſch geweſt. Hufſchmied an der Straßen. Ein gutes Geſchäft dazumal. Wenn auch nit gerade Jeder fürs Pferdebeſchlagen drei Dukaten hat gegeben wie der Franzoſenkaiſer, als er vorbei iſt geritten gen Graz. Später, als es mein Vater erfahren, wer der kleine Reiter iſt geweſen, hat er freilich die Dukaten auf den Steinhaufen geſchleudert. Und noch ſpäter, viel ſpäter, wie es geheißen hat, der große Napoleon ſei auf eine Inſel im Weltmeer verſtoßen worden, hats die Leut' umgewendet und mein Vater hat den Steinhaufen abgetragen. Zwei hat er richtig wieder gefunden von den Goldſtücken; und die ſind in der Familie verblieben zum ewigen Andenken.“

Es wollte mir nicht übel gefallen, daß dieser Hufschmied, entgegen dem Weltbrauch, den Mächtigen gehaßt und den Unglücklichen geehrt hat. Ich nahm einen Schluck von der klaren Flüssigkeit. Das war Feuer, eines Hotels Napoleon würdig. Es regnete Stunden lang, der Weg bis zum nächsten Bahnhof war nachher immer noch leicht zu machen und so verlor ich mich mit dem frohen alten Mann in ein anmuthiges Gespräch, während er mit dem Kolben im Bottich seine Vogelbeeren stampfte. Dort, wo angeknüpft war, erzählte er weiter. Sein Vater habe neben der Schmiede eine Schänke aufgethan, damit den Fuhrleuten, die etwa in der Reihe auf das Pferdebeschlagen zu warten hatten, die Zeit nicht lang werde. Aus der Schänke sei allmählich ein Wirthshaus geworden und aus diesem ein großer Gasthof, wo alle Fuhrwerke und Herrschaftkutschen Einkehr gehalten. Um diese Zeit sei er, mein jetzt so weißbartiger Mann, ans Licht gekommen, gehegt und erzogen und „von den Leuten verhunzt wie ein Prinz". Der einzige Sohn des reichen Napoleonwirthes! Denn so hat der Gasthof geheißen und die Deutschen sind lieber beim „Napoleon" eingekehrt als beim „Kaiser Rothbart" auf der nächsten Poststation, weil beim Napoleon eben der Wein besser gewesen. Dann kamen die Eisenbahner ins Land. Da gab es Fuhrwerk über die Maßen und ungeheuer viel Geld. Die Leute hatten nur so gelacht dazu, obwohl sie den Strick schon um den Hals hatten. Aber er war noch locker. Der Napoleonwirth selbst hatte Tag für Tag vierundzwanzig schwere Pferde auf der Straße und am Tag der Eisenbahneröffnung saß er an der Ehrentafel fast ganz oben in der Nähe der hohen Herren und einer von ihnen feierte ihn durch einen Trinkspruch als den König der Straße. Das war vielleicht ein unbeabsichtigter Spott; aber ein großer. König der Straße hieß in diesem Fall König ohne Reich, denn wenige Jahre später: und auf der Straße konnten sich Schafe satt weiden. Der alte Napoleonwirth kränkte sich sehr darüber, daß die Eisenbahn, die er so emsig miterbauen half, so treulos war. Kein Mensch, sagte er, sei noch so grob betrogen worden wie er, der Napoleonwirth. Der Eisenbahnzug, der oben am Berghang hinrollte, pfiff auf ihn herab und kein Gesetz kümmerte sich um die Straße. Ohne gewöhnlich andere Gäste zu haben als manchmal einen durstigen Nachbar, wirthschaftete er in seiner Weise noch eine Weile fort; und als er endlich Haus und Hof verkaufte, geschah es gerade so, daß die Gläubiger keinen Schaden hatten. Da meinte der alte Napoleonwirth, für ihn sei es nun die höchste Zeit, zu sterben, denn ein paar Jahr später hätte es nicht einmal mehr für einen Grabstein gereicht. Ein Leben ohne Nachlaß und ohne Grabstein hatte er für die überflüssigste Arbeit von der Welt gehalten.

Und der junge Mensch, der Sohn, stand nun allein auf der Straße. Manchmal saß er auf der Bank vor der verfallenden Schmiede und beobachtete die Leute, wie deren doch von Zeit zu Zeit wieder vorüberkamen. Und wenn er sich so ins Schauen verlor, da war ihm anfangs, als vermöge er den Insassen des Viergespannes und den hinkenden Handwerksburschen nicht zu unterscheiden. Es sei denn, daß Dieser einen munteren Marsch pfiff und Jener ein gelangweiltes Gesicht machte. Und dann wieder zu sich kommend, fragte er: „Was thue ich jetzt? Am vollen Trog habe ich schon gesessen." Nichts war davon übrig geblieben als der Nachtheil, daß ihn nun der leere doppelt verdrießen konnte. Doch er verdroß ihn nicht eigentlich. Er war gegen alle weiteren Unfälle gut versichert bei der Assekuranzgesellschaft Habenichts & Co. Der Pfarrer seines Ortes hatte einmal ge-

predigt, der Christ solle dem Geist leben. Und weil er Das nicht weiter erklärte, so legte der Zuhörer es sich selber zurecht. Es wird auch am Besten sein. Das braucht kein großes Betriebskapital Ich will dem Geist leben. Und gründete eine kleine Branntweinbrennerei. Die Wurzeln, Beeren und Abfälle, aus denen er den Geist zog, hatte er umsonst; er brauchte sie nur zu sammeln, manchmal dafür ein „Vergelts Gott!" zu sagen und ein „Stamperl Branntwein" zu versprechen. Wenn dann der Nachbar kam, um ihn zu trinken, griff er doch in den Sack; denn man hatte den fröhlichen Burschen nicht ungern und vermuthete, daß er auch ein Bischen leben wolle. Er scheint auch in seiner Unterhaltung Geist geschänkt zu haben und nicht etwa Fusel, wie mancher zünftige Ritter vom Geist zu destilliren pflegt. Da das große Einkehrhaus an der grünen Straße keine rechte Verwendung mehr finden konnte, so wurde es abgetragen und aus seinen Ziegeln am Bahnhof eine Wagonhalle erbaut. Nur die alte kleine Schmiede blieb stehen, um dem einzigen Uebriggebliebenen zur Werkstatt zu dienen. Das Wohnhaus dazu hatte er sich aus dem Fachgebälk des abgetragenen Gasthofes selbst gezimmert. Und hier lebte der Mann nun gelassen dahin, länger als fünfzig Jahre.

Er war Zeuge, wie sich in dieser Zeit Alles mehrmals umstürzte. Die Menschheit machte Purzelbäume. Stand sie auf den Füßen, so behauptete sie, die einzig richtige Grundlage für den Fortschritt sei der Kopf; und stand sie auf dem Kopf, so klagte sie, daß Alles in der Welt verkehrt sei. Der Schauende stand abseits und war ein Wenig verblüfft. Nicht der Wandel befremdete ihn, sondern die Stetigkeit der Kreatur. Trotz allem unbegreiflichen Wandel blieben die Leute sich gleich Bauten die Leute Häuser, so tranken sie Branntwein, um Kraft zu gewinnen. Brannten die Häuser nieder, so tranken sie Branntwein, um sich zu trösten. Die Felder wurden zu Wald: die Leute tranken Branntwein und wanderten aus. In den Wildnissen streiften Jäger und tranken Branntwein Und der Alte machte seinen Branntwein gerade so, wie man ihn vor so viel hundert Jahren gemacht haben mag. Und auch wo sie es anders machen, ists im Grunde das Selbe. Alles kreist um den Punkt; und dieser Punkt rührt sich nicht vom Fleck. Zur Zeit der Ritter war es Mode geworden, in Kutschen zu fahren; zur Kutschenzeit ist es Sitte geworden, auf der Eisenbahn zu reisen; in der Eisenbahnzeit wurde es nobel, den Motorwagen zu hetzen; zur Zeit des Motorwagens wird es vornehm sein, im Luftballon zu fliegen; und zur Zeit des Luftballons werden die Herren plötzlich finden, das Vornehmste, das Stolzeste, das Ritterlichste sei das Reiten auf dem Pferd. Ein Ringelspiel wie auf Jahrmärkten. An einzelnen Stellen wurde wieder gerodet, wurde wieder gebaut: und immer tranken sie Branntwein und haschten nach Habe, nach grobem Genuß und waren stumpfsinnig für alles Andere. So war die Masse immer gewesen und das Erdbeben der jungen Welt hatte wenig geändert. Die Masse ist Rohstoff, an dem die Wetter der Zeiten immerwährend formen und zerstören. So streute die Natur ihren Menschenstaub auch wieder einmal auf die Straße. Eines Tages kam der närrisch gewordene Scheerenschleifer und der saufende Teufel. Der Erste ein Reiter ohne Roß, der Zweite ein Roß ohne Reiter. So der wörtliche Ausdruck des Alten; ich kann mir nur denken, daß damit die Radfahrer und Automobilisten gemeint sein sollten. Und so, fuhr er fort zu sagen, habe sich seit fünfzig Jahren Allerlei hingeändert und zurückgeändert, im Weltkasten sei Alles ganz toll durcheinandergerüttelt. Aber die Zwetschen,

seien sie braun oder blau, süß oder herb, frisch oder faul: der Kern sei gleich geblieben. Es sei der selbe harte Kern mit etwas Gift im Innern. Der Mensch turne und bade, „doktere“ und schneide an sich grausam herum, sei aber inwendig ganz der Alte geblieben. Vor Zeiten habe eines Tages ein armes Weib verschmachtend an der Straße gelegen und ein vornehmer Vierspänner sei lustig vorübergefahren Vor einigen Wochen habe da unten bei der Telephonstange Nummer 321 der Blitzschlag einen alten Hausirer betäubt und ein Automobiler sei lustig an ihm vorübergefahren Einen Menschen aufheben und laben: Das kann man von so Einem nicht verlangen. Muß noch froh sein, wenn er selber Keinen niederrennt. Ja, der Kern ist hart und ein Wenig giftig. Aber abgewöhnen mag man sichs doch nicht, das Zwetschenessen Das Auswendige nascht man und auf den Kern läßt man sich nicht ein. Dann bleibt man halt abseits stehen und schaut zu und merkt nur, daß man anders geworden ist. Und brennt Geist.

Während solcher Reden hatte der alte Schnapsbrenner mir einen angeschnittenen Laib Weißbrot vorgelegt und mich eingeladen, die Stiefel auszuziehen, damit sich die Füsse besser ausrasten könnten. Ja, er stellte sich ausgespreitet hin und wollte sie mir von den Beinen reißen.

Ich lachte und sagte ihm offen, was mich wunderte. Daß er bei seiner Weltverachtung noch so gut sein könne. Ich sei in seinen Augen ja auch nichts Anderes als ein Körnchen des Menschenstaubes auf der Straße. Da fuhr er munter in die Höhe: „Ja, glaubt Ihr denn, Ihr bekommt das Alles geschenkt? O, das Hotel Napoleon ist ein gar theures Hotel!“

„Ich hoffe, daß Ihr Euch die Sachen bezahlen lassen werdet.“

„Bezahlen! Geht mir weg mit dem Wort Bezahlen! Allerlei Geist habe ich Euch vorgesetzt. Guten Geist!“ fügte er mit gar ernsthafter Miene hinzu. „Und seit wann thut man den Geist mit Ziffern und Zahlen ab, seit wann? Ich denk', Ihr werdet Euch selber dalassen müssen. Ich denk' wohl.“

Der Gewitterregen war vorüber, die Straße hatte kalkgraue Tümpel und die Sonne schien wieder drein. Als ich zu Dank und Abschied dem Alten die Hand reichen wollte, nahm er sie nicht an. „Bleiben wir nit beisammen?“ sagte er. „Wir bleiben ja beisammen!“

— —

Damals dachte ich, er spreche doch Unsinn, manchmal. Heute denke ich Das nicht. Ueber zwei Jahre sind seitdem dahingegangen; in jene Gegend kam ich nicht mehr, den Alten habe ich nicht mehr gesehen: und doch muß ich oft, sehr oft an ihn denken. Ja, so oft ich selbst mich als Weltbeschauer empfinde, muß ich an jenen Schauenden denken „Wir bleiben beisammen!“ hatte er gesagt. Es dürfte stimmen. Ich war an seiner Weisheit hängen geblieben.

Aber, mein lieber alter Geistbrenner, es wird uns nicht viel helfen. Wenn wir Zwei uns auch außerhalb des sausenden Webstuhles stellen, Einer links und der Andere rechts, und dem Weber mit Fadenknüpfen Handlangerdienste zu leisten vermeinen: wir sind doch mitten im Gewebe; nur sind wir als Fäden vielleicht widerhaariger als Andere und bilden häßliche Knoten. Alle miteinander machen wir das lüderliche Tuch aus.

Graz. Peter Rosegger.

Jungfrauen.

Die letzten Gäste kamen fröstelnd herein. Sie schalten über die erfrorenen Blüthen, den Sturmhimmel, die Schwärze des Sees. Auf dem Monte Baldo hatte es geschneit! Italien erfüllte Alle mit Bitterkeit.

„Ich dachte überhaupt, hier sei immer blauer Himmel!“

„Seien Sie nur zufrieden! Wir haben wenigstens einen anständigen deutschen Ofen. Tiefer im Land hört einfach alle Kultur auf und man kriegt Frostbeulen.“

Der alte Bucklige entschuldigte Alles, im Namen der Schönheit. Die drei aus verschiedenen Himmelsrichtungen zusammengereisten Töchter redeten schon wieder, über ihre eingeschrumpfte Mutter hinweg, sehr laut von Konzerten, die sie gegeben, von Bildern, die sie ausgestellt hatten. Die Mama der beiden kleinen Mädchen sprach nur von ihnen. Die Frau Geheimrath rühmte das Nachtleben von Berlin. „Mein Mann kennt Alles“, wiederholte sie; und bedachte nicht, in welche Verlegenheit man sie setzen konnte mit der einfachen Frage, was er denn kenne. Der alte Bucklige stellte nur fest, daß auch in Wien nachts Manches los sei.

„Das ist nicht wahr!“ rief die Geheimräthin. Und obwohl der Bucklige vor Empörung fast flehte: „Wie können Sie mir Das sagen!“, behauptete sie nochmals: „Das ist nicht wahr!“

Der Redakteur aus Augsburg erklärte die Säule mit dem Markuslöwen am Strande für ein recht anmuthiges Werkchen; und Claire und Ada beobachteten, wie er bei dem Wort „Werkchen“ die Zähne fletschte

Alles machte ihnen Erstaunen: die schlechte Erziehung der Frau Geheimrath und das Uebrige. Sie waren fünfzehn und sechzehn Jahre, noch nie vorher von ihrem Landgut heruntergekommen und hielten der unbekannten Welt ihre hellen Augen groß als Spiegel hin. Niemand sah sehr lange hinein; man schien den Spiegel unzart zu finden und wenig vortheilhaft. Und wenn ihnen ein Blick auswich, lächelten sie einander zu, ohne recht zu wissen, warum

Am Meisten wunderte sie, daß die Mutter sie den Leuten rühmte, und zwar wegen der natürlichsten Dinge, die daheim noch nie erwähnt waren. Daß sie sich gegenseitig eine Strafarbeit abnahmen oder einander einen Spaziergang abtraten: Das unterhielt nun die ganze Gesellschaft und es war genau so, als hätte man ausführlich darüber verhandelt, daß sie Ada und Claire hießen. Die beiden Namen ließen sich nur zusammen aussprechen; einer ohne den anderen hätte einen ganz leeren Klang gegeben. Und so hatten sie selbst nie einen Schritt gethan und kein Gefühl gehegt, es sei denn gemeinsam. Jede setzte die Andere für sich; und als neulich die Erzieherin, die von ihnen ging, zu Claire gesagt hatte: „Wirst Du mich nicht vergessen?“ Da hatte Claire geantwortet: „Nein, gewiß nicht, Fräulein. Ada wird Sie doch nicht vergessen!“ Weil die Schwester so gut war, fühlte die Schwester sich vertrauenswürdig und voll Güte. Und ein Mensch, den die größere, blühende Ada lieb hatte, durfte glauben, es liebe ihn auch die blasse kleine Claire.

Da ging mit einem Ruck die Thür auf: und plötzlich stand mitten im Zimmer ein neuer Herr, als sei eine ganze Garbe von Sonnenstrahlen hereingefallen. Er stand mannhaft aufgereckt. In seinem bis an den Hals zugeknöpften wollenen Schoßrock war seine Brust breit und seine Hüften waren schmal. Er führte ein

sieghaftes Lächeln über die Köpfe der Gäste hin. Sein großer, goldblonder Bart mit den weißen Zähnen darin lächelte gerade so wie seine blitzenden blauen Augen. Auf einmal streckte er eine große, schöne, goldig behaarte Hand aus und eilte auf den alten Buckligen zu. „Mein lieber Herr Hermes!“

Der Große umarmte den Kleinen und verkündete mit prächtiger, metallischer Stimme, wo sie sich früher schon getroffen hätten. Herr Hermes stellte vor: „Herr Schumann“; und der Ankömmling sah Allen nach einander fest in die Augen. Bei der Geheimräthin sagte er: „Sehr angenehm“ und es dauerte etwas länger. Mit den beiden kleinen Mädchen ward er am Raschesten fertig.

Kaum saß er nun mit am Tisch, da gab er in Allem den Ausschlag. Die drei zusammengereisten Schwestern sprachen weniger und leiser und sahen ihn dabei fast zaghaft an Er vermittelte auch zwischen dem Nachtleben von Berlin und dem von Wien; und während er Herrn Hermes vollkommen zu trösten wußte, gab er doch dem von Berlin den Preis und verbeugte sich dabei vor der Geheimräthin, die schmachtend dankte Unvermittelt rief der alte Bucklige, stolz auf seinen großen Freund: „Und Ihre Stimme! Er kann auch singen!“

Sofort wollten Alle ihn hören; und er ließ sich nicht bitten. Die Musikkünstlerin unter den Zusammengereisten setzte sich ans Klavier. Herr Schumann trat aufgereckt neben sie und sang. Doch brach er sogleich ab und verlangte, die Thür nach dem Strande zu öffnen. Es blies kalt herein, aber man nahm es hin; denn schon wußte man, was er vermochte. Sein Gesang durchtobte die Stille, wie ein rechter Held auf einem Schlachtfeld, wo schon Alle tot sind. Als er geendet hatte, äußerte Jeder ein Wort der Anerkennung; nur Claire und Ada hingen stumm mit großen Augen an seinem nun geschlossenen Munde. Die Geheimräthin sagte: „Das muß wahr sein, Ihre Stimme ist erstklassig.“

Und dankbar, mit einem Anflug von Unterthänigkeit, zog er seinen Stuhl neben ihren. Sie flüsterte ihm Etwas zu und darauf nickte er, mit überlegener Freundlichkeit, nach den beiden kleinen Mädchen hinüber. Sie errötheten; und sagten sich, zu einander zurückgekehrt, mit den Augen ihre große Bewunderung des neuen Herrn. Während er sang, war es Jeder von ihnen gewesen, als höbe es sie auf und wirble sie, athemlos, aus der offenen Thür, in die blühende und stürmende Nacht, über den See und wer weiß wohin. Es war sehr merkwürdig: die Eine hatte die Andere aus dem Sinn verloren und war mit sich selbst allein und mit Herrn Schumanns Stimme. Sie waren froh, einander nun wiederzufinden und zu merken, daß sie Beide das Selbe empfunden hatten. Sie faßten unter dem Tischtuch nach ihren Händen

Aber in der Nacht träumte Claire, sie gehe in der Dunkelheit am See hin und ihr zur Seite Herr Schumann, der, über sie gebeugt, schallend sang: so daß sie in seine Stimme und seinen Athem ganz eingeschlossen war und heftig bebte. Plötzlich ward es hell und er zog sich einen Stuhl neben sie, eben so beflissen und voll Einverständniß, wie er sich neben die Geheimräthin gesetzt hatte. Und Claire warf sich im Schlaf herum vor Furcht, die Geheimräthin könne dazwischenkommen; oder auch Ada. Eine Wallung von Haß bewegte sie, — Haß gegen die Geheimräthin und gegen Ada. Da wachte sie auf und erschrak. Adas Athem ging ruhig durch das dunkle Zimmer. Claire verstand nicht, was geschehen war; sie schluchzte auf. Wie gern wäre sie hingeschlichen und hätte Ada geküßt. Wenn aber Ada die

Augen öffnete: was ſollte ſie ihr ſagen? Noch lange ſaß ſie aufgeſtützt und lauſchte hinüber. Nun war ihr alſo Etwas geſchehen, das Ada nicht geſchehen war und das ſie Ada nicht ſagen konnte.

Am Morgen war ſie zum erſten Mal mit Ueberlegung liebevoll gegen Ada. Sie war es ſo ſehr, daß Ada fragte: „Was haſt Du eigentlich?“ Wie ſie ſich zum Mittageſſen anzogen, half ſie der Schweſter und rieth ihr von einer Schleife ab und zu einer anderen, die ihr beſſer ſtehe. Ada zögerte aber, blickte Claire forſchend an, wie eine Fremde: „Wirklich?“ Claire ſah erſchrocken weg und Ada erröthete tief. Gleich darauf fielen ſie einander wortlos in die Arme.

Herr Schumann begrüßte ſie mit flüchtigem Wohlwollen und dann ſah er während der ganzen Mahlzeit nicht mehr herüber; die Geheimräthin beſchäftigte ihn vollauf. Claire und Ada liefen nach Tiſch hinaus, fühlten ſich ſeltſam erleichtert und plauderten, umſchlungen, Stunden lang von Daheim und ihren eigenſten Dingen. Am Abend aber, wie ſie harmlos eintraten, kam Herr Schumann auf Ada los und ſagte: „Fräulein, Ihre Bluſe iſt ein Gedicht!“

„Es iſt noch die ſelbe wie heute Mittag“, verſetzte ſie; und dann erſt merkte ſie, daß Dies ein Vorwurf war, weil er ſie mittags nicht angeſehen hatte. Sie färbte ſich dunkel und ſah angſtvoll zur Seite. Da ſtand Claire und machte ein tief unglückliches Geſicht.

„So?“ entgegnete Herr Schumann, beſann ſich noch etwas und ging weiter, ohne mehr gefunden zu haben.

Aber nun ſollte er ſingen. Herr Hermes öffnete eigenhändig die Thür und die Geheimräthin ſagte: „Für die Kunſt frieren wir gern.“

„Luft iſt das Erſte“, erklärte Herr Schumann. „Die alten Germanen, unſere Väter, ſangen im Walde und auf dem Schlachtfeld.“

Als er mit ſeinem Liede fertig war, hatte Ada eine ſchreckliche Minute zu überſtehen: denn ein unerbittliches Pflichtgefühl verlangte von ihr, daß ſie ſage: „Das war wunderſchön.“ Sie wäre gern weit weg und ſtill in ihrem Bett geweſen; aber ſie mußte ſprechen; und ſie that es, unter Aller Blicken, heiß und kalt. Darauf lächelte ihr Herr Schumann ſo ſtark in die Augen, daß ſie ſie ſenkte, betäubt und glücklich. Erſt als Niemand mehr ſich mit ihr beſchäftigte, fühlte ſie neben ſich Claires Schweigen und ihr ward beklommen.

Sie löſchten raſch ihre Kerzen und ſprachen vor dem Einſchlafen kein Wort mehr.

Als Ada erwachte, war Claire ſchon fort; Ada konnte ſich denken, wohin, und ging ihr nach, den Weg gegen Nago hinauf; Da ſtand Claire, vor dem Sonnenaufgang über dem See. Die Bergcouliſſen öffneten ſich weit dem Endloſen und in ein Blau, das Einen an ſchöne Morgenträume erinnerte, troffen ein Roth und ein Gold, bei denen man an das Glück dachte.

Ada ging raſcher; ſie mochte Claire dort nicht ſtehen ſehen. Nicht Claire war von Herrn Schumann angeſprochen worden, ſondern Ada. Nur Ada hatte ihm geſagt, daß er wunderſchön ſinge, und ihm dadurch gefallen. Claire aber hatte Etwas voraus, weil ſie vor dieſem Himmel ſtand und ihre Gedanken dachte. Und zuletzt kam Ada ins Laufen, als fürchtete ſie, Herr Schumann möchte ihr zuvorkommen und Claire dort ſtehen ſehen.

Sie ſagte, noch athemlos: „Findeſt Du Das vielleicht ſchön? Ich nicht!“

Claires Antwort kam langſam; und Das peinigte Ada.

„Du weißt wohl nicht, was Du sagst", meinte Claire; und Ada: „O, sehr gut."

Dann gingen sie schweigend zurück, Ada immer einen halben Schritt voraus. Als aber die Frühstücksveranda vor ihnen lag und man sie sehen konnte, machten sie gleichzeitig die selbe Bewegung und breiteten einander die Arme um die Hüften. Und sie plauderten auf einmal lebhaft.

„Ein überaus anmuthiges Schwesternpaar", bemerkte, als sie eintraten, der Redakteur aus Augsburg; und die Geheimräthin erklärte: „Sie stehen sich gut."

Herr Schumann war nicht anwesend. Er kam erst, als die Geheimräthin schon fort war. Auch mittags verließ er den Speisesaal nicht mehr an ihrer Seite und während sie die vorigen Tage gemeinsam und unermüdlich den Strand entlang spazirt waren, schloß jetzt die Geheimräthin sich den drei zusammengereisten Schwestern an und Herr Schumann suchte die Gesellschaft des Herrn Hermes. Manchmal gönnte er Claire ein Wort und dann wieder Ada eins. Bald aber zog er sich zurück; auch die Geheimräthin war schon verschwunden.

Dann wanderten Ada und Claire ins Land hinein, in dem feindlichen Drang, mit einander allein zu sein. Ein blendend schöner Tag war dahingegangen, inmitten der Regenwoche; und sie erstiegen die Terrassen, auf denen, über einander, die Oelbäume grauten. Die Laubschleier schlugen gelind zusammen über der Tiefe des Thales und sanft und klar durchströmte sie der Ton einer entfernten Thurmuhr.

Claire sagte: „Du bist schrecklich kokett mit Herrn Schumann. Ich weiß nicht, ich möchte Das doch nicht."

Ada erwiderte spitz: „Wirklich nicht?" Und nach einer kleinen, bedeutsamen Pause: „Fräulein sagte einmal, Du seiest nicht hübsch."

Darauf sahen sie Beide erschreckt geradeaus. Denn sie hatten gespürt, wie es sie auseinanderriß. Es stellte sich heraus, daß die Laute der Einen von der Anderen so gesprochen hatten wie von einer Rivalin. Die Schwester, merkte nun die Schwester, sah sie anders, als sie selbst sich sah. Und Erinnerungen wurden aufgedeckt, die Jede, ungeahnt, für sich allein hatte und die aus einer der Anderen feindlichen Welt stammten.

Vor den Bergen drüben hing ein purpur-violetter Vorhang aus Luft: Das war eine traurige Pracht, einschüchternd und drückend. Ada und Claire wären gern umgekehrt; und stiegen doch immer höher. Sie konnten nicht anders. Ueber einer grauen Mauer bröckelte eine graue Kapelle. Das Bild war von Epheu darin eingeschlossen; und Claire und Ada fühlten ein Grauen im Nacken, weil sie nicht wußten, wer ihnen, in der großen Stille, aus der Kapelle nachsah.

Endlich stellte sich ihnen ein verlassenes Haus entgegen, vor zwei Felswänden, die im Winkel zusammenstießen. In dem Dreieck Himmel dazwischen stieg auf einmal ein großer grüner Stern herauf und öffnete sich, wie ein böses Auge. Da machten sie, zusammenfahrend, Kehrt. Sie merkten plötzlich, daß der Himmel voll von Sternen war und das Thal grau, mit Schaaren von Lichtern an seinen Rändern und mit einzelnen, hinter dem Schwarm zurückgebliebenen, im Lande verlorenen.

Claire sah von einem zum anderen und dachte, unbestimmt traurig, daß jedes, jedes für sich allein brenne und erlösche. Sie sann auch: „Warum gehe ich gerade hier? Man kann auf tausend Straßen gehen. Alles ist so weit und vergeblich."

Ada dachte an ihr gemeinsames Puppentheater daheim und daran, daß die

Papierfiguren bald mit Claires Stimme geſprochen hatten und bald mit ihrer eigenen. Herr Schumann aber ſollte nur ihr ſeine Lieder ſingen. Und darüber, daß ſie es nicht anders ertragen konnte, verlor ſie ſich in ein ängſtliches Staunen.

— —

Am nächſten Tag ſtürmte es wieder und aus dem Feuerwerk, das drüben beim Fort abgebrannt werden ſollte, konnte unmöglich Etwas werden. Trotzdem lud Herr Schumann, ſobald es dunkel war, die Damen ins Boot ein, zum Hinüberfahren. Die Geheimräthin nahm Claire und Ada an ihre beiden Seiten, reichte Jeder einen Arm: und ſo folgten ſie Herrn Schumann. Er arbeitete lange, bis er das Boot losgemacht hatte; denn die Wellen riſſen ihm die Kette immer wieder aus der Hand; und als er es endlich unter das Bollwerk des kleinen Hafens herangezogen hatte, machte es Sprünge und die Geheimräthin konnte den Zeitpunkt des Einſteigens nicht finden. „Geben Sie mir die Hand!“

Aber Herr Schumann ſaß und hielt ſich ſelber feſt.

„Es iſt doch etwas ängſtlich“, meinte ſie. Herr Schumann ſchwor, er habe ganz andere Wellen gebändigt, aber ſie entgegnete und lachte geringſchätzig: „Da verlaſſe ich mich doch lieber auf Ihren Kehlkopf.“

Herr Schumann hatte plötzlich das Gleichgewicht, ſtand aufgereckt im Boot und reichte Ada und Claire ſeine beiden Hände. „Dann fahre ich alſo mit meinen jungen Freundinnen. Nur raſch, meine Damen, ehe das Boot wieder abgeſtoßen wird!“

Sie waren drin und er hatte noch nicht ausgeſprochen. Faſt hätten ſie ſich ins Waſſer geſtoßen, ſo eilig hatten ſie es.

„Verhalten Sie ſich ruhig!“ rief Herr Schumann mit ganz unbekannter Stimme. „Wir wären beinahe umgeſchlagen!“ Und gleich darauf, ſehr wohltönend: „Haben Sie denn auch Muth, Fräulein Claire? Und Sie, Fräulein Ada?“

„Claire verträgt es nicht; ſie ſoll lieber dableiben“, ſagte Ada.

Claire wollte ſich empört widerſetzen; aber ein ſtarker Stoß warf ihr Herrn Schumann auf die Knie; ſein großer Bart ſtrich ihr kühl über das ganze Geſicht; und ſie konnte nicht mehr ſprechen.

Er entſchuldigte ſich gar nicht. Er redete und die Worte liefen ihm davon. „Wir ſind ſchon aus dem Hafen heraus, wir werden vom Lande abgetrieben. Das geht doch nicht!“ Und ohne Umſchweife, wild bei der Sache: „Helfen Sie mal mit! Ich habe keine Luſt, zu ertrinken!“

Sie arbeiteten im Dunkeln. Schwarzes Waſſer ſpritzte ihnen ins Geſicht und Herr Schumann keuchte wüthend. Sobald ſie ſich aber um den Steindamm zurückgewunden hatten, bekam er milde Ueberlegenheit. „Ich hätte es vor Ihrer Mutter nicht verantworten können. Mit Ihrem Leben dürfen Sie nicht ſpielen, liebe Freundinnen . . . Nun ſteigen Sie einmal aus. Ich bleibe bis zuletzt im Boot. Das iſt meine Pflicht als Kapitän.“

Claire ſetzte hinter Ada den Fuß auf die Stufe. Sie taumelte; und innerlich hatte ſie gar den Boden verloren. Ihr Geſicht, das Herrn Schumanns kühler Bart geſtreift hatte, brannte nun. Ihr ſtilles Herz öffnete alle ſeine Verſtecke. Alle Geſetze fühlte ſie umgeſtoßen, die Welt ſchwindelnd emporgehoben, im Dunkeln etwas Großes wild aufgebläht. Sie meinte, zu rufen: „Mein Leben, Herr Schumann! Wie gern gäb' ich es Ihnen!“

Aber ſie hatte nur geflüſtert; der Wind trug ihre Worte nach vorn, in Adas

Richtung; und Herr Schumann fragte: „Wie? Sie sind wohl noch etwas schwach von der Angst? Das giebt sich; stützen Sie sich auf mich!“

Er machte noch das Boot fest. Ada und Claire gingen voraus. Und plötzlich beugte Ada sich über Claire. „Ich habe ganz gut gehört, was Du zu Herrn Schumann gesagt hast“, versetzte sie, zischend. Claire antwortete nicht; aber Beide fingen an, ganz rasch zu athmen. Sie wandten die Gesichter weg, in der schrecklichen Gewißheit, daß sie, hätten sie sich erblickt, über einander hergefallen wären. So gingen sie durch eine lange, ganz finstere Laube.

Drüben bei der ersten Laterne wartete die Geheimräthin. Wo sie denn Herrn Schumann hätten. Er kam; und sie lachte wieder. „Sie sind mal blaß . . . Am See wehte es unanständig: wenn Sie meinen, ich will mich erkälten . . .“

— —

„Singen Sie lieber“, sagte die Geheimräthin, „Das hätten Sie gleich thun können.“ Herr Schumann war bereit; er wartete nur, bis man die Thür öffnete. Die Geheimräthin that es nicht mehr selbst; sie erklärte es heute sogar für albern. Aber Herr Hermes bediente seinen großen Freund. „Er braucht Luft.“

Ada und Claire saßen zwischen dem Ofen, der geheizt war, und der offenen Thür. Jede hatte Lust, sich ihren Mantel zu holen, aber Keine mochte die Andere allein lassen in dem Zimmer, worin Herrn Schumanns Stimme stieg und fiel. Die drei zusammengereisten Schwestern redeten auf sie ein. Sie sähen schlecht aus. Sie müßten sich auf dem See überanstrengt haben; und nun säßen sie in der Zugluft. Wenn ihre Mama zugegen wäre, würde sie es ihnen verbieten. Sie sollten zu Bett gehen. Aber sie saßen da, bis Herr Schumann gegangen war; und bevor sie nicht in ihrem Schlafzimmer waren, wichen sie, wortlos, nicht von einander.

Am Morgen hatten sie Halsschmerzen und schwere Köpfe. Gegen Abend ging das Fieber an. Es stieg heftig und in der Nacht redeten sie und warfen sich umher. Claire sah Ada mit Herrn Schumann auf den See hinausfahren. Sie selbst stand machtlos am Ufer und schrie gegen den Sturm: „Du hast mich immer betrogen! Du sollst nicht hübscher sein als ich!“ Der Drang, ihrer Feindin nach, krampfte sie zusammen, erstickte sie. Aber da, auf einmal, war sie befreit und konnte laufen, über das Wasser laufen, die Andere töten, sie töten! . . . In diesem Augenblick hörte sie Ada schreien. Ada schrie und schlug gegen die Wand; sie röchelte.

Claire fuhr empor, starrte und wußte nicht: was hatte sie gethan? Hatte sie Etwas gethan? Sie hatte Ada getötet! Sie wand sich, das Gesicht im Kissen. Von fern, in allem Sausen, hörte sie Ada: „Ich will nicht sterben! Du sollst sterben!“

. . . Als Claire zu sich kam, war Adas Bett leer. Claire begriff: „Ada ist tot!“ Und langsam fand sie sich zurück: „Ich habe es gewünscht!“ Aber wie Das hatte geschehen können und durch welche zerrissenen Wege sie zu dem argen Wunsch gelangt war: Das hatte sie für immer verloren. Herr Schumann lag, merkwürdig verblaßt, dahinten, als sei er einmal vor Zeiten ein wunderschönes Spielzeug gewesen, um das sie sich mit Ada gestritten und das sie im Streit zerrissen hatten. Das war gleichgiltig; denn viel Wichtigeres war nun verdorben, da Ada tot war. Und jedesmal, wenn Claire Dessen gedachte, würde sie hinzudenken müssen, daß sie es gewünscht habe. Adas Tod und Claires Wunsch waren so gut Brüder, wie Claire und Ada Schwestern gewesen waren. Und blieben es

ewig. Claire lag und ſtaunte, daß ſich ſo viel tragen laſſe; daß ſie weiterlebe, nur müde ſei und am Liebſten nichts gewußt hätte.

Dann ward ſie aus dem Bett gehoben, eingehüllt und, ohne daß ſie geſprochen hätte, in die Veranda geführt. Wie ſie, die Sonne auf ihren blaſſen Händen, im Seſſel lehnte, ſtürzte Ada herein, die Augen wirr und rathlos, und machte, unter verhaltenem Weinen, tonloſe Bewegungen mit den Lippen. In ihren Händen, die ſie, vor Claire hingeworfen, um Claires Hände wand, fühlte die Schweſter die Angſt der Schweſter, ihr könne nicht verziehen werden. Da ließen ſie ihre Thränen ausbrechen und küßten einander.

— —

Nun waren Alle mit Italien zufrieden; es war blau und gelind, es ſang, fächelte und plätſcherte mit ſeinem See, ſeiner Luft und ſeinen Menſchen. Die drei zuſammengereiſten Schweſtern malten Alles mit Herablaſſung ab, ſich bewußt, daß der Süden doch nur billige Wirkungen biete. Der Redakteur aus Augsburg genoß Alles mit Kennerſchaft. Herr Hermes ruderte auf dem glatten Waſſer und ſein Buckel durchſägte den Morgendunſt.

Hinter dem Haus, im großen Gemüſegarten, hing Claires Hängematte zwiſchen zwei blühenden Apfelbäumen. Ada ſaß vor ihr im Gras, ſchaukelte ſie und las manchmal einige Sätze aus Anderſens Märchen. Aber ſie hörte immer wieder auf und ſah in die Luft, die von Schwalben durchſtrichen war. Eine Magd kam vorbei und rieth den Fräulein, in den Schatten zu gehen; es werde heiß. Ada und Claire fanden es ſo mild und ſo leicht zu leben, als löſten ſie ſich auf in den Frühling. So mild, als wären ſie vorher durch Feuer gegangen.

Auf einmal hörten ſie drüben beim Gartenhaus Herrn Schumanns Stimme. Sie konnten, ohne ſich zu rühren, durch die Johannisbeerhecken ſpähen und die Geheimräthin erkennen, die ſich in Herrn Schumanns Armen umherwand. Ihr Hund mißverſtand ſie und fuhr Herrn Schumann an die Beine, der im Schreck wegſprang. Die Geheimräthin rief: „Kuſch!“ und Herr Schumann faßte wieder Vertrauen. Ada hatte das Geſicht in Claires Kleid gedrückt und hielt verzweifelt den Athem an. Es war die höchſte Zeit, daß Herr Schumann und die Geheimräthin in das Gartenhaus verſchwanden; denn Claire und Ada konnten das Lachen keine Sekunde mehr halten. Sie umarmten ſich und lachten faſſungslos. Davon wurden ſie müde, vergaßen das Paar im Gartenhaus und kehrten zurück zu den Märchen.

Erſt bei Tiſch erinnerten ſie ſich wieder. Was dieſer Herr Schumann für Pickel im Geſicht hatte! Die Geheimräthin machte heute eine matte Piepſtimme: zu komiſch. Herr Schumann ſah immer Alle der Reihe nach an, als ſei er die Sonne ſelbſt und frage: Na, ſeid Ihr nun glücklich, weil ich Euch beſcheine? Ada und Claire ſtießen ſich an; jetzt kamen ſie dran. Und richtig, er trank ihnen zu: ſeinen kleinen Freundinnen. Sie pruſchten aus, es ging nicht anders; doch blieb er ſonnig und unberührt. Die Geheimräthin fragte, unruhig: „Was haben ſie nur?“

Aber Claire und Ada hatten ſich gefaßt und hielten der unbekannten Welt ihre hellen Augen groß als Spiegel hin. Niemand ſah ſehr lange hinein; man ſchien den Spiegel unzart zu finden und wenig vortheilhaft. Und wenn ihnen ein Blick auswich, lächelten ſie einander zu, ohne recht zu wiſſen, warum.

München. Heinrich Mann.

Der kleine Prophet.

Bis Cuxhaven war der neue Turbinendampfer das Hauptthema aller Gespräche gewesen. Man hatte ihn besichtigt, den Erklärungen des Ingenieurs gelauscht und das Gesehene und Gehörte in Grüppchen beschwatzt. Neue Möglichkeiten der Industrie. Ganz so einfach, wie Mancher sich gedacht habe, sei die Sache doch nicht; viel Geld hineingesteckt und Niemand wisse noch, was herausgeholt werden könne. Der „Kaiser" der Ballinie eigentlich der erste Versuch; wenn das neue System sich hier, im Verkehr zwischen Hamburg und den Nordseebädern, bewähre, könne man weiter sehen. Unsinn; erstens sei die Geschichte schon auf Kriegsschiffen erprobt (die vorsichtigen Engländer bauen ihre Schiffe überhaupt nicht mehr nach anderem System) und längst kein Zweifel mehr am Erfolg; zweitens die Verwerthung auf See nur ein minimaler Theil Dessen, was man erwarte. Riesensache. Revolutionirung der ganzen Maschinenindustrie. Das koste zunächst immer einen Haufen Geld. Unter fünf, sechs Jahren sei eine neue Industrie niemals zu installiren. Nur altfränkische Leute ängstigen sich vor solchen Investitionen; jeder moderne Mensch weiß, daß nach ein paar Jahren das angelegte Geld verzehnfacht zurückkehrt. Merken Sie nicht, wie ruhig das Schiff geht? Ruhig? Solls auf der Elbe etwa unruhig gehen? Draußen erst, bei schlechtem Wetter, läßt der Gang sich beurtheilen. Einstweilen ists angenehm, von neuen Tellern mit neuen Messern und Gabeln zu essen. Alles funkelnagelneu; noch nirgends die Sandspuren der Seekrankheit vom vorigen Tag, nirgends der üble Geruch, der sich in die Kleider setzt. Und wolkenloser Himmel. Das wird eine herrliche Fahrt ... Da haben wir ja schon das Erste Feuerschiff dicht vor uns.

Ein kleiner Herr führte das große Wort. Grauer Schnurrbart, Jacketanzug aus blauem Marinetuch, braune Stiefel, Strandmütze mit unbestimmter Kokarde. Hie et ubique. An der Spitze, im Mittelschiff, Back- und Steuerbord traf man ihn. Nie allein. Jeden in der spärlichen Schaar hatte er schon einmal angesprochen. Er schien die kurze Seefahrt nach Hörnum für ein Unternehmen zu halten, das seine Bedenken habe, und inquirirte die Mannschaft immer wieder nach den Wetteraussichten. Vorgebeugt hatte er. „Leichte Speisen, Sherry, den besten Cognac und nicht rauchen: dann ist man gegen die niederträchtige Krankheit gefeit. Seit ich im Kanal (wegen einer großen Minentransaktion mußte ich nach London) mal Sturm mitmachte, habe ich die Nase voll. Allerdings sagte der Kapitän damals selbst, er habe in dreißigjährigem Dienst noch nie solches Wetter auszuhalten gehabt." Dieser Kapitän lebt ewiglich; jeder Sonntagsseefahrer hat ihn gekannt, mit ihm in höchster Lebensgefahr geschwebt. Herbstgesprächsinventar zwischen Bellevue- und Uhlandstraße. Der Kleine aber thats überhaupt nicht ohne Superlative. „Das beste Essen von der Welt." „Verkehr mit den Spitzen der Haute Finance." „Einzige trinkbare Cognac." „Praktischste Kleidung." Und so weiter. Wußte sogar, wo es hienieden die besten Austern giebt, und bestritt den Hamburgern leidenschaftlich, daß Pfordte so guten Hummer liefere wie Borchardt. Also Berliner. Und Minentransaktion (natürlich eine große): also irgendwie im Börsengeschäft thätig. Sicher nicht Einer von den Granden. Die brauchen nicht mehr zu renommiren. Doch auch nicht von ganz unten. Der Steward nannte ihn nach längerer Instruktion und kurzem Händedruck Herr Kommerzienrath.

„Sind Sie fest?" Zum zweiten Mal würdigte er mich einer Anrede. So ziemlich. Wenigstens lange Fahrten, bis zu zweiundzwanzig Tagen, bei wechselndem Wetter ohne Unbequemlichkeit überstanden. Schwören kann Keiner drauf. Plötzlich packts auch den Sichersten. Hier aber, bei knapp fünfstündiger Seereise, auf einem mit allem Raffinement

ausgestatteten Schiff, ist selbst solche Möglichkeit doch kaum der Rede werth. Er lächelte; und aus diesem Lächeln sprach keine hohe Schätzung meiner Intelligenz. Er hatte es anders gemeint; über die Gefahr, die ihm vorher zu dräuen schien, war er seit dem letzten, ausführlichsten Interview mit dem Kapitän ganz beruhigt. „Alle sind fest. Ich komme nur mit den ersten Leuten in Berührung. Alle bombenfest. In Rheinland-Westfalen eine Beschäftigung, wie wir sie überhaupt noch nicht hatten. Die Aufträge sind gar nicht zu bewältigen. Die Hauptmacher, die jetzt wegen Hibernia und Syndikat in Berlin waren, sind überzeugt, daß wir erst am Anfang der Riesenkonjunktur stehen, und kaufen an Montansachen, was zu haben ist. Deshalb Kohle und Eisen über alle Bäume hoch. Wenn die Lauramänner gewollt hätten, wäre auch ihre Dividende diesmal besser geworden. Die Meisten können nach diesem Jahr ausschütten, was ihnen paßt. Aber wir sind seit 1901 und besonders nach der vorjährigen Februarpanik nebbich so solid geworden, daß Niemand mehr mit großen Ziffern herauszurücken wagt. Das Geld wird aufgespeichert, die Direktoren zerbrechen sich den Kopf, um noch ein Plätzchen zu finden, wo sie Reserven verstecken können, und die Aktionäre müssen froh sein, wenn sie die Hälfte des Ertrages kriegen, der ihnen von Rechtes wegen ganz zukäme. Trotzdem werden wir an Dividenden was erleben. Alle Banken müssen nach solchem Jahr mehr vertheilen; lassen Sie Gutmann 9 geben: und er klettert auf 180 oder noch höher, wenn die Untergrundpläne der Großen Berliner Straßenbahn mehr sind als ein Bluff von der Sorte, die man im Chefkabinet neben der Hedwigskirche liebt. Sogar die Deutsche, wo man vornehm sein will und in Pessimismus macht (vielleicht ist auch ein Bischen Aerger über das dresden-schaaffhausensche Bohrgeschäft dabei), wird schließlich noch 'ne Kleinigkeit zulegen müssen. An mich kommen nur Prima-Informationen und ich kann Ihnen sagen, daß wir auf allen Gebieten Tip Top sind. Obgleich ich an der Quelle sitze, frage ich aber Jeden nach seiner Stimmung. Warum nicht? Irgend ein neues Moment kann dabei doch herauskommen. Kannten Sie den Panoramameyer? Der fragte jeden Tag, den Gott werden ließ, Groß und Klein: Was sehen Sie? Und machte sich sein Dessein danach. Ganz vernünftig. Die blinde Henne findet auch mal ein Korn." (Da hatte ich meine Einschätzung und quittirte dankbar am Rande.) „Jetzt aber ist doch wirklich nichts Bedrohliches zu sehen. Wer zu fixen wagte, fiele höllisch herein. Ist Das da hinten, der graue Streifen, noch immer Neuwerk?"

Er fühlte das Bedürfniß, Kaffee zu trinken. „Der Friede allein ist eine enorme Sache. Was, meinen Sie, werden die Russen zu bestellen haben! Das geht in die Puppen. Eine ganze Flotte, Kanonen, Gewehre, Maschinen, Krahne, Werftanlagen für Wladiwostok, — was weiß ich! Eine verkommene Gesellschaft; heute muß man aber froh sein, daß wir so gut mit ihnen stehen und die Nächsten zu den Aufträgen sind. Für einen liberalen Mann ists wahrhaftig kein Vergnügen, mit diesem Juchtengesindel zu thun zu haben. Aber wir müssen unsere Arbeiter ernähren. Sonst nähme ich lieber nichts von dem Geld, das nach Kischenew riecht. Das große Publikum ist den Leuten auch gar nicht wegzuangeln. Martins Buch haben Sie natürlich gelesen? Großartig. Der Mann konnte immer rechnen und wußte genau, auf Heller und Pfennig, was in den Häusern, wo er verkehrte, auf den Kopf jedes Kindes kam. Ein ausgezeichneter Mensch. Was soll ich Ihnen sagen? Trotzdem er haarscharf bewiesen hat, wie faul drüben die Sachen liegen, werden die Russenpapiere schlank weiterverkauft. In der schlimmsten Zeit, als in der Mandschurei Alles schief ging, im Schwarzen Meer Meuterei war, in Petersburg, Moskau, Warschau Bombe auf Bombe platzte, haben Mendelssohns ein schweres Stück Geld verdient; viel mehr, als die paar Interventionen gekostet hatten. Wenn ich die Kunden (mein Ge-

schäft ist eins der ersten in der Branche) fragte, ob sie nicht lieber ein feines Dividendenpapier wollten, bekam ich stets die Antwort: ‚An Russen hat noch Niemand verloren'. Kein Wunder, daß die neue Anleihe jetzt über 98 ist; solcher Kurs wäre nicht möglich, wenn das Publikum draußen sie nicht hastig vom Markt nähme. Schließlich liegen die sicheren fünfprozentigen Verzinsungen ja auch nicht auf der Straße. Ich wäre eher für Japan und wünschte, unsere Banken gingen da strammer ins Zeug. Eine neue Großmacht, die sich ihren Ruf erst schaffen muß, wird sich hüten, die ausländischen Gläubiger zu ärgern. Ein alter Geschäftsfreund, Chef der vornehmsten Firma in Yokohama, sagt mir, daß er mit seinem Geld bequem fünfzehn Prozent macht. Ein Mann von dreihunderttausend Mark kann in Tokio wie ein Krösus leben. Aus reaktionärer Vorliebe für die Russen brauchten wir den Engländern und Amerikanern nicht das japanische Geschäft zu überlassen. Wer am Meisten pumpt, bekommt natürlich auch die meisten Aufträge. Sogar die Banque de Paris geht doch bei der neuen Konversion mit und fürchtet sich nicht vor Petersburg. Wenn wir ganz draußen blieben, Alle, nicht nur das Russenkonsortium, wären wir in schlechter Verpackung. Na, ich hoffe auf die Deutsche Bank. Allerdings wäre eine neue Japaneranleihe bei uns nicht ganz leicht unterzubringen, so lange die vom Sommer noch flottirt und Industriewerthe Favorits bleiben. Dem kleinen Kapitalisten ist Japan noch was zu Neues; er würde die vorige Anleihe zu 96 verkaufen und die Kursdifferenz einstecken. Ganz entgehen können uns auch von dort die Aufträge nicht. Westfalen fischt sicher einen ordentlichen Happen. Der Friede ist eben nach jeder Richtung eine enorme Sache."

Ich konnte nicht mit. Was sollte ein Laie, zu dem sich die Spitzen der Haute Finance niemals herniederneigten, dem Herrn mit den Prima-Informationen sagen? Um aber den amusanten Schwätzer nicht durch unfreundliches Schweigen zu verscheuchen, wagte ich ein paar unverbindliche Sätzchen. Auch der Krieg sei eine enorme Sache gewesen. Ich habe nie verstanden, warum der japanische Schrecken im Februar 1904; doch schon damals war vorauszusehen, daß für ungeheure Werthe, die auf beiden Seiten zerstört würden, eines Tages Ersatz geschaffen werden müsse. Ueberspekulation? Mehr ein Wort für die Zeitungen. Wo fängt die Ueberspekulation an und wo hört sie auf? Heute ist wohl Alles wesentlich solider. Aber die Grenze ist schwer zu ziehen. Das Bischen Gewölk, das da drüben sichtbar wird, braucht mich noch nicht an der Behauptung zu hindern, daß der Himmel heiter ist, und kann nach einer Weile doch Regen, unsichtiges Wetter oder gar Sturm bringen. („Bitte, sich nicht etwa zu beunruhigen; ich erwähne es nur des Vergleiches wegen".) Jedenfalls sei der Krieg, dessen Ausbruch die Gemüther so erschreckt hatte, zu einer Zeit segenvollen Gedeihens geworden. Die herlinisch geputzten Sätze sollten den Herrn Kommerzienrath bei guter Tendenz halten. Er zog die Brauen hoch. „Stimmt; bis zu einem gewissen Grade wenigstens. Ihr da draußen seht nur die Resultate; unser Auge muß alle Möglichkeiten umfassen. Ich sage Ihnen: Es ist keine Kleinigkeit, täglich von Zwölf bis Drei alles Einlaufende zu kombiniren und jede Eventualität bis ans Ende zu denken. Das kostet Nerven; wenn ich nach Haus komme, kann ich meine Knochen zusammensuchen und brächte oft keinen Bissen herunter, wenn ich nicht eine Köchin hätte, die es nicht zum zweiten Mal giebt. (Hausmannskost; doch selbst Hupka hat nicht die Zubereitung.) Gewiß war die Kriegszeit brillant; und trotzdem die erste Panik berechtigt. Nicht, wie Börsenberichte und Publikum meinten, wegen der faulen Stellagen und wilden Jobbersachen; auch nicht nur, weils so plötzlich kam, nachdem die Regirung und das Preußenkonsortium eben erst geschworen hatten, der Friede sei sicher wie eine Anilin-Obligation. Das wars nicht. Der vorige Krieg lag den Leuten noch in den Gliedern.

Nun gehts wieder los, dachten sie, und wird wahrscheinlich noch viel schlimmer als die englische Geschichte in Afrika. Gebranntes Kind scheut das Feuer ... Ist Helgoland denn noch immer nicht in Sicht? Vielleicht gehen wir mehr in die Mitte; hier spürt man die Maschine am Meisten". Also nach unten, denn auf dem Oberdeck kann man nur vorn und hinten promeniren. Nirgends aber ist die Maschinenbewegung zu merken.

Die Höflichkeitpflicht, den Schein eines Dialoges zu wahren, lag nun nicht mehr auf mir. Eine ganze Korona hatte sich um den Kleinen gebildet. Von seiner Weisheit auf den Grund zu hören, dünkte Alle, die Beruf oder Neugier auf den Turbinendampfer geführt hatte, der einstweilen lohnendste Reisegenuß. Und das Bewußtsein, ein immerhin großes Publikum zu haben, spornt sichtlich die kombinatorische Kraft des Kommerzienrathes. Erregung bleicht jetzt seine Wangen und fast gellend tönt seine Stimme super turbam. „Wissen Sie, die es nicht nöthig haben, denn überhaupt, was für ein Reinfall der Burenkrieg war? Nicht nur für England: für die ganze Welt. Noch heute leiden wir an der Minenmarktderoute. Nach dem Krieg sollte Alles großartig werden. Ich weiß nicht einen Bankmann erster Klasse, der damals nicht den Himmel voll Geigen sah. Gar kein Zweifel an einem beispiellosen Boom. Schöner Gedanke; aber es kam leider ganz anders. Von Monat zu Monat wurden wir vertröstet. Wenn die Minen erst wieder im Gang, die Kaffern ersetzt, die Chinesen importirt sind, wirds schon werden. Nichts ist geworden. Sehen Sie mal den Kurszettel an! Die Kosten der Produktion sind (weil man heute tiefer gehen muß, weil die Arbeiter noch nicht eingefuchst sind, was weiß ich?) viel höher geworden und Jahre können vergehen, bis man an seinen Shares wieder Freude erlebt. Keine Spur von Boom. Im Gegentheil: England ist seit der Zeit so geschwächt, daß es wirthschaftlich aus einer Angst in die andere fällt. Warum sind sie drüben auf uns denn so wüthend? Weil ihre Industrie ins Hintertreffen gerathen ist und keine Aussicht mehr hat, gegen Deutschland und Amerika je wieder aufzukommen. Nur in der Industriegegend aber sitzen die Musikanten, die zum Tanz aufspielen. Ohne den Krieg hätten sies in der City nicht so bitter empfunden; und weil sie meinen, nur die Depesche des Kaisers habe Krüger Muth zum Krieg gemacht, springen sie uns am Liebsten morgen an die Kehle. Was heißt denn Krieg für vernünftige Menschen? Zunächst doch: kolossaler Geldabfluß. Die Summen, mit denen im Frieden die Industrie arbeiten könnte, werden verpulvert, verfüttert, zum Ankauf von Gäulen verwendet, gehen in Rauch auf ... Man sieht kaum noch die Hand vor Augen. Finden Sie wirklich, daß der Kahn so besonders ruhig geht, wie Ballin behauptet? Von dem Kapitän wünsche ich mir übrigens keinen Tip für Kali oder Luxemburg; wie über Oel, sagte er, würden wir fahren. Den Unterschied möcht' ich Klavier spielen können. Wo steckt denn der Steward? Seit 'ner Stunde habe ich den Kerl nicht gesehen. Dazu giebt man Trinkgelder wie der Schah von Persien!"

Vor Helgoland wurden nur wenige Personen ausgebootet; doch verging eine ganze Weile, bis die letzten Proviantsendungen und Eissäcke auf die Dampffähre verfrachtet waren. Dem Kommerzienrath war die Zeit lang geworden; das sanfte Geschaukel und der Sprühregen hatten seine Stimmung getrübt und im Grog war nicht der Arak gewesen, an den er von Haus gewöhnt war. Unaufhaltsam aber floß seiner Rede Strom. „Es kommt eben immer anders; nicht nur auf dem Theater, wie der alte L'Arronge (mit dem ich sehr gut bin) meint. Bei uns noch viel öfter. Mit England wars Essig; mit Rußland, das, trotz Witte und dem Geheimrath Mendelssohn, ein pauvres Land ist, kanns noch viel ekliger werden. Im Grund ists ganz die selbe Geschichte. Der erwartete Boom kommt nicht. Woher denn? Noch mehr Milliarden sind verknallt. Und sind die Riesen-

aufträge, von denen Alles fabelt, denn so sicher? Die Japaner werden sich an die Leute wenden, die ihnen Geld pumpen, England und Amerika, und wir werden das Nachsehen haben, weil unsere Bankleute noch russischer sind als der Zar. Der aber ist ein fauler Kunde. Die Industrie, die Witte in den Himmel wachsen sah, ist auf dem Hund. Dabei rede ich noch nicht mal von Baku, wo auch unsere Leute das Hemd vom Leib verloren haben. Auch in den Centren stinkts. Putilow, Odessa, Warschau, Lodz: Alles so faul wie möglich. Die Leute müssen zunächst den eigenen Leib flicken, der von oben bis unten zersetzt ist. Geld haben sie nicht: also müssen wir und Frankreich sie fürs Erste ernähren; denn Amerika behält ausländische Anleihe, wenn es selbst kleine Posten nimmt, nie lange, und bis London Russen kauft, kann viel Wasser aus der Newa fließen. Wir pumpen weiter. Ganz schön, wenn mit unserem Geld produktiv gearbeitet würde. Kein Gedanke. Sie brauchens, um Schäden zu repariren, hungernde Bauern zu füttern, unfruchtbare Sachen zu machen, nicht, um neue Werthe zu schaffen. Martin geht zu weit, wenn er einen Staatsbankerot voraussagt. Daran glaube ich nicht. Die Sippschaft hat keinen anderen Markt als Berlin und Paris und wäre aufgeschmissen, wenn sie da auch nur mit Anleihebesteuerung und ähnlichen Kniffen käme. In keinem Bankkabinet wird mit solchen Absichten oder Gefahren auch nur gerechnet. Aber die riesigen Aufträge möchte ich noch nicht escomptiren. Neue Flotte, Geschütze, Maschinen, Gewehre etcetera: an Sie! Das vertheilt sich auf lange Jahre. Wie viele Kähne können denn alle Werften der Welt (die doch nicht nur für Nikolaus arbeiten) jährlich liefern? Vielleicht pfeift der Herr aller Reussen auch wieder aus dem Haag. Friedenszar; und fertig. Die rheinischen Leute sind immer mit Vorsicht zu genießen. In ihrer eigenen Produktion sind sie ja Nummer Eins; sonst aber entweder himmelhoch jauchzend oder zu Tode betrübt. Dazwischen giebts für sie nichts. Wenn sie zwei Monate lang die Aufträge nicht bewältigen konnten, scheint die Konjunktur ihnen so unbegrenzt wie die Möglichkeiten Goldbergers (der mich vorgestern in seinem Benzwagen nach Haus fuhr und sehr interessant von Belgien erzählte). Und läßt das Gedränge vierzehn Tage nach, dann fällt ihnen das Herz in die Hose. Jetzt sind sie natürlich obenauf; schon weil der Staat, der dafür die Hibernia kriegt und sich seinen Kohlenkonsum als Eigengebrauch anrechnen darf, ins Syndikat geht, ihr Junior Partner wird und sie nicht mehr ärgern kann. Da sollen sie nicht jubeln? Ihr Optimismus beweist nichts und müßte einen alten Hasen eher zu Abgaben treiben. (Mir kanns Cervelat sein; ich habe nur allererste Sache; aber man macht sich doch gern seinen Vers.) Was irgend geht, lassen die Russen im Inland herstellen; und was nachkommt, ist Bärme. Außerdem haben die Agrarier mit ihrem Blödsinn uns die besten Geschäfte verdorben. Sehen Sie sich in der Welt um: alle Zollverhältnisse sind oder werden verschoben! Und wir immer vornan. Ist es erhört, daß in einem Industriestaat, den seit fünfundzwanzig Jahren nur die gewerblichen Unternehmungen, Kohle, Farbstoffe, Elektrizität, Stahl und Eisen, reich gemacht haben, die Regirung vor den Junkern kriecht, die nur daran denken, wie sie ihre Schulden loswerden und den Konsumenten noch mehr aussaugen können? Durch unser Beispiel ist es dahin gekommen, daß bei Aufträgen das Ausland gar nicht mehr mit dem Inland konkurriren kann. Und aus dieser Tinte soll Rußland uns retten? Ausgerechnet Rußland! Dessen Roggen und Schweine wir nicht hereinlassen wollen... Meinem Magen hat Karlsbad gar nicht geholfen. Wie lange haben wir denn noch? Wenns nach mir ginge, könnte das Gekippel nun so sacht ein Ende nehmen."

Trotzdem der „Kaiser", bei zwanzig Meilen in der Stunde, musterhaft ruhig ging, weder stampfte noch schlingerte, war unser Kleiner grünlich geworden, sah angstvoll um sich und zeigte, wie die meisten Börsianer gegen Ultimo, Neigung zu Realisationen. Er

wurde auf einen geschützten Platz geführt, hinten, wo ein umwalltes Asyl für Damen geschaffen ist, in einen Korbstuhl gesetzt, die Beine ein Bischen hoch, warm eingepackt und bekam Thee mit Citrone. Aber sein Horizont blieb düster. Ein wahres Glück, daß die Seehundsklippe in Sicht kam. Höchstens eine Stunde also noch bis Hörnum.

„Was kann aus Rußland kommen? Sicher nichts Gutes. Die Cholera haben sie uns geschickt; und die Strikes. Bei ihnen hats angefangen. Dann kamen die Bergarbeiter, die uns alle Dividendenschätzungen über den Haufen warfen. Und die Regirung, durch den Hiberniarummel geärgert, machte natürlich gegen die Zechenbesitzer mobil. Natürlich; wann thut sie denn etwas Kluges? Ich habe gewiß ein Herz für den Arbeiter und bin nie gegen Sozialpolitik gewesen. Aber Brot und Fleisch, den Junkern zu Liebe, vertheuern und auf den Strike eine Prämie setzen? Zu allen Wünschen der Ausständigen gleich Ja und Amen sagen? Wenn ich mein Geschäft so kurzsichtig führte, wäre ich (Gott soll hüten!) längst pleite. Die Folgen sehen wir ja. Strike und wieder Strike. Die Ausstände in Süddeutschland, bei Schuckert in Nürnberg und anderswo, hat man noch ziemlich vertuscht, um die Börse nicht flau zu machen. Nun haben wir in Berlin die Bescherung. Können Sie sich vorstellen, welche Folgen ein großer Strike in der Elektrizität haben muß? Mit der Hoffnung auf höhere Dividende der A. E.-G. wäre es mal sofort vorbei. Metall und Kohle müßten mit dranglauben. Und selbst wenns jetzt noch glimpflich abläuft, kann kein Mensch uns garantiren, daß es nicht nächstens an einer anderen Stelle aufflackert. Aus Rußland ist zu viel von solchen Sachen gemeldet worden; seitdem liegt der Brennstoff in der Luft und die Leute haben wieder Muth zu Kraftproben bekommen. Hat eine Bewegung erst mal angefangen, dann geht sie gewöhnlich eine Weile nach der selben Richtung weiter. Alte Erfahrung. So wars mit dem Aufschwung; so kanns auch mit dem Niedergang werden. Lassen Sie uns eine Strikeperiode kriegen: und auf dem Industriemarkt wächst Gras. Ich fürchte, wir werdens erleben." Auf dem Stuhl hielt ers nicht mehr aus. Sprang auf, rieb sich den Magen und trippelte mit seinem Gefolge nun auf dem hinteren Promenadendeck hin und her. Noch hielt er sich; trotzdem wir aber schon Küstenschutz hatten, kostete es ihn offenbar alle Energie, deren er fähig war. „Daß Hartmann, mit seiner russischen Maschinenfabrik (über 350!), und die Elektrizitätmänner, die drüben gebaut haben, Hurra schreien, wundert mich nicht. Die wissen vor Bestellungen nicht aus noch ein. Ists aber etwa ein Glück, daß ein so großer Theil unserer besten Industrien zum Auswandern gezwungen war? Sich selbst im Ausland Konkurrenz machen, die Rohstoffe und Maschinen theurer bezahlen muß und nicht centralisirt arbeiten kann? Daß zwei Fabriken mehr kosten als eine, muß ein Kind begreifen. Das haben wir auch wieder den Agrariern zu verdanken. Weils unter den neuen Handelsverträgen mit dem Export geschnappt hat, müssen die Leute aus dem Land und tragen uns das Geld und die Aufträge weg. Sie holen wenigstens Etwas wieder; aber wir haben das Nachsehen."

Vorläufig hatten wirs. Der Kleine verschwand in die Unterwelt. Doch schon nach fünf Minuten kam er, mit dem Aufgebot aller Würde, wieder an Deck; und an seiner Haltung, an der unruhigen Spannung in seinen Zügen konnte man merken, daß die Katastrophe noch nicht eingetreten war. „Ueberhaupt die Handelsverträge! Warten Sie mal ab, welche Ueberraschungen uns da noch bevorstehen. Jetzt werden die Aufträge übereilt, weil Jeder noch zur Zeit des erträglichen Tarifes unter Dach sein möchte. So um den März herum aber werden wir was erleben. Wenn nicht etwas ganz Unvorhersehbares in der Industrie passirt. Das ist ja möglich; nur wüßte ich nicht, aus welcher Ecke es kommen sollte. Große Umwandlung der ganzen Betriebsform aber bahnbrechende neue Erfindungen? Wer damit rechnet, hat noch mehr Gottvertrauen als Einer, der sich bis an

den Hals mit Amerikanern vollstopft. Und bleibt Alles in der üblichen Ochsentour: wo sind dann die ‚noch nie dagewesenen Aussichten'? In der Politik sicher nicht. Nach der fragt Unsereins freilich kaum noch; ganz gleichgiltig ists aber auch nicht, daß von unseren Nachbarn der eine verhungert und verfault, der andere, Oesterreich-Ungarn, auseinanderfällt. Wer Ungarische Goldanleihe nicht früh genug verkauft hat, wird nächstens von den Hunden gebissen. Und sonst? Das Reich braucht viel Geld. Preußen wird sich, sobald die Industrie schlechter beschäftigt ist, nach seinen Ueberschüssen umsehen. Afrika taxire ich auf drei Viertelmilliarden; unter Brüdern. Japan schafft sich die inländischen Anleihen vom Buckel: braucht also von draußen Geld. Rußland noch viel mehr. Beide holen sich zunächst mal die Guthaben, die noch bei uns lagern. Ohne dieses Anleihegeld, das in unseren Bankbureaux gastirte, hätten wir nicht den billigen Geldstand erreicht, der immer die stärkste Verlockung zu gewerblichen Anlagen und Unternehmungen aller Art ist. So naiv, den Geldstand auch nur auf Wochen hinaus zu prophezeien, bin ich nicht mehr. Da ändert sich das Wetter so schnell wie (leider) auf See. Aber bei vier Prozent Bankdiskont halten wir schon und ich weiß aus bester Quelle, daß dem Centralausschuß der Reichsbank nächstens eine neue Diskonterhöhung, wahrscheinlich um ein ganzes Prozentchen, vorgeschlagen wird. Noch findet die Spannung heute noch stärker als gegen Ende 1899, wo wir den höchsten Satz hatten. Das Anleihegeld, das in Berlin doch nur auf der Durchreise war, zieht nun allmählich nach Tokio und Petersburg. Dorthin folgen bis März neue große Geldsendungen aus ganz Europa, nicht die kleinsten aus Deutschland. Können wir solchen Abfluß vertragen? Wir habens nicht dazu. Mit der Liquidität wird dann nicht mehr viel Staat zu machen sein. Und nun rechnen Sie: Strikes, Handelsverträge, riesige Summen dem Markt entzogen und ins Ausland verschickt. Am Ende überlegen sichs die Herren in der Behrenstraße zweimal, ehe sie höhere Dividende geben. Bleibt die aber aus, dann ist die Börse enttäuscht und wir erleben einen Kurssturz, daß sich die Balken biegen."

Die sonnige Stimmung, das zuversichtliche Hoffen auf die „enorme Sache" des Friedens: Alles dahin. Sämmtliche Felle weggeschwommen Um den Jammernden zu trösten, erzählte man ihm, auf Amrum, das vor uns lag, würden an der Westküste Austern gefangen. Holsteiner? Er danke. Nur die feinsten Natives mit beglaubigtem Ursprungszeugniß kämen auf seine Zunge. Und selbst an die dürfe er jetzt nicht denken. Obs am Magen liegt? Sonst könnte er ein Antipyrin wagen. Er sei doch schon bei ganz anderem Wetter unterwegs gewesen, habe sich aber noch nie so übel und schwindlig gefühlt. „Karlsbad ist sehr überzahlt." Auch ein zweiter Versuch, seine Gedanken abzulenken, mißlang. Für die Möwe, die Stunden lang dicht hinter uns her flog, immer auf Abfälle gehofft und noch nicht einen armen Bissen erhascht hatte, interessirte er sich zuerst gar nicht. Und sagte dann: „So wirds uns mit den Aufträgen gehen." Von seinem Thema also nicht abzubringen. Und an Bord kein See-Lador, den man fragen könnte, ob diese düstere Prognose nicht nur eine Folge der nausea sei. „Das Geld reist ab, die agrarischen Handelsverträge kommen, überall Strikes, fünf Prozent Bankdiskont und dabei Kurse, daß man 'ne Leiter braucht, um nur hinaufzugucken! Keiner denkt an Abgaben. Auf welches Wunder warten die Leute denn? Der Friede wird sie nicht glücklich machen. Mir war der Krieg lieber. Ich will nicht schief liegen. Ich will aufs Trockene, ehe es zu spät wird. Sobald ich zurück bin, fange ich an, zu verkaufen. Vielleicht kann ich heute noch telephoniren. Das ganze Zeug will ich los sein, nichts bei mir behalten." Fast klangs wie ein Schluchzen. Er umklammerte das Deckgeländer und begann, im stillen Wattenmeer, mit den Abgaben.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 14. Oktober 1905.

Kartelle und Staat.

Am fünften Mai 1879 besprach der Abgeordnete Eugen Richter im Reichstag die Thatsache, daß die deutschen Schienenwalzwerke, die Wagon- und Lokomotivfabriken sich zusammengeschlossen hatten, bei Submissionen im Inland gemeinsam ihre Offerten abgaben, aber im Auslande bedeutend billiger verkauften. Er erwarb sich damit das Verdienst, die Oeffentlichkeit zum ersten Mal auf eine Erscheinung aufmerksam gemacht zu haben, die seitdem eine ganz ungeahnte Bedeutung erlangt hat: die Kartelle. Heute sind diese Verbände und die mancherlei Neubildungen, die mit ihnen zusammenhängen, die Riesenunternehmungen, Interessengemeinschaften u. s. w., vielleicht die wichtigste Erscheinung unseres ganzen Wirthschaftlebens, jedenfalls diejenige, die für die Weiterbildung der heutigen Wirthschaftordnung die größte Bedeutung hat. Immer tiefer greifen diese Organisationen in alle wirthschaftlichen Verhältnisse ein und immer dringender wird deshalb die Frage, wie sich der Staat ihnen gegenüber verhalten solle. Nachdem der Deutsche Juristentag in seinen beiden letzten Tagungen, in Berlin und Innsbruck, das Problem behandelt hatte, hat jetzt auch der Verein für Sozialpolitik, der sich schon vor elf Jahren in Wien damit beschäftigt hat, das Thema in Mannheim zwei Tage lang erörtert. Der Vortrag, den ich dort gehalten habe und der hier, mit einigen Aenderungen, wiedergegeben wird, beschränkte sich im Wesentlichen auf die Frage: Welche Aufgaben hat der Staat heute gegenüber den Kartellen? Aber auch in dieser engen Begrenzung ist das Thema so mannichfach und komplizirt, daß ich, dort aus Mangel an Zeit, hier aus Mangel an Raum, mich darauf beschränken mußte, in ganz knappen Zügen die wichtigsten und allgemeinsten Erwägungen, die dabei in Betracht kommen, hervorzuheben.

Im Verein für Sozialpolitik legte ich, einem Wunsch des Vorstandes folgend, die Eisenindustrie und ihr wichtigstes Kartell, den Deutschen Stahl-

werkverband, meiner Darstellung zu Grunde; und es dürfte auch hier zweckmäßig sein, diesen Ausgangspunkt zu wählen, damit auch die Leser, die mit industriellen Fragen weniger bekannt sind, an dem Beispiel einer fortgeschrittenen Industrie ein Bild des Problemes erhalten. Der Stahlwerkverband, mit dem Kohlensyndikat das größte und wichtigste Kartell Deutschlands, ist eine von den Mitgliedern gegründete Aktiengesellschaft; sie hat die von diesen Mitgliedern hergestellten Produkte zu verkaufen. Das wesentliche, das eigentliche Kartell ist die Vereinbarung der Kartellmitglieder, ihre Produkte nur durch diese Gesellschaft zu verkaufen. Der Stahlwerkverband hat aber das Eigenthümliche, daß er nicht nur ein bestimmtes Produkt, sondern verschiedene Produktionstadien umfaßt; und zwar geht er aus vom Rohstahl, während das Roheisen nach wie vor den verschiedenen Roheisensyndikaten untersteht. Er umfaßt prinzipiell alle Produkte der schweren Stahlindustrie, also mit Ausnahme der Kleineisen- und Maschinenindustrie. Thatsächlich aber hat er den gemeinsamen Verkauf bisher nur für die sogenannten Produkte A übernommen, nämlich für Rohstahl, Halbzeug, Eisenbahnbaumaterial und Formeisen, wogegen für die Produkte B, Stabeisen, Walzdraht, Bleche, Röhren, Achsen u. s. w., die Produktion der Kartellmitglieder zwar kontingentirt ist, der Verkauf aber von jedem Werk frei und zu beliebigen Preisen bewirkt wird. Für diese Produkte B besteht jedoch in Oberschlesien ein besonderer Stahlwerkverband, während die oberschlesischen Werke für die A-Produkte dem allgemeinen Verband angehören. Für manche Produkte der Gruppe B bestanden aber schon vor der Gründung des Stahlwerkverbandes Spezialkartelle, so für Walzdraht, Grobblech, Feinblech, Gas- und Siederohre u. s. w., eben so für viele Produkte der Kleineisenindustrie. Manche dieser Kartelle für B-Produkte bestehen noch heute; der Stahlwerkverband übt aber auf sie (nach Aussage der Leiter in den Verhandlungen der Kartellenquete) keinen Einfluß. Immerhin ergiebt sich eine gewisse Beziehung, da die großen gemischten Werke in allen diesen Verbänden gleichzeitig betheiligt sind. Es ist hier nicht möglich, auf die Einzelheiten, unter denen die Auflösung dieser Verbände erfolgte, und auf die Frage, wer daran die Schuld trägt, einzugehen. Das würde auf die speziellen Verhältnisse einzelner Werke zurückführen; überhaupt spielen in allen Kartellfragen einzelne Persönlichkeiten und die Individualitäten einzelner Werke eine größere Rolle, als außen Stehende gewöhnlich anzunehmen pflegen.

Jedenfalls ist die Organisation des Stahlwerkverbandes in dem geplanten Umfang, so lange die B-Produkte nicht einbezogen sind, noch nicht vollendet. Daß Dies aber noch nicht geschah, ist die Folge des Interessengegensatzes zwischen den großen kombinirten und den reinen Werken, die diese B-Produkte ausschließlich herstellen und den Rohstoff, das Halbzeug, von den großen kombinirten Werken kaufen müssen. Dieser Gegensatz beherrscht heute

alle Verhältnisse der Eisenindustrie. Er ist aber ein solcher zwischen alten und neuen Betriebsformen und die Kartellfrage hat dabei eigentlich nur eine sekundäre Bedeutung. Die technische Ueberlegenheit der gemischten Werke, die ihre gesammten Walzprodukte in einer Hitze herstellen können und außerdem für den Antrieb ihrer Maschinen die Hochofengase benutzen, kann nicht bestritten werden und ist auch in den berliner Verhandlungen ausdrücklich zugestanden worden. Diese Vortheile der Kombination verschiedener Produktionstadien machen sich jetzt schon bis in die letzten Stufen der Verfeinerung bemerkbar; so werden, zum Beispiel, die Konstruktionwerkstätten, die keine eigenen Hochöfen, Zechen und Stahlwerke haben, durch die Konkurrenz der großen kombinirten Werke immer mehr zurückgedrängt. Der Gegensatz zwischen reinen und gemischten Werken beschränkt sich also heute schon nicht mehr auf die Walzwerke, die ja auch meist nur Halbfabrikate herstellen, sondern erstreckt sich auch auf solche Fälle, wo, wie bei Brückenbauten, durch die Mitwirkung der hochqualifizirten Arbeit des Konstrukteurs und Architekten Produkte der Massenherstellung zur Stufe höchstwerthiger Gebrauchsgüter emporgehoben werden. Eng damit verbunden ist eine Verschiebung in den besten Standorten der Industrie. Seit die Hochofengase benutzt werden und ausländischer Eisenstein immer größere Bedeutung gewinnt, sind die reinen Walzwerke im Siegerland auch schon aus Gründen der Transportverhältnisse immer weniger konkurrenzfähig. Sie werden aber nicht vollständig verdrängt. Es vollzieht sich vielmehr heute in der Eisenindustrie auf einer höheren Stufe, innerhalb des Großbetriebes, die selbe Entwickelung wie früher zwischen Fabrikbetrieb und Hausindustrie, wo auch die neue die alte Form in vielen Fällen nicht ganz verdrängte. Wie der Fabrikbetrieb die Hausindustrie beibehielt, um sie in Zeiten starker Nachfrage als Reserve heranziehen zu können, in ungünstigen aber still liegen zu lassen, so benutzen heute die großen gemischten Werke die reinen. Diese sind ein elastisches Moment gegenüber den Konjunkturenschwankungen. Die ganze Organisation der großen gemischten Werke fordert konstanten Massenbetrieb. Bei günstiger Konjunktur überlassen sie die Weiterverarbeitung zum Theil den reinen Werken, die bei der starken Nachfrage dann auch Gewinne erzielen; bei ungünstiger Konjunktur suchen sie die Halbfabrikate, deren Produktion sie nicht einstellen können, selbst weiterzuverarbeiten oder sie exportiren sie um jeden Preis. In beiden Fällen leiden die reinen Weiterverarbeiter. Es ist auch zuzugeben, daß unter diesen Umständen die Kombination zu weit gehen kann, daß die großen Werke sich Produktionstadien angliedern, für die sie nicht geeignet sind. Namentlich, wo Kartelle für diese weiterverarbeiteten Produkte bestehen und die Preise sichern, ist diese Gefahr groß und führt dann schließlich zur Auflösung der Verbände. Die Grenze für die gemischten Werke ist da, wo die Massenproduktion weniger einheit-

licher Qualitäten und Muster nicht mehr möglich ist. Hier ist daher auch noch das Feld für die reinen Walzwerke, die „Spezialisation". Wo von einem bestimmten, nicht das Normale darstellenden Profil nur wenige Tonnen verlangt werden, kann das große Werk seine Maschinen nicht mehr nutzbringend verwenden; da muß ein Spezialwerk mit eigenen Maschinen eintreten. Diese Spezialisation dürfte der Weg sein, auf dem die reinen Werke, wenn sie in günstiger örtlicher Lage und kapitalkräftig genug sind, sich behaupten und eine lohnende Thätigkeit finden können. Bedingung ist freilich, daß für diese Spezialitäten auch entsprechend höhere Preise zu erzielen sind. Daß Das in ungünstigen Zeiten oft nicht der Fall ist, daran ist aber die Konkurrenz der reinen Walzwerke unter einander eben so schuld wie die der gemischten Werke. Es ist aber natürlich sehr schwer, für solche Produkte Kartelle zu schaffen; leichter wird es erst sein, wenn ein Ausleseprozeß die lebensunfähigsten der heutigen reinen Werke aus dem Wege geräumt hat.

Wie ist nun die Stellung der Kartelle in diesem ganzen Entwickelungprozeß? Im Allgemeinen hätte sich die Verbindung von Hochöfen mit Stahlwerken aus technischen Gründen auch ohne die Kartelle entwickelt. Die Tendenz zur Angliederung von Kohlenzechen ist freilich durch die Kohlenkartelle erheblich verstärkt worden. Auch die Aufnahme der weiteren Produktionstadien in das Arbeitfeld der großen Stahlwerke, die ganz besonders die ungünstige Lage der reinen Werke verschuldet hat, ist wohl durch die Rohstoff- und Halbfabrikatkartelle in der Weise gefördert worden, daß die Kontingentirung und Absatzbeschränkung für solche Produkte, namentlich in ungünstigen Zeiten, diese Werke, für die regelmäßige Produktion ja Lebensbedingung ist, immer mehr zur eigenen Weiterverarbeitung drängte. Im Allgemeinen aber ist die Entwickelung zur Kombination und zum größeren Betrieb in den technischen und wirthschaftlichen Verhältnissen der Eisenindustrie begründet und hätte sich auch ohne Kartelle vollzogen. Bei freier Konkurrenz aber wäre den reinen Werken ihre allmähliche Verdrängung und ihre ungünstige Lage als etwas Unabänderliches, als ein Fatum erschienen; sie hätten keine einzelne wirthschaftliche Erscheinung gehabt, die sie dafür verantwortlich machen konnten. Als sich aber die Rohstoffindustrien zu festen Verbänden zusammenschlossen, hatten die Weiterverarbeiter ein konkretes Objekt, dem sie die Schuld an ihrer ungünstigen Lage gemeinsam aufbürden konnten: und so wurden die Kartelle für eine Entwickelung verantwortlich gemacht, die sich ohne sie mindestens eben so bemerkbar gemacht hätte. Natürlich haben die Kartelle schließlich auch die Zusammenfassung mehrerer Produktionstadien in eine Unternehmung gefördert. Das hätte aber auch ein heftiger Konkurrenzkampf gethan; nur wenn unsere Rohstoffindustrie dauernd gleichmäßige Beschäftigung gehabt hätte, wäre man

vielleicht in den alten Betriebsformen geblieben. Da aber unser Kapitalreichthum in jeder Zeit günstiger Konjunktur zu einer starken Ausdehnung der Industrie Veranlassung giebt, ist bei ungünstiger Lage der Konkurrenzkampf stets äußerst scharf; und er führt dann sowohl zum Eindringen in die Weiterverarbeitung als auch zu Kartellen.

Kombination-Unternehmungen und Kartelle stehen also nicht im Verhältniß von Ursache und Wirkung zu einander, sondern Beide sind die Folge der Konjunkturschwankungen, Beide sind ein Mittel, diese Schwankungen für die einzelne Unternehmung möglichst wenig fühlbar zu machen.

Soll nun der Staat in diesen Entwickelungprozeß eingreifen? Selbst wenn man ihn als einen Fortschritt ansieht — und darüber kann nach meiner Ueberzeugung kein Zweifel obwalten —, kann noch die Frage aufgeworfen werden, ob es nicht zweckmäßig sei, ihn zu verlangsamen. Ich glaube aber, diese Frage heute noch verneinen zu sollen, und zwar aus Gründen nationaler Politik, wegen unserer Konkurrenzfähigkeit gegenüber dem Ausland. Zwar wollen gerade die Parteien, die sich als besonders national gesinnt anzusehen pflegen, diese Entwickelung hindern; aber für ihre Stellung diesen Dingen gegenüber ist mehr der Widerstand gegen die moderne großindustrielle Entwickelung und die Furcht, daß die eigenen Interessen darunter leiden könnten, als die Sorge für die Konkurrenzfähigkeit und Weltmachtstellung Deutschlands maßgebend. Diese Furcht vor dem drohenden Großkapitalismus ist es auch, die einige Nationalökonomen, wie Adolf Wagner, veranlaßt, gerade in diesem Fall das nationale Interesse an möglichster Konkurrenzfähigkeit unserer Industrie, unserer Hauptreichthumsquelle, zurücktreten zu lassen hinter die Gefahren des „Kapitalismus". Wie unklare Vorstellungen aber unter dem Einfluß sozialistischer Anschauungen über diesen modernen Kapitalismus verbreitet sind, wie man sich „das Großkapital" als eine einheitliche, in den Kartellen und in den Banken vereinigte Masse vorstellt, die in irgend einer geheimnißvollen Weise, aus sich selbst heraus, ganz unpersönlich wirke und der alle modernen wirthschaftlichen Erscheinungen zugeschrieben werden: Das kann ich hier weder eingehend darstellen noch kritisiren. Ich halte diesen Entwickelungprozeß, trotz seinen Härten im Einzelnen, für unvermeidlich, weil er den wirthschaftlichen Fortschritt repräsentirt, ohne den unsere Kulturstellung nicht denkbar ist und dessen Aufhören unsere ganze Zukunft in Frage stellen würde.

Der Staat hat daher auch nicht die Aufgabe, diese ganze Entwickelung des Kapitalismus zu hindern (wenn er dazu überhaupt im Stande wäre), sondern nur die, die Mißstände, die sich dabei herausstellen, zu beseitigen. Hier sind nun gerade in Deutschland, wo die Kartelle die größte Ausdehnung gefunden haben, die Mißstände, die sich aus deren monopolistischem Charakter ergeben, heute besonders bemerkbar. Die Kartelle sind monopolistische Ver-

einigungen; und in der Sorge dafür, daß nicht durch übermäßige Ausbeutung der Monopolstellung die Konsumenten und Weiterverarbeiter benachtheiligt werden, liegt heute die Hauptaufgabe des Staates.

Dabei können aber in erster Linie nur wirthschaftliche Maßregeln in Betracht kommen. Auf das radikalste Mittel, die Verstaatlichung der kartellirten Erwerbszweige, brauche ich nicht einzugehen. Was den Kohlenbergbau betrifft, so habe ich meine Ansicht an anderer Stelle ausgesprochen*); bei der Eisenindustrie und anderen großen Unternehmungzweigen kann kein Mensch, der nur ein Wenig das praktische Leben kennt, heute an Verstaatlichung denken. Als wirthschaftliche Maßregeln zur Bekämpfung übermäßiger Preise kommen zunächst solche der Zollpolitik und der Tarifpolitik der Verkehrsanstalten in Betracht. Besonders sind es die billigeren Auslandsverkäufe, die den Ruf nach zollpolitischen Maßregeln veranlaßt haben. Doch sind die Schädigungen, die den reinen Weiterverarbeitern durch diesen Export bereitet werden, oft stark übertrieben worden. In ungünstigen Zeiten, wenn die inländischen Abnehmer mit dem Bedarf zurückhalten, die Mitglieder des Kartells aber drängen, ihnen Absatz zu verschaffen, kommt es natürlich vor, daß die Leiter einmal einen sehr billigen Abschluß ins Ausland machen. Zuzugeben ist auch, daß in einzelnen Fällen deutsche Weiterverarbeiter nicht konkurriren konnten, weil die ausländischen das deutsche Rohmaterial billiger bekommen hatten. Das sind aber Ausnahmefälle, die in ungünstigen Zeiten breitgetreten werden; in günstigen aber — Das zeigt sich schon heute wieder — wird die Frage von viel geringerer Bedeutung.

Natürlich bleibt es immer vortheilhafter, Fertigprodukte zu exportiren, weil bei ihnen, auch bei billigerem Verkauf, von einer Schädigung der inländischen Volkswirthschaft nicht die Rede sein kann. Aufgabe der Kartelle ist auch, dafür zu sorgen, daß die Produkte in möglichst verarbeiteter und daher hochwerthiger Form zur Ausfuhr gelangen. Aber Versuche, die beim Feinblechverband gemacht wurden, um statt Halbzeug möglichst Bleche zu exportiren, scheiterten an dem Widerstand der englischen Blechwalzwerke, die sich nicht von ihrem Markt in den Kolonien verdrängen ließen und statt des deutschen Halbzeuges einfach amerikanisches oder belgisches kauften. So ist man in vielen Fällen vor die Frage gestellt, entweder Rohstoffe und Halbfabrikate zu exportiren oder gar nichts. Dann aber ists immer noch besser, wenn in ungünstigen Zeiten die Anlagen ausgenützt und die Arbeiter beschäftigt werden. Und hauptsächlich zu diesem Zweck wird ja der billige Export betrieben. Uebrigens ist gerade in dieser Hinsicht, um den Fabrikaten-

*) Die Erwerbung der Hibernia-Gesellschaft durch den preußischen Staat und dessen weitere Aufgaben im rheinisch-westfälischen Kohlenbergbau. Annalen des Deutschen Reiches, 1905, Nr. 6.

export zu steigern, die Entwickelung der kombinirten Werke, die ja immer mehr in die Fertigfabrikation eindringen, von großer Bedeutung.

Die reinen Werke klagen auch heute meist weniger über den billigen Rohstoff- und Halbfabrikatexport als über eine zu geringe Spannung zwischen den inländischen Preisen für Halbzeug, das sie von den gemischten Werken kaufen müssen, und für die Produkte, die sie daraus herstellen, also vor Allem Stabeisen. Die Möglichkeit übermäßig hoher Preisfestsetzungen im Inland ist ja die Hauptgefahr jedes Kartells. Daß diese Gefahr durch hohe Zölle verstärkt wird, ist klar. Auch ist zugegeben, daß starke Kartellbildung in einem Lande, wenn es sonst die wirthschaftlichen Verhältnisse erlauben, ein wichtiges Argument für eine freihändlerische Gestaltung der Zollpolitik liefert. Aber einseitige dauernde Zollherabsetzungen würden das Ausland nur auf Kosten des Inlandes stärken. Daher können nur internationale Vereinbarungen für ein jeweilig bestimmtes Produkt in Betracht kommen, wie bei der Zuckerkonvention. Wohl aber sind vorübergehende Zollherabsetzungen denkbar und könnten im Nothfall übermäßigen Preisfestsetzungen eines Kartells entgegenwirken. Meist würde die bloße Erörterung solcher Maßregeln im Parlament genügen, um das Kartell vorsichtiger zu machen. Der früher mehrfach vertretene Gedanke, bei billigerem Verkauf ins Ausland die Zölle herabzusetzen — ist abgesehen davon, daß er von einer falschen Auffassung dieser Thatsache ausgeht — auch praktisch undurchführbar.

Zu erwähnen ist nur noch, daß neuerdings wieder (und gerade in der Eisenindustrie) die Tendenz zur Bildung von internationalen Kartellen hervorgetreten ist. Der Stahlwerkverband hat Verbände, so für Schienen und Träger, mit den wichtigsten fremden Staaten geschaffen. Welche Folgen ein weiteres Fortschreiten auf diesem Weg für unsere Handelspolitik haben kann, ist noch nicht abzusehen.

Wenn zoll- und verkehrspolitische Maßregeln nicht anwendbar sind oder nicht genügen, müssen als äußerstes Mittel zur Bekämpfung übermäßiger Preise der Monopole staatliche Preisfestsetzungen gefordert werden, die aber nie von Staatsbeamten einseitig vorgenommen werden können, sondern bei denen die Mitwirkung der Betheiligten selbst erforderlich ist. Um solche Maßregeln für den Nothfall vorbereiten und um die erforderliche stetige Aufsicht über das Kartellwesen und Alles, was damit zusammenhängt, ausüben zu können, wäre die Errichtung eines ständigen Reichskartellamtes wünschenswerth. Solche staatlichen Eingriffe in die Preisfestsetzungen könnten sich meist auf Rohstoffe und Halbfabrikate, die in wenigen Qualitäten vorkommen, beschränken, während bei allen anderen Waaren, die weniger den Charakter eines natürlichen Monopols besitzen, die Konkurrenz wohl stets genügen wird, um eine übermäßige Ausbeutung einer errungenen monopolistischen Stellung zu verhindern. Auch

für Kohle bin ich der Meinung, daß im Nothfall staatliche Preisfestsetzungen ein einfacheres und besseres Mittel wären, um die Interessen der Allgemeinheit zu wahren, als der Entschluß, für eine Verstaatlichung unter den heutigen Verhältnissen Hunderte von Millionen aufzuwenden.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Aber die Wirkungen des Zusammenschlusses in Kartellen zeigen sich nicht in den Preisfestsetzungen allein. Mehr als über sie wird oft über die Verkaufsbedingungen geklagt. Von ihnen werden neben den Weiterverarbeitern namentlich die Händler betroffen. Die Entwickelung des Kartellwesens scheint hier zu großen Umwälzungen zu führen, die bisher namentlich auf dem Gebiete des Kohlenhandels zu Tage getreten und voraussichtlich noch lange nicht zum Abschluß gebracht sind. Die dabei auftauchenden äußerst mannichfachen Probleme hier zu berühren, kann ich mir versagen, weil staatliches Eingreifen dabei heute noch nicht in Betracht kommt. Auch andere Fragen, wie die langen Abschlüsse, die willkürliche Aufstellung gewisser Orte als Basis für die Frachtberechnungen (was gerade auch beim Stahlwerkverband zu vielen Angriffen geführt hat), muß ich übergehen. Erwähnt sei nur die hierher gehörige Frage der Ausfuhrvergütungen und der damit zusammenhängenden Praxis der großen Kartelle, diese Vergütung nur Verbänden zu gewähren. Gerade sie spielt beim Stahlwerkverband eine große Rolle und hat zu berechtigten Klagen Anlaß gegeben.

An und für sich ist das Prinzip, nur an Verbände die Ausfuhrvergütung zu gewähren, berechtigt. Die Rohstoffkartelle können damit den schwierigeren Zusammenschluß der Weiterverarbeiter fördern und deren wirthschaftliche Lage verbessern helfen. Man kann ihnen auch nicht zumuthen, durch ihre Vergütungen nur dazu beizutragen, daß sich die Weiterverarbeiter untereinander noch schärfer bekämpfen und die Preise im Konkurrenzkampf noch um den Betrag der Ausfuhrvergütungen herabdrücken, so daß diese ihren Zweck ganz verfehlen. Aber auf der anderen Seite sind große Mißstände mit dieser Maßregel verbunden. Das gemischte Werk, das sein Halbzeug selbst herstellt, erhält für alle weiterverarbeiteten Produkte, die es exportirt, Ausfuhrvergütung vom Kohlen-, Roheisen- und Stahlwerkverband; das reine Werk, das sein Halbzeug kaufen muß, erhält sie nur für solche Produkte, für die Kartelle bestehen. Das ist eine Ungerechtigkeit; und dadurch unterstützen die Rohstoffkartelle noch die natürliche Ueberlegenheit der kombinirten Werke in der Weiterverarbeitung. Hier müßte unbedingt Abhilfe geschaffen werden. Der Stahlwerkverband muß auf alles nachweislich von ihm gekaufte Halbzeug Ausfuhrvergütung gewähren. Der Staat könnte hier durch Ausdehnung des zollfreien Veredlungverkehrs eine Gleichstellung herbeiführen; unter allen Mitteln staatlicher Kartellpolitik wird dieses vielleicht zuerst praktische Anwendung finden.

Noch eine andere Wirkung der Kartelle, die mit den Verkaufsbeding-

ungen zusammenhängt, ist hier zu erwähnen: der Zwang zu ausschließlichem Verkehr, der Boykott und die Lieferungsperre. Im Stahlwerkverband haben diese Erscheinungen bisher noch keine große Rolle gespielt. Es handelt sich bei diesen Dingen um Probleme, die weit über den Rahmen der Kartellpolitik hinausgehen, um die Frage nach den Grenzen von Zwang und Freiheit, um das Problem, wie weit die Bewegungfreiheit des Einzelnen durch Anwendung wirthschaftlichen Druckes im Interesse eines oder mehrerer Anderen eingeschränkt oder beseitigt werden darf. Dies kann durch wirthschaftliche Maßnahmen nicht geregelt werden; hier ist es Sache der Rechtswissenschaft, Normen dafür zu finden, wann ein solches Vorgehen als berechtigt anzusehen ist und wann nicht. Die Juristen haben bisher, wie ja auch ihre erste Aufgabe ist, nur versucht, die vorhandenen Rechtssätze auf diese neuen Erscheinungen anzuwenden; aber die Entscheidungen sind durchaus willkürlich und es ist kein Zweifel, daß die Sätze über den Verstoß gegen die guten Sitten hier nicht genügen. Denn diese Maßregeln sind nicht als ausschließlich schädlich anzusehen, sondern haben auch eine starke organisirende Kraft in sich, die, zum Beispiel, in den Tarifgemeinschaften volkswirthschaftlich ungemein nützlich wirkt. Solche Verträge sind daher im modernen Wirthschaftleben gar nicht zu entbehren. Die Rechtswissenschaft hat die Aufgabe, zunächst die Bedürfnisse des Wirthschaftlebens zu studiren und dann zu versuchen, zu geeigneten Normen für die Regelung dieser Erscheinungen zu gelangen.

Zu den Personenkreisen, die durch den wirthschaftlichen Druck der Monopole getroffen und dadurch in ihren Interessen geschädigt werden können, gehören schließlich auch die Arbeiter. Zwar bezwecken die Kartelle, wie immer wieder zu betonen ist, keine Einwirkung auf die Arbeiterverhältnisse, überlassen sie vielmehr den einzelnen Mitgliedern oder besonderen Arbeitgeberverbänden, die aber auch da entstehen können, wo gar keine Kartelle möglich sind, etwa zwischen Arbeitgebern ganz verschiedener Industrien. Dennoch hat auch die Kartellbewegung unter Umständen ungünstige Wirkungen auf die Arbeiter. Durch die wachsende Verschmelzung und die damit verbundenen Stillegungen von Werken können Arbeiter brotlos gemacht werden. Das sind aber Folgen, wie sie immer mit dem technischen Fortschritt und der Ersparung von Produktionkosten verbunden sind. Aber überhaupt wird schon durch den Zusammenschluß der Unternehmer in Kartellen ihre Position den Arbeitern gegenüber verstärkt und dadurch deren Aussicht, mit Hilfe ihrer Koalitionen Arbeitkämpfe glücklich durchzuführen, vermindert. Hier kann nur das volle Recht zu freier Koalition, eventuell staatliche Organisirung von Vertretungskörpern der Arbeiter, Durchführung des kollektiven Arbeitvertrages, weitgehende staatliche Regelung der Arbeitbedingungen in den einzelnen Industrien Abhilfe schaffen.

Ich habe früher mehrfach die Hoffnung und die Ueberzeugung ausge-

sprochen, daß der intensive Zusammenschluß der Unternehmer in Kartellen und sonstigen Verbänden sie auch zu besserem Verständniß für die Nothwendigkeit der Arbeiterkoalitionen und zu größerem Entgegenkommen diesen gegenüber führen werde. Leider zeigt aber ein Blick in die Praxis immer wieder, wie selten Das bisher geschehen ist. Mit wünschenswerther Offenheit, aber auch mit einem wenigstens bei diesem Mann kaum verständlichen Mangel an Gefühl für die Forderungen sozialer Gerechtigkeit hat Generaldirektor Kirdorf in Mannheim wiederum ausgesprochen, daß die deutsche Großindustrie vom kollektiven Arbeitvertrag nichts wissen will. Bleibt sie auf diesem Standpunkt, so wird die Anwendung staatlichen Zwanges unvermeidlich. Die Oeffentliche Meinung vermag auch auf diesem Gebiet eine Aenderung herbeizuführen, namentlich wenn sie von einer ihrem Wunsch entsprechenden Auffassung der Regirung unterstützt wird. Ein Verdienst des Vereins für Sozialpolitik besteht darin, daß er weite Kreise nach dieser Richtung wissenschaftlich aufklärt.

Nachdem wir so die Wirkungen der Kartelle auf die verschienen Wirthschaftgruppen und die Pflichten des Staates auf diesem Gebiet kurz betrachtet haben, sei schließlich noch mit ein paar Worten auf die allgemeinste Seite des Problems hingewiesen. Die Kartelle sind nur eine Theilerscheinung, die Kartellfrage ist nur ein Spezialproblem in dem größeren der Weiterbildung unserer Wirthschaftordnung. Die Entwickelung geht auch bei uns heute schon weit über die Kartelle hinaus und führt, neben ihnen oder unter ihrem Einfluß, zu Neubildungen, die bisher die Wissenschaft noch kaum beschäftigt haben. Durch Fusionen, Kombinationen, durch die Bildung von Interessengemeinschaften und durch gemeinsame Aktienbetheiligungen wird nicht nur der Charakter der einzelnen Unternehmung und ihre Stellung in der Volkswirthschaft, sondern auch deren Struktur selbst vollkommen verändert. Bedeutsam ist dabei namentlich die zunehmende Verflechtung der großen Unternehmungen mit einander und mit den Banken, die Schaffung großer, in ihrem Innern oft sehr verschiedenartig gestalteter „Concerns", die Bildung mannichfacher großkapitalistischer Interessengruppen, die sich in ganz neuartigen Formen organisiren. Wenn es auch nicht zu Trustbildungen im eigentlichen, im monopolistischen Sinn dabei kommt (was ich wenigstens für die großen Hauptindustrien nicht glaube), wird dennoch die Verfassung der großen Unternehmungen vollkommen umgestaltet. Damit tritt auch bei uns, ähnlich wie früher schon in Amerika, die Nothwendigkeit immer mehr hervor, das Recht und die innere Organisation der Gesellschaftunternehmungen weiterzubilden. Diese Aufgabe wird die volkswirthschaftlichen Praktiker, die Juristen und den Staat künftig in gleicher Weise beschäftigen. Hier handelt es sich vor Allem darum, wie auch Professor Schmoller in seinem einleitenden Referat gesagt hat, den Gedanken

größerer Oeffentlichkeit in den großen Unternehmungen zur Durchführung zu bringen. Das dürfte heute am Besten geschehen durch eine Weiterbildung des Bilanzrechtes und durch die Schaffung von Behörden, die auf neuer Grundlage, etwa nach englischem Vorbild, für genaue Revision sorgen. Die sehr weit gehenden Vorschläge Schmollers — er forderte den Eintritt staatlicher Aufsichträthe in alle Gesellschaften mit mehr als fünfundsiebenzig Millionen Mark Kapital und die Konfiskation der Hälfte des über zehn Prozent hinausgehenden Reingewinnes für den Staat — fanden in der Versammlung wenig Zustimmung und dürften höchstens in einer fernen Zukunft einmal in Betracht kommen.

Dagegen halte ich es, je weiter die neuste Entwickelung des Kapitalismus vorschreitet, für um so nothwendiger, die dabei auftretende Aktienspekulation zu bekämpfen. Wir sehen neuerdings auch bei uns, daß durch die Verschmelzungen von Unternehmungen und die Börsen- und Bankoperationen, die sich dabei ergeben, die Spekulation angefeuert wird. Vielleicht befinden wir uns heute in einer Aufschwungsperiode, die weniger in den thatsächlichen wirthschaftlichen Verhältnissen als in „Meinungen" der Spekulation ihren Grund hat. Die Börsenjobberei, die mühelose Bereicherung durch Börsenspiel ist ja, mit Recht, einer der Hauptgründe des Widerstrebens weiter Kreise gegen den Kapitalismus. Eine Eindämmung wäre hier eben so nöthig wie auf dem Gebiete der Bodenspekulation, wobei nur die Gefahr vermieden werden muß, daß das Kapital sich dem ausländischen Börsenspiel zuwendet.

Mit diesen Erörterungen aber mündet die ganze Frage der Weiterbildung der Unternehmungformen in das große Hauptproblem jeder Wirthschaftordnung, in die Frage nach einer möglichst günstigen Einkommensvertheilung. Wie wirken in dieser Hinsicht die neusten Erscheinungen in unserer Volkswirthschaft? Kann und soll der Staat auch in diese Verhältnisse heute schon regelnd eingreifen? Indirekt bezweckt ja fast jede wirthschaftpolitische Maßnahme des Staates eine Regelung der Einkommensvertheilung; an eine direkte staatliche Neuordnung und Umgestaltung der sie bestimmenden wirthschaftlichen Faktoren kann aber in absehbarer Zeit nicht gedacht werden. Zwar liegt die Gefahr nah, daß die neusten Entwickelungtendenzen des Großbetriebes eine für die Gesammtheit höchst ungünstige Einkommensvertheilung zur Folge haben könnte. Aber ein über die üblichen wirthschaftpolitischen Maßregeln hinausgehendes Eingreifen in die Einkommensvertheilung, wie der Sozialismus es fordert, würde nur eine künstliche Umgestaltung der heutigen Wirthschaft- und Rechtsordnung bedeuten; und zu einer solchen liegt einstweilen noch um so weniger Veranlassung vor, als die Kartelle und die damit zusammenhängenden modernen Erscheinungen offenbar selbst auf natürliche Weise eine solche allmählich herbeiführen. Ich glaube, daß die weitere Entwickelung schließlich aus sich selbst heraus die neue Wirthschaftordnung schaffen wird und daß der Staat mit

seinen Machtmitteln diese Entwickelung vielleicht etwas unterstützen oder auch hemmen kann, daß es aber nicht seine Aufgabe und ihm vielleicht nicht einmal möglich ist, eine nicht aus sich selbst gewordene, sondern von Weltverbesserern erfundene neue Wirthschaft- und Rechtsordnung von heute auf morgen einzuführen.

Welchen Weg aber die wirthschaftliche Entwickelung selbst zu diesem Ziel einschlagen wird: darüber kann man heute natürlich nur Vermuthungen aussprechen. In den Verhandlungen des Vereins für Sozialpolitik zeigte sich aber, daß thatsächlich nicht zwei Nationalökonomen in dieser Hinsicht übereinstimmen. Leider wurde die Unterscheidung Dessen, was heute erreichbar erscheint, und Dessen, was der Einzelne für die Zukunft erhofft und wünscht, oft nicht scharf genug durchgeführt. Nach meiner Auffassung sind aber wissenschaftliche Untersuchungen darüber, was die Zukunft bringen wird, wie sich die Weiterbildung unserer Wirthschaftordnung und die Organisation einer neuen gestalten wird, über eine ganz kurze Zeitspanne hinaus nicht möglich. Die heutige Staatsverfassungen, die politischen Parteien und ihre Interessenrichtungen, die Beziehungen zu fremden Staaten und alle wirthschaftichen Erscheinungen sind heute so dem Wandel unterworfen, daß die Zahl der unbekannten Größen, mit denen zu rechnen wäre, bald ins Unbegrenzte steigt. Der Phantasie steht hier der weiteste Spielraum offen. So verlockend solche Träume aber auch sind: hier sollte nur hervorgehoben werden, was als Aufgabe des Staates gegenüber den Kartellen heute durchführbar erscheint.

Freiburg i. B. Professor Dr. Robert Liefmann.

✻

In Oesterreich ist soeben der Versuch gemacht worden, den vierten Paragraphen des Koalitiongesetzes gegen die Kartelle anzuwenden. Dieser Paragraph, der aus älteren Strafgesetzbüchern schon in der Aera der Herbstzeitlosen, als es im Habsburgerreich Kartelle noch gar nicht gab, in das neue Recht hinübergenommen wurde, will unbillige Verabredungen der Unternehmer treffen und zwischen Produzenten und Händlern Vereinbarungen unwirksam machen, deren Ziel die Preissteigerung für im Gebrauchswerth nicht erhöhte Waaren, deren Ergebniß also ein wirthschaftlich nicht gerechtfertigter und den Konsumenten schädigender Geschäftsgewinn ist. Die Kartelle sollen also behandelt werden wie die übel berüchtigten „Ringe“. Ein Kartell deutscher, österreichischer und ausländischer Firmen hatte den durch Schleuderkonkurrenz unter die Herstellungskosten hinabgedrückten Preis der Glühlampen zu erhöhen versucht und sich dabei verpflichtet, nur Lampen zu liefern, die dem höchsten Anspruch moderner Technik genügen. Der Oberste Gerichtshof hat die (von einem wiener Syndikatsmitglied angerufene) Entscheidung von der Frage abhängig gemacht, ob eine dem erhöhten Preis entsprechende Verbesserung der Glühlampenqualität in den von dem Kartell auf den Markt gebrachten Produkten zu erkennen sei. Wenn in dieser Sache ein rechtskräftiges Urtheil gefällt ist, wird von dem seltsamen Versuch, der von der vox populi fast immer falsch gestellten Kartellfrage auf dem Boden des heute geltenden Rechtes eine Antwort zu finden, ausführlicher zu reden sein.

H.

✻

Krösusphiloſophie.

Gar Viele hegen den Wunſch, Herrn Andrew Carnegie, den Romantiker unter den amerikaniſchen Milliardären, kennen zu lernen; aber nur Wenigen iſt die Erfüllung dieſes Wunſches beſchieden. Denn weder ein polizeiliches Unbeſcholtenheitzeugniß noch die leeren Empfehlungen landläufigen Stiles erweiſen ſich in dieſem Fall als wirkſam. Herr Andrew iſt mit ſeinen Dollarmillionen weniger geizig als mit ſeiner Zeit; er will in nutzloſem Gerede keine Minute vergeuden. Und er, der gütige Menſchenfreund, hat aus ſeinem Haß gegen zeitraubende Schmarotzer, gegen die läſtige Zunft müßiger Neugieriger ſo wenig Hehl gemacht, daß ſich, nach meinen Erkundungen, der Brauch herausgeſtellt hatte, dem Geſuch einer Audienz bei Seiner Majeſtät dem Stahlkönig einen ſonnenklaren Bericht über Zweck und Abſicht des Beſuches beizulegen. Dazu konnte ich mich nun, aus Gründen der Selbſtwürde, nicht verſtehen. Denn wenn auch keins meiner Bücher bisher eine zweite Auflage erlebt hat, ſo iſt damit ja noch nicht erwieſen, daß nicht der ſchlechte Geſchmack des leſenden Publikums daran ſchuld iſt; und wenn auch keinem meiner Artikel bisher eine ſtarke ſichtbare Wirkung in die Ferne (etwa: der Sturz eines Miniſteriums, die Erſchütterung herrſchender Meinungen, die Diskreditirung eines allgemeingiltigen Irrthumes) beſchieden war, ſo iſt dadurch nicht angezeigt, daß ihr Werth in den ſchwindſüchtigen Zahlen ihres Zeilenlohnes gebührend zum Ausdruck kommt. Ich mied alſo die ausgetretenen Pfade, auf denen Tauſende dem bewunderten Manne zu nahen ſuchen, und kam ans Ziel, indem ich durch mehrere mir bekannte Großbänker ihm mittheilen ließ: ich ſehnte mich nach Aufklärung über einige ſeiner im Empire of Business niedergelegten Anſchauungen; ich könnte mich bei dem aus Bewunderung und Abſcheu gemiſchten Eindruck, den ſeine Reden und Aufſätze mir hinterlaſſen hätten, nicht beruhigen und wagte nicht eher, zum lieben deutſchen Publikum von ſeinem Kulturideal zu ſprechen, als bis er ſelbſt es mir interpretirt habe. Das lockte, wenn auch erſt, nachdem ich ſelbſt zweimal in gemeſſenen Abſtänden meinen Beſuch angemeldet hatte. Ich durfte nach London kommen, wo Herr Carnegie in den Frühlingstagen der Season manchmal reſidirt. Doch bat er mich, die näheren Umſtände unſerer Unterredung zu verſchweigen, ſie vielmehr deutſch-metaphyſiſch, Das heißt: ſo darzuſtellen, als ob ſie zeit- und raumlos verlaufen wäre. Sonſt habe er die Meute journaliſtiſcher Schweißhunde auf der Ferſe. Das that ich um ſo lieber, als ich wünſchte, der Einzige zu bleiben, dem Herr Carnegie ſein Schauen offenbarte.

— —

Carnegie: Seien Sie mir willkommen, Doktor. Herzlich willkommen. Bin aufrichtig erfreut, Sie zu ſehen. Der Zweck Ihres Beſuches iſt höchſt intereſſant; und Sie ſind der erſte gebildete Deutſche, der an meinen Verſtand höhere Anforderungen ſtellt als an meine Börſe. Aber auch ſonſt ſind Sie mir ſo warm und ſo dringend von beachtenswerther Seite empfohlen, daß keine Gefahr beſtand, Sie mit den aufdringlichen Schmarotzern zu verwechſeln, die aus leicht begreiflichen Gründen ſich an mich drängen.

Ich: Auch ich war, fürchte ich, aufdringlich. Ich habe mein Geſuch zweimal wiederholen müſſen, bevor es Gehör fand.

C: Ich bedaure aufrichtig. Aber Sie werden begreifen, daß ein ungeheures Stück Arbeit zu erledigen ist, ehe ich neue Menschen an mich heranlassen darf.

Ich: Ich lebe als beschränkter Unterthan in einer Monarchie und kenne höfische Etikette.

C: Ihnen, als Literaten und bedingtem Geldanbeter, nehme ich so billige Anzüglichkeiten nicht weiter übel. Sie denken an den neuen Stil im Weißen Hause. Familie, ererbter Besitz, ästhetische Kultur . . .

Ich: Sie meinen: Theodore Roosevelt . . .

C: Ich meine: Familie, ererbter Besitz, ästhetische Kultur bilden die neue antidemokratische Dreieinigkeit, die jetzt überall in Amerika, nicht nur in der Fünften Avenue und in Newport, ihre Anbeter findet. Die aristokratischen Tendenzen treten allmählich nackt zu Tage. Auch sie haben ihr Gutes. Auch die Amerikaner hören auf, geschichtlos zu sein, und werden sich mit dem Alter nach dem Erbsystem verknorpelter und verkalkter Vorzüge differenziren. Aber daß die „Tiefendimension der aristokratischen Verschiedenheit", wie Ihr vortrefflicher Münsterberg sagt, zuerst sichtbar wird an Tanzstundenkränzchen, die ausschließlich für Abkömmlinge der Mayflower-Einwanderer veranstaltet werden, ist doch ein höchst zweifelhafter Gewinn. Bald wird sich der gesunde Sinn des Amerikaners, dessen Charakter sich in und an harter Arbeit geprägt hat, gegen so widerlich ansteckende Importen aus Europa energischer noch auflehnen als gegen die Einwanderung fremder Paupers. Das sind äffisch frivole, im besten Fall zwecklos phantastische Verbrämungen des Reichthumes, der in unrechte Hände gerathen ist. Das ist aber nicht zu hindern. Die wahre Blüthe des Wohlstandes, das echte Produkt hoher materieller Kultur ist der gentleman, wie er noch immer in England zu finden ist, in Amerika bald allgemein verbreitet sein wird. Eine Gesellschaft, die sein Geist beherrscht, ist wahrhaft adelig. Sie kennen doch den feierlichen Essay „Manners" unseres Ralph Waldo Emerson? Sehen Sie her: ich trenne mich nie von ihm. Fast nur um seinetwillen liebe ich den Mann. Er ist mir sonst zu dämmerig, zu schattenhaft allgemein; auch zu abhängig von senilem Europäerwesen. Ihnen, dem Deutschen, steckt Emersons Ideal im Kopf, im Gedächtniß, uns im Blut. Ich weiß kein Land, dessen Boden seiner Entfaltung so günstig ist wie unser amerikanischer.

Ich: Darf ich ohne Rücksicht sprechen? Ich weiß kein Land, dessen Geldpöbel (money-making mob) so laut näselnd, so unverschämt flegelhaft, so erpicht auf animalisches Wohlbehagen, so beschränkt hochmüthig durch unsere schöne „alte" Welt zieht. Der mit so profanen Händen unser Allerheiligstes betastet. Der unsere Künste und Wissenschaften durch seine bloße Berührung entgeistet. Der unsere besten Musiker vergröbert, verpöbelt. Das sind die Sendlinge Ihres Ritterthumes, die wir am Meisten zu sehen bekommen. Und Ihre vornehmsten Herrenmenschen (Emerson: lordliest personages) haben mit den von Emerson als Muster der Gattung gentleman vor sechzig Jahren gepriesenen Altweltlern Saladin, Sapor, Cid Campeador, Caesar, Scipio, Alexander, Perikles noch immer verzweifelt wenig Aehnlichkeit. Dafür aber sind, habe ich mir sagen lassen, in den großen Bibliotheken ganze Wände mit Bücherregalen bedeckt, die nichts Anderes enthalten als Werke über die Genealogie amerikanischer Familien. Der bloße Stammbaum der Familie Whitney aus Connecticut füllt drei umfassende Bände mit 2700 Seiten. Auch soll es einen Prachtband mit der Genealogie amerikanischer Familien aus königlicher

Abstammung geben. Und mit eigenen Augen habe ich in großen Tageszeitungen, selbst der Schweinepackermetropole Chicago, eine Rubrik für Genealogie gesehen.

C: Das Alles stimmt. Aber es beweist nur, daß auch bei uns Menschen als Affen geboren werden und daß selbst das Pöbelthum unseres Pöbels charaktervoller, großartiger, kurz: amerikanischer ist als das in der alten Welt. Ich begreife, warum Sie übertreiben und daß Sie, wie viele Ihrer Landsleute, den Blick wie hypnotisirt auf die Schattenseiten und Auswüchse unseres Wesens gerichtet halten. Ihnen wird bang vor uns; und Sie wollen sich nicht entmuthigen lassen. Darum ist es dem leider noch viel zu großen Heer Ihrer Schwätzer und Schreiber (Carnegie sagte archaisirend: talkers and clerks) . . .

Ich: . . . Dem, Gott sei Dank, nicht mehr die stärksten, Das heißt: männlichsten Intelligenzen zufließen . . .

C: Das wäre ein erfreulicher Beweis von Amerikanisirung. Aber inzwischen widmen sich Ihre Schwätzer der Aufgabe, uns zu diskreditiren. Tammany Hall, Korruption, Dollarwirthschaft, Lynchjustiz, Gefühlsroheit, ästhetische Barbarei (Conrieds Parsifal), religiöse Heuchelei und Muckerei und was weiß ich sonst leiern sie auf ihrer Walze täglich herunter. Das wird natürlich noch lieber geglaubt als die einander überbietenden Berichte über unseren fabelhaften wirthschaftlichen Aufschwung, der nur ohnmächtigen Neid erregt. Aber hüten Sie sich, Ihren vortrefflichen Amerikabüchern allzu viel Vertrauen zu schenken. So wird sich die pseudoaristokratische Wurmkrankheit in unserem noch frischen Organismus hoffentlich nie einnisten. So lange in Amerika noch unerschöpfte Möglichkeiten vorhanden sind, ökonomische Werthe zu schaffen, werden die echten alten Pioniertugenden: animalische Energie, unverbrauchter Thatendrang, durch Literatur und wesenlose Spekulation unbefleckter common sense allgemein in höchstem Ansehen, so lange werden die rein persönlichen Tugenden und Kräfte, die unsere Kultur geschaffen haben, vorbildlich bleiben. Die aus Europa verschleppte Unsitte, den Eintritt ins praktische Leben, in Geschäft und Erwerb, immer weiter hinauszuschieben, den Collegebesuch bis in den Anfang der Zwanziger zu pflegen, bekämpfe ich, im Gegensatz zu unseren europaflüchtigen Universitätlehrern, wo ich nur kann. Denn dieser lange Aufenthalt im luftleeren Raum künstlicher Ideale verzehrt meist unverhältnißmäßig viel Willenskraft. Die Erfahrung giebt mir Recht. Neulich erbat ich von einem ersten Cityman eine Liste führender Bankleute, die als Laufburschen oder Schreiber ihre Laufbahn begonnen haben. Ich erhielt sechsundzwanzig Namen, mit dem Vermerk, daß weitere schnellstens folgen würden. Ich nenne einige der bekannteren: Williams (Chemical Bank); Watson and Lang (Montreal); Tappen; Clark; Jewitt; Harris; Crane; Nash (Corn Exchange Bank); Cannon; Montague (Second National); Baker (First National); Hamilton u. s. w. Auf diesen Höhen fehlen die college graduates, die „akademisch Gebildeten", fast ganz. Giebt Das nicht zu denken? Wo es sich um Vertrauensposten, also um Beamtenthätigkeit, handelt, tauchen sie auf; unter den Industriekapitänen und den produktiven Finanzmännern sucht man sie vergebens. Statt durch die harte Schule der Erfahrung zu gehen, statt sich eigene Rechte zu erobern, nach eigenen, ungelernten Methoden zu arbeiten (working after untaught methods), verausgaben sie ihre Kräfte, um für unseren Planeten nutzlose Dinge zu lernen. So scheinen mir Griechisch und Lateinisch als allgemeine Bildungmittel nicht nützlicher als Choctaw . . Was haben Sie? Ist Ihnen schlecht?

Ich: Ich kann solche Sätze nur schwer herunterwürgen.

C: Sie sind eben in solchen Dingen noch rückständig. Ich rechne es Russell Lowell, unserem großen Kritiker, zum unsterblichen Verdienst an, daß er laut verkündet hat, in Shakespeare allein besäßen wir einen größeren Schatz als in allen Klassikern der alten Welt zusammengenommen. Was wissen unsere akademisch Gebildeten von Milton, ja, was von Shakespeare? Vielleicht deshalb so wenig, weil uns so leicht ist, in ihnen heimisch zu werden. Dazu bedarf es keiner besonderen Präparirung von Gehirn und Seele. Sie gehören eben in den Kreislauf unseres Blutes, in den natürlichen Strom unseres praktischen Lebens. Aber sie nennen Bildung, was Ekel vor dem praktischen Leben (distaste for practical life) einflößt.

Ich: Ist das praktische Leben das ganze Leben? Ist es auch nur der werthvollste Theil des Lebens? Dieses sogenannte praktische Leben, sich selbst und seinen Naturinstinkten überlassen, brütet die von Ihrem Landsmann Thomas Carlyle so humorvoll verhöhnte Schweinephilosophie (auch midasöhrige Philosophie) aus. Ist Das der letzte Sinn aller Menschenmühen? Sind nicht drei Viertel unserer Wünsche phantastischer, also ideeller Natur?

C: Nein, weiß Gott! Sie sind, als gelehrter Deutscher, groß in der Kunst, mißzuverstehen. Die wahre Idealität schließt die höchste Werthschätzung der Werkthätigkeit ein, nicht aus; der Werkthätigkeit sammt der geistigen Arbeit, die sie fördert, sinnvoll zu immer größerer Steigerung der Arbeitersparniß und Arbeitergiebigkeit leitet, kurz: dazu dient, die Naturkräfte uns und unseren Bedürfnissen unterthan zu machen. Der Mensch ist nackt geboren; und fast der ganze Kulturinhalt geht kaum merklich über die Mittel hinaus, ihn zu bekleiden; über die himmelschreiende menschliche Nothdurft Brücken zu schlagen. In diesem Bemühen bleibt menschliches Streben ewig befangen; dieses „Schicksal von Aufgabe", wie mein belesener Sekretär zu sagen pflegt, bleibt ewig allgemeines Menschenlos. Haben Sie Carlyles Kleiderphilosophie in „Sartor Resartus" je einen anderen Sinn unterzulegen vermacht? Landet nicht Ihr alternder Faust bei dieser Erkenntniß? Nicht die im Dienste „reiner" Wissenschaft und „reiner" Kunst zwecklos verländelte Arbeit, sondern die praktische, die im Grunde einzig produktive Thätigkeit verklärt er. Und Das geschah im senilen Europa. Was hätte Ihr Goethe gesagt, wenn er, dem die That Alles, der Ruhm nichts war, die unerhörte Entwickelung der Bessemer-Werke in den Vereinigten Staaten erlebt hätte? Sie geben, als Schöpfung wissenschaftlich gebildeter Köpfe, die schönste Erläuterung zu Dem, was ich unter produktiver geistiger Arbeit verstehe. Uebrigens habe ich nichts dagegen, daß unsere Arbeiter ihre Mußezeit mit dem Lesen von Dichtwerken ausfüllen; in keiner von mir gegründeten oder unterhaltenen Bibliotheken fehlen Scott, Thakeray, Elliot, Dickens, Hawthorne neben dem tausendzüngigen Shakespeare und den großen Namen fremder Literaturen. Ich freue mich, zu hören, daß sie am Stärksten begehrt werden Sie bringen Süße und Licht (sweetness and light) ins Leben dieser schwitzenden Menschen. Aber was sind die Früchte Ihrer bis vor Kurzem fast ausschließlich ästhetisch-literarischen Erziehung? Der ästhetisch-literarische Mensch ist die verlogenste, verweichlichste, verzärtelste, eigensüchtigste, feigste, gewissenloseste, unpraktischste, begehrlichste, mißgönnerischste, kurz: überflüssigste Kreatur, die ich kenne. Ein Mensch, der, im Durchschnitt genommen, in jedem Augenblick geneigt ist, um kleiner Vortheile wegen seine Seele zu verkaufen, seine „Ueberzeugungen"

zu verleugnen, während der Händler, im Durchſchnitt genommen, doch wenigſtens nur um größerer Vortheile willen vom rechten Wege abweicht.

Ich: Oho! Dieſe Anſchauungen ſcheinen durch das Bild des Revolverjournaliſten hervorgerufen. Unſere Gelehrten und Forſcher und beſſeren Literaten . . .

C: . . . ſind mir nicht unbekannt. Zu Hunderten bewerben ſie ſich um Stellen an unſeren Univerſitäten, Bibliotheken, Zeitungen und ähnlichen Inſtituten; und mit immer neuem Staunen leſe ich ihre Bewerbungen, wo die Wahlentſcheidung auch von meiner Stimme abhängt. Viele dieſer Bewerbungſchriften gipfeln in dem Satz, daß es ein märchenhaftes Glück für uns Amerikaner wäre, wenn wir Profeſſor Teufelsdröckh aus Weißnichtwo berieſen; und ſie leiſten das Unmögliche in der Verunglimpfung der Verdienſte von Kollegen, in der Ruhmredigkeit, in der nackten Sucht nach der Aufbeſſerung ihrer Verhältniſſe durch unſeren unverdienten Dollarſegen, ſchließlich in dem Serviliſmus, mit dem ſie dem Dollar und ſeinem angeblich ſo verachteten Gebieter den Hof machen. Natürlich ſind das weder Ihre beſten noch Ihre edelſten Kräfte. Das verſteht ſich. Schätzbare Gelehrte und Künſtler, die ſie, bei Ihrer Ueberproduktion auf dieſen Gebieten, an uns abzugeben haben, bieten ſich in der Regel kaum an. Die ſuchen wir auf; und unſer Vertrauen in ſie iſt faſt immer reichlich gerechtfertigt; ihre Verdienſte um unſere Bildung ſind neidlos anerkannt worden. Aber unter den Bewerbern ſind zweifellos ſehr tüchtige Menſchen von beträchtlichem Spezialwerth; und da ſie ſämmtlich den deutſchen Idealismus in ſeiner Reinkultur in Schule und Leben genoſſen, ihn mit der Muttermilch eingeſogen haben, ſind ſie in Haltung und Geſinnung doch kein Kompliment für ſeine humaniſirende Wirkung.

Ich: Dieſe Anklagen ſind unwiderlegbar, ſo weit perſönliche Erfahrungen zu Grunde liegen. Gegen ihren übrigen Inhalt, die Verkleinerung unſerer äſthetiſch-literariſchen Kultur, würde Houſton Stewart Chamberlain etwa die Verſchiedenheit unſerer plis de la pensée geltend machen; ſie ſchließe eine Verſtändigung über letzte Kulturfragen aus. Ich muß, wenn der Gegenſatz zwiſchen dem homo europaeus und dem homo americanus zur Sprache kommt, an Goethes Charakteriſtik der Mathematiker denken, die, mit einer kleinen Veränderung, lautet: „Die Mathematiker ſind eine Art Amerikaner; redet man zu ihnen, ſo überſetzen ſie es in ihre Sprache; und dann iſt es alſobald ganz etwas Anderes“. Aber dieſe Art Amerikaner findet man auch bei uns, ſogar oft. Es ſind die Poſitiven, die Praktiſchen, die jedes Ding auf ſeine Utilität hin auskultiren; den Segen des unbegrenzten Spezialiſirens in Leben und Wiſſenſchaft preiſen, die individualiſirende Macht der allgemeinen Bildung leugnen, ſie vielmehr verketzern und verhöhnen. Das ſind die bedrohlichſten Begleiterſcheinungen des Umwandlungprozeſſes, in dem die Deutſchen befangen ſcheinen und den „wir“, als Amerikaniſirung, fürchten. Auf welcher Seite die kompakte Mehrheit marſchirt, iſt eine Frage, die ich offen laſſe. Was Sie bisher erzielt haben, iſt der vollkommenſte Typus des Theilmenſchen. Außerhalb ſeiner Spezialität, die ihn beherrſcht, alſo gegenüber den allgemeinen menſchlichen Intereſſen, gegenüber der Aufgabe, die beſten Mittel zur Veredelung der Raſſe, zur Erhöhung des Individuums zu ſuchen, trägt er die Uniform des Heerdenmenſchen. Sie Alle laufen, mit verſchiedenen Kräften, aber mit merkwürdig identiſchen nationalen Vorurtheilen, nach den ſelben Zielen, wollen ſämmtlich, direkt oder auf Umwegen und unter tauſend verſchämten Vorwänden, Geld machen. Das

führt, zum nationalen Lebensprinzip erhoben, zur Quantifizirung aller Werthe, zur Monetasirung der Seele. Alle geistige Produktion geräth unter den Gesichtspunkt des Tauschwerthes, von Angebot und Nachfrage. Es ist wie auf den Musikagenturen: in dem wohlassortirten Lager von Talenten und Talentchen trägt jedes das Preistäfelchen um den Hals und wird nach dem Tarif verhökert.

C: Was ist an dieser Entwickelung so beklagenswerth? Sie ist naturgemäß. Künste und Wissenschaften sind Brotstudien und Erwerbszweige geworden. Ihre Produktion ist massenhaft, ist unübersehbar reich geworden. Aber das Publikum wird sie, auf den Markt gebracht, als Waare behandeln. Diese besonderen Waaren zu „evaluiren", giebt es eine besondere Taxatorenzunft: die Kritiker und Fachrezensenten. Deren Amt kann doch nicht schwieriger sein als das der übrigen gerichtlichen und vereideten Sachverständigen, da man sie schlechter bezahlt und ihr Gewissen nicht einmal durch Eide zu binden wagt. Unser Publikum, das nach wie vor kunstbedürftig und musiklüstern ist, hat weder Zeit noch Lust noch Talent zur eigenen Abschätzung; die Neigung dazu, wie sie in Deutschland und in deutschen Kulturannexen noch besonders stark sein soll — in einem Konzert Paderewskis in Pittsburg waren die Einzigen, die sich herausnahmen, anderer Meinung zu sein, aus dem „Vaterland" zugewanderte Commis; sie verübten einen höllisch mißtönigen Spektakel (jarring noise) —, ich sage: die Neigung dazu ist ein Atavismus. Die Physiker, Chemiker, Mechaniker, Ingenieure, Mediziner, Juristen u. s. w. bestimmen unter einander die Werthskala für ihre Leistungen; vor die Konsumenten gebracht, dem Gesetz von Angebot und Nachfrage unterworfen, wird aus dieser Werthskala eine Preisliste mit schwankenden Notirungen an den einzelnen Markttagen und für die verschiedenen „Plätze": was giebts da dreinzureden? Die Sache gilt für Käse und Eier so gut wie für Literatur und Kunst. Ich gab neulich ein musicale, für das ich von den Agenten N. Vert und H. Görlitz Ignaz Paderewski, Jan Kubelik und die liebliche Emma Eames gemiethet hatte; nette, salonreine Leute, die ihre Sache ganz ordentlich machten und höchst wahrscheinlich das Geld werth sind, das für sie gefordert wurde. Die Bewunderung stand im genauen Verhältniß zu den gezahlten Honoraren, die vorher, damit Irrthümer in der Beurtheilung ausgeschlossen sind, bekannt gemacht wurden. Wenns bei Ihnen noch nicht so weit ist, so sind Sie noch nicht amerikanisirt genug, um den Zeitverlust zu beklagen, der an kritisches Gerede und ästhetische Salbaderei verloren wird. Und wenn die sich immer mehr europäisirenden Colleges Ihre berühmte Einjährigenbildung bei uns einschleppen sollten, die Bildung, die jedem dummen, unreifen, zum gemeinen Philister (es ist Matthew Arnolds größtes Verdienst, dies Wort im Englischen eingebürgert zu haben) veranlagten Grünschnabel das Recht verbrieft, über allgemeine Fragen mitzureden und das Aesthetische für seine besondere Domäne zu betrachten: so wird die vorläufig grundlos behauptete Verschlechterung unserer Rasse Thatsache werden. Aesthetisch-literarische Bildung, als Grundlage für Massenerziehung, ist Unsinn. Sie zieht vom Leben ab. Sie bereitet keineswegs auf das Leben vor und untergräbt den nützlichen Schaffenstrieb. Sie schwächt den Willen und macht unlustig, verdrossen, ja, ich glaube sogar: unwahrhaftig im Bezirk der elementaren menschlichen Beziehungen und Verrichtungen. Den perikleischen Athener, das typische Schulbeispiel für den ästhetischen Menschen, stelle ich mir als Canaille, im besten Fall als Advokaten vor. Das Aesthetische wurzelt im Subjektiven.

Darum sind die Weiber fürs Aesthetische so empfänglich. Wollen Sie die Masse noch mehr verweiben?

Ich: Der wahre, echte, unvermeidliche Künstler stellt, genau so wie der Wissenschaftler, das Gesetzmäßige, das Objektive dar. Aber, statt begrifflich, anschaulich.

E: Eine schöne Formel. Das könnte Ihr Schiller gesagt haben. Mag stimmen. Aber zum Anschauen dieses anschaulich Gesetzmäßigen im Weltstoff (so meinen Sies doch?) wollen Sie die Masse erziehen? Das gelingt ja nicht einmal den Schaffenden, den berufenen connaisseurs und amateurs. Ich bin so ungebildet nicht, trotzdem Ihr suffisantes Lächeln das Gegentheil zu behaupten scheint. Schon als Telegraphenjunge in Pittsburg kitzelte michs fast eben so stark, zu lesen und zu schreiben, wie zu gründen und Geld zu machen; aber bald merkte ich, daß die ganze Kunst- und Literaturgeschichte voll von Zänkereien über den Werth von Kunst- und Dichtwerken ist. Das machte mich stutzig. Hier wird der Glaube der einen Generation von der nächsten als Aberglaube verschrien. Kaum ein paar Namen und Werke, die den Bilderstürmern Widerstand zu leisten vermochten. Diese Namen . . . Ich kann eine einwandfreie Liste überhaupt nicht ausstellen. Ich liebe Bilder und glaubte, vor Allen Raffael verehren zu dürfen. Da kommt Ruskin und beweist, daß ich nur ein bedingtes Recht dazu habe. Gut. Ehre den Autoritäten. Ich fange also an, so beschränkt meine Zeit dazu ist, umzulernen und Ruskins Lieblinge, die Primitiven, schön zu finden: da kommt Whistler und beweist, daß Ruskin von Kunst nichts verstehe, überhaupt ein gefährlicher Don Quixote der Kritik sei. Und so ist hier, bis auf die Modeberühmten herab, jeder große Name tausendfach bemäkelt worden. Die Beurtheilungen sind ungemein elastisch; wollen Sie auf so schwankendem, so verschieden beurtheilten Boden Massen ansiedeln?

Ich: Das wäre mir immer noch lieber als Erziehung zur nackten Utilität.

E: Ist „Utilität" denn ein Schimpfwort? Der Standpunkt der aufgeklärten Nützlichkeit ist der höchste allgemeine, der in menschlicher Gesellschaft zu erreichen ist. Ihn kann die Masse prinzipiell begreifen, wenn sie auch oft unfähig ist, im Einzelnen danach zu handeln. Die Religion und das praktische Leben wirken in gleicher Richtung. Aber wie wirkt künstlerisch-literarische Bildung, selbst da, wo sie auf empfänglichsten Boden fällt? Sie schwächt den Willen, untergräbt die Fähigkeit zu zweckmäßigem Handeln, zersplittert die Aufmerksamkeit, verwirrt oft das Denken, erhöht die Reizbarkeit der Nerven und macht nicht glücklicher. Nun behaupten gar gute Kenner der Volksseele, daß jede Bemühung, die ästhetische Urtheilskraft der Masse zu stärken, an deren „Stumpfsinn" — ich sage dafür: Gesundheit — abgepralle sei.

Ich: Und doch preisen Sie oft die Segnungen einer tüchtigen allgemeinen Bildung (sound liberal education), nennen sie einen höchst kostbaren Besitz?

E: Ich sehe darin keinen Widerspruch. „Gesund" (sound) nenne ich eine Bildung, die den Zugang zum Leben erleichtert, die, von vorn herein, auf das Anschauliche, Begreifliche, Kontrolirbare zugeschnitten ist. System: Spencer. Schulmethoden und dumme Lehrerinterpretationen machen das Unbegreifliche, Räthselhafte, Mysteriöse der kleinen und großen Welt nicht begreiflicher, die Deutungen großer Denker und Dichter nicht schmackhafter. Dieses Gebiet soll frei, sollte jedenfalls nur der Universität vorbehalten bleiben; der Masse des Volkes soll nicht, wie bei Ihnen, durch unzulängliche, erzwungene Schulunterweisung die Anmaßung

anerzogen werden, über Dinge mitfaseln zu dürfen, worüber nur die Weisesten klug und demüthig zu versprechen vermögen. Ich bin dafür, daß auf dem philosophischen und ästhetisch-literarischen Gebiet dem Volk die besten Bildungmittel zur freien Benutzung zur Verfügung gestellt werden; es wähle dann selbst den Weg zur Erkenntniß oder lasse ihn unbetreten. Nur dieses liberale System, das mit der kontinentalen Bevormundung und Erziehung zur Naseweisheit bricht, wird allgemeine höhere Interessen auf natürliche Weise erwecken und rege halten. Wenn Sie heute in Deutschland den Kurs auf Utilität und Idealität zugleich richten, Goethe also mit hohen Exportziffern und Handelsbilanzen unter einen Hut bringen wollen und den ganzen Schuldrill diesem Kurs anpassen, auf dieses Ziel zustutzen: so halte ich Ihr Verfahren für Thorheit oder Schwindel.

Ich: Was wissen — mit Verlaub — Sie von Goethe? Er ist ein Lebensstudium, das sich nicht so nebenher im Woodruff- oder Pullmann-Car betreiben läßt.

C: Aus jedem Ihrer Worte spricht deutsche Voreingenommenheit alten Stiles. Obs einem Denker gelungen sei, den Sinn der Lebensmysterien zu enträthseln: Das zu entscheiden, sind gerade wir Männer der That berufen. Und an Goethe wies mich Carlyle. Diesem meinem großen schottischen Landsmann durfte ich doch trauen? Freilich: vierzig und etliche Bände sind eine starke Zumuthung an einen Menschen, dessen Glaube an das Evangelium des Schweigens und der Arbeit sich bewährt hat. Aber es muß sein. Der größte Deutsche seit Luther. Eine Landmarke in der Geschichte der Menschheit. Der Starke, der Positive, im Gegensatz zu den Geistern, die stets verneinen. Ein ganz moderner Mensch, der im Glauben aller Zeiten wurzelt, die Verzweiflung bannt, die Hoffnung dem Verzagenden ins Gemüth pflanzt . . . Sie nicken zustimmend. Item: Ich lese, ich studire also mit heißem Bemühen Goethe, gerade zur Zeit, als die wüste Hetzerei gegen die Trusts anhob und mich als zur Aufklärung darüber vor Anderen berufen erscheinen ließ (The Bagaboo of Trusts, Februar 1889). Nachts stehle ich mir die Minuten ab: die viel gerühmte Weisheit von Wilhelm Meister kann nicht zu theuer erkauft werden. Doch bald, nach dem amusanten Anfang, gerathe ich ins Dickicht, in ein Labyrinth scheinbar zwecklos durch- und nebeneinander laufender Schicksale. Wozu der Aufwand? Auch Carlyles Vorreden zu seinem William Master's Apprenticeship führen nicht weiter. Ich bin verzweifelt. Denn noch glaube ich und will aus den Lehr- und Wanderjahren Ihres Weisen Honig schöpfen. Da führt ein böser Zufall mir gerade die Stelle im Wordsworth unter die Augen, worin er Goethes Immoralismus niedriger hängt. Und ich liebe diesen Dichter, der mich den Immoralismus, den verbrecherisch hochmüthigen Standpunkt des Jenseits von Gut und Böse, hassen gelehrt hat.

Ich: Ists möglich! Selbst Friedrich Nietzsche scheint Ihnen bekannt! Herr Andrew Carnegie, Sie wären werth, ein Deutscher zu sein.

C: Der Name Ihres neuen philosophischen Götzen spukt seit einigen Jahren leider auch in den Spalten der North American Review, des Forum, der New York Tribune, überhaupt sämmtlicher Zeitschriften und Zeitungen, die auf literarischen Ruf halten. Zum Glück ist dieser Antichrist von unseren Kritikern einstimmig abgelehnt worden. Sein Standpunkt scheint mir eben so verrückt wie etwa der, unsere Industrie jenseits von Eisen und Kohle zu betreiben. Das Ausklügeln von Standpunkten ist bei Ihnen ein Sport. Wärs keiner, wärs Ernst damit, so würden

Sie längst nicht mehr am Leben sein, nicht mit so geräuschvollem Eifer Ihre Flotten- und Weltmachtträume zu verwirklichen suchen.

Ich: O weh! Einen Traum haben Sie unseren Imperialismus genannt! Ihm opferten wir ja unseren Idealismus.

C: Das heißt: Sie wurden mannbar. Aber lassen wir Das heute: es führt ins Uferlose. Ich kehre zu Goethe zurück. Goethe als Führer und Wegweiser der Nation im Sittlichen und Politischen? Die Vorstellung ist mir unfaßbar, der ich doch nicht grundsätzlich ideenfeindlich bin. Ich leugne, daß ein großes Volk, das lebensfähig bleiben will, auf solches Ziel hin erzogen werden kann. Vor sechzig Jahren präsentirte sich das deutsche Volk idealer, goethischer als heute. Aber wie nahm es sich damals aus? Ein Wort Bakunins, das ich irgendwo mal las, ist mir geläufig geblieben. „Die Deutschen sind schreckliche Philister. Wäre der zehnte Theil ihres reichen geistigen Bewußtseins ins Leben übergegangen, so wären sie herrliche Leute; nun aber sind sie ein lächerliches Volk."

Ich: Ich erinnere mich. Die Sätze sind aus dem Sozialpolitischen Briefwechsel. Was beweisen sie? Doch nur, daß dieser revolutionäre Outsider für die traum- und poesieumflossene Lächerlichkeit der Deutschen kein Organ hatte. Hätten sie nur mehr davon im Wandel der Zeiten sich bewahrt! Das beste Stück ihres Wesens steckt darin. Ist nicht Carlyles visionärer Teufelsdröckh um die selbe Zeit geboren worden (Sartor Resartus: 1838)? Hat nicht an dieser weltüberwindenden Lächerlichkeit seine kranke Seele sich aufgerichtet, die in der Manchesterei zu versinken drohte?

C: Ich verstehe Wenn Sie sagen wollen, daß in Deutschland für eine gewisse spezifische Art von Idealität eine Tradition vorhanden ist, mags hingehen; obwohl es mir charakterlos erscheint, daß ein großes Volk in zwei Menschenaltern so gründlich sich und sein Wesen überwinden kann. Was aber sollen wir mit systematischer ästhetisch-literarischer Bildung? Glauben Sie mir: für die Masse ist sie geradezu ein Verderb. Auf diesem ganzen Gebiete der „inneren Welt" ist nichts sicherer als die schrankenlose Willkür, die bodenloseste Subjektivität. Ein kontrolirbares Verständniß ist unmöglich. Das Ganze ein schlüpfriger Boden, gepflastert mit Mißverständnissen und Wahnvorstellungen; die Kritischen von ihnen werden „geistreich", „genial" genannt. Ein kleines Grüppchen von Menschen nur, Künstler und Künstlergenossen, mag sich in diesem Dämmerreich heimisch fühlen; nur die wenigen Echten sind hineingeboren. Meist leiden sie darunter. Sie kommen sich wie Ausgestoßene vor und würden mit Vergnügen ihr Genie preisgeben, wenn sie damit die naive Genuß- und Lebensfreude der Menge erkauften.

Ich: Das könnte auch ich gesagt haben. Was beweist Das?

C: Dieses: daß man eine Volkserziehung nicht nach den Ausnahmen, sondern nach der Regel, also der Masse, dem Durchschnitt, einrichten soll. Für uns diesseitige Amerikaner liegen die Dinge so: Wir betrachten die Arbeitstheilung als das Urfaktum der modernen Gesellschaft; der ganze ökonomisch-technische Fortschritt beruht darauf. Im Uebrigen, im Sittlichen, Künstlerischen, Literarischen, Spekulativen, bildet der Glaube an Autoritäten den Eckpfeiler der Volksgesundheit. Auf diesen ideellen Gebieten ersetzt die Einbildung das Urtheil; gestützt auf Autoritäten, die von der ganz kleinen Gruppe sogenannter Kulturmenschen nach unkontrolirbaren Methoden abgestempelt werden, macht sie die Masse selig. Ja, manchmal möchte

ich den Versuch bestrafen, ihre Urtheilskraft auf diesem reinen Felde der Imagination zu entwickeln. Das Urtheil hat nur da Werth, wo es auf Grund eigener Arbeit sich bildet; und da die meisten Menschen mittlere Begabungen, also für recht viele Dinge gleiche natürliche Ausstattung haben, ist selbst im Beruflichen das Urtheil der Menschen entscheidend, deren Instinkte sie in den Beruf getrieben haben. Alle Anderen sprechen nach; bleiben, sogar in ihrem Fach, an Autoritäten kleben.

Ich: Weh, wenn diese Schweinephilosophie unsere Entwickelung mehr als bisher bestimmt!

C: Wenn Weltanschauung, Kunst, Aesthetik, Literatur und ähnliche Sammelnamen für unbestimmbare Gegenstände für unser Seelenheil so fabelhaft wichtig wären, wie Sie uns glauben machen wollen, so könnten wir keinen Tag zu Ende leben. Das ganze Gebiet wimmelt von ungeklärten Fragen; von Räthseln und Problemen; von wirren Vorstellungen; schwarzes Gewölk, häßliche persönliche Streitigkeiten, unsaubere Dünste erfüllen die Luft; trotz ungeheurem Literaturbetrieb nimmt die Unklarheit zu. Wichtig für die Menschen ist nur Das, worin sie genau wissen, was sie wollen, wenn sie auch dummes Zeug reden; unwichtig Das, worin sie nur wissen, was Andere wollen, selbst wenn sie mitunter gescheit reden.

Ich: Sie verstehen, Herr Carnegie, an sich verwerfliche Anschauungen mit blendenden Sophismen geschickt zu maskiren; man kann Ihnen nicht böse sein; und Ihre sympathische Massenpsychologie klingt so, als ob Sie von Anatole France gehört hätten. Aber einen echten Europäer werden Sie nie überzeugen. Der glaubt noch immer an die Ueberlegenheit einer Kultur, die den Menschen im Menschen nicht vernachlässigt. Was wir bisher Bildung nannten, hat seine Wurzel in dieser Anschauung. Was wir als ihren Todfeind fürchten, die Zeitungliteratur, die, wo sie unbeschränkt herrscht, nothwendig zur Verarmung und Vulgarisirung der Seele führt, spreizt sich nirgends so sehr wie in Ihrem gesegneten Lande. Statt zu dienen, herrscht sie und auf den wichtigsten Kulturgebieten giebt sie den Ton an, weil das Spezialitätengehirn, von Kindesbeinen an mit den Scheuklappen der Utilität versehen, müde, abgehetzt, von der Jagd nach Erwerb abgestumpft, der Oeffentlichen Meinung widerstandlos anheimfällt . . . Glauben Sie ja nicht, daß ich den Amerikaner hasse. Bei Ihnen entwickelt sich das Leben vorläufig noch unter materiell und kulturell ganz anderen Voraussetzungen. Stimmen wie die Emersons, die den kontinentalen Idealismus ohne viele Abstriche verkündeten, sind bei Ihnen fast ohne Echo verhallt: sie sind Vorboten Ihrer Zukunft, nicht Analytiker Ihrer Gegenwart. Bei Ihnen geht der Prozeß sozialer Differenzirung noch fast ausschließlich vom Besitz aus. Und der Erwerbskampf zehrt den Mann so stark auf, macht ihn menschlich, in gewissem Sinn, so leer, daß nicht nur die Pflege der Geselligkeit, sondern auch die der höchsten Kulturgüter geradezu der Frau ausgeliefert ist. Was das Leben verklärt, was es über die technisch-ökonomische Vorstufe hinaus, über beherrschte Thierheit hinwegführt und der kurzen Daseinsfrist Ewigkeit verleiht, soll, um gedeihen zu können, männlicher Kraft und Fürsorge entrathen können? Die Frau beherrscht den Salon, das Theater, den Konzertsaal, die schöne Literatur, stempelt Reputationen ab und streckt ihre Fühlhörner nach Wissenschaft und Politik aus, während der Mann im Erwerb oder in angewandter, geschäftlich verwerthbarer Wissenschaft und Technik aufgeht. Was nicht unmittelbar oder mittelbar in den Geschäftskreis führt und sich irgendwie als Bilanz umrechnen läßt, wird

spielerisch behandelt: als angenehmer Zeitvertreib, als Kitzel, Füllsel und Kurzweil. Es verschwindet an Bedeutung neben dem „ernsten" Spiel der ökonomischen Kräfte, die, bei Ihnen, noch über die Maßen elastisch sind und darum, wie es scheint, von literarisch unbefleckten Menschen am Besten gehandhabt werden können. Dieses Magen- und Beutelideal des unersättlichen Händlerthumes gönnen wir den Amerikanern von Herzen; aber wenn Zeitungeuropäer es als neuste Entdeckung anzupreisen, es an die Stelle unserer hohen und heiligen Lebensziele zu setzen wagen, so müssen wir energisch protestiren.

C: Sie dürfen protestiren. Was gesund an Ihnen ist, sehnt sich nach unserem „Magen- und Beutelideal" zurück. Daß es unmoralisch ist, mehr zu wollen, als der Mensch durchschnittlich ersehnt oder durchschnittlich verdauen kann, verschweigen Sie.

Ich: Aber wie, wenn dem Massendurchschnitt nicht einmal so viel geboten und versprochen werden kann? Noch dürfen Sie es thun. Das wird sich in Amerika erst ändern, wenn die gesättigten Verhältnisse der östlichen Staaten in der ganzen Union herrschen werden. Wenn ein Mensch dem anderen auf die Fersen treten wird. Wenn Fleiß, Tüchtigkeit, Ehrlichkeit, Sparsamkeit, technische Begabung und Willenskonzentration nicht mehr den Aufstieg in die höheren Gesellschaftklassen verbürgen. Wenn man in Ihrem Empire of Business suchen wird, die Unzufriedenheit, die persönlich werthvollsten Gaben nicht nach Gerechtigkeit belohnt zu sehen, durch Konzessionen an die Eitelkeit, durch Titel, Orden, Ehrenämter oder ähnliches Affengeld (monnaie de singe) zu beschwichtigen und gegen das drohend anschwellende Heer der zu spät Gekommenen, der Enterbten künstlich ein Heer gut gesinnter Sklaven mobil zu machen, „um den Staat zu erhalten." Erst dann werden Sie in Amerika begreifen, welchen Werth Bildung und Kultur, überhaupt das raffinirte System des kontinentalen Idealismus haben, um der begehrlichen, aufsässigen, nimmersatten Bestie „Volk" die Zähne auszubrechen, es an das bescheidene Glück des zahmen Hausthieres zu gewöhnen. Heute lauschen noch Abertausende strebsamer Jünglinge und Männer andächtig Ihrer Gewinn- und Verlust-Philosophie. Wenn Sie einem besseren Durchschnitt von Westeuropäern Ihre „Lessons drawn from a long business career" vortrügen, heute, nach Sismondi, Saint-Simon, Carlyle, Karl Marx und den Staatssozialisten, Ihren „aufrüttelnden Wettbewerb (stirring competition)" als neuste Entdeckung anpriesen und gar verriethen: „How to win Fortune?", so würde jeder Einzelne darunter sich sofort sagen: ein so faustdicker sozialer Optimismus sei zwar bei fünfzig Millionen Jahresrente begreiflich; aber unbegreiflich sei die Naivetät, uns den Glauben an die „natürliche" Entstehung dieser Millionenrente zuzumuthen; und würde unverzüglich zu berechnen suchen, welche Antheile daran dem Talent, dem Zufall („Glück"), dem robusten Gewissen („Mangel an Gewissen") zufielen. Ihre amerikanischen Zuhörer haben diesen Apparat nicht nöthig, um an Sie zu glauben; Sie schreiben Ihren Erfolg wohl meist noch ohne Besinnung Ihrem Geschäftsgenie zu; und da ein Jeder von ihnen es sich mindestens in gleichem Umfang zutraut, so läßt er sich von Ihnen eine Millionenrente von mindestens gleicher Höhe in Aussicht stellen. Aber der Chor der Enttäuschten wird sich gerade in Amerika rasch mehren: nicht aus naturnothwendigen, sondern aus gesellschaftnothwendigen Gründen; in Folge Ihrer mit Riesenschritten vorwärtsstürmenden Entwickelung. Wenn man über deren nächste Etape hinwegsieht, die im Zeitraum von etwa einer oder zwei Generationen ablaufen wird, so stellt sich

das schöne Wort von Amerika als dem Lande der unbegrenzten Möglichkeiten als Phrase heraus. Das eigenthümlich Amerikanische an Ihrer Entwickelung scheint schon fast abgeschlossen. Beweis: der Imperialismus, der sich nach ältestem europäischen Muster bei Ihnen einfrißt. Für alles Andere, besonders für die ökonomische Gruppirung der Menschen innerhalb der Staats- und Gesellschaftordnung, gelten, mit geringen Abstrichen, europäische Analogien. Nur kurzsichtige Augen lassen sich durch größere Maßstäbe, durch quantitative Verschiedenheiten blenden.

C: Bin ich wirklich so kurzsichtig?

Ich: Ich bitte ernstlich, mich nicht mißzuverstehen. Kurzsichtig nenne ich diejenigen deutschen Beurtheiler, die sich vorstellen: unsere ökonomische Entwickelung könne sich nach amerikanischem Muster vollziehen; die glauben: diese Entwickelung habe kulturell ausschließlich wohlthätige Folgen; die verkünden: die wirthschaftlichen, sozialen und kulturellen Entwickelungmöglichkeiten Amerikas seien nach europäischen Analogien überhaupt nicht auszudenken. Daß Sie Das nicht zugeben wollen noch können, begreife ich vollkommen; Menschen der That haben mehr Willen als Phantasie und leben zu sehr in den Vorstellungen der brühwarmen Gegenwart, dem bildsamen Material ihrer Schöpferkraft, um die Straßen zu sehen, die von Vorgestern nach Uebermorgen führen; um die leisen, aber stetigen Veränderungen der persönlichen und sachlichen Faktoren zu bemerken, auf deren Gestaltung sich ihr Bautrieb richtet. Die Philosophie des Thatmenschen hat nach Vergangenheit und Zukunft viele blinde Fenster. Siehe Napoleon, der im entscheidenden Augenblick an diesen blinden Fenstern sich den Kopf einrannte. Von ihm sagt Stendhal, der ihm doch gewiß Größe zuerkannte: Lorsque son imagination se livrait à un de ses plaisirs de prédilection, celui de s'égarer dans le roman de l'avenir (Napoleons eigener Ausdruck!), il se faisait une illusion complète sur le rôle du futur. Selbst einem Mann von Ihrem Kaliber, der sich einfallen ließe, mit genau den selben Rezepten wie Sie geschäftliche Erfolge größeren Stiles zu erzwingen, müßte heute, genau sechzig Jahre nach Ihrer Uebersiedelung aus Dunnfermline in Schottland nach Pittsburg in Pennsylvanien, der Zufall weit freundlicher noch lächeln als Ihnen, wenn er vor Enttäuschung sicher sein wollte. Sie sehen Das natürlich nicht; Sie spotten über ein Ländchen wie Deutschland (a little country like Germany) mit seinem auf Sand gebauten Schutzzoll (Germany's protection built on sand), wohl gar über das ganze kontinentale Europa mit Ausnahme Rußlands, dessen Zar Ihren weisen Rathschlägen leider kein Ohr geliehen hat (What would I do with the Tariff if I were Czar?); Sie sind damit zufrieden, Ihren kühnen Blick rings in die Nähe schweifen zu lassen und prachtvolle Dinge über das Geschaute zu sagen, erheben ihn aber nirgends zu den dunklen Wolken, die gewitterdrohend an Ihrem Zukunfthimmel heraufziehen. Die Arbeiterfrage, die Sklavenfrage, die Frauenfrage, der schnelle Rückgang der Geburtenziffer in der anglo-amerikanischen Edelrasse („the true Anglo-American the coming man" sagen Sie), der korrumpirende Einfluß des irischen Elementes in Politik und Verwaltung, der frevle Raubbau und die wüste Abholzung der Forsten, die wachsenden aristokratischen Tendenzen in Ihrer „Triumphant Democracy", der ausschweifende Imperialismus und tausend ähnliche Dinge: Das dämpft keinen Augenblick Ihren fast schwärmerischen ökonomischen Optimismus. Die Sättigung Ihres Machtwillens hat, scheint es, das Chartistenblut, das die verhungernde Weberfamilie

über das Wasser trieb, abgekühlt; und obwohl Sie noch jüngst erklärten: „Noch heute steigt mir das Blut zu Kopf, wenn ich von einem König oder irgend einem anderen erblichen Vorrecht reden höre", wollen Sie nicht sehen, daß Sie sich rasend schnell dem Zustand ererbter Vorsprünge und Vorrechte nähern, der Sie in die Nähe sozialer Revolutionen führt. Der organisirten Arbeit schwellen die Kräfte, die Intellektuellen stellen sich, aufreizend und die Menschenwürde wachpeitschend, auf ihre Seite; und der Uebermuth der Trustmagnaten hat nicht nur die galligen Neidgefühle der zwischen Arm und Reich eingepreßten großstädtischen Kleinbürger erweckt, sondern auch einen Theil (wohl nicht den einflußlosesten) der Geistlichkeit gegen die „Großdiebe an der Spitze unserer Hochfinanz, Industrieringe und Trusts" mobil gemacht. Noch mögen Rockefeller, der jährlich zehn Millionen Dollars für christliche Missionen, Kirchen und Schulen hergiebt, und die ihm nacheifernden Milliardärgenossen großmüthig den Schlachtruf puritanischer Eiferer belächeln: „Den Christen gestohlen, um die Heiden zu bekehren." Noch wird das mächtige Grüppchen auf Billionen thronender Industriekapitäne die Weigerung der Missionare überhören, „Gaben gestohlenen Geldes anzunehmen, um den Schein der Mitschuldigkeit an den Erpressungen, Betrügereien und Riesenspitzbübereien der Milliardäre zu meiden." Aber der Tag ist nicht allzu fern, wo solche Sprache ein weites Echo finden wird; und dieses Echo wird um so grollender, drohender widerhallen, da Ihr ganzes Kultursystem grundsätzlich in der Anbetung des Goldenen Kalbes gipfelt; da Sie nicht, wie wir alten Europäer, das durchs ganze Leben fortgesetzte Streben nach allgemeiner Bildung gutheißen, noch die Anleitung zu interessenloser Hingabe an Kunst, Wissenschaft und Philosophie systematisch zum Schlußstein jeder besseren Erziehung machen. Was dann? Alle Berufe, auch die akademischen, die „liberalen", nehmen das kapitalistische Schema an; ihre inneren Verschiedenheiten verschwinden an Bedeutung hinter dem einen Ziel: zu erwerben, rasend schnell und rasend viel zu erwerben. Die innere Freude, die ein solcher Beruf (bei uns: der landwirthschaftliche, der gelehrte, der artistische) schenkt, ist kaum je so stark, daß er den Lockungen anderer, lohnenderer Berufe standhaft widersteht. Der Beruf wird zum Erwerb erniedrigt. Eine solche Gesellschaft gleicht zunächst einem Haufen ruhelos vom Winde durcheinander gewirbelter Sandkörner. Diese Schwindel erregende Beweglichkeit wird herrschen, so lange einer Mehrheit unter Ihnen die Thatsachen erlauben werden, an die „unbegrenzten Möglichkeiten" zu glauben. Bei uns werden noch immer, trotz Amerikanisirung, Millionen in Resignation geboren und zur Resignation erzogen, die unser Idealismus verklärt und zur Tugend erhebt. Bei Ihnen werden mit allen Mitteln der öffentlichen Erziehung und der Oeffentlichen Meinung die Begierden auf den Reichthum gehetzt, das Ideal auf die Bedingungen des körperlichen Wohlbehagens gespannt, das er verschaffen kann. Ihre ganze politische Entwickelung vollzieht sich im Gegensatz zur europäischen in der Richtung, daß alle künstlichen Schranken beseitigt werden, die dieses unbedingte Reichwerdenwollen einengt. Ihre Vierzigjährigen machen daher zum großen Theil den Eindruck völlig verbrauchter Erwerbsmaschinen; bei vielen ist der physiologische Apparat auffallend klapperig. Eine genügsame Armuth giebt es in Ihrer Demokratie viel weniger noch als bei uns; kann es auch nicht geben. Das Streben, die Mittel zum Lebensgenuß zu erlangen, beschäftigt unaufhörlich die Phantasie des Armen; die Furcht, sie zu verlieren, die des Reichen. Wenn alle Vorrechte der Geburt und

des Vermögens abgeschafft, wenn alle Berufsarten Allen zugänglich sind und eines Mannes eigene Thatkraft ihn in jedem Beruf auf die höchste Stufe erheben kann, so scheint sich seinem Ehrgeiz eine unbegrenzte und ruheloſe Laufbahn zu eröffnen und er wird sich leicht einreden, daß er zu keinem gemeinen Loſe geboren ist.

C: Das klingt, als ob ichs gelesen hätte.

Ich: Sicherlich kennen Sie Alexis de Tocqueville, dessen Amerikabuch (1835 f.) die feinste, bis auf den heutigen Tag giltige Psychologie des Amerikaners enthält. Er bekennt, in Amerika nie mit einem Bürger zusammengetroffen zu sein, der arm genug gewesen wäre, um nicht einen Blick voll Hoffnung auf die Genüsse der Reichen zu werfen; dessen Einbildungskraft sich nicht schon im Voraus an all den guten Dingen geweidet hätte, die ihm das Schicksal „einstweilen" noch versagt.

C: Dies Schauspiel ist so alt wie die Welt.

Ich: Neu ist nur, daß ein ganzes Volk von dieser auffallenden Unruhe befallen ist; daß selbst die vielen Menschen, die glücklich sein könnten, sich mitten im Ueberfluß nicht behaglich fühlen. Die Liebe zum physischen Behagen erkannte Tocqueville als den herrschenden Geschmack der Nation: die große Strömung menschlicher Leidenschaften habe sich diesen Kanal gewählt und reiße Alles auf ihrem Wege mit sich fort. Aus dieser schrankenloſen Konkurrenz und dem verzehrenden Trieb nach Reichthum, aus dem leidenschaftlich überstürzten Haschen nach kleinlichen Genüssen ist die so charakteristische Hast und Ruheloſigkeit des amerikanischen Lebens zu erklären. Und diesen von den scharfsichtigsten Beobachtern einmüthig bezeugten Zustand sollen wir, als den allein selig machenden, preisen und nachäffen? Er beruht auf einer Wahnvorstellung, die bei Ihnen jedem inferioren Gehirn mit Macht eingestampft wird: daß Alle auserwählt und Viele berufen seien. Die selbe Freiheit, die jedem Bürger gestattet, so hochfliegende Hoffnungen zu fassen, macht alle Bürger individuell schwach . . Und dieses Neue, das dem stolzen Bau Ihres Empire of Business als Basis dient, sollen wir auf unseren alten Kulturboden übertragen? Auf diesen Boden, dessen Belastung mit Tradition, Geschichte und ästhetischer Kultur Ihren großen Fiktionen der ökonomischen Gleichheit und der politischen Freiheit das Leben so schwer macht? Nur liberale Vulgärökonomen und Harmonicapostel suchen uns diese amerikanischen Glaubenssätze einzureden; die halbwegs Gebildeten lachen sie aus. Unsere Kinder werden, bei unseren sehr begrenzten Möglichkeiten, in dem Glauben geboren und zu ihm erzogen, daß Reichthum in der Tasche des Nächsten eben so viel Armuth in der eigenen bedeutet, aber gleichzeitig: daß die höchsten Lebenswerthe, die wahren Kulturgüter von materieller Wohlfahrt, zum Theil wenigstens, unabhängig und jedem Menschen, der nicht mit einer Kloake von Seele geboren ist, zugänglich sind. Der Amerikaner wird in der Bewunderung des Reichthumes erzogen, wir: in der Verachtung des Reichthumes als solchen. Noch ist, wenigstens in Deutschland und Frankreich, der Idealismus in Glauben, That und Gesinnung nicht ganz erstorben; die Vorstellung, die uns lehrt, in den materiellen Bedingungen des Daseins Fesseln, gemeine Zufälle zu sehen, die uns anweist, die Freiheit in der Idee und in beherrschter Sinnlichkeit zu suchen. Dieser Kulturbegriff, den unsere großen Denker und Dichter geschmiedet haben, hat in trostloser Zeit das deutsche Volk am Leben erhalten. Er hat Schiller verklärt, der sterbend in seinem letzten Brief an Wilhelm von Humboldt (am zweiten April 1805) bekennt. „Am Ende sind wir doch Beide Idealisten und würden uns schämen, uns

nachsagen zu lassen, daß die Dinge uns formten und nicht wir die Dinge." Er hat in Johann Gottlieb Fichtes „Bestimmung des Gelehrten" einen so überwältigend großartigen Ausdruck gefunden, daß Ihr Thomas Carlyle sich vor Staunen darüber nicht zu fassen wußte und, wie nach ihm Ruskin und Emerson (The American Scholar), seinen Ruhm darein setzte, ihn in die Sprache des plain thinking, des common sense zu übertragen. Doch lassen Sie mich Athem schöpfen. Nichts ist anstrengender als der Kampf gegen den Amerikanismus.

C: Es ist der Kampf eines Zwerges gegen einen Riesen. Und er strengt so sehr an, weil er mit künstlichen Mitteln, gegen die natürliche Richtung der Triebe in Ihrer Brust, gegen den Kreislauf des Blutes geführt werden muß. Glauben Sie wirklich, daß ein großes Volk nach solchen Rezepten auch nur acht Tage lang seine Nothdurft stillen kann? So sprechen weltfremde Träumer, die das gesunde Gefühl normaler Menschen verwirren.

Ich: So sprechen Weise, die die nothwendige Ernüchterung enttäuschter Kinder vorhersehen und ihnen zeigen, in welcher Richtung sie ihr Seelenheil zu suchen haben.

C: Hören Sie, Doktor! Ich schätze Ihren Muth, der Sie hergetrieben hat, mir, den Sie offenbar für den Typus des Amerikaners halten, die Sünden meines Volkes vorzuhalten. Ich ehre Ihr patriotisches Herz, das von der neuen Wendung in den Geschicken Ihrer Heimathgenossen, in seinem Wähnen und Wünschen sich verrathen, sich auf die Bahn der Vernüchterung und Verpöbelung gedrängt glaubt. Aber können Sie, der Sie mir doch das Zeug zu haben scheinen, den Druck nationaler Vorurtheile abzuschütteln, können auch Sie im Amerikanerthum nichts als eine ansteckende Seuche erblicken, gegen die man sich absperren müsse? Ihre Furcht kommt jedenfalls zu spät, denn die Macht der Thatsachen zermalmt jeden ideellen Widerstand. Und ich meine: ein besseres Zeichen für die unverwüstliche Lebenskraft Ihres Volkes giebt es nicht als den heroischen Versuch, sich zu amerikanisiren. Nie hat es einen sichereren Weg betreten, um zu der hohen Kultur zu gelangen, die die Masse der Menschen beglückt, die der Demokratisirung unserer Gedanken und Gefühle, der Ausbreitung des Wohlstandes, der Verallgemeinerung des Geschmackes an behaglicher und gesunder Lebensführung auf dem Fuße folgt und den Hang zu aristokratischer Verfeinerung, zur Absonderung von der Masse, zur Isolirung naturgemäß zerstört. Giebt es ein höheres Ideal für ein ganzes Volk? Und darf eine vernünftige Kulturpolitik ein anderes Objekt haben als dieses Volk, an dessen Emanzipation von falschen Heroen und falschen Idealen wir doch ohne Ruhepause arbeiten müssen? Ihre Geschichte der verflossenen hundert Jahre giebt mir Recht. In einer Zeit grenzenloser politischer Ohnmacht und wirthschaftlicher Rückständigkeit wurde Ihr berühmter deutscher Idealismus geboren, den ja Ihr geliebter Carlyle, wenn er sich unbewacht glaubte (wie in seinen Tagebüchern), aus Aerger über seine weltfremden Verstiegenheiten „auf Flaschen gezogenen Mondschein" (embottled moonshine) nannte. Er ist eine wirkungslose Illusion gegenüber materieller und politischer Verkümmerung. Er garantirt weder sichtbare Schönheit noch sittlichen Adel: siehe Deutschland. Er ist mit seiner Stubenästhetik und den neuplatonisch anmuthenden Emanationen des „inneren Sinnes" (von dem mein Sekretär mir vorfabelt) vom Volke nie verstanden und von Vielen, die vorgaben, ihn zu verstehen, nie recht ernst genommen worden. Als sittliche Macht mag er,

bei der Verdorrung aller natürlichen Lebenssäfte, in den Kreisen der Uebergebildeten und Energielosen Gutes gewirkt haben; ferner kann man ihn auch als persönliche Meinung dieses oder jenes Individuums von anormaler Gemüthsbeschaffenheit hingehen lassen; denn es wird immer Menschen geben, deren krankhaft ausschweifende Phantasie sich im Aufstellen idealer Aufgaben ergehen wird, weil es ihnen an Kraft gebricht, mit den einfachsten realen Aufgaben fertig zu werden, die das Leben auf Erden stellt; aber eine anmaßende Lüge ist der Versuch, uns „Krämer" glauben zu machen, daß Ihr deutsches Volk auserwählt sei, nach dem Schema solcher idealen Forderungen (etwa Fichtes), gebildet und regirt zu werden; ja, daraus gar einen Vorzug abzuleiten.

Ich: Einverstanden; aber . . .

C: Aber? Nennen Sie es einen gesunden Zustand, ein ganzes Volk abrichten, auf sein Physisches und Moralisches zu achten? Erstes Symptom der Krankheit. Hören Sie! Aus vielen Berührungen kenne ich Ihr Volk. Es will zunächst leben, genießen, die Glieder recken in Lust und Freude. Fast zu allen Zeiten seiner Geschichte hat sich seine Schaffenskraft erstaunlich geregt und sein ursprünglich so starker Erwerbssinn war nach dem Dreißigjährigen Krieg nur vorübergehend gelähmt. Der deutsche Kaufmann war im Mittelalter eine königliche Erscheinung; unermüdlich rührig, schuf er weit über Europa hinaus ein Netz von Handelsbeziehungen, in dem viel Gold und Goldeswerth stecken blieb. Auf diesem goldenen Boden erblühte ein reiches Kunstgewerbe; und Geschmack und Talent für die Bildenden Künste waren im damaligen Deutschland nichts Seltenes. Frohsinn steckte dem Volk in den Gliedern. Das war ein natürlicher Zustand, dem des Merry Old England in mancher Beziehung überlegen. Unter dem Schatten des nationalen Niederganges, der Entvölkerung, der wahnsinnigen Kriegsgräuel, der wirthschaftlichen Verödung, der Zerrüttung seiner gesammten Kultur seit dem siebenzehnten Jahrhundert erwuchsen die Mysterien der deutschen Philosophie, — nach meiner Ueberzeugung ein Produkt müder, weltabgewandter, thatenscheuer Seelen.

Ich: Sie kennen sie nicht, diese Mysterien, haben auch, als Angelsaxe, kein rechtes Organ dafür.

C: Nein. Aber ich beurtheile ihren Werth nach ihrer allgemeinen Kulturleistung; und die war, während dieser Epoche, gering. Land und Leute präsentirten sich kümmlich. Ihre besten Leistungen waren imitativ; in Kunst und Literatur waren Paris und London ihre Sonnen, während eine unfruchtbare Gelehrsamkeit sich ausbreitete, ohne im Stande zu sein, schöne Sitten, eine verfeinerte Geselligkeit, vor Allem: höfliche Umgangsformen allgemein zu machen, wie in Frankreich und England, wo sie seit Jahrhunderten heimisch sind. Diese Wendung nach innen hat, wie man versichert, für die Weltkultur so unersetzliche Werthe geschaffen, wie die in der deutschen Musik beschlossenen. Mag sein. Aber Ihr eigenes Volk, die Masse des Volkes, deren Lebensformen allein über die Höhe einer nationalen Kultur ausweisen, sie verlor dabei an Haltung und Würde. Sehnsüchtig ließ es die Augen schweifen über die Grenzen, wo, mit Goethe zu reden, dessen Sprüche mich auf allen meinen Reisen begleiten, zwischen „Erkenntniß und Gebrauch" kein Luftgespenst grinste; wo Alles zu einer Kultur der Sinne drängte, wo gegen die Uebergriffe der reinen Idee, der von der Materie losgelösten Vorstellung bei den Franzosen der Skeptizismus, bei den Engländern der praktische Lebensgeist erfolg-

reich ankämpfte. Dort fanden Ihre Besten eine bekömmliche Kulturatmosphäre, in der Geschmacks- und Geistesfreiheit gediehen; Ihre deutsche Freiheit der Gesinnung, also wieder etwas Inwendiges, ist, nach Goethe, kein rechter Ersatz dafür. Und so ist es gekommen, daß die Deutschen selbst, trotz allem Gefühl ihrer ganz besonderen Anlagen und einer eigenthümlichen Originalität, alles Fremde beweihräucherten, ja, sich selbst Jahrhunderte hindurch als Kulturvolk zweiten Ranges betrachteten. Nun aber hat das Leben, hat die Erde ihn wieder. Das wollen Sie beklagen? Die ökonomische Entwickelung Deutschlands im neunzehnten Jahrhundert grenzt ans Wunderbare, wenn Ihre engen Raumverhältnisse und die verhältnißmäßige Bescheidenheit Ihrer Bodenschätze berücksichtigt würden. Die Ausweise Ihres Handelsamtes sprechen in Riesenziffern. Ihre Techniker, Ihre Industriekapitäne, Ihre Financiers, Ihre Rheder, Ihre großen Handelsherren imponiren mir: wie Die ihre Interessen auf dem Weltmarkt vertreten, wie sie jeder Spur von Gewinn auflauern und den Konkurrenten das Geld abzugraben wissen, daran könnte sich Ihre Diplomatie ein Muster nehmen. Eine gewisse Vordringlichkeit, überflüssiger Schneid und barsche Soldateskamanieren werden bald abgestreift sein. Das sind Kinderkrankheiten, die mit der Gewöhnung an große Zahlen schnell schwinden werden. „Der lebendig begabte Geist, sich in praktischer Absicht ans Allernächste haltend, ist das Vorzüglichste auf Erden“: dieses Urtheil könnte Goethe vorahnend auf den Deutschen von heute gemünzt haben. Die Herrschaft des Stubengelehrten scheint vorüber; thatsächlich sollen Ihre rein gelehrten Bildungsanstalten nicht mehr recht vorbildlich sein, während die technischen und angewandten Wissenschaften ein bewundernswerthes Unterrichtssystem organisirt haben und Real- und Fachschulen prachtvoll gedeihen. Vor hundert Jahren war Philosophie Ihr Lieblingsstudium; heute ist es die Nationalökonomie, wie in England zur Zeit des großen wirthschaftlichen Aufschwunges vor zwei bis drei Generationen.

Ich: Vor hundert Jahren war das Theater eine moralische Anstalt; heute ist es meist nur noch ein Vergnügunglokal, das zur Unterhaltung Zoten, schöne Weiber, kostbare Toiletten, wenn auch selten geschmackvolle, bietet. Ganz wie im viel gelobten England, wie vermuthlich auch in Amerika. Und, ganz wie hier und bei Ihnen, haben die Music Halls die größte und treuste Kundschaft, während, statt der Philosophie und Religion, der Aberglaube, die Zwillingsschwester des Materialismus, und die Bigotterie, die Kirchengläubigkeit überhandnehmen.

C: Sie sehen die Schatten, ich sehe das Licht. Ihre Moralität wird trotzdem nicht sinken; eher, bei fortschreitender Amerikanisirung, sich steigern. Solche Wandlungen, wie sie der Deutsche und Deutschland jetzt durchmachen, lassen sich übrigens von außen nicht einimpfen: sie sind schließlich doch auch erzwungen. Sehen Sie sich doch unsere Deutschen in Amerika an. An die zehn Millionen sind im Lauf der Jahrhunderte in die Vereinigten Staaten eingewandert; aber ist es nicht merkwürdig, daß von diesen Idealistenstämmlingen blutwenige sich bei uns im Reiche der Idee angesiedelt haben? Wenn Jemand sich lächerlich machen wollte, brauchte er nur zu behaupten, sie hätten den Sauerteig für das neue, sich immer mehr vereinheitlichende Volk abgegeben. Kein Dichter, kein Musiker, kein Schriftsteller, kein Künstler von Bedeutung; kaum solche vom zweiten und dritten Range. Der Astronom Rittenhouse, der Ethnolog Gatschet, die Juristen Roselius und Lieber, die Essayisten Karl Schurz, Münch, Stallo, Kapp, Körner: gute, anständige

Namen, gewiß; aber was bedeuten sie im Verhältniß zu Dem, was eine große arbeitende Nation an geistigen Befruchtern, Anregern und Forschern braucht? Von deutscher Idealität ist da nichts zu merken. Kaum drüben, gehen sie völlig im materiellen Genußleben auf. Weder feuriger Schwung noch fanatische Begeisterung. Die fortgeflüchteten Achtundvierziger sind, was ideale Gesinnung betrifft, ohne Nachfolge geblieben; und den Einzigen von ihnen, der emporstieg, versuchten gerade die Deutschen herabzuziehen. Wenn in einer kleinen westlichen Stadt neun Zehntel Deutsche und ein Zehntel Irländer zusammenwohnen, blüht das deutsche Geschäft; aber die Irländer regiren die Stadt vom Bürgermeister hinunter bis zum Schutzmann. Mit dieser Abwesenheit höherer geistiger Regsamkeit scheint der Umstand zusammenzuhängen, daß der Deutsche in der besseren, kultivirten Gesellschaft eine äußerst seltene Erscheinung ist. Ich weiß: der Deutschamerikaner und der Deutsche im „Vaterland" sind Zweierlei; aber wenn der mythisch bedürfnißlose, weltentrückte Grübler und Träumer sich, kaum von der Heimath entfernt, so nahe sinnliche Ziele zu stecken vermag, muß der Deutsche doch den Keim zum Erdenmenschen in sich tragen. Darum sage ich: Wenn er in seiner eigenen Kulturzone, dort, wo er wurzelständig ist, sich in der seit fünfzig Jahren befolgten Richtung organisch weiter entwickelt, wird er seines Wesens Vollendung am Schnellsten erreichen. „Du, Geist der Erde, bist ihm näher." Seien Sie glücklich, daß ihn die Fratze einer verkehrten Lebensansicht nicht mehr verwirrt, daß er sich so tapfer ins Freie, in die große Welt hinaus kämpft!

Ich: Glücklich darüber, daß wir verkrämern!

C: Das Urmotiv freilich, das die meisten jungen Leute ins Geschäft treibt, ist zunächst kein edles: sie wollen Geld machen, schnell reich werden nach dem Rezept: kaufe auf dem billigsten, verkaufe auf dem theuersten Markt.

Ich: Ein alter Kirchenvater, Namens Hieronymus, enthüllt das Geheimniß des Geldwesens: Ohne daß der Eine verliert, kann der Andere nichts finden. Und der unvergleichliche Montaigne führt, auf Seneca gestützt, aus: Il ne se faict aulcun profit qu'au dommage d'aultruy.

C: Dann wären die meisten Berufe, dann wäre der ganze Naturlauf unsittlich, der Jedem zuzurufen scheint, zu sehen, wo er bleibe. Aber dieser ganze lähmende Pessimismus ist eben so unfruchtbar wie falsch. Jede wahrhaft produktive Thätigkeit ist sittlich; und ich wüßte keine, die produktiver wäre als die des wahren Kaufmannes. Bald greifen andere Stimmungen und Gefühle Platz als der Durst nach Gewinn. Während die akademischen Berufsarten (professions) die Tendenz haben, den Geist zu klären, aber auch zu verengen (to make the mind clear but narrow), weitet sich der Horizont des tüchtigen Kaufmannes täglich. Welchen ungeheuren Bereich wechselnder Dinge (ever-changing variety of questions) muß nicht sein Blick umfassen! Er muß in fremden Ländern so gut wie in der Heimath Bescheid wissen; muß die physikalischen und geographischen Beschaffenheiten dieser Länder, ihre natürlichen Hilfsquellen, die Statistik ihres Wirthschaftlebens, ihre Ernten, Wasserwege, Eisenbahnen, Finanzen genau kennen, um die Gegenwart und Zukunft geschäftlicher Maßnahmen beurtheilen zu können. Nichts kann geschehen, was diese nicht beeinflußt: politische Komplikationen in Konstantinopel; das Auftreten der Cholera im Fernen Osten; der Monsun in Indien; der Goldvorrath in Cripple Creek; das Auftauchen der Colorado-Heuschrecken: der Sturz eines Ministeriums;

die Möglichkeit einer ſchiedsgerichtlichen Regelung von Lohnſtreitigkeiten; und tauſend ähnliche Dinge. Jede Unkenntniß, jede Bequemlichkeit, jede Fahrläſſigkeit rächt ſich. Und neben dieſer Sachkenntniß müſſen ihm die ſeltenſten menſchlichen Eigenſchaften geſchenkt ſein: Menſchenkenntniß; die Gabe, Talente zu entdecken und zu verwerthen; Organiſationsgeſchick; ſchnelle, doch zugleich vorſichtig prüfende Urtheilskraft; Schlagfertigkeit der Entſchließung und Kraft der Ausführung (executive ability). Welches Spezialfach entwickelt in dem Menſchen ſo ſehr die Fähigkeit, ſein Urtheil nach ſo verſchiedenartigen Geſichtspunkten zu ordnen? Giebt es eins, in dem der Erfolg ſo viel Energie, Willenskonzentration, Gehirn und Enthaltſamkeit vorausſetzt? Aber die kaufmänniſche Laufbahn ſchärft nicht nur den Verſtand, ſondern erhöht die Schöpferkraft des Menſchen (tends not only to sharpen his wits, but to enlarge his powers). Vergleichen Sie mal den Kaufmann, deſſen Charakter von früh durch die Erfahrung ausgehämmert wird — nicht mit dem Beamten, denn der baut die Welt nicht auf; er iſt noch am Erträglichſten, wenn er keine Initiative hat —, ſondern mit dem college graduate, der Kaufmann wird: wer ſieht da nicht, daß es ihm vielfach an ſtrenger Selbſtzucht, ſtraffer Konzentration und intenſivem Ehrgeiz mangelt, an Eigenſchaften alſo, die den Menſchen charakteriſiren, der ins Leben trat, bevor ſich die Gewohnheiten der Mannheit gebildet haben? Die Welt braucht Könner mehr als Wiſſer. Eine Geſellſchaft, die von dem ſchöpferiſch thätigen, rührigen Kaufmann die beſtimmenden Züge erhält, iſt, wie die Dinge heute für uns an Freiheit der Bewegung und das geringſte Maß in ſtaatlicher Bevormundung gewöhnten Amerikaner liegen, die lebensvollſte und zukunftreichſte. Es iſt die einzige, die eine Art Ariſtokratie der Könner annähernd möglich macht. Die einzige, in der erlaubt iſt, das Beſte, was der Menſch beſitzt, auf jedem Gebiet zu geben, ohne durch den Stacheldraht von Bureaukratie und Staatsdoktrin gehemmt zu ſein. Sie finden Das lächerlich?

Ich: Den Stacheldraht kenne ich. Aber wird er Ihnen ewig erſpart bleiben? Und, um von der Tyrannis der Geſellſchaft und der Oeffentlichen Meinung zu ſchweigen, haben Sie nicht jetzt ſchon, nach engliſchem Muſter, den Caut im Geiſtigen und Geiſtlichen? Wird ſich ein deutſcher Profeſſor vorſchreiben laſſen, an geiſtlichen Andachtübungen theilzunehmen?

C.: Mir wird geſagt, daß er ſich Mancherlei vorſchreiben läßt, wovon ſich Unſereiner ſchwer einen Begriff macht. Auch dürfen Sie den Profeſſor an einem University College in der Regel nicht Ihrem Univerſitätprofeſſor gleichſetzen; er entſpricht mehr Ihrem Gymnaſiallehrer, der doch wohl von der Behörde durchs Leben gegängelt wird. Aber Das ſind Nebenſächlichkeiten: halten wir uns an die großen Linien. Bis vor Kurzem zehrten Ihr Beamtenthum und Ihr Gelehrtenſtand die beſte Intelligenz des Landes auf; bei uns diente ſie von je her dem unmittelbaren Leben. Es hat, wie die tückiſch lächelnde See, ſeine Untiefen, Sandbänke, unſichtbare Klippen; es iſt in ewiger Bewegung und erzeugt im thätigen Menſchen den ewigen Rhythmus von Begehren und Vollbringen. Das nun iſt der Rhythmus unſeres amerikaniſchen Weſens, unſerer amerikaniſchen Geſellſchaft. Er ſchafft Seemannsnaturen, die von Gefahren ſich nicht ſchrecken laſſen und Abenteuer lieben. Der iſt ein wahrer Ritter, der mit Fitzjames ſagt: If the path be dangerous known, the danger self is lure alone. Das Geſchäft iſt alſo doch nicht nur der Dollar (business is not all dollars). Es hat ſeine Romantik; nur

muß man sie zu finden wissen. Die Dividende, die den Geschäftsmann belohnt, drückt zugleich auch seine Aesthetik am geistigen und wissenschaftlichen Fortschritt, seine Freude an neuen Erfindungen, neuen Methoden aus. Und wo sie bei uns am Höchsten war, hat sie den Drang, den überschüssigen Reichthum (surplus value) in Bildung und Kultur umzusetzen, ins Ungemessene gesteigert. Girard, Lehigh, Chicago, Harvard, Yale, Cornell und viele, viele andere Bildungstätten, Bibliotheken, Observatorien beweisen, daß der ehrbare Thomas Cromwell Recht hatte, als er sagte: „Wenn sie gierig sind im Erwerben, so sind sie doch auch fürstlich im Spenden, wie diese Sitze der Gelehrsamkeit bezeugen . . ." Aber ich sehe: die Zeit ist um, die Ihnen zugedacht war. Sie wird nicht nutzlos verthan sein, wenn Ihnen gelingt, in der Heimath Licht zu verbreiten über die Wege, die, nach dem Sinn meiner Lebenserfahrungen, den Menschen zum Glück, die Gesellschaft zu Wohlstand, den Staat zu Macht und Herrlichkeit führen. Wir überlassen es Ihnen, sich die Köpfe zu zerbrechen über die Bestimmungen des Menschen, die darüber hinaus liegen. Es ist ein Geschäft, das Zeit und Mühe nicht lohnt. Je früher Sie es aufgeben, desto besser.

So war ich gnädig entlassen. Ueber zwei Stunden hatte die (alkohol- und nikotinfreie) Unterredung gedauert: sie hatte mich völlig erschöpft. Auch völlig muthlos gemacht; denn je weiter sie fortschritt, desto mehr überzeugte ich mich, daß die schönsten von Europäergehirnen ersonnenen Gedanken an dem Erz dieser Glaubensstärke abprallen würden. Offenbar, um den Nachgeschmack dieser Unterhaltung in mir zu bessern, hatte der Krösus mir, „zum Ersatz für Reiseunkosten", einen Check von fünfhundert Dollars zugehen lassen. Im Verkehr mit Schriftstellern soll Das seine Gewohnheit sein. Ich überwies diese Summe natürlich einer wohlthätigen Stiftung, einer amerikanischen Gesellschaft zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse, und stellte, verbindlichst dankend, die Quittung meinem Gönner zu.

Dr. Samuel Saenger.

Der Künstlerkongreß.

Vor einigen Tagen hat in Berlin ein geheimer Künstler-Kongreß „getagt". Wer die Geschichte nicht miterlebt hat, wird sie für ein Märchen halten. Und ich entschließe mich nur mit schwerem Herzen, meine Erlebnisse der Oeffentlichkeit preiszugeben Aber schweigen kann ich nicht; die Geschichte ist zu lustig. Natürlich kann ich nicht die Namen der Leute nennen, die das geheime Schauspiel in Szene gesetzt haben. Doch ich hoffe, daß man mir auch glauben wird, wenn die Gewährsmänner fehlen.

Im Osten Berlins, in einem großen Saal, der gemeinhin einfachen Tanzzwecken dienstbar ist, kam man ohne Feierlichkeit zusammen. Ueber hundert Künstler (auch ausländische) waren der Einladung gefolgt. Die erste Frage, die auf der Tagesordnung stand, lautete: „Wie schützen wir im Westen Europas bei Ausbruch öffentlicher Unruhen unsere Kunstwerke?"

Mit gedämpfter Stimme wurde diese Frage recht gründlich und sachgemäß erörtert und man beschloß, alle werthvolleren Kunstwerke aus den Großstädten fort-

zuschaffen und in abgelegenen Ortschaften unterzubringen. Alle Anwesenden wurden verpflichtet, auch die Kunstfreunde, in deren Händen sich bedeutendere Kunstwerke befinden, auf die Beschlüsse des geheimen Künstler-Kongresses aufmerksam zu machen. Zum Schutz der Museen sollten Geheimpolizisten engagirt werden; doch stellte sich bald heraus, daß die Kosten dieses Arrangements zu hoch werden würden; man beschloß daher, die Museen den Polizeibehörden warm ans Herz zu legen. Ein öffentlicher Appell an die Revolution-Komitees in London wurde schließlich auch noch vorgeschlagen; man einigte sich aber nicht und verwies die Sache an eine Kommission von zehn Kongreßtheilnehmern.

Hierauf nahm man die zweite Frage, die auf der Tagesordnung stand, vor. Und diese zweite Frage lautete: „Was haben die Künstler zu thun, um sich unsere unruhige, kunstfeindliche Zeit erträglich zu gestalten?"

Sämmtliche Anwesende baten ums Wort und die Reihenfolge der Redner wurde durch das Los bestimmt. Zuerst sprach:

Der Dicke: „Meine Herren, wir wissen, daß die russische Revolution auch ein Echo im westlichen Europa finden wird. Natürlich sind wir heute noch nicht in der Lage, die Wesensmerkmale dieses Echos näher zu kennzeichnen. Aber hörbar wird uns das Echo schon werden. Das steht bombenfest. Und deshalb scheint es mir von Wichtigkeit, den Regirungen der westeuropäischen Kulturstaaten die schwierige Lage zu schildern, in der sich die gesammte Künstlerwelt befindet. Mir ist höchst wahrscheinlich, daß sich die jetzt noch am Ruder befindlichen höheren Verwaltungbeamten bereit erklären, die Künstler durch namhafte Geldsummen und einträgliche Privilegien und Ehrenämter zu schützen und zu stützen."

Dieser Rede folgte ein allgemeines Gelächter; der Dicke machte ein ganz erstauntes Gesicht und verstand gar nicht, warum man so sehr lache. Nun sprach:

Der Herr mit dem Taschentuch (er hielt während seiner Reden immer ein blau und grün karrirtes seidenes Taschentuch in der Hand): „Wenn die Staatsgewalten bestehen bleiben, dann können sie uns natürlich schützen und stützen. Aber ihr Bestand ist ja eben in Frage gestellt durch die bevorstehenden Unruhen. Diesen gegenüber müssen wir Stellung nehmen. Mitmachen oder nicht mitmachen: Das ist hier die Frage." (Ungefähr die Hälfte der Kongreßtheilnehmer schrie hiernach: „Mitmachen!" Und die andere Hälfte schrie: „Nicht mitmachen!") „Meine Herren! Jetzt wissen wir gleich, woran wir sind. In diesem Hause sind zwei Parteien. Ich bin gegen das Mitmachen. Was hat die Kunst mit sozialen und anarchistischen, konstitutionellen und absolutistischen Staatsrevolutionen zu thun? Die Kunst steht über den Masseninteressen!" (Unruhe).

Der Herr mit der goldenen Brille: „Um allgemeine Phrasen zu hören, sind wir nicht hergekommen. Wo die Kunst steht, ob über oder unter den Massen: Das kann uns ganz egal bleiben. Wir wollen uns in dieser unerträglichen Zeit das Leben möglichst erträglich gestalten. Und deshalb wollen wir praktische Vorschläge hören. Und ich will Ihnen einen praktischen Vorschlag machen. Unterdrücken Sie alles Originale und alles Gedankliche! Werden Sie einfach stumpfsinnig! Dann stoßen Sie nicht bei den Reaktionären und auch nicht bei den Revolutionären an. Sie werden gelitten; man ‚duldet' Ihre Gegenwart. Und Sie können auch fürderhin so viel Geld verdienen, daß Sie über diese schreckliche Zeit hinwegkommen. Wenn Sie durchaus was Originales und was Neues machen

müſſen, ſo thun Sies im Geheimen. In drei bis vier Jahren wird wieder eine andere Zeit kommen. Dann können Sie ja Das, was Sie heimlich machten, in die Oeffentlichkeit bringen.“ (Stürmiſches Gelächter.)

Der Fanatiker: „Meine Herren! Lachen Sie doch nicht! Wir wollen doch ironiſch werden! Verſtehen Sie denn nicht, was wir wollen? Wir wollen ſtriken! Wir wollen nicht mehr unſeren blendenden Geiſt zeigen. Wir wollen dumme Geſichter machen. Wir wollen ſo lange das Harmloſe und Alte bringen, bis den Herren Europas die Geſchichte über die Hutſchnur geht. Wir wollen mit feurigſtem Fanatismus die ſimpelſte Simplizität hegen und pflegen, daß Allen ganz ſchwach wird und daß Alle nach geſalzener Koſt lechzen, — lechzen!“ (Wildes Bravogeſchrei.) „Deshalb ſage ich mit echtem Fanatismus, da ich ein echter Fanatiker bin: Malen Sie ja keine Saturnlandſchaften! Malen Sie nur noch Europa! Seien Sie um des Himmels willen ganz einfach, ſo wie die einfachen Leute vom Lande! Thun Sie, als wenn der Himmel nicht da wäre. Malen Sie nach alten guten Vorbildern den ganzen Himmel nur ſo, wie er uns auf Erden erſcheint. Vergeſſen Sie auch nicht, daß uns unſere Ironie in maßgebenden Kreiſen ſehr hoch angerechnet werden wird; man wird konſtatiren, daß die Künſtler nicht dazu beitragen, die Völker aufzuregen. Man wird die Kunſt als Beruhigungmittel ſchätzen lernen, wir werden Beruhigungorden bekommen und inmitten aller Aufregungen werden wir ein ruhiges Leben führen dürfen, wie es den Künſtlern geziemt. Und ein echter Fanatiker muß ſich ja hauptſächlich für ein ruhiges Leben begeiſtern.“ (Große Unruhe.)

Der Soziale: „Meine Herren, wir ſind hier doch nicht zuſammengekommen, um uns nur zu erheitern. Es handelt ſich doch um die wichtige Frage, was uns beſſer bekomme: mitmachen oder nicht mitmachen. Ich glaube, uns bekommt in jedem Fall das Mitmachen beſſer. Wenn wir dem Zeitgeſchmack huldigen, haben wir doch auf größere Einkünfte zu rechnen, als wenn wir dem Zeitgeſchmack nicht huldigen. Und der Zeitgeſchmack iſt heute revolutionär. Deshalb iſt das Vernünftigſte, Revolutionäres künſtleriſch darzuſtellen.“

Der Fanatiker: „Meinen Sie vielleicht, daß die Bildhauer Dynamitbomben in Marmor aushauen ſollen?“ (Tumult.)

Der Herr mit der goldenen Brille: „Wenn Jemand der Meinung iſt, daß die Revolutionäre Kunſtwerke kaufen werden, ſo kann ich nur ſagen: O sancta! Jahrmarktsbilder werden theuer bezahlt werden, aber für Kunſtwerke wird man nur ein brutales Gelächter übrig haben, wenns mal erſt ſo weit gekommen iſt, daß das große Rad rollt. Die Kunſt hat ein Intereſſe daran, daß nicht ‚Alles‘ drunter und drüber geht. Wir müſſen daher entſagen lernen und Alles thun, um das Publikum zu beruhigen. Wir müſſen harmlos werden, — mindeſtens bis zum Januar 1907. Ob wir dann ſchon wieder vortreten können, fragt ſich auch noch. Vielleicht gehts dann erſt recht los. Meine Herren, heucheln Sie Klaſſizität! Thun Sie, als wäre Ihnen der Brägen eingefroren. Geben Sie einen Abglanz der Dummheit und machen Sie dazu ein ernſtes Geſicht. Man wird Ihnen Ihren Ernſt glauben. Sie glauben ja gar nicht, wie harmlos die Leute ſind, mit denen Sie zu rechnen haben. Die fallen auf Alles rein, wie die Fliegen. Machen Sie ſich doch über Alle, die uns am Weiterkommen hindern, in erbarmungloſer Weiſe luſtig!“ (Beifall.)

Der Herr mit dem Taſchentuch: „Ja, meine Herren, auch ich bin, wie ich gleich geſagt habe, nicht für das Mitmachen. Regen wir uns nicht auf! Erhalten

wir uns lieber den Humor! Ruhe ist die erste Künstlerpflicht!" (Lautes Gelächter! Rufe wie: „Philister!" „Bourgeois!" „Großpapa!") „Was wollen Sie eigentlich? Sind wir nicht Künstler? Können wir die blutigen Geschmacklosigkeiten einer Revolutionzeit nicht eben so ruhig fixiren wie ein Familienidyll? Daß die Gräuel einer Umsturzepoche einem Künstler keine Freude bereiten können: sollen wir Das erst noch beweisen? Die Blutorgien sind wahrhaftig nichts Großartiges. Aber es wäre auch schrecklich, wenn Alles großartig wäre."

Der Soziale: Herr Kollege, Sie haben ja so Recht: Es muß auch was kleinartig sein! Es muß auch was zum Lachen dableiben! Sie müssen dableiben!" (Der Präsident rührt die Glocke.)

Der Präsident: „Ich darf persönliche Angriffe nicht dulden."

Der Soziale: „Einer solchen Gesinnungslosigkeit gegenüber soll man nicht persönlich werden? Ist die Kunst da, um die Persönlichkeit zu unterdrücken?

Der Präsident: „Ich muß den Redner ersuchen, sachlich zu sprechen."

Der Soziale: „Es fragt sich, ob die Kunst ein Echo ihrer Zeit sein soll oder nicht."

Der Herr mit der goldenen Brille: „Wir wollen uns hier nicht über allgemeine Fragen unterhalten. Ob Jemand revolutionär oder reaktionär gesinnt ist, kann uns hier ganz gleichgiltig bleiben; nicht aber, ob die Künstler verhungern oder nicht. Und darum bat ich die Künstler, alles Neue und Aufregende zu meiden und harmlos nach außen hin zu werden. Ich bat um permanente Ironie!"

Der Soziale: „Gerade das Gegentheil ist das Richtige! Wir müssen ein Echo der Zeit werden und alles Harmlose zurückstoßen. Um leben zu bleiben, müssen wir Partei ergreifen. Die Kunst ist nicht nur da, um überall den harmlosen Zuschauer zu spielen. Wir müssen die Hauptakteure sein. Und ein Feigling, wer im Hintergrund bleibt." (Gebrüll und Gekreisch, Cylinder fliegen durch den Saal und es kommt plötzlich zum wüstesten Handgemenge)

Der Fanatiker (nur seiner nächsten Umgebung verständlich): „Der Künstler darf nicht immer nur Messias sein wollen. Das Kontemplative ist doch die Hauptsache in der Kunst."

Hiernach wurde es wieder ruhig und noch viele Künstler kamen zum Wort. Doch eine Einigkeit ließ sich nicht mehr herstellen. Jeder sagte etwas Anderes, ohne auf die Vorredner Rücksicht zu nehmen. Und bald verließen Alle die Stätte ihrer Wirksamkeit. Ich blieb schließlich allein mit dem Präsidenten im Saal. Der Präsident war ganz wüthend und rief heftig: „Sagen Sie nur, mein Herr, ist es denn nicht einmal heute mehr möglich, die Bedeutung der Ironie den besten Künstlerkreisen klar zu machen? Sind wir denn so weit gekommen, daß wir uns über die einfachsten Dinge nicht mehr einigen können? Gehen wir auch im geistigen Leben einer Zeit des allgemeinen Wirrwarrs entgegen?"

Da erwiderte ich traurig: „Ach ja! Die Verworrenheit unserer Zeit macht auch die Köpfe so verworren, daß Keiner mehr den Anderen versteht. Ich glaube, in solcher Zeit ist die Kunst nicht zu retten; oder die Kunst muß auch ein Echo des Wirrwarrs werden."

„Reden Sie nicht weiter! Ich habe genug gehört!" rief der Präsident. „Ich danke für den Wirrwarr." Und er ergriff hastig meinen Arm und zog mich hinaus in die kühle Herbstabendluft.

Wilmersdorf. Paul Scheerbart.

Selbstanzeigen.

Theodule Ribots Psychologie. Erster Theil: Ribots erste Schaffensperiode (1876 bis 1890). Hermann Costenoble, Jena.

Wenn man heute von einer modernen Psychologie in Frankreich spricht, so denkt man vor allen Dingen an die Richtung, die sowohl von den Positivisten als auch von den Metaphysikern vollständig absieht und sich nur mit einer exakten Forschung auf dem Gebiete der beschreibenden, vergleichenden und experimentellen Methode befaßt. Diese Richtung (vornan stand hier auch Hippolyt Taine), die weder mit den Schulen des Eklektizismus und Spiritualismus noch mit dem Probabilismus Renans irgendwelche Berührung hatte, brachte die starke Schule von Psychologen und Psycho-Physiologen hervor, deren Hauptvertreter heute in Frankreich Theodule Ribot ist. In dem Buch, das ich hier anzeige, habe ich versucht, die psychologischen Theorien Ribots, die in elf Bänden und auch in vielen Aufsätzen französischer und englischer Zeitschriften niedergelegt sind, in einer knappen Darstellung zu resumiren und kritisch zu beleuchten. Ich habe diese Monographie einen „Beitrag zur Geschichte der modernen Psychologie in Frankreich" genannt, weil ich sie als den Anfang einer fortlaufenden Serie von Darstellungen moderner Schriftsteller der französischen Psychologie betrachte (Binet, Henri, Beaunis, Richet und Anderer). Eine ausführliche Behandlung dieses Gegenstandes vermissen wir einstweilen noch in Frankreich. Die deutsche und die englische Psychologie fanden im Auslande ihren Darsteller in Ribot; die französische Psychologie aber wartet heute noch immer auf ihren Apostel. Mag man auch einzelne der Thesen Ribots, die ja, wie allgemein bekannt ist, zum großen Theil sich auf das Studium der krankhaften Erscheinungen des Seelenlebens beschränken, anfechten: sicher ist, daß sie der Ausgangspunkt und auch der Abschluß der neuen Aera in der französischen Psychologie sind. Ribot hat außerdem die große Masse der verschiedensten Arbeiten auf psychiatrischem Forschungsgebiete so verwerthet, daß seine Werke dem Psychologen wie dem Psychiater und Kriminalpsychologen eine reiche Fundgrube der interessantesten Thatsachen und Fälle bieten und stets ein unentbehrlicher Wegweiser in der einschlägigen psychopathologischen Literatur bleiben werden.

Charlottenburg. Dr. S. Krauß.

Der siebente Tag. Gedichte.

Streiter.

Und Deine hellen Augen heben sich im Zorn,
Schwarz, wie die lange Nacht und morgenlose,
Des Eitlen Stimme brüllt in toter Pose,
Wie durch ein enggebogenes Horn.

Und durch das übermüthige Tausendlachen
Der Einen und der Zweiten und der Vielen,
Zerbersten Wort an Worten sich aus Wetterschwielen,
Wie reife Härten auf den lauten Schwachen.

Und Abendwinde, die von her und dort sich trafen
Und schrill in Kreiseleile sich beschielen,

Aufpfiffen fröſtelnd über die gebohnten Dielen —
Ich konnte nachts vor Träumerei nicht ſchlafen.

Und meine Seele liegt wie eine bleiche Weite
Und hört das Leben mahlen in der Mühle,
Es löſt ſich auf in ſchwere Kühle
Und ballt ſich wieder heiß zum Streite.

Elſe Lasker-Schüler.

Deutſchland in der Welt voran? Boll & Pickardt, Berlin.

Aus der ſelbſtändigen Ueberzeugung heraus, daß Deutſchland eine zahlreiche und in ſich vorzügliche Flotte braucht, iſt dieſe Brochure jetzt geſchrieben worden, einige Monate vor Einbringen einer neuen Flottenvorlage, die zur Ergänzung des beſtehenden Geſetzes vom Jahr 1900 beſtimmt iſt. Bismarck ſagt in ſeinen „Gedanken und Erinnerungen", um die Mitte des vorigen Jahrhunderts ſei eine einheitliche deutſche Flotte mit Kiel als deutſchem Kriegshafen das Herdfeuer geweſen, an dem ſich die deutſchen Einheitbeſtrebungen ſammelten, wärmten. Dieſe Flottenbeſtrebungen konnten keine praktiſchen Ergebniſſe haben, weil die nothwendige Baſis, ein Deutſches Reich, nicht vorhanden war. Jetzt haben wir das Reich mit einer ſehr ſtark wachſenden Bevölkerung, einem auch ſchnell ſich vergrößernden überſeeiſchen Außenhandel; und ſo iſt die Flotte eine Nothwendigkeit geworden. Die Zahl der Reibungsflächen hat ſich eben nach der Seeſeite hin vermehrt. Ein Anlauf iſt genommen worden, die Flotte zu bauen; aber Unverſtändniß des Parlamentes und der Oeffentlichkeit, Schwäche der Regirung gegenüber dem Centrum und Drohungen Englands laſſen befürchten, daß wir auf halbem Weg ſtehen bleiben werden. Dieſe drei Faktoren habe ich in das mir richtig ſcheinende Licht zu ſetzen und zugleich die Ziele zu bezeichnen verſucht, zu denen unſere Flotte mindeſtens geführt werden muß, wenn ſie werden ſoll, was ihr allein eine Exiſtenzberechtigung giebt: ein Kriegswerkzeug, das durch ſeine Stärke entweder einen ehrenvollen Frieden erhält oder aber jeden möglichen Krieg mit Zuverſicht beſtehen kann. Die Haltung der Parteien im Reichstag und die bisherige Politik der Regirung habe ich vom marinepolitiſchen Geſichtspunkt aus einer Kritik unterzogen; außerdem das bei uns ſchon vorhandene Flottenmaterial. Auf der Baſis dieſer Kritik ſind dann die Wege angegeben, auf denen ſich unſere Flotte weiter entwickeln müßte. Ich bin nach Möglichkeit ins Detail gegangen, um gerade den Laien zu überzeugen, daß er es nicht mit allgemeinen Phraſen, die ja ſonſt nicht unbeliebt ſind, zu thun hat; war dabei aber beſtrebt, nicht unverſtändlich zu werden. Mit Abſicht iſt auf den Deckel das Wort „Ungezwungene Betrachtungen" geſetzt worden; ich habe mir in keiner meiner Aeußerungen nach irgend einer Seite hin Zwang auferlegt und es gereicht mir zur Freude, die gedruckten Beweiſe zu beſitzen, daß die richtigen Leute ſich über die Punkte ärgern, die für ſie hingeſetzt waren. Ihre Rezenſionen ſind hoffentlich nach vollſtändiger Lecture meines Buches entſtanden; dann, glaube ich, werden ſie, wenn auch wider Willen, ihr maritimes Verſtändniß immerhin erweitert haben.

Charlottenburg. Graf Ernſt zu Reventlow.

Sanirungen.

Saniren heißt: gesund machen; aber Sanirungen haben nicht immer den Zweck, kranke Aktiengesellschaften zu heilen, sondern sind Geschäfte wie andere auch. Sonst hätten wir nicht in kürzester Frist die Gründung dreier Gesellschaften erlebt, die sich zur Aufgabe gemacht haben, wankende Aktiengebäude zu stützen, eingestürzte wiederaufzubauen. Das Kapitel von den Sanirungen ist lehrreicher als hundert Geschäftsberichte: hier sehen wir offizielle Darstellung, dort blicken wir in die Geheimgeschichte. Eine Verwaltung möchte ihr Unternehmen saniren, um sich die einträglichen Posten zu erhalten; neue Leute wollen als Mitglieder eines Aufsichtrathes die erste Staffel zum Ruhm erklimmen und fordern die Sanirung, um die alte Verwaltung zu beseitigen; ein Bankier kann sein Guthaben nur zurückbekommen, wenn sanirt wird; große Finanzinstitute erhoffen von der Rekonstruktion reichen Gewinn und greifen deshalb entweder sofort „hilfreich" ein oder lassen das wackelige Unternehmen erst verkrachen, um den ganzen Plunder spottbillig aufzukaufen und aus dem Müll dann die werthvollen Abfälle herauszusuchen, die vorher dem Auge der Aktionäre und Gläubiger sorgsam verborgen wurden; manche Gesellschaften werden auch nur deshalb immer wieder sanirt, weil die Bank, die sie gegründet hat, es ihrer Stellung und ihrem Ansehen schuldig zu sein glaubt, das ganze Alphabet für neue Aktienkategorien zu verwenden. Die Liste der Sanirungmotive ist noch viel länger; nur eins ist auf ihr nicht zu finden: an den Aktionär und seine Noth wird nicht gedacht. Der kommt höchstens als Subjekt, nie aber als Objekt der Sanirung in Frage. Auch wird selten untersucht, ob vom Standpunkte des unbefangenen Wirthschaftkritikers aus die Erhaltung einer Aktiengesellschaft wünschenswerth sei. Solche Untersuchung interessirt die Spekulation nicht; und die Spekulation hat auch hier das letzte Wort.

Wann soll sanirt werden? Herr Kommissionrath Fritzsche von der Leipziger Buchbinderei A.-G. vormals Gustav Fritzsche würde auf diese Frage vielleicht antworten: „Sanirt muß werden, wenn ich wieder ins Direktorium meiner Gesellschaft hineinkommen will". Wie sehr dem Herrn daran liegt, hat ein neulich vor der Zweiten Strafkammer des Landgerichtes Leipzig verhandelter Prozeß gezeigt, in dem Herr Fritzsche des Mißbrauches fremder Aktien zum Zweck der Fälschung des Mehrheitwillens beschuldigt war. Der Herr Rath war genöthigt worden, aus der Direktion zu scheiden, und sollte nun regreßpflichtig gemacht werden. Um diesen Versuch zu vereiteln und obendrein noch seinen Posten wiederzuerlangen, gab er Auftrag, für die entscheidende Generalversammlung, gegen eine Leihgebühr von fünfzehn Mark für das Stück, möglichst viele Aktien der Gesellschaft aufzutreiben. Dieses Mittel ist vom Strafgesetz verpönt. Herr Fritzsche wurde aber freigesprochen, weil es beim Versuch geblieben sei, der nicht strafbar ist. In der nächsten Ordentlichen Generalversammlung erreichte der gewandte Herr dann, daß ihm die Entlastung für das Geschäftsjahr 1903/04, die ihm vorher verweigert worden war, nachträglich doch noch ertheilt wurde. Jetzt soll die Gesellschaft sanirt werden. Der vierte Theil des Aktienkapitals von 1 250 000 Mark ist bereits verloren; in den letzten Jahren gabs keine Dividenden mehr. Dabei besteht die ganze Aktiengesellschaft als solche überhaupt noch nicht zehn Jahre. In diesem Fall hat also ein Einzelner, allerdings der Schöpfer der Firma, die Sanirung durchgesetzt. Herr Fritzsche ist Hauptaktionär und will Direktor bleiben; dieser an sich sehr begreifliche Wunsch vermag, wie es scheint, mehr als das Interesse aller übrigen

Aktionäre. Die für die Zusammenlegung der Aktien im Verhältniß von 3 : 2 erforderliche Majorität ist freilich noch nicht gesichert, obwohl die Verwaltung schweres Geschütz auffuhr und erklärte, ohne Sanirung hätten die Aktionäre für die nächsten sieben bis acht Jahre auf eine Dividende nicht zu rechnen. Wer aber bürgt ihnen dafür, daß ihr Opfer nicht umsonst gebracht ist und sie künftig Etwas erhalten? –

Nicht Jeder verfügt über den Optimismus, den Herr Bankier Abel (von der Firma Abel & Co.) in der Außerordentlichen Generalversammlung der Stettin-Gristower Portland-Cementfabrik zeigte, als er die Nothwendigkeit einer neuen Sanirung des ewig geldbedürftigen Unternehmens bewies. Nur von neuen Betriebsmitteln sprach der kluge Mann, ohne die das Unternehmen gefährdet wäre. Das scheint mir der Schulfall einer Sanirung. Die erste hatte das Jahr 1901 gebracht, das mit einem Verlust von fast 400 000 Mark abschloß. Schon vorher war die Dividende, die 1899 noch 12 Prozent betragen hatte, auf 4 Prozent zurückgegangen; seitdem haben die Aktionäre nichts mehr erhalten, sondern nur zuzuzahlen gehabt. So sind im Jahr 1902 rund 400 000 Mark zugezahlt worden; trotzdem ergab der Abschluß eine Unterbilanz von 91 000 Mark bei einem für Abschreibungen verfügbaren Betrag von 540 000 Mark. Die zweite Sanirung wurde im vorigen Jahr nöthig, nachdem der Abschluß von 1903 eine Unterbilanz von 371 000 Mark ergeben hatte. Diesmal ging ein Betrag von 614 000 Mark ein. In den beiden Jahren 1902 und 1904 hat die Gesellschaft also an neuen Betriebsmitteln eine runde Million bekommen. Erfolg: eine dritte Sanirung. Wieder wird zugezahlt; dafür giebts neue Vorzugsaktien. Das hat eine Generalversammlung beschlossen, in der die Aktionäre entweder fehlten oder schwiegen. Um so beredter war Herr Abel, der alle Register seines wohltönenden Organs zog, um die Herzen der Aktionäre zu rühren. Für ihn stand ein Betrag von 300 000 Mark auf dem Spiel, den er der Gesellschaft kreditirt hatte und nun gern wiedersehen wollte. Sein Guthaben, sprach er, werde am ersten Dezember 1905 fällig und bis dahin müsse Etwas geschehen. Der Appell ist denn auch nicht ins Leere verhallt. Herr Abel bekommt sein Geld. Ist damit der Zweck der Sanirung erreicht? Und braucht man gar nicht erst zu fragen, ob die Zuführung neuer Mittel auch wirklich Ertrag verspricht?

Aehnlich liegen die Dinge bei der Vermögensverwaltungstelle für Offiziere und Beamte. Seit ich hier ausführlich über dieses sonderbare Gebilde sprach, hat eine Generalversammlung stattgefunden, der ein Prüfungbericht des Geheimrathes Hecht aus Mannheim vorlag. Danach sind bisher zwei Drittel des Kapitals verloren. Also saniren oder liquidiren. Hier aber winkt ein Ruhm. Man hat einen Aufsichtrath gewählt, dessen Mitglieder an geschäftlicher Unerfahrenheit den früheren Herren der Verwaltung nichts nachgeben. Ein Assessor des Statistischen Amtes; zwei Rechtsanwälte; ein Rittmeister, ein Major und ein Marineoberzahlmeister a. D.: diesen Herren, die sich mit kaufmännischen und banktechnischen Fragen bisher wohl nicht allzu eifrig beschäftigt haben, ist das Geschick eines nur bei sorgfältigster Pflege vielleicht lebensfähigen Unternehmens anvertraut. Dem spiritus rector der neuen Leitung sprach Geheimrath Hecht die Eigenschaften der Diskretion, des Taktes und der Sachkenntniß ab; doch traut er ihm zu, daß unter seinen Auspizien das Elend wenigstens nicht lange währen wird. Im besten Fall wird hier für ein Finanzinstitut gearbeitet, das sich, wenn Alles zusammengebrochen ist, der Trümmer annehmen und dabei wohl noch ein gutes Geschäft machen wird; denn die „Bank der Hochwohlgeborenen" verfügt über eine ausgedehnte und kapitalkräftige Kundschaft.

Viertes Beispiel: die Ostfriesische Bank in Leer. An einem einzigen schlimmen Debitor hat sie fast die Hälfte ihres Aktienkapitals verloren. Die Verwaltung gab keine präzise Ziffer, sondern sagte nur, der Verlust werde aus dem Jahresgewinn und den Reserven gedeckt werden. Neben den liquiden Mitteln biete ja auch das Aktienkapital den Gläubigern Sicherheit. Da das Aktienkapital seinen Gegenwerth in den Aktiven findet, an sich also nur ein rechnerischer Posten in der Bilanz ist, muß man diese Auffassung der Direktion mindestens eigenartig nennen. Zwischen dem Institut in Leer und der Osnabrücker Bank ist nun eine Art Sanirung vereinbart, bisher aber eine Generalversammlung, der man den Status der Ostfriesin doch wohl enthüllen müßte, noch nicht einberufen worden. Vermuthlich übernimmt die Osnabrücker die Ostfriesische Bank. Kein so übles Geschäft; denn die Ostfriesische hat, bis sie an den schlechten Schuldner gerieth, stets ansehnliche Dividenden gegeben. Nicht nur die Osnabrücker, sondern auch die Hannoversche und mit ihr die Deutsche Bank kann sich des glücklichen Zufalls freuen. Das sind die Annehmlichkeiten der Bankenconcerns: an guten Geschäften haben da immer gleich mehrere Institute ihre Freude. Wenn in Leer nichts zu holen wäre, überließe man die Bank wohl ihrem Schicksal. Mit vollem Recht. Bei Sanirungen muß Etwas herauskommen. Hat die Darmstädter Bank etwa die Pommersche Hypothekenbank sanirt, um die Aktionäre und Pfandbriefbesitzer dieses Institutes zu beglücken? Hier konnte ein feiner Finanztaktiker seinen Spürsinn bewähren. Das Jahr der Hypothekenbankkrisis war im Leben des Herrn Dernburg eine große Zeit. Das im Pommernbankprozeß oft erwähnte pankower Terrain, das einst Wollank gehörte und jetzt im Besitz der Neuen Bodengesellschaft ist, hat sich als ein Goldklümpchen erwiesen, das ein scharfes Auge im Schutt erspäht hatte. Damals galt die Taxe von 200 Mark für die Quadratruthe des 31 000 Ruthen umfassenden Terrains als geradezu strafbar hoch; heute werden an einzelnen Stellen schon 1200 Mark für die Quadratruthe bezahlt. Und seit der Sanirung sind erst vier Jahre ins Land gegangen. Vielleicht bestünde die Pommernbank noch heute, wenn sie nicht so gute Sanirungaussichten geboten hätte. Wäre sie nicht Hofbank der Kaiserin geworden, dann hätte sie jedenfalls kein so rasches Ende gefunden; und daran, daß sie den stolzen Hoftitel erhielt, war wieder nur Herr von Mirbach, der kundige Finanzthebauer, schuld, der das 2 Millionen Mark betragende Privatvermögen der Kaiserin in Aktien der Deutschen Grundschuldbank angelegt hatte.

Den Banken wird oft vorgeworfen, sie griffen erst ein, wenn sie hoffen können, das der Hilfe bedürftige Unternehmen in die Hand zu bekommen. Sind sie aber nicht im Recht? Müssen sie nicht an ihre eigenen Aktionäre früher als an die anderer Gesellschaften denken? Sentiments darf man von Geschäftsleuten nicht fordern. Fraglich kann nur sein, ob man Werthe vernichten soll, denen immerhin noch nicht alle Ertragsfähigkeit abzusprechen ist. Das läßt sich nur von Fall zu Fall prüfen. Die Sanirer geben den von ihnen behandelten Gesellschaften gern neue Namen, damit nicht trübe Erinnerungen auftauchen, wenns auch nach der Kur wieder mal schlecht geht. Aus der Pommerschen ist die Berliner Hypothekenbank geworden. Der Name erinnert an das Berliner Pfandbriefinstitut und hat einen soliden, mündelsicheren Klang. Ganz so gut wie die Papiere des städtischen Pfandbriefamtes sind die der Hypothekenbank aber doch nicht. Und wer denkt, wenn er jetzt täglich von Deutsch-Luxemburg hört, noch an Differdingen-Dannenbaum? Uebrigens auch eine Sanirung, auf die der Leiter der Darmstädter Bank sich Etwas einbilden kann.

Die Extreme berühren sich. Also: Deutsch-Luxemburg und der Mechernicher

Bergwerksverein. Dieses Unternehmen mußte eigentlich schon vor vier Jahren liquidiren; aber die Hauptaktionäre konnten sich von ihrer Gesellschaft nicht trennen: und so wurde immer wieder sanirt, bis von dem ursprünglichen Aktienkapital von 6,40 Millionen nur noch 1,60 Millionen übrig waren. Die Rente war bis zum Jahr 1892 gut; seitdem ist nichts mehr vertheilt worden. Die Gruben sind unrentabel und nur blinde Pietät kann hoffen, die schon in den letzten Zügen liegende Gesellschaft durch künstliche Mittel am Leben zu erhalten. Das Jahr 1905 wird den vorgetragenen Verlust von 428000 Mark wohl kaum verringern; deshalb sollte man dem Mechernicher Bergwerksverein endlich die Ruhe des Grabes gönnen.

Aehnlich stehts mit dem Eisenwerk Braunschweig, das früher Tarnowitzer Aktiengesellschaft für Bergbau und Eisenhüttenbetrieb hieß. Dieses Eisenwerk, dessen wichtigster Theil ein großes Walzwerk in Braunschweig ist, arbeitet seit 1900/01 mit einer Unterbilanz, die 1902/03 die stattliche Höhe von 881000 Mark erreichte. Damals wurde eine Sanirung beschlossen, die einen Buchgewinn von 1,05 Millionen ergab. Das Jahr 1903/04 brachte aber schon wieder einen Verlust von 125000 Mark bei einem Umsatz von im Ganzen nur 218000 Mark. In der letzten Generalversammlung wurde die Auflösung der Gesellschaft beantragt. Das wäre das Klügste, was man thun könnte. In der Gründerzeit betrug das Aktienkapital des Eisenwerkes 1,20, später, bis 1885, 1,50 Millionen. Dann kam die erste Wandlung; die Aktien wurden im Verhältniß von 6 : 1 zusammengelegt und 1,01 Millionen Stammprioritätaktien geschaffen. Daneben waren 81300 Mark Stammaktien vorhanden. Wieder etwas später wurden dann Prioritätaktien Litera A und B ausgegeben; vor der letzten Sanirung ergaben sie ein Gesammtkapital von 2106000 Mark, das seit zwei Jahren auf einen Betrag von 1052100 Mark in Stammprioritätaktien Litera B reduzirt worden ist. So schwierige und umständliche Kombinationen: und das Ergebniß ein beständig wachsender Verlust. Gegen die Oberschlesische Eisenindustriegesellschaft wurden wegen eines angeblich schädigenden Pachtverhältnisses Prozesse geführt; eben so gegen einen früheren Direktor und Aufsichtrathsvorsitzenden; auch die Verbindung mit der 1896 verkrachten Rheinisch-Westfälischen Bank war nicht gerade einträglich. Hat es aber überhaupt einen Sinn, ein Unternehmen, dessen Rentabilität immer unsicher war und das schon seit Jahren keinen Ertrag mehr giebt, am Leben zu erhalten, nur, weil es in Aufschwungszeiten einmal gegründet und dann von Profitjägern in Behandlung genommen worden ist? Ein paar Thoren, die Aktien kaufen, finden sich ja stets; aber solche Sanirungen kosten nur Kapital, das besser zu wirklich produktiver Arbeit verwendet würde.

Ein begehrtes Sanirungobjekt sind die Vereinigten Kammerichschen Werke in Berlin; an der Spitze ihres Aufsichtrathes steht der zweite der großen Sanirungräthe: Justizrath Kempner. Daß selbst dieser geschickte Generalversammlungstratege die Aktionäre der Kammerichschen Werke für die im Lauf der Jahre gebrachten Opfer bisher noch nicht zu entschädigen vermochte, beweist nur, wie schwer es ist, ein mehrfach zurechtgestutztes Unternehmen wieder hoch zu bringen. Bei Kammerich wurde nach dem Abschluß des Jahres 1901, der einen Verlust von 500000 Mark brachte, zum ersten Mal sanirt. Das Aktienkapital wurde im Verhältniß von 3 : 2 zusammengelegt und ergab einen Betrag von 1750000 Mark. Ende 1903, nach beträchtlichen neuen Verlusten, mußte zum zweiten Mal sanirt werden. Jetzt legte man die Vorzugsaktien im Verhältniß von 3 : 2 und die Stammaktien im Verhältniß von 3 : 1 zusammen und schuf ein einheitliches Aktienkapital in der Höhe von 1066000 Mark.

„Wie schlau, wie witzig, wie pfiffig, wie fein!“ Dividende giebts aber noch immer nicht. Und je mehr bevorrechtigte Aktien ausgegeben werden, desto geringer wird natürlich die Chance der ursprünglichen Aktionäre. Die Vorzugsaktie ist das gefährlichste Werkzeug der Sanitätsräthe; mit ihrer Hilfe ziehen sie den Patienten das Geld aus der Tasche. Wer nicht zuzahlt, wird mit einer capitis diminutio bestraft, zum gemeinen Stammaktionär degradirt und auf Wartegeld gesetzt. Bei der Dortmunder Union, die mit ihren vorläufig fünf Sanirungen den höchsten Rekord hält, mußte man bis zum Buchstaben D vorrücken, um endlich einmal wieder Etwas wie eine Dividende zu sehen. Inzwischen haben frühere Serien von Stamm- und Vorzugsaktien längst das Zeitliche gesegnet; und was heute von den Aktien Litera C und D repräsentirt wird, ist eigentlich eine ganz neue Gesellschaft, die mit der alten Dortmunder Union nur noch den Namen und einen Theil der Betriebsanlagen gemein hat. Ob es nun, auch ohne abermalige Nachhilfe, bei der Dividendenzahlung bleiben wird? Das wissen die Götter, weiß allenfalls noch der alte Hansemann in seiner Gruft. Wenn er nicht ihr Vater, die höchst stolze Diskontogesellschaft ihre Mutter gewesen wäre, ruhte auch die Dortmunderin längst im Grabe. Doch Kinder von so vornehmer Abkunft päppelt man hin, so lange es irgend geht.

Wohl die traurigste Sanirung, die je erlebt ward, war die der Deutschen Gas-Selbstzünder-Aktiengesellschaft in Berlin, eines Schwindelunternehmens übelster Sorte. In diesem Fall mußte das 3,20 Millionen betragende Aktienkapital bald nach der Gründung im Verhältniß von 10 : 1 zusammengelegt werden. Heute kann weder Konkurs eröffnet noch liquidirt werden, weil die Gesellschaft nicht einmal mehr einen Federhalter zu ihren Aktiven zählt. Die gesammte Verwaltung wird von einem einzigen Herrn besorgt, der selbstlos genug ist, seinen Namen noch immer für das Unternehmen herzugeben. Welchen Sinn hat solche Sanirung? Hier wenigstens kann doch kein Zurechnungfähiger erwarten, aus den Ruinen werde neues Leben blühen.

Ladon.

Goethe über Ungarn.

Herr Dr. Karl Lueger, der Bürgermeister von Wien, hat in einer von muthigem Menschenverstand zeugenden Rede neulich gesagt, der Kaiser von Oesterreich werde, früh oder spät, gezwungen sein, vom Wege der konstitutionellen Rechtsordnung abzuweichen und den Ungarn, deren König er ist, eine beiden Reichshälften erträgliche Verfassung zu octroyiren. Der Redner, dessen Worte im wiener Reichsrath nur mißtönenden Widerhall fanden, ahnte gewiß nicht, daß er einen goethischen Gedanken wiederholte. Am ersten September 1821 sagte Goethe in Eger zu dem Rath Grüner, der „über den Zusammenhang und die Verwaltung der österreichischen Provinzen, besonders über Ungarn“ gesprochen hatte: „Da jeder König von Ungarn die Aufrechterhaltung der Konstitution beschwört, so läßt sich auch das Gute und Nützliche leider mit Gewalt ihnen nicht aufdringen. Es dürften aber doch einmal Zeiten kommen, wo, wie unter Kaiser Joseph, das für das Land Nützliche mit Gewalt aufgedrungen werden wird“. (Briefwechsel und mündlicher Verkehr zwischen Goethe und dem Rath Grüner, Leipzig, Verlag von Gustav Mayer, 1853.) Forsan et haec olim meminisse iuvabit. Doch Goethe war kein Magyar.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 21. Oktober 1905.

October Equus.

Am siebenzehnten Oktober 1900 wurde der Staatssekretär Graf Bülow zum Kanzler des Deutschen Reiches ernannt. Europäische Mächte kämpften damals auf zwei Kriegsschauplätzen. Cronje hatte am Paardeberg kapitulirt, der Oranje-Freistaat, Pretoria und Johannesburg war von den Briten besetzt und Lord Roberts hatte erklärt, die Südafrikanische Republik gehöre fortan zum Kolonialreich Ihrer Majestät. Noch aber war der Widerstand der Buren nicht gebrochen; unter De La Rey, Botha, De Wet focht ihre Kerntruppe mit unermüdlicher Ausdauer und der alte Krüger ging nach Europa, um in den Hauptstädten Hilfe für sein Volk zu erbitten. Auch in Ostasien hatten englische Soldaten gekämpft; würden sie weiterkämpfen? Die in Peking gefangenen Europäer waren befreit, die Russen, seit Subbotitschs Einzug in Mukden, die Herren der Mandschurei, Verhandlungen über den Friedensschluß möglich. Die Japaner zeigten keine Lust, mit den Großmächten, die ihnen in Shimonoseki die Siegerbeute entrissen hatten, noch länger gemeinsame Sache zu machen. Die Amerikaner, denen China stets nur als Handelsmarkt, nicht als Ziel einer Eroberersehnsucht begehrenswerth war, sagten rund heraus, für sie sei der Boxerkrieg beendet. Als der deutsche Generalissimus endlich in Taku ankam, ließ Rußland verkünden, es werde nicht nur sein Truppenkontingent, sondern auch die Gesandtschaft aus Peking zurückziehen. Evasit der Eine, excessit der Andere, erupit der Dritte. Und doch hatten wir, via Shanghai-London natürlich, eben erst gehört, kein Europäer sei im Reich der Mitte des Lebens sicher, die Kaiserin-Mutter begünstige offen den Fremdenhaß, Prinz Tuan, der Vater des Schreckens und des Thronfolgers, sei mächtiger denn je und Waldersee werde schwere Arbeit haben, ehe an Frieden zu

denken sei. Waldersee? Der, hieß es in Paris und Petersburg höhnisch, hat außer dem deutschen Corps ja nur die winzigen Häuflein Oesterreichs und Italiens zur Verfügung; Frankreich geht mit den Russen und England könnte, selbst wenn es Neigung hätte, den Krieg fortzusetzen, zwischen Peking und Taku kaum mehr als fünfhundert Mann aufbringen. Die Fiktion von der „Einigkeit der Großmächte" schien unhaltbar geworden. In Norderney aber wachte der Staatssekretär des Auswärtigen Amtes. In einer Cirkularnote erklärte er, die „Regirung des Kaisers" könne den diplomatischen Verkehr mit China erst wieder aufnehmen, wenn „die ersten und eigentlichen Anstifter der gegen das Völkerrecht in Peking begangenen Verbrechen" ausgeliefert seien; „eine Massenexekution würde dem civilisirten Gewissen widersprechen; auf die Zahl der Bestraften kommt es weniger an als auf die Eigenschaft als Hauptanstifter und Leiter; die Regirung glaubt, auf die Einstimmigkeit aller Kabinete in diesem Punkt zählen zu können." Die Offiziösen, die ein Weilchen nichts Rechtes zu sagen gewußt hatten, athmeten auf. Die Note war eine staatsmännische That. Die Klarheit ihrer kraftvollen Sprache mußte alle Nebel verscheuchen und die Einheit der gesitteten Welt gegen das von Christenblut befleckte Barbarenthum sichern. Im berliner Südwesten ächzten die Druckmaschinen unter arger Lügenlast. Love's labour's lost. Die erhoffte „Einstimmigkeit aller Kabinete" wollte sich nicht einstellen. Die Vereinigten Staaten erklärten sofort, für sie sei der deutsche Vorschlag unannehmbar. Die anderen Großmächte schwiegen. Um etwas einem Erfolg Aehnliches ausposaunen zu können, mußte man sich an die unbeträchtliche Thatsache halten, daß die Russen zweihundert Mann als Wache in Peking ließen. Am Nordseestrand war mehr erwartet worden; nun wurde verkündet, so ernsthaft, wie sie aufgefaßt werde, sei die Note nicht gemeint gewesen: man könne die Kaiserin-Mutter (die bisher als die „erste und eigentliche Anstifterin der gegen das Völkerrecht begangenen Verbrechen" gegolten hatte) immerhin schonen und, wenn sie die schuldigen Großmandarinen ausliefere, sogar direkt mit ihr verhandeln. Das war die dritte Etape deutscher Politik in Ostasien. Nichts mehr von Rache, von der Propagirung des Christenthumes, von der Nothwendigkeit, nach Hunnenart die Chinesen zu schrecken; auch auf die Bestrafung der „Hauptanstifter und Leiter" ward nun verzichtet. In der ersten Juliwoche hatte der Deutsche Kaiser gesagt, er werde für den Gesandtenmord „eine Rache nehmen, wie die Weltgeschichte sie noch nicht gesehen hat", und „nicht eher ruhen, als bis die deutschen Fahnen siegreich auf Pekings Mauern wehen und den Chinesen den Frieden diktiren"; er fügte hinzu, „ein historischer Augenblick, der einen Markstein in der Geschichte des deutschen

Volkes bedeutet", sei gekommen, forderte die Truppen auf, mit bewaffneter Hand dem Christenthum Einlaß in China zu erzwingen und in dem „Kreuzzug, dem Heiligen Krieg" keinem Chinesen Pardon zu geben. Als der Kaiser von China sich in einem Bittbrief an Wilhelm den Zweiten wandte, verweigerte das Auswärtige Amt schroff die Beförderung des Schreibens, weil vor der Gewährung ausreichender Sühne ein persönlicher Verkehr der Monarchen unzulässig sei. Und die Note des Staatssekretärs hatte gesagt, auch zwischen den beiden Regirungen könne der Verkehr erst wieder aufgenommen werden, wenn die „Hauptanstifter und Leiter" den in Peking vereinten Repräsentanten der Großmächte zur Bestrafung ausgeliefert seien. Am neunzehnten September 1900 vernahmen wirs. Bald danach kam ein zweiter Brief des Chinesenkaisers. Diesmal wurde er, trotzdem kein neuer Umstand das Urtheil über die Vorgänge geändert hatte, an seine Adresse befördert und freundlich beantwortet. Der Schreiber aufgefordert, nach Peking zurückzukehren, wo Graf Waldersee ihn „nach Rang und Würde ehrenvoll empfangen" und ihm gegen Rebellen jeden erwünschten „militärischen Schutz" gewähren werde; wenn der Sohn des Himmels die Schuldigen „der verdienten Strafe zuführe", werde Deutschland darin eine ausreichende Sühne sehen. Doch auch dieses veränderte Programm fand nicht den Beifall der Großmächte; sie wollten weder den Kaiser von China noch die chinesischen Christen deutscher Obhut anvertrauen. Flink mußte eine neue Note geschrieben und für die Verhandlungen nun eine Basis gewählt werden, die Monate lang offiziell und offiziös als völlig unannehmbar bezeichnet worden war. Und der Regisseur dieser Komoedie der Irrungen, der Mann, der, statt die Diagonale der großmächtigsten Forderungen zu finden, von einer Note, einer Nothposition zur anderen rückwärts gewichen war, wurde nach solcher Leistung zum Kanzler des Deutschen Reiches ernannt.

Am siebenzehnten Oktober 1900. Sechs Tage vorher hatte der Kaiser eine Rede gehalten, in der er das deutsche Weltreich der Zukunft dem römischen Imperium verglich, dessen Legionen „auf das Geheiß des einen Caesar Augustus der Welt den Willen aufzwangen." Beim Kostümfest auf der Saalburg, wo der Grundstein zum Limes-Museum gelegt wurde. Ein Schauspieler war in die Tracht eines römischen Präfekten, ein zweiter in die eines römischen Legaten gesteckt worden, noch andere Histrionen und Dilettanten hatten sich altrömisch vermummt und in einem vom Major Lauff gedichteten Prolog sprach ein wiesbadener Bretterheld zu dem Deutschen Kaiser, dem „Schirmherrn ohnegleichen und Mehrer schaffender Kultur": „Drum: Ave, Caesar! Laß den Grundstein tönen mit Gott, für Ehre, Ruhm und Vaterland!" Ave,

Imperator, morituri te salutant: mit dieſem Ruf hatten, wie Sueton berichtet, gedungene Gladiatoren den Claudius Caeſar begrüßt, als er, um die Vollendung des Fucinerkanals zu feiern, ein echtes, an Blut und Leichen reiches Seegefecht veranſtalten ließ. Solche Erinnerung wurde bei dem Mummenſchanz auf dem Saalburgplateau nicht geſcheut. Die Abſicht, dem hellen Taunustag ſich ſelbſt im Gewand eines Imperators zu zeigen, hatte der Kaiſer auf die Bitte des Kanzlers Fürſten Chlodwig zu Hohenlohe aufgegeben, der läſtigen Gloſſatoreneifer fürchten mochte. Der gute Onkel Chlodwig war nachgerade doch recht alt geworden. Zu alt; zu ſtumpf, um die Bedeutung jedes Markſteines noch klar genug zu erkennen. Die Bitte fand Gehör; doch der Bittſteller merkte, daß ſeine Stunde geſchlagen habe. Am letzten Tag ſeines amtlichen Lebens wurde zwiſchen Deutſchland und Großbritanien ein Vertrag geſchloſſen, der beide Mächte in der chineſiſchen Politik binden ſollte. Der alte Mann hatte von dieſem Plan wohl kaum noch Etwas gehört; laut ſchrie das Geſinde des neuen Herrn ja über den Erdkreis, der Vertrag ſei die erſte Kanzlerthat des Grafen Bülow. Staunend ſah ſie Europa. Im Februar hatte Herr von Giers, der Geſandte des Zaren, an Sir Claude Macdonald, der am pekinger Hof die Britenkönigin vertrat, geſchrieben, im Grunde hätten nur zwei Mächte, Rußland und England, in China ernſthafte Intereſſen. Dieſe Auffaſſung galt damals auch in London. Deshalb war die deutſche Niederlaſſung in Shantung von dort aus begünſtigt und ſeitdem kein großes, kein kleines Mittel verſchmäht worden, das für den Fall eines Zuſammenſtoßes mit der in Aſien konkurrirenden, in Oſt und Weſt noch gefürchteten Ruſſenmacht die Hilfe des Deutſchen Reiches ſichern könnte. Daß in Shantung, in der deutſchen Einflußſphäre, der engliſche Miſſionar Brooks ermordet wurde, paßte vortrefflich in dieſes Trachten. Die Sühne, die China ſofort anbot und gewährte, wurde nicht ausreichend befunden. Lord Salisbury forderte mehr; er wollte die Mandſchu-Dynaſtie durch neue Demüthigung um den Reſt ihres Anſehens bringen und hoffte, als erfahrener Pſychologe, durch geräuſchvolle Energie den Deutſchen Kaiſer mitreißen zu können. Die hart bedrängten chineſiſchen Machthaber kamen in den Verdacht, willenloſe Knechte des Auslandes zu ſein, und mußten, um ſich zu behaupten, der bisher geknebelten nationalen Leidenſchaft die Feſſeln löſen. Nun konnte die Hetze beginnen. Aus der Boxerbewegung, einem lokal begrenzten Aufſtand, wurde in Lügenmären eine Reichsrevolution gemacht, täglich wurden neue Gräuel erfunden und, als dieſe faſt immer bündig widerlegten Berichte nicht mehr wirkten, Tagebuchblätter des pekinger Times-Korreſpondenten ans Licht gezogen. Da las mans: nur mit Feuer und Schwert ſind in China die

Schäden zu heilen Zuerſt wurde das billigſte Mittel verſucht. Im Juni ließ Salisbury in Berlin anfragen, ob der Kaiſer verſuchen wolle, den Zaren für den Gedanken einer japaniſchen Intervention in China zu gewinnen. Die kühl ablehnende Antwort war offenbar von dem Wunſch diktirt, dem ruſſiſchen Mißtrauen ſich nicht allzu intim mit England zu zeigen. Wußten die Schlauköpfe an der Themſe denn nicht, daß in Berlin bismärckiſche Politik getrieben und, ſeit der Beſitzer von Werki am Ruder ſaß, auf gute Beziehungen zu Rußland der höchſte Werth gelegt wurde? Sie mußten ſchon ſtärkere Künſte probiren. Salisbury erhob zornig die Stimme: und von der anderen Seite des Kanals kam das Echo. Schiff auf Schiff wurde an unſerer Nordſeeküſte gegen China gerüſtet; und das Auge der Vettern ſtrahlte in froher Hoffnung. Schon klang, im Auguſt, die Sprache der zariſchen Regirung faſt wieder ſo unfreundlich in deutſche Ohren wie in der Maienzeit des Caprivismus, die den Briten einſt zu dem Sanſibarvertrag verholfen hatte. Rußland und die Vereinigten Staaten, der politiſche und der wirthſchaftliche Hauptfeind der britiſchen Weltmachtzukunft, haben Deutſchland geärgert: jetzt mußte man an das lange erſehnte Ziel kommen; jetzt oder nie. Auf dem bewährten Weg alter Britentaktik. Man fordert, was zu fordern man weder das Recht noch die Macht hat, und nennt den Verzicht auf ſolche Forderung dann eine Konzeſſion, für die man eine Gegenleiſtung verlangen dürfe. Im Yangtſe-Thal hat Deutſchland wichtige Intereſſen zu wahren. Alſo erhebt Salisbury zunächſt einmal, ohne das allergeringſte Recht, den Anſpruch auf ſchrankenloſe Polizeigewalt in dieſem Rieſengebiet. Er wird ausgelacht und der franzöſiſche Admiral Cour...jolles fährt mit Kanonenbooten den Strom hinauf, um ad oculos zu beweiſen, daß der Union Jack den Blauen Fluß nicht beherrſcht. Nun aber kommt die Konzeſſion. „Die an den Flüſſen und an der Küſte Chinas gelegenen Häfen ſollen dem Handel und jeder ſonſtigen erlaubten wirthſchaftlichen Thätigkeit aller Nationen ohne Unterſchied offen bleiben.“ Dieſe weſenloſe Vereinbarung ſchlägt England mit ſo ernſter Miene vor, als gewähre es gnädig ein Recht; auch verſpricht es, die Boxerwirren ſo lange nicht als Vorwand zur Erweiterung ſeines Territorialbeſitzes benutzen zu wollen, wie andere Mächte ſich die ſelbe Zurückhaltung auferlegen. Und auf der Baſis dieſer „Grundſätze“ wird der deutſch-engliſche Yangtſe-Vertrag geſchloſſen, den die londoner Preſſe in ſchöner Hitze das für Europa wichtigſte und für England nützlichſte Ereigniß der letzten Jahrzehnte nennt.

Mit unbeſtreitbarem Recht, wie man damals annehmen mußte. Der Inhalt des Vertrages mochte noch ſo belanglos ſein: daß er geſchloſſen werden, im Brennpunkt aſiatiſcher Intereſſen Deutſchland vor Aller Augen dem Briten-

reich verbünden konnte, gab ihm für die Weltpolitik Bedeutung, machte ihn für England zu einem kostenlos eingeheimsten Erfolg. Die Absicht schien klar. Das Deutsche Reich hat eingesehen, daß auf dem nach dem Frieden von Shimonoseki hastig gewählten Weg keine den Durst stillende Frucht zu pflücken ist, und trennt sich nun von Rußland. Deshalb war die günstige Gelegenheit des Burenkrieges nicht benutzt, war Krügers Hoffen enttäuscht, Cecil Rhodes im Reiseanzug vom Kaiser empfangen und die böse Jameson-Depesche als ein Ergebniß falscher Information bedauert werden. Deshalb hatte Deutschland den nicht ganz ungefährlichen Gang nach Kiautschou gewagt und durch sein Beispiel die Russen nach Port Arthur gelockt. Eine verhängnißvolle Wendung? Unsinn. Deutschland will (oft genug und eben erst auf der Saalburg hats der Kaiser gesagt) ein Weltimperium werden. Zu dieser Entwickelung kann ihm Rußland nicht helfen. Das Bündniß mit England sichert ihm die Kolonien, die Freundschaft des Sultans öffnet ihm die Osmanenprovinzen; und wenn zwischen dem Bären und dem Walfisch der Kampf beginnt, reißt Germanien einen Landfetzen an sich, der für das nächste Jahrhundert die rasch wachsende Bevölkerung zu sättigen vermag. Ein Bündniß darf mans nennen. Das Bischen Yangtse-Abkommen ist natürlich nur für die Fassade; wegen solcher Kleinigkeit hätten, in kritischer Stunde, die Herren Salisbury und Bülow sich nicht ins Licht gestellt. Sicher steckt viel mehr dahinter; new departure nannte mans bei Gladstone, neue Orientirung im deutschen Kanzleistil. Deshalb verbirgt die londoner Presse auch nicht ihre Freude. Deshalb wird in Berlin Chlodowechs Nachfolger in allen Tonarten besungen. Sogar Dankadressen fliegen, mit verdächtiger Schnelle, ins Kanzlerhaus. Als Bismarck die Geschäftsleitung übernahm, wurden in den damals noch kleinen Fabriken mit wüthendem Eifer Oeffentliche Meinungen gegen den „servilen Aristokraten" gemacht, dessen Politik dem Abgeordneten Waldeck „die Schamröthe ins Antlitz trieb" und der aus dem Munde des Herrn Virchow hören mußte, er „steure ohne Kompaß in das Meer äußerer Verwickelungen hinaus" und habe „kein Verständniß für nationales Wesen". Jetzt war eine bessere Nummer aus dem Lostopf gezogen. Neben dem Herrscher steht jetzt der richtige Mann auf der Wachtbrücke. Ein Mann, der Forderung und Bedürfniß seiner Zeit früh erkannt hat und nicht bänglich zaudert, mit ihren großen Zeichen zu gehen. Drum empfahl er die Pachtung in Shantung. Die erste That des Staatssekretärs wars gewesen; und die Kurzsicht ahnte damals nicht, welchen feinen Plan dieses improvisirt scheinende Handeln fördern solle. Wenn das Deutsche Reich zwischen England und Rußland in Ostasien saß, mit eigenen Interessen, eigenem Land-

beſitz, dann konnte es frei wählen, ſeine Hilfe dem Meiſtbietenden verkaufen, war mit dem einen Schritt in die Reihe der Weltmächte getreten. Nun hat es gewählt; England, allen guten Geiſtern ſei Dank: die modernere und zugleich ſolidere Macht. Und Nikolai mag ſich, wenns ihm in der Kälte zu einſam wird, an Mariannens Brüſtchen ausſchluchzen. Die Beiden werden dem Lande Teuts nicht mehr ſchaden. Ein Meiſterſtück muthiger Realpolitik.

Fünf Jahre iſts her. Denkt heute in Deutſchland noch Jemand an den Yangtſe-Vertrag? Wer erwähnt ihn auch nur? Uud wer glaubt noch, daß anno 1900 nach einem Plan regirt ward? Michel war ohne Schurz in die Neſſeln geſetzt worden und ſollte den nächſten Fetzen nun, der zu haben war, um die Lenden wickeln. Man fühlte ſich in Oſtaſien iſolirt und flüchtete hinter den Pergamentwall eines Zufallsvertrages. Was geſtern geweſen war, morgen ſein könnte, darf heute nicht hemmen. Rache, Beſtrafung der Schuldigen, Kreuzfahrt: Das vergißt ſich raſch. Die Hauptſache iſt, daß man den Pedanten mit was Geſchriebenem winken kann; ſelbſt ein offizielles Witzchen über den Sühneprinzen beſchmunzeln ſie dann, der vorher doch hölliſch ernſt genommen werden mußte. Ohé! Wir haben einen Vertrag mit England. Ja, liebe Leute, ſo ſtehen wir in der Welt: jedes Bündniß, das uns erſtrebenswerth dünkt, können wir haben. Und wer wagt nun noch die Behauptung, wir ſeien in Aſien vereinſamt? Im ſtärkſten Concern iſt uns der beſte Platz eingeräumt.

*

Alles wiederholt ſich nur im Leben; und die Regirenden dürfen ſich immer auf das ſchlechte Gedächtniß der Völker verlaſſen. Niemand fragt, warum wir in fünfzehn Jahren dreimal zwiſchen Rußland und Großbritanien geſchwankt haben, in den fünfzehn nachbismärckiſchen Regirungjahren Wilhelms des Zweiten mindeſtens dreimal von der Fahrſtraße abgebogen ſind, auf der wir ſeit der Geburt des Reiches doch ein hübſches Stück vorwärts gekommen waren. Niemand denkt daran, daß der Diplomatenkrieg um Marokko, nur in uns ungünſtigerer Zeit und in gefährlicherem Klima, die Wiederholung des oſtaſiatiſchen Erlebniſſes vom Jahr 1900 gebracht hat. Niemand will ſich zu dem muthigen Bekenntniß, zu der nützlichen Erkenntniß entſchließen, daß unſere unkluge Politik, nicht das böſe Trachten der Nachbarn, uns ſolche Erfahrung eintrug. Von Denen, die hörbar ſind, Niemand. In der großen Schaar der Schweigſamen hat Mancher ſo gefragt, gedacht, wieder gefragt; und in ſtummer Kümmerniß endlich das Haupt gebeugt. Dem ruhigen Bürger, der ſpät, nach abſtumpfender Arbeit für den Erwerb erſt, auf das Wohl der Volksgemeinſchaft den Blick richten kann, wirds heutzutage nicht leicht gemacht,

ſich in die Klarheit zu taſten. Seit die Nachrichtenjagd, die thörichte Sucht, „informirt“ zu ſein oder zu ſcheinen, faſt die ganze Preſſe zum Verzicht auf das Bemühen getrieben hat, die Ereigniſſe in eigener Spiegelung zu zeigen, in ihrer Münzſtätte politiſche Meinung zu prägen, ſeitdem vernimmt der Bürger über international fortwirkende, dem engſten Kreis fraktionellen Strebens entrückte Vorgänge beinahe nur noch, was die Regirung durch Auge und Ohr in ſein Bewußtſein zu ſenken wünſcht. Und wann hat eine Regirung je eingeſtanden, ihre Unzulänglichkeit habe eine Nothlage verſchuldet? Wann dürfte ſies, wenn ſie regirende Macht bleiben will? Statt Klarheit zu gönnen, ſorgt ſie fürs dickſte Nebelgebräu, aus dem nur ihre Unſchuld mit ſilbernem Schimmer hervorſtrahlt. So iſt es heute in Tokio, war es einſt in Athen. Vor fünf Jahren haben wirs erlebt; und müſſen auch Das nun noch einmal erleben.

Hier muß zunächſt von den „Enthüllungen des Herrn Delcaſſé“ geſprochen werden. Daß er enthüllt, die Alarmartikel des Matin gewollt und inſpirirt hat, gilt als erwieſene Thatſache. Mir nicht. Ich glaube, daß Herr Delcaſſé, der ſelbſt Journaliſt war, die Geſchichte ſeines Rücktrittes dem Redakteur Lauzanne erzählt, doch weder den Termin noch gar die Form der Veröffentlichung beſtimmt hat. (Falſch iſt übrigens auch die Angabe, der Matin mache aus der Hetze gegen Deutſchland ein Gewerbe. Nach dem berüchtigten Artikel fand ich in dem pariſer Blatt neulich die Sätze: „Die Rivalität Englands und Deutſchlands hat uns nicht zu kümmern. Wenn es zur Entſcheidung kommt, werden wir von Dem, der uns haben will, einen anſtändigen Preis fordern und nur unſerem Intereſſe folgen. Dieſe Haltung hat nichts Heroiſches; aber die Heroenzeit iſt auch vorbei. Surtout gardons-nous du sentiment, comme de la peste.“ Herr Chauvin pflegt anders zu ſprechen. Der Matin will ſeine Auflage vergrößern, nicht das Deutſche Reich hinter den Rhein zurückwerfen.) Der Artikel des Kollegen Lauzanne konnte dem kleinen Delcaſſé nur unangenehm ſein, konnte nur einen Miniſter freuen, der unter den Gecken der eitelſte, unter den Eſeln der dümmſte wäre. Das iſt Theophil Delcaſſé? Meinetwegen. Und war dennoch ſo ſchlau, ſo wichtig und gefährlich, daß er, wie Ihr ſchreibt, uns beinahe ſchon iſolirt, das größte Reich der Erde zum Kriege gegen uns geködert hatte? Wie wäre dann die Intelligenz unſerer Geſchäftsleiter einzuſchätzen? Euer Gerede giebt keinen Reim, liebe Leute. Delcaſſé war ſieben Jahre lang für die internationale Politik der Franzöſiſchen Republik verantwortlich. Während dieſer Zeit habt Ihr uns tauſendmal erzählt, das Verhältniß zwiſchen den Nachbarreichen habe ſich weſentlich gebeſſert, am Quai D'Orſay benehme man ſich ſtets korrekt, ſogar artig, der

Deutsche Kaiser sei in Frankreich der populärste Mann, Delcassé ein ganz anderer Kerl als der antidreyfusard Hanotaux; und so weiter. „So habt Ihr damals oder heute mir gelogen. An was verlangt Ihr, daß ich glauben soll?“ Nur, bitte, nicht an das Märchen, ein französischer Minister, dem auch geistig zum Riesenmaß mancher Zoll fehlt, habe aus eigener Kraft eine für Deutschland ungemein schwierige Situation zu schaffen vermocht. Wer daran glaubt, muß, trotz dem lauten Patriotenmaul, von der Macht seines deutschen Vaterlandes eine seltsame Vorstellung haben. Bei Euch ist Theophil in Ungnade gefallen, seit er nicht, wie die neue, doch hochansehnliche Firma Combes & Jaurès, Frankreichs einziges Heil in der Pfaffenfresserei sah und fand, die Austreibung der Mönche und Nonnen sichere der Republik noch nicht eine gedeihliche Zukunft. Muß man ihn deshalb in den Höllenpfuhl stoßen? Das mögen die pariser Jakobiner thun, die in ihm eine feindliche Partei treffen wollen. Mündigen Deutschen soll man nicht vorschwatzen, Britaniens Weisheit habe dem Wink dieses Knirpses gehorcht. Politik für die Eierfibel. Delcassé hat seine Sache nicht viel besser, doch sicher nicht schlechter gemacht als andere Dutzendminister. Er war der Vertrauensmann Eduards von England, doch auch der Liebling des Herrn Loubet, dessen Bourgeoisbusen keinen Rachewunsch birgt, der den Frieden auf der Zunge trägt und nie von Krieg geträumt hat, und unsere Excellenzen sind sechs Jahre lang sehr gut mit ihm ausgekommen.

Gegen die Annahme, Delcassé habe die Hand Lauzannes geführt, spricht aber noch ein Umstand; der entscheidende. War das Enthüllte denn vorher verschleiert, dem profanen Blick so sorgsam verborgen, daß nur ein Minister es herausschälen konnte, nur dieser Minister? Risum teneatis? Alles, was in dem pariser (und später in einem toulouser) Blatt erzählt und, auf hohes Geheiß, in der berliner Presse wie etwas unerhört Neues bestaunt worden ist: das Alles hat, ohne das anekdotische Beiwerk, im Lauf dieses Sommers mehr als einmal in der „Zukunft“ gestanden. Zweifler bitte ich, die seit dem Juni erschienenen Hefte nachzulesen. Die Gefahr eines franko-britischen Krieges gegen Deutschland, die Bedeutung der Krisis im Marokko-Zwist, Eduards persönliches Eingreifen: nichts Wichtiges fehlt; sogar die nun als Herbstsensation verhökerte Thatsache, daß England in Paris dreimal einen Defensivvertrag gegen Deutschland angeboten und Lord Lansdowne feierlich erklärt habe, die Republik könne in einem deutsch-französischen Krieg auf die Britenflotte zählen, ist in der „Diagnose“ vom neunzehnten August hier erwähnt worden. Ich könnte zehn Stellen citiren, an denen die jetzt laut umgackerten Vorgänge so weit, wie die Rücksicht auf das deutsche Interesse mirs zu erlauben schien, ins Licht gerückt wurden. Das war natürlich nichts für die „ernsthafte Presse“. Die erklärte es für „müßige Erfindung des Herrn Harden“ oder verschwieg es vornehm, wie Alles,

was nicht in der Wilhelmſtraße den Aichſtrich erhalten hat. (Erfunden ſoll, nach neuſtem Gebot, ja auch das Wort über die „volle Kompotſchüſſel" ſein, mit dem unſer Freund Moritz das Herz ſeiner antiſozialiſtiſchen Schweſter wärmen wollte. Ich habe in dieſem Wort des Kaiſers nie mehr geſehen als den Ausdruck einer Zufallsſtimmung, weiß aber, wann, zu wem, in welchem Zuſammenhang es geſprochen worden iſt, und bitte die Dementirknappſchaft um die Gelegenheit zu dem gerichtlichen Beweis, daß es juſt ſo gelautet hat, wie Moritz es wiedergab.) Die Geſchichte von den hunderttauſend Tommies, die in Schleswig-Holſtein landen ſollten, habe ich freilich nicht erzählt. Die, dachte ich, ſtammen von den hunderttauſend Mann, mit denen Bonaparte England überrumpeln und auf London losmarſchiren wollte; ſie ſpuken nun gerade hundert Jahre durch den Galliertraum und können ſich, als kraftloſe Homunkel, auch für ein verändertes Zeitbedürfniß nicht fortzeugend vermehren. Alles Weſentliche aber ward hier berichtet. Und was ein Privatmann, ohne ſich aus ſeinem Waldhäuschen zu rühren, erfahren konnte, ſoll, wie ein jäher Blitzſtrahl, die auf Miniſterſeſſeln und Redakteurſtühlen Thronenden nun überraſcht haben? Ich habe weder von unſerer Diplomatie noch von unſerer Preſſe eine allzu hohe Meinung, möchte aber nicht zweifeln, daß Fürſt Radolin (der damals, vor der Roſenzeit, noch nicht unzulänglich befunden wurde) und Herr Theodor Wolff, als Vertreter des Deutſchen Kaiſers und des Hauſes Rudolf Moſſe, ungefähr gewußt haben, was vor und nach dem ſechsten Juni am Ort ihres Wirkens geſchah. In Paris wußte es jeder Politiker; in mindeſtens zwei berliner Geſandtenhäuſern wars haarklein bekannt. Iſts da ein Wunder, daß allmählich Einiges davon in die Boulevardblätter ſickerte? Furcht oder Vorſicht gebot eine Weile Schweigen; man wollte Deutſchland (das in der pariſer Preſſe, wie längſt zu merken iſt und der behende Sohn Miquels beſtätigen könnte, ja mehr oder minder moraliſche Eroberungen gemacht hat) nicht ärgern, bevor das heikle Programm der Marokko-Konferenz feſtgeſtellt war. Als das Quartett Rouvier-Revoil-Radolin-Roſen endlich in reiner Harmonie klang und Fürſt Bülow in höchſt überflüſſigen Geſprächen mit franzöſiſchen Reportern den machtloſen Delcaſſé angriff, fing Herr Lauzanne zu plaudern an. Vielleicht, um auf ſeine Weiſe dem rauh mißhandelten Freunde Theophil gefällig zu ſein: dann wars ein Bärendienſt; vielleicht nur, um das Preſtige ſeines Namens und ſeines Blattes zu erhöhen: dann hat er das Ziel ſeiner Wünſche erreicht. Demandez le Matin! In zwei Erdtheilen, nicht nur auf den Boulevards, vernahm man den Camelotruf. Selten ward eine Preßſpekulation ſo vom Erfolg gekrönt. Doch nichts ſpricht für, Alles vielmehr gegen den Glauben, daß der hitzige kleine Gottlieb daran betheiligt war. Er hat von dem einträglichen Morgenlärm nur den Schaden. Sein vorläufig letzter Ehrgeiz war,

Digitized by Google

ſchweigend zu fallen, wie ein alter Römer im Dienſt vaterländiſcher Pflicht, und ſich Vignys Wort nachſagen zu laſſen: Seul le silence est grand. Drum war er allen Interviewern unnahbar geweſen und hatte die Wunden des Heldenleibes nicht auf den Markt getragen. Nun wurde er Schwätzer geſcholten, in London als unſicherer Kantoniſt, der nichts bei ſich behalten könne, getadelt und hatte in der Heimath faſt alle Zeitungen gegen ſich, auch die, deren Hätſchelkind er Jahre lang geweſen war. Nur natürlich. Wer in den Verdacht geräth, einer Zeitung wichtiges, für die vente nützliches Material geliefert zu haben, muß drauf gefaßt ſein, daß die anderen ihn Tropf oder Verräther ſchimpfen.

(Ein Nachwort zu dieſem Abſatz. Die Pflicht zur thatſächlichen Feſtſtellung, wie unſere Reichsrichter ſagen, erzwang den Hinweis, daß den Leſern der „Zukunft" das Enthüllte nicht neu ſein konnte. Stolz bin ich gar nicht darauf; denn es iſt nicht mein Verdienſt, daß ich in den Hauptſtädten unter den am Webſtuhl Sitzenden Freunde habe und dieſe Polyphonie mir Manches früher zuträgt als anderen Bönhaſen. Auch nicht ärgerlich darüber, daß mans nicht anerkennt oder citirt. Das wäre durch auffälligere Verpackung an vielen Stellen leicht zu erreichen. Ich habe weder Applausbedürfniß noch auch nur den Wunſch, überhaupt genannt zu werden. Den einen Wunſch nur: auf das Urtheilsvermögen zu wirken; das für wahr Erkannte von den Mitbürgern geprüft und für ihre Kritik politiſcher Zuſtände benutzt zu ſehen. Die dreizehn Lebensjahre meiner Wochenſchrift könnten auch die Ehrenwerthen von der „ernſthaften Preſſe" gelehrt haben, daß Geſindetratſch und abenteuernde Kombinationen hier keinen Raum finden; daß nicht immer nur wahr iſt, was Geheime Räthe für wahr ausgeben müſſen; und es ſich deshalb empfiehlt, auch die hier verſuchte Spiegelung der Ereigniſſe auf das Urtheil wirken zu laſſen, das ſich freilich weder vor Hammann noch vor Harden unfrei ducken darf. Exemplum docet. Wenn die Herren auch nur mit der Möglichkeit gerechnet hätten, die Lage könne am Ende ſo ſein, wie ſie ſeit dem Junimond hier geſchildert wurde, dann hätten ſie viele thörichte Artikel nicht geſchrieben und wären durch den Widerruf dieſer Lobgeſänge jetzt nicht ſchlimmblamirt. Und das Dümmſte iſt: im Innern glauben ſie, faſt Alle, an die Wahrheit der hier mitgetheilten Thatſachen, ſprechens privatim auch aus, thun aber von Amtes wegen, als handle ſichs um haltloſes Gerede oder Erfindung. Die Armen ....)

Auf oder wider Delcaſſés Wunſch: welche Details ſind nun eigentlich enthüllt worden? Seit der Adventverſtimmung (Doggerbank, Gerüchte über ein franko-britiſches Bündniß, feindliche Haltung der Kapregirung, Frühſtücksgeſpräch des Kaiſers in Schleſien, Aerger des Onkels, dem das Echo die Tonſtärke dieſer Worte vielleicht noch geſteigert hatte, nicht gerade freundliche Auseinanderſetzung mit Eduards Vertreter) war die Spannung zwiſchen

Deutschland und Großbritanien fühlbarer geworden. Bekannt war nur der Aprilvertrag, der England in Egypten, Frankreich in Marokko freie Hand ließ; von diesem Vertrag hatte, ohne ihn zu tadeln, der Abgeordnete Arendt im Reichstag gesagt, Frankreich habe durch ihn Marokko erworben, und der Kanzler, dieses Kolonialabkommen gebe uns „keinen Grund, zu befürchten, daß unsere merkantilen Interessen in Marokko von irgend einer Macht mißachtet oder verletzt werden könnten". Später erwähnte der Abgeordnete Paasche in einer Provinzrede die Gefahr eines deutsch-englischen Krieges, an der wir um Haaresbreite vorbeigekommen seien. Geschwätz, sagte die „ernsthafte Presse", ohne zu ahnen, daß der Geheimrath Paasche besser Bescheid wußte als sie. In London aber waren die Maßgebenden unruhig geworden. Rußland gelähmt, eine deutsche Kolonie im Aufruhr, eine zweite in leicht zu beschleunigender Gährung, eine dritte unter Japanerfeuer, der Dreibund ein Bonmot von vorgestern, Italien für den Schlachtruf „In Gallos!" nicht mehr zu haben: muß man die Gunst dieser Stunde nicht nutzen? Dann wäre man vor Geschäftsstörungen sicher und brauchte nicht mehr zu hören, das Deutsche Reich müsse das Weltarbitrium und die Seegewalt an sich reißen, die es doch nur auf Englands Kosten erobern könnte. Dann brächte der einundzwanzigste Oktober 1905 eine würdige Jahrhundertfeier des Tages von Trafalgar. Noch aber wirkt der Burenkrieg nach; Tommy Atkins ist zum Popanz geworden und das Kapital hat keine „Meinung" für Feldzüge; ohne reorganisirtes Landheer wäre der Erfolg des Unternehmens ja auch nicht sicher. Also lieber nicht losschlagen; aber für alle Fälle vorsorgen. In Asien und in Europa sich starke Helfer miethen. Dieses Ziel hatte Lord Lansdowne schon gesehen, als er den Aprilvertrag schloß; jetzt konnte man sacht weitergehen: vielleicht ließ Marianne sich in den Thalamos locken und stiftete zwischen dem neuen Ehegefährten und dem alten Hausfreund aus Nordost allmählich Frieden. Wollen wir den Kolonialvertrag nicht zu einem Schutzbündniß erweitern, das uns Beiden den Besitzstand gegen Anfechtung verbürgt? So ungefähr fragt man in Paris; und läßt durchblicken, daß ohne solches Kartell, das dann über Japan verfügt, Indo-China immer ein unsicherer Posten in der Bilanz bleiben würde. Richtig; auch sonst verheißt der Antrag manchen Vortheil. Politisch: er würde den zwischen Deutschen und Briten möglichen Krieg, der für Frankreich zunächst mindestens unbequem wäre, am Ende verhindern. Oekonomisch: noch ist das Wort wahr, England sei Frankreichs einträglichste Kolonie; im letzten Halbjahr hat Frankreich von Großbritanien 292614000 (von Deutschland nur 103343000) Francs eingenommen; mit solchem Kunden kann man gar nicht intim genug sein. Aber der Germanenschrecken lebt noch in den Gemüthern; man muß mit den Sozialisten und anderen Antimilitaristen rechnen; auch

mit einer unzuverlässigen, jeder Goldsandeinschwemmung stets offenen Presse; und schließlich sind die Herren Loubet und Delcassé Männer des Friedens, die Deutschland und seinen impulsiven kaiser nicht muthwillig herausfordern möchten. Der Werber aus Angelnland wird also dilatorisch beschieden.

Mukden. Die letzte Hoffnung auf den Erfolg russischer Offensive geschwunden. Eine vernichtende Niederlage nennts unsere „ernsthafte Presse" und jubelt: Welches Glück für uns, daß Rußland blutend am Boden liegt! (Diese kurzsichtigen Leute, die hundertmal gebrüllt hatten, welchen Segen uns Rußlands Schwächung bringe, müßten nach der Erfahrung dieses Sommers und Herbstes eigentlich den Muth verloren haben, in politicis noch länger mitzusprechen.) Neue londoner Anfrage in Paris: Noch immer nicht? Ganz schön, denkt Delcassé, ganz verlockend; die Sache hat nur einen Haken: wenn Deutschland nichts von Osten zu fürchten braucht, kann es seine ganze Macht über die Westgrenze werfen und, auch ohne Italien, mit uns fertig sein, ehe der Leu zum Sprung ausholt. Neues Dilatorium. Jetzt aber verändert sich in Deutschland das szenische Bild; changement à vue. Als der Kaiser aus dem Mittelmeer kam, hat er in öffentlichen Reden die Möglichkeit eines Krieges angedeutet. Nun werden die berliner Offiziösen mobil. Der sonst so höfliche Kanzler kleidet sich in ein mit Eisenfarbe bepinseltes Gewand. „Vor einem Jahr sind wir von Frankreich schlecht behandelt worden. Kann nicht geduldet werden. Darf nicht geduldet werden." Koramirung Delcassés. Der Kaiser in Tanger. Preßkriegsgetümmel. Was will Das werden? Theophil sucht die Vorwürfe zu entkräften. Als es sich um Kreta handelte, ist in Berlin erklärt worden, das Deutsche Reich sei keine Mittelmeermacht und werde sich deshalb nicht in den Hader einmischen. Wars danach nöthig, ihm das Marokko-Abkommen offiziell mitzutheilen? Von der Absicht zu solcher Vereinbarung hat der französische Minister schon im März 1904 den Fürsten Radolin unterrichtet; vier Wochen danach hat im berliner Auswärtigen Amt der Botschafter Bihourd mit dem Staatssekretär Freiherrn von Richthofen darüber gesprochen. In beiden Gesprächen hat kein Wörtchen verrathen, daß man das Fehlen einer offiziellen Anzeige als Inkorrektheit empfinde. Nach den ersten Alarmschüssen ist Herr Bihourd wieder in die Wilhelmstraße geschickt worden und hat dort gesagt, der ihm vorgesetzte Minister habe den Wunsch, jedes „Mißverständniß" zu beseitigen. Der Minister selbst hat, als Dinergast in der Deutschen Botschaft, dem Fürsten Radolin „beruhigende Erklärungen gegeben". Und Herr Bihourd hat seine mündlichen Versicherungen in einem Memorandum wiederholt, das Herr von Mühlberg „zur Kenntniß genommen hat". Wer will dem Kleinen vom Quai d'Orsay also mit Fug nachsagen, er habe Deutschland absichtlich verletzt? Trotz Alledem geht der Lärm weiter; die Entschuldigungversuche

werden in Berlin ignorirt; und Graf Tattenbach reist nach Fez. Kein Zweifel: Deutschland sucht einen Vorwand. Will entweder, obwohl Bülow am zwölften April 1904 den Gedanken weit von sich gewiesen hat, nun doch „ein Stück von Marokko fordern" oder unser malheureux pays vor dem Erdkreis demüthigen; jedenfalls Rußlands momentane Ohnmacht benutzen, um sich die Westgrenzengefahr vom Hals zu schaffen. Dann sieht die Sache freilich anders aus. Doch der Retter winkt längst ja schon über den Aermelkanal.

„Deutschlands Plan ist unsinnig; wir werden den Versuch, Frankreich zu demüthigen, nicht dulden." So soll schon im April Eduard der Siebente gesprochen haben; er wählte die selbe Reiseroute wie Wilhelm und säte Guinees, wo der Neffe artige Worte gespendet hatte. Am letzten Maitag (in Berlin war man mit den Wundern der Kronprinzenhochzeit, mit den Lenzwehen der Kieler Woche vollauf beschäftigt) telegraphirte Herr Cambon, Frankreichs schlauer Vertreter am Britenhof, nach Paris: er sei zu der Erklärung autorisirt, daß die englische Regirung, mit Rücksicht auf die seltsame Haltung Deutschlands, zu Verhandlungen über ein Abkommen bereit sei, das die Interessen beider Großmächte gegen jede Bedrohung sichern könne. Dritte Werbung also; diesmal offiziell. Drittes Dilatorium; höchst höflich. Wenn der König von Spanien Paris verlassen habe, werde der Ministerrath den Vorschlag prüfen. Delcassé zeigte Cambons Depesche den Herren Loubet und Rouvier; und behauptet, sie sei am nächsten Tag in Berlin bekannt gewesen. (Das ist richtig; da ich nur vermuthen, nicht beweisen kann, wer den Inhalt hierher gemeldet hat, darf ich nur die Thatsache verzeichnen.) Jetzt mengte sich auch Italien ins Spiel. Die Pflicht, zwischen Deutschland und Frankreich zu wählen, wäre heute sehr lästig und der Zwang, gegen das nach Crispis Beseitigung endlich wiedergewonnene Kundenvolk zu marschiren, könnte dem Haus Savoyen die letzte Grundmauer lockern. Der Minister Tittoni (auf dessen pupillarische Sicherheit unser durchlauchtiger Husar hoffentlich nicht schwört) machte den ersten Versuch, das Terrain aufzuklären. Fragte Herrn Barrère, der in Rom mit skrupellosem Eifer die Geschäfte der Republik besorgt, die Presse düngt und unseren Grafen Monts in Athem hält, ob Delcassé wirklich ein Ultimatum nach Fez gesandt und dem Maghzen mit der Mobilmachung der algerischen Truppen gedroht habe; dann würde das deutsche Heer sofort über die Vogesen vorgehen. Barrère glaubte, die Frage verneinen zu dürfen, erbat aber von Paris Instruktion. Seine Depesche kam am zweiten Juniabend an und wurde während des Zwischenaktes der Galavorstellung in der Comédie-Française von Rouvier und seinem Kollegenklüngel angstvoll erörtert. Antwort nach Rom: Nie ist an ein Ultimatum gedacht, Saint-René Taillandier ist sogar eben erst ermahnt worden, schon wegen der Nähe Tattenbachs vorsichtig zu sein und „zu stoppen". Herr

Tittoni, der auch aus Berlin minder bedrohliche Nachricht erhalten hatte, beruhigte sich völlig, als er von Englands Bündnißvorschlag hörte; und Barrère konnte bald nach Paris melden, der italienische Minister habe ihm gesagt: „Wenn Sie auf England zählen dürfen, haben Sie nichts zu fürchten; dann wird Deutschland nie wagen, Sie anzugreifen; un accord franco-anglais est la meilleure garantie de la paix en Europe." (Von einer Stütze des Dreibundes könnte man noch größere Zuverlässigkeit kaum verlangen.)

All diese Meldungen und Gerüchte hatten Herrn Rouvier nervös gemacht. Dem alten Finanzroutier, der sich vom Panamaschlamm nie ganz zu reinigen vermocht hatte, war der selbstbewußte und hochmüthig schweigsame Theophil, schon als Loubets Liebling und ami de la vertu, immer ein Gräuel gewesen. Besonders, seit er er ihn über die Unvermeidlichkeit des russisch-japanischen Krieges nicht rechtzeitig unterrichtet und, als falschen Propheten, um einen Theil seines Ansehens in der Haute Banque gebracht hatte. Wenn man den unheimlichen Knirps jetzt ausschiffen könnte? Dann hätte Loubet keinen Spion mehr im Ministerium. Delcassé liefe nicht mehr als unantastbarer Vertrauensmann Nikolais und Eduards umher. Und Rouvier könnte sich als Retter des theuren Vaterlandes etabliren. Wer würde dann noch an den Panamagerichtstag erinnern, an dem er unter Keulenschlägen im Palais-Bourbon zusammenbrach? Das wäre die Renaissance. Dazu ist aber nöthig, daß die Franzosen überzeugt werden, die Republik schwebe in einer Lebensgefahr, die der seit sieben Jahren fast selbstherrisch regirende Minister für internationale Politik verschuldet habe Das läßt sich durch Jaurès mühelos machen. Der wollte ja interpelliren. Hat über die blutige Schmach der Revanchepolitik schon Zeter und Mordio geschrien und dem deutschen Proletariat die Bruderhand hingestreckt. Dem sagt man: Nur Delcassés Schuld; und zeigt ihm entzifferte Diplomatendepeschen. Dann wird die Sache bestens besorgt. Und zu den Kollegen spricht man: „Kinder, wir überleben die sozialistische Interpellation nicht, wenn wir den Kleinen nicht vorher über Bord werfen". Alle dünnen und dicken ficelles werden gezogen; und keine versagt. Kriegsgefahr? Den Schreihälsen stockt der Athem. Jahre lang thaten sie, als lechze ihr wundes Herz nach dem Kampf um die Provinzen: und schlottern nun, da die Schicksalsstunde zu nahen scheint. Natürlich brauchen sie auch den traître, den Melodramenschuft, der das ganze Unheil angerichtet hat. Nach Trafalgar meinte Napoleon, das Richtige wäre, Dumanoir köpfen zu lassen, und behandelte Villeneuve so hart, daß der nicht ruhmlos besiegte Admiral sich ein Messer ins Herz stieß. (Der Kaiser hatte durch Stachelreden und barsche Befehle die Seeschlacht erzwungen, wälzte dann alle Schuld auf die Admirale und erwähnte den Tag, der den Briten die Gewalt über das Weltmeer gab, nur ein-

mal, in dem denkwürdigen Satz: Les tempêtes nous ont fait perdre quelques vaisseaux, après un combat imprudemment engagé.) Nach Metz hieß der Sündenbock Bazaine, nach Langson Ferry. Das ist des Landes der Brauch. Jetzt war Theophil an der Reihe. Von allen Seiten flogen die Kothklumpen ihm ins welke Registratorgesicht. Er gehört wohl zu den Leuten, deren Eitelkeit im Unglück rasch ins Unermeßliche wächst. „Berlin zittert vor mir; nennt mich einen Don Juan, der mit allen Großmächten schäkert und von allen erhört wird. Graf Bülow will mit mir nicht weiter verhandeln. Ein solcher Kerl bin ich. Aber ein Minister, der tapfer nationale Politik macht, scheint hier nicht mehr möglich". So brüstete er sich im Kreis der Intimen. Er war reif geworden; und am sechsten Junimittag konnte der Finanzmächler ihn mähen. Meine Hand, schrie Maurice Rouvier in der gut inszenirten Ministerrathssitzung, meine Hand soll verdorren, ehe sie das von England angebotene Bündniß unterzeichnet. Dann: Später vielleicht; wenn wir die Marokko-Konferenz hinter uns haben, die ich so vorbereiten werde, daß sie uns nicht schaden kann; jetzt aber würde das Bündniß zum Krieg führen. Er hatte die Mehrheit für sich, Theophil ging (übrigens in guter Haltung) und Moritz konnte, bevor er sich im Bankdirektorium wärmt, das Vaterland retten.

So (ungefähr) war die Sache. Die Dementis aus London, Rom, Paris sind für die reifere Jugend. Einen Blick auf das Ergebniß der Historie. Delcassé wollte nicht mit der Britenflotte und den hunderttausend Steifleinenen über Deutschland herfallen, wollte keinen Angriffskrieg, sondern ein Defensivbündniß. Er glaubte, Marokko sei nur ein Vorwand; da die Verträge, die dem Deutschen Reich im Belad el Maghzen das Recht der meistbegünstigten Nation sichern, von keiner Seite angefochten werden, haben Kaiser und Kanzler zur Beschwerde ja keinen Grund. Wozu also plötzlich der Lärm? Die Fahrt nach Tanger, die Mobilmachung der Presse, die Mission Tattenbachs? Nachdem man ein Jahr lang den Aprilvertrag kaum der Erwähnung werth gefunden hat? Weil man uns, ehe Rußland sich erholt, vor die Frage stellen will: Krieg oder Bündniß? (Dumm kann ich die Kombination nicht nennen; schon weil ich den Plan, dessen Ausführung diesen Glauben bestätigt hätte, vor fünf Monaten hier empfohlen habe. So, wie Delcassé es erwartete, mußte ein schöpferischer Staatsleiter handeln, der nicht jede Gelegenheit verpassen will. Und daß Deutschland so handeln werde, schien auch der londoner Erbweisheit gewiß.) Für diesen Fall dünkte der britische Antrag ihn nützlich. Wenn England, das eine franko-russisch-deutsche Verständigung, den Bund der Kontinentalmächte, als höchste Gefahr fürchten muß, den Besitzstand der Republik assekurirt, wird Wilhelm seine junge Flotte nicht aufs Spiel setzen und Europa hat Ruhe. Verbrechen? Nein: Mißverständniß. Delcassé und

Lansdowne (richtiger: Eduard und Delcassé) glauben, Deutschland werde, wenn Frankreich nicht endlich aus dem Schmollwinkel rückt, die ultima ratio regum nicht scheuen, und wollen sich gegen solche Noth durch eine Mutualversicherung schützen. In Berlin wiederum, wo man weder an zärtliches noch an gewaltsames Werben denkt, glaubt man, Frankreich plane im Bund mit England eine Offensive, und läßt durch Tittoni deshalb das Gelände sondiren. The comedy of errors. Erste Frage: Hat irgend ein Erwachsener, der seine Meinung nicht aus dem liberalen Südwesten Berlins bezieht, je gezweifelt, daß England, wenn wir uns nicht vorher, vielleicht durch Festsetzung einer bestimmten Proportion der Seekriegsrüstung, mit ihm verständigt hätten, heute der von Deutschland bedrohten Republik Hilfe leisten würde? Wer diese Entwickelung nicht wünschte, durfte die alten Feinde nicht so intim werden lassen, mußte die Kriegskonjunkturen der Jahre 1900 und 1904 ausnutzen und die nordwestafrikanische Wunde offen halten. Zweite Frage: Warum reden wir uns in Wuth über die Möglichkeit eines Defensivvertrages, der, da wir Frankreich nicht angreifen wollten, nie wirksam geworden wäre? Dritte Frage (auch an den Generalmajor der Wilhelmstraßenreiterei): Muß dieses Wuthgeheul nicht in London und Paris den Glauben wecken, solcher Vertrag könne uns, wenn er wirklich Ereigniß werde, für lange Zeit schrecken und lähmen? Wobei zu bedenken ist, daß auch der tüchtige Rouvier (offiziell wenigstens) nicht mit Deutschland, sondern mit England und Rußland gehen und nur ein anderes Tempo wählen will als der Kleine, der seiner Größe Schemel ward. Daß Delcassé in Marokko zu schnell siegen wollte und den täppischen Taillandier zu spät an die Leine nahm, war sein schlimmster Fehler. Seine Schutzmaßregeln waren vom französischen Interesse, wie ers verstand und verstehen mußte, gefordert und konnten das wilhelminische Reich nicht kränken, das sich für saturirt erklärt und in frommer Inbrunst nur friedlicher Arbeit sich weiht.

Daß dem Kanzler die Ausplauderei des Herrn Lauzanne willkommen war, ist begreiflich. Alles, was für Heer und Flotte gefordert werden soll, ist seitdem so gut wie bewilligt; und da Montecuccoli noch nicht widerlegt ist, wird auch aus der Reichsfinanzreform endlich Ernst werden. Das waren die sachlichen Gründe; dazu kamen die persönlichen. Das am achtundzwanzigsten September von Radolin und Rouvier unterzeichnete Konferenzprogramm konnten selbst in der Furcht des Herrn Erzogene nicht für einen Erfolg deutscher Staatsweisheit nehmen. So viel wäre auch nach dem Abschluß eines franko-britischen Bündnisses in Marokko zu erreichen gewesen. Wir wollten nur mit dem Sultan verhandeln: und haben vier Monate lang mit Frankreich verhandelt. Weigerten jede Auskunft über das Programm der angeblich von Abdul Aziz vorgeschlagenen Konferenz: und haben die vier Punkte dieses

Programms nun mit Frankreich vereinbart. Wollten keiner anderen Macht im Sultanat mehr Recht einräumen, als wir selbst haben, und alle seit der madrider Konferenz von 1880 geschlossenen Verträge als nicht vorhanden betrachten: und gewähren nun Frankreichs „Verträgen und Arrangements", Frankreichs besonderen Rechten und Interessen (namentlich im Grenzgebiet, dem wichtigsten) volle Anerkennung. Was bleibt? Internationale Polizeiordnung (wieder mit Ausnahme des an Algerien grenzenden Gebietes, das den Franzosen vorbehalten ist); Gründung einer Staatsbank (schon im Juli hier vorausgesagt); internationale Finanzreform und Steuerkontrole; Verpflichtung des Maghzen, bei Submissionen „ohne Ansehen der Staatsangehörigkeit" zu verfahren und „keinen Zweig des öffentlichen Dienstes zum Vortheil von Sonderinteressen aus der Hand zu geben" (wer diesen Satz gestümpert hat, verdient einen Eichenkranz). Das ist Alles. Mit ungeheucheltem Vergnügen hätte Delcassé dieses Programm unterschrieben und wäre Arm in Arm mit der berliner Durchlaucht auf die Konferenz gegangen. Und darum der Lenz, Sommer und Frühherbst verschwatzt, Salondiplomaten und Preßstrategen nach Paris geschickt und Europa aufgescheucht? Das war unter dem Märzmond des vorigen Jahres billig zu haben. Sogar an der Anleihe, deren Uebernahme unseren Banken vor ein paar Monaten als patriotische Pflicht aufgeladen wurde, haben die pariser Bankiers sich jetzt eine Unterbetheiligung ausbedungen. Herr Wilhelm Betzold aus Dessau, den am dreizehnten September im berliner Hotel Bristol ein Herzschlag hinwarf, hats noch erlebt. Dieser von Alphonse Rothschild (dessen Privatsekretär er gewesen war) und von Adolf Hansemann sehr hoch geschätzte Finanzagent, der besonders an argentinischen Geschäften viel Geld verdient hatte und als der tüchtigste aller Vermittler galt, starb Manchem vielleicht sehr gelegen. Vor ihm hatten die Häupter der pariser Haute Banque kein Geheimniß, er verkehrte auch mit Rouvier intim und konnte über das Marokkospektakel, in dem er eine nicht unwichtige Rolle gespielt hat, Allerlei erzählen. Dafür ist er nun tot ... Als der Kanzler merkte, daß sein aus langwierigen Wehen entbundenes Programm wie das horazische Mäuslein begrüßt ward, flüchtete er in die Oeffentlichkeit zweier Interviews und fing, viel zu spät nun, vor Mariannens Fenster zu girren an. Hohn war die Antwort. Erst Kesselpauke, dann Flöte (Times). Wir müßten toll sein, wenn wir uns in der Aera des englisch-japanischen Vertrages mit Deutschland einließen (Figaro). Auf die Franzosen kann dieses Werben keinen Eindruck mehr machen (Standard). Der Inhalt dieser Kanzlerworte ist so banal, daß man ihre Echtheit nicht bezweifeln darf (Daily Telegraph). Also auch kein Erfolg. Am Ende fragt im Reichstag doch Einer, wie lange dieses unstete, unfruchtbare Treiben noch dauern solle. Dazu Süd-

westafrika, das durch die fünfzig Prozent Dividende der Firma Tippelskirch und durch die Freihaltung deutscher Volksvertreter auf Woermann-Dampfern nicht schmackhafter wird. Wer hilft aus der Klemme? Demandez le Matin! Der kleine Theophil, heißt es seit drei Wochen nun, ist der Vater alles Unheils; und Sankt Bernhard hat ihn auf die Strecke geliefert. Täglich wird von der „Regirung des Kaisers" der Sozialdemokrat Jaurès als Eideshelfer gegen Delcassé citirt (wenn der Temps sich nun auf Bebels Urtheil über Bülow beriefe?), täglich auf Lansdowne geschlagen und Eduard gemeint. Das ist die Hauptsache. Deshalb der kommandirte Lärm. Eduard, der Protagonist in diesem Sommernachtstraum, hat nicht sehr onkelhaft gehandelt. Mit heißen Dünsten sollen, sanft, doch energisch, die Fettpolster nun angewärmt werden, damit das oheimliche Herz sich wieder frei regen kann.

Ist es wirklich die Hauptsache? An den üblichen Betheuerungen wirds ja nächstens nicht fehlen und eines Tages, vielleicht schon, wenn der Onkel an der Azurküste sitzt und der Neffe im Mittelmeer kreuzt, kommts wohl auch wieder zu zärtlicher Zwiesprache. Das Scheusal liegt ja in der Wolfsschlucht: an dem ganzen Jammer war Delcassé schuld. Abertausendmal ists gedruckt worden. Wir bitten nun aber ergebenst, uns mit der Delcassiade nicht mehr zu belästigen. Schlimm genug, wenn das borstige Kerlchen einen Brei einzurühren vermocht hätte, an dem wir uns leicht den Magen verderben konnten; wenn der Herr Fürst-Reichskanzler, der Sohn eines Staatssekretärs und Bismarckschülers, in seinen Lehr- und Wanderjahren so wenig profitirt hat, daß ein journaliste parvenu, der Diener einer Jakobinerrepublik und eines an Zahl, also an Macht zurückgehenden Volkes, ihn in monarchischen Staaten ausstechen kann. Das Gegrein über den boshaften Nachbar, der Einem beim Morgengrau Steine ins stille Gärtchen wirft, ist einer starken Nation unwürdig; jagt Eure Dienstboten, statt sie mit Benefizien und Leckereien zu mästen, früh aus dem Bett: wenn sie den Störenfried dann nicht bei den Ohren kriegen, soll sie der Teufel holen. Vor hundert Jahren schrieb Napoleon an Karl von Spanien: Que Votre Majesté chasse tous les ministres qui ne font que se plaindre; ce sont des remèdes qu'il faut apporter, des ressources qu'il faut réunir, et le courage de ses peuples qu'il faut ranimer. Diese Mahnung ist wieder sehr modern. Wir sind mit Wehklagen über fremde Tücke nachgerade übersättigt und wollen von Leuten bedient sein, die sich selbst von dem geriebensten Blitzschelm nicht einseifen lassen. Wozu das Geschwätz über Delcassé? Dessen Schuld mögen die Franzosen ermessen. Wir haben zu fragen, was mit dem Aufwand nationaler Kräfte und Mühen erreicht worden ist.

Was? England hat mit Japan einen Vertrag geschlossen, der ihm für das zwanzigste Jahrhundert die selbe Weltstellung sichern kann, wie sie fürs

neunzehnte ihm der Sieg bei Trafalgar schuf. Das wirksamste Bündniß, das je ersonnen ward. Rußland könnte ihm auch mit einer neuen Flotte die Seeherrschaft nicht bestreiten. Amerika muß für die Philippinen zittern; drum empfiehlt Carnegie seinen Landsleuten schon jetzt den Eintritt in diesen Zweibund. Frankreich könnte, selbst wenn es wollte, nicht mehr an unserer Seite den Platz suchen, weil es Indo-China nicht gefährden darf. Und könnten Deutschland, Rußland und Frankreich denn vereint Ernstliches gegen England und Japan ausrichten? Nein. Auch nur Wladiwostok, Kiautschou und Madagaskar schützen? Nein. Ist also nicht sehr wahrscheinlich, daß über Kurz oder Lang Eduards Ziel erreicht, die Französische Republik und das Land der Großkhane in den neuen Bund aufgenommen wird? Mindestens wahrscheinlich. Denn Indien ist nicht mehr bedroht, die Dardanellensperre unnöthig geworden, Konstantinopel für Greater Britain kaum noch der Rede werth, in Persien, Afghanistan, Tibet jeden Augenblick eine Verständigung Lamsdorffs und Lansdownes möglich. „All diese komplizirten Bündnisse, von denen eins immer das andere aufhebt, taugen eher für sensationelle Zeitungpolitik als für das praktische Bedürfniß." So spricht, scheinbar in tiefster Seele vergnügt, Fürst Bülow. Der Mann, der den Yangtse-Vertrag und den accord über Marokko heimgebracht hat, nennt die Trauben, die Eduard pflückt, sauer. Und sagt, der Fromme, der mit Allen in Frieden leben wolle, brauche solche Apparate nicht. Ja (Donnerwetter!), wenn er in Frieden leben, nicht die Macht und den Nahrungspielraum vergrößern will, thut ihm ja Niemand was. Niemand denkt daran, das Deutsche Reich zu bekriegen, wenn es auf imperialistische Expansion verzichtet. (Nur glaubt Niemand, daß es mit seiner Menschen zeugenden und Werthe schaffenden Volkskraft darauf verzichten kann.) Warum ist er dann nach Marokko gegangen? Das hatte doch nur einen Zweck, wenn in, bei oder via Tanger Lohnendes zu holen war. Besser Lohnendes als der Groll Mariannens, die einem brutalen Lanzenknecht allenfalls, nie einem neurasthenischen Flötenspieler den Versuch einer Demüthigung vergessen würde. Qu'est-ce que l'Allemagne a voulu? Noch heute fragen nüchterne Franzosen so, die Deutschland achten, ein gutes Verhältniß der Nachbarn wünschen und nicht begreifen, warum zu solcher Programmvereinbarung solches Getöse nöthig war. Im Januar 1880 läßt Bismarck durch den Mund Chlodwigs Hohenlohe (der Bernhard Ernst von Bülow im Auswärtigen Amt ersetzt hatte) dem Botschafter der Republik sagen, Deutschland habe in Marokko keine Interessen und werde auf der madrider Konferenz jeden französischen Vorschlag blind unterstützen. Im Jahr 1898 will Deutschland keine Mittelmeermacht sein. Im April 1904 findet Graf Bülow das franko-britische Kolonialabkommen nicht im Geringsten bedrohlich. Im April 1905 ist es eine

freche Herausforderung deutſcher Langmuth und darf nicht anerkannt werden. Sechs Monate danach hat es ſeine Schrecken verloren und der ſelbe Bülow nimmt, nun als Durchlaucht, mit einem Ertrag geräuſchvollen Mühens vorlieb, den Keiner ihm je geweigert hätte. Qu'est-ce que l'Allemagne a voulu?

Die Wiederholung des oſtaſiatiſchen Erlebniſſes. Mit tauſend Maſten in den Ozean; auf gerettetem Kahn ſtill dann in den Hafen. Ein ungeheuer Scheinendes wird unternommen: und, als die Konſequenzen ſich langſam enthüllen, die ganze Kraft nur noch darauf verwandt, ohne Ehreneinbuße aus der Sackgaſſe zu kommen. Seit weder Europäer noch Yankees für die Kreuzfahrt zu haben waren, wurde in China nur noch für einen anſtändigen Rückzug gearbeitet. Genau ſo wars jetzt in Fez und Paris. Während Naive ſich an dem Glauben röſteten, Graf Tattenbach habe beträchtliche Konzeſſionen in der Taſche und der Salonphiloſoph, der zur Aufmunterung Radolins nach Paris geſchickt war, verhandle über die Möglichkeit, uns endlich von der Vogeſengefahr und von einer für keinen anderen Kriegsfall nöthigen Präſenzſtärke zu entlaſten (ſonſt könnte die Sache ja nicht ſo lange dauern), ging das Gequäl wirklich nur über die vier Armſäligkeiten des Konferenzprogramms, wurde wieder nur der Rückmarſch organiſirt. Und auch den Jubel vernahmen wir abermals. Daß er der Kriegsgefahr entgangen iſt und eine Verſtändigung über Marokko erreicht hat, wird dem Fürſten Bülow als ein meritum de condigno angerechnet. Kann es ihn, der doch ein gebildeter Mann und ein Patriot iſt (und, glaube ich, ein vortrefflicher Miniſter des Innern, auch ein nützlicher Miniſter a latere geworden wäre), wirklich noch freuen? Bejubelt wurde Caprivi (Sanſibarvertrag, Polenpolitik, Uriasbrief), bejubelt der Freiherr von Marſchall (Handelsverträge, Eintagsſieg über einen Kriminalkommiſſar); lauter bejubelt als Bismarck je in den erſten Luſtren ſeiner Regirung: und wer wagt heute noch, ſie zu rühmen? Einer mindeſtens, ſo ſcheint es, muß in jedem Jahr bei uns umjubelt werden. Wer gerade ſichtbar iſt. Im alten Rom begnügte man ſich mit einem Pferd. Das wurde zuerſt mit Broten gekränzt, dann aber, ob frugum eventum, geopfert; und der Kopf im Kranzſchmuck, als Segenſpendendes Symbol, an die Mauer der Regia genagelt. Immerhin mußte das Thier einmal im Marsrennen geſiegt haben. Wenn der beſte Renner dem Gott der Schlachten dargebracht wird, dann, wähnte der Sinn kindhafter Volkheit, ſchützt der Himmliſche uns die neue Ausſaat vor Verwüſtung und Krieg. Die Iden des achten Monats, unſeres zehnten, brachten den Feiertag. Fürſt Bülow hat dicht am Kapitol gewohnt. Und müßte ſeitdem, durch ſolche Erinnerung, eigentlich gegen die Lockung gefeit ſein, Oktobertriumphe allzu hoch einzuſchätzen.

Statt zu jubiliren, errechnet er vielleicht, was er in dieſen fünf Jahren für ſein Vaterland gewirkt hat. Aſſoziation mit England; dann Verſuche, das

im Zarenreich dadurch entstandene Mißtrauen zu schwächtigen (Versuche, deren endlicher Erfolg den Japanern zu danken ist). Entfremdung von England, das in Europa und Asien hohe Schutzmauern thürmt, in Afrika uns seinen Aerger mit dem Leben tapferer deutschen Menschen und mit einer Milliarde bezahlen läßt. Ueberrumpelung und Demüthigung Frankreichs; dann, mit schmachtendem Blick, die gesäuselte Bitte, alten und neuen Groll doch schnell zu vergessen und von Michel Arm und Geleit anzunehmen. Gesammtresultat: franko-britische Verbrüderung, die den Zaren als Junior Partner herbeiruft. Der expansive Drang in Shantung gehemmt, das Pächterrecht vom guten Willen des gelben Tennos und seines londoner Geschäftstheilhabers abhängig. Rußland, das vorgestern vernichtet und zum Kinderspott geworden sein sollte, heute in der Lage, zwischen Britanien und Deutschland nach Lust zu optiren. Kein lohnendes Erdstückchen erworben, keine neue Kolonie; und in der ältesten die Kulturarbeit schwerer Jahre vernichtet. Zuwachs an Prestige? Ein Delcassé gilt als fähig, dem Deutschen Reich Lebensgefahr heraufzubeschwören. Englands König und Volk wagt, was seit den Tagen germanischer Einigung kein Fremdling gewagt hat; und wir bemühen uns, Schimpf und Spott nicht zu merken. Wenn Rußland den Weg geht, den sein asiatisches Interesse ihm weist, ist Deutschland allein. Nirgends ein greifbarer, nicht nur von Schwarzkünstlern bescheinigter Erfolg. Nach fünf Jahren ungeahnter Gelegenheiten. Und ein umjubeltes Jubiläum ... Der erste Fürst Reichskanzler hatte die Gewohnheit, vor großen und kleinen Entschlüssen alle denkbaren Folgen mit peinlichem Kasuisteneifer zu erwägen. Er ging durch den Park des Kanzlerhauses oder durch den Sachsenwald, saß im Lehnstuhl oder lag im Bett und sagte, oft vor einem hereingeschneiten Hörer: „Wenn ich's so mache, kommts so oder so; thue ich Dieses, dann geschieht Jenes." Und ruhte nicht, bevor auch die entlegenste Möglichkeit bis ans Ende durchgedacht war. Hätte der vierte Kanzler sich in diese freilich mühsame Methode politischer Arbeit gewöhnt, dann wäre seine Jubiläumsbilanz (auch ohne Geniegewinne, die man von ihm nicht fordern darf) heute besser. Dann hätte er sich vor der Reibungfläche zwischen England und Rußland gehütet, nach Asien den Kaufmann, nicht den Generalissimus geschickt, die französische Eitelkeit weder durch Schmeichelrede gesteigert noch durch brüske Worte verletzt, mit den Briten sich in einer Zeit russischer Ohnmacht um jeden Preis vertragen, um keinen Preis Marokkos wegen die immer gefürchtete Koalition der Westmächte beschleunigt. Dann gäbe es weniger Oktobertriumphe, aber mehr Ruhe im Reich. Und wir brauchten nicht in Bekümmerniß jetzt zu fragen, warum ein Volk, das für seine numerische Geltung und seinen Wohlstand, das in Haus und Hof, Laboratorium und Fabrik, Kaserne und Hörsaal Unübertroffenes leistet, seinen nationalen Machtreich, trotz aller Gunst der Zeit und des Zufalls, nicht ausdehnen kann.

Biologie und Kriminalistik.

Ich beginne mit dem Citat aus einem Brief, den Zanardelli mir im September 1888 schrieb und den ich in meinem bei Karl Konegen in Wien erscheinenden Memoirenwerk ausführlich mittheile. Der Brief ist eine Antwort auf die Veröffentlichung einer kritischen Studie über den damaligen italinischen Strafgesetzentwurf. Zanardelli schreibt: „Diese Studie ist in einer Weise geschrieben, daß die Höhe der Anschauung mit gleichmäßiger und strenger Unparteilichkeit wetteifert und sie hieß mich reiflich über alle Fragen nachdenken, die darin erörtert sind und die zu den schwierigsten des Strafrechtes gehören. Ich sage, ich wurde zu vielem Nachdenken veranlaßt, weil Sie unter Allen, die im Namen der biologischen Wissenschaft sprechen, vielleicht der Erste und Einzige sind, der aus den Ergebnissen der Wissenschaft praktische Schlußfolgerungen zieht und sie in geeignete gesetzgeberische Formeln bringt.“ *)

So denkt heute noch der berühmte belgische Gesetzgeber Le Jeune und auch die heute in Oesterreich maßgebendste juristische Persönlichkeit, die sich — freilich vergebens — bemühte, meine Anschauungen in den richterlichen Kreisen zur Geltung zu bringen.

Nachdem ich bei den großen Dichtern und Geschichtschreibern die großen Motiven- und Leidenschaft-Verbrecher kennen gelernt hatte, studirte ich in den Gefängnissen die Seelenkunde der gemeinen und professionellen Missethäter. Ich fand, daß besonders unter dieser Gruppe viele moralisch defekte oder durch soziale Uebelstände schwer oder unheilbar geschädigte Individuen sind, daß bei Vielen von ihnen Vererbung und Belastung nachweisbar ist und daß sie auch körperliche Zeichen der niederen oder perversen Organisation besonders am Kopf, am Schädel und am Gehirn zeigen. Shakespeare hat in der Epilepsie Macbeths und in der Hemiplegia spastica infantilis Richards des Dritten diese Stigmata vorausgeahnt.

Mit diesen Studien und Erkenntnissen ausgerüstet, habe ich auf der Naturforscherversammlung in Graz (1875) durch meinen Vortrag: „Zur Anthropologie der Verbrechen“ diese Disziplin auf eine neue Grundlage gestellt. Man hat sich, wie es leider so häufig geschieht, beeilt, als Lombroso und die Italiener nachfolgten, mich in Oesterreich, dessen offizielle Gelehrtenwelt damals für diese Lehren geistig und sittlich vollständig unreif war, zu ignoriren, und dieses Beispiel wurde in Deutschland auch befolgt und ich mußte über Paris, Rom, Brüssel meiner Lehre, die dann später von Anderen für sich in Anspruch genommen wurde, den Weg bahnen.

*) Zanardelli hat auch im definitiven Gesetz eine größere Reihe von Veränderungen auf meine Vorschläge angebracht und er versichert in dem Brief, er wäre noch weiter gegangen, sei aber durch den Widerstand des Parlamentes zum Verzicht auf einige Paragraphen gezwungen worden.

Ich war jedoch in die Fehler der Italiener nicht verfallen. Ich stoppelte nicht durch Summirung von „Stigmen" einen Verbrechertypus zusammen. Ich betonte schon 1885 in Antwerpen, es könne keine vollständige Anatomie der Verbrecher geben, weil wir keine Anatomie der Gehirnmoleküle haben, und daß sich ganz analoge Defektmenschen im anatomischen Sinn unter den geborenen und prädisponirten Geisteskranken, unter den Epileptikern und unter anderen an angeborenen oder frühzeitig auftretenden schweren Gehirnkrankheiten Leidenden finden. Ferner habe ich immer betont, daß die verschiedenen Kategorien von Verbrechern ganz verschiedene Typen — seelisch und körperlich — darstellen, daß der willensstarke unternehmende Räuber, der komplotirende Fälscher und Einbruchsdieb einem anderen Typus angehören als der gewöhnliche Dieb, der meist schwachsinnige Brandstifter und der Landstreicher.

Ich habe von Anfang an betont (und da ist der wesentlichste Punkt der ganzen Frage), daß der Nachweis der moralischen Defekte den Verbrecher der Justiz nicht entzieht, daß der ärztliche Experte den Juristen über den Mechanismus der That aufklären kann, aber gar nichts dreinzureden hat, wie der Richter vom sozial-juridischen und juridisch-technischen Standpunkt die That und den Thäter zu behandeln habe. Die biologische Schule hat gelehrt, daß eine verbrecherische That nicht in erster Linie nach der Systematik der Verbrechensdefinitionen und nicht nach der Schwere der That allein zu beurtheilen sei, sondern daß der seelische Mechanismus des Thäters und der That in Rechnung gezogen werden müsse, daß, zum Beispiel, ein unverbesserlicher Taschendieb nicht immer wieder auf die Gesellschaft losgelassen werden solle, während ein Motiven-Verbrecher, der eine schwere Missethat unter besonderen Verhältnissen verübte, etwa ein Mörder aus Eifersucht, ein betrügerischer Bankeroteur durch Unglücksfälle u. s. w., eine relativ milde Behandlung erfahren könne.

Daß besonders in Deutschland Aerzte und Juristen durch den Ausdruck: „Moralisches Irrsein" in falsche Bahnen gelenkt wurden, liegt in einer geheimen theologischen Infektion der deutschen akademischen Kreise, die noch immer nicht offiziell nach den Grundsätzen der kantischen Kritik der reinen Vernunft und den Antinomien ausgebildet werden. Hätte man die Frage des freien Willens oder des Determinismus, wie es die Wissenschaft verlangt, von vorn herein ausgeschlossen, dann hätte man die theologisch-philosophische Frage nach der Schuld des verbrecherischen Individuums nicht unwillkürlich in den Vordergrund der Diskussion gestellt; man hätte zunächst die Forderungen der öffentlichen Moral und der Gesellschaftinteressen objektiv berücksichtigt. Wie die englischen Richter, hätten auch die deutschen konsequent und ohne Ausnahme die Erklärungen der „ärztlichen Experten über Zurechnungsfähigkeit" im technisch-kriminalistischen Sinn zurückgewiesen; sie hätten auch nicht geduldet, daß die Vertheidiger die Verwirrung durch den Ausdruck moral insanity in den Ge-

richtssaal trügen. Zur Ehre der englischen Aerzte muß ich erwähnen, daß kein britischer Richter in die Nothwendigkeit versetzt wurde, solche Expertenaussprüche, die auf geistig-wissenschaftlicher Unklarheit beruhen, zurückzuweisen.

Viele englischen Aerzte sind zwar religiös, wie es Baco von Verulam und Locke waren; sie sind aber klar über die Grenzen ihrer Kompetenz. So klar wie die religiösen britischen Richter und Aerzte denken auch die gebildeten französischen und belgischen Klerikalen, die nach Thomas von Aquino geschult sind. Unsere akademischen Kreise müßten nach Kant geschult werden und nicht selbst dann noch in einer falschen theologischen Anschauung befangen sein, wenn sie glauben, sicher freigeistig zu denken. Diese wissenschaftliche Verwirrung erstreckt sich auf die Spitzen der deutschen Mediziner und Juristen.

Die soziale Ausschaltung hat sich in erster Linie nach der Verbesserlichkeit oder Unverbesserlichkeit der Verbrecher zu richten. Diese Ausschaltung kann sehr human sein, wenn die Individuen in der Haft oder in Kolonien unschädlich sind; die Ausschaltung muß streng sein, wenn es sich um komplotirende und gewaltthätige Verbrecher handelt. „Haft" und „Kerker" müssen die beiden Ausschaltungsformen bilden. Dabei will ich bemerken, daß lange Einzelhaft auch den schwersten Verbrechen „mürbe" macht, durch Abschwächung des Willens, der Thatkraft.

Die biologische Wissenschaft hat trotz dem Widerstand der „Geheimräthe" und Derer, die es werden wollten, einen Umsturz in Bezug auf Auffassung der Verbrechen und der Verbrecher und ihrer Behandlung gebracht. Der Justiz im engeren Sinn zu entziehen sind nur die Fälle, bei denen die verbrecherische That im Zustand einer Geistesstörung im engeren klinischen Sinn begangen wurde; und auch hier hat die richterliche Oberentscheidung für die Zukunft nicht zu entfallen, wie ich mehrfach nachgewiesen habe.

Zum alten Zweckbegriff der Rechtsprechung, als Feststellung Dessen, was gestattet und was nicht gestattet ist, und zum „alten Zweckbrief der Strafe" als Mittel der Besserung gesellte sich der klare Begriff des Schutzes der Gesellschaft durch Ausschaltung der gefährlichen Elemente: mit Eifer, ohne Haß, mit stets neuer Erprobung der Nothwendigkeit und ohne Schwäche. Gelegentliche Alkoholintoxikation kann als „Milderungsgrund" gelten. Die Verantwortlichkeit eines verbrecherischen Gewohnheitsäufers fängt mit dem ersten Tropfen an und seine strafrechtliche Verantwortlichkeit ist größer als, ceteris paribus, die eines anderen Verbrechers. Eine längere Ausschaltung erhöht übrigens die Wahrscheinlichkeit seiner Befreiung vom Laster. Psychopathologische Alkoholiker gehören in die Anstalten für verbrecherische Irre. Das anatomische Studium der Gehirne der Verbrecher und der anderen Defektmenschen in Verbindung mit der Erforschung der niederen Rassen und der vergleichenden Thieranatomie hat aber sozusagen als kulturelles Nebenprodukt noch den wichtigen Satz hervorgebracht, daß es keinen qualitativen Unterschied zwischen

Primaten- und sonstigen Gehirnen giebt; dieser Satz ist heute allgemein anerkannt. Ferner haben mich die Versuche, die Kopfformen der Defekten metrisch genau zu präzisiren, zu dem Satz geführt, daß Schädelknochen- und Gelenkformen geometrische Präzisionformen seien und daß der Satz Newtons: „Die Natur treibe immer Geometrie" auch für die organische Welt gelte.

Wien. Professor Dr. Moriz Benedict.

Madonna.

Ich seh Dich vor mir gehn: im Siegesschritt
auf jedem Pfad, dem schmalen wie dem breiten.
Dein Gang ist Rhythmus und Musik Dein Tritt:
so kann nur unbefleckte Reinheit schreiten.

Du wandelst heiter über Staub und Dorn,
der Deinen Weg zu kreuzen sich erfrechte.
Zur Seite rauscht wie ausgedörrtes Korn
vor Deinem Kleid das Böse und das Schlechte.

Mich fasset namenloser Schmerz und Neid,
blick ich in meines Herzens dunkle Gründe:
wie tief bin ich mit meinem Gott entzweit,
voll Falsch- und Halbheit und durchfeucht von Sünde!

Nun ich Dich gehen sah im Siegesschritt,
verzehr ich mich nach Deiner Gnade Bronnen.
Ich sink ins Knie und bete: nimm mich mit
auf Deinen Weg, Du reinste der Madonnen!

Helsingfors. Johannes Gehquist.

Seine Hoheit.

Für die Dauer der großen Herbstübungen war dem sehr feudalen Infanterie-Regiment Von Dingsda Seine Hoheit der Prinz Karl Oskar zugewiesen worden. Der hohe Herr sollte einmal wieder praktischen Dienst thun und seine reichen Kenntnisse noch mehr bereichern. Als geborener Prinz war Seine Hoheit natürlich auch geborener Soldat, was ja deutlich daraus hervorging, daß er nicht nur, weil es alter Brauch ist, sondern auch, weil er über genügende militärische Kenntnisse verfügte, schon im Alter von zehn Jahren zum Lieutenant avancirt war. Zur Feier dieses großen Ereignisses hatte der Prinz nach seiner Einstellung in die Armee mit den Offizieren seines Regimentes im Kasino gefrühstückt; und da der

Leibarzt ihm am Tag vorher genau Herz, Leber, Nieren und Lunge untersucht und dabei konstatirt hatte, daß es dem Organismus Seiner Hoheit nicht schaden würde, durfte der hohe Jüngling bei dem Frühstück sich in sein Glas Selterswasser drei Tropfen Champagner gießen. Und als er „Sekt" trank, kam er sich wie ein wirklicher Lieutenant vor.

Im Lauf der Jahre war Seine Hoheit immer älter geworden, wie es allgemein üblich ist, wenn man nicht inzwischen stirbt, und hatte auch viel gelernt. Zum Beispiel: die Kunst, Champagner ohne Selterswasser zu trinken. Nach ähnlichen Beweisen geistiger Reife war Seine Hoheit dann eines Tages Oberlieutenant und jetzt sogar Hauptmann geworden. Nun sollte er zum ersten Mal eine Compagnie führen, um rasch die Qualifikation zum Major zu erlangen.

Als der Oberst die Nachricht von der bevorstehenden Ankunft Seiner Hoheit erhielt, rührte ihn beinahe der Schlag. Das hatte ihm gerade noch gefehlt! Er hatte in seinem Regiment schon genug Hauptleute, die nach seiner Ansicht keine Ahnung hatten. Nun als Extra-Zulage auch noch einen Prinzen: Das war mehr, als ein erwachsener Mensch allein zu ertragen im Stande ist. Natürlich verstand Seine Hoheit vom Dienst absolut nichts. Das war ja auch nicht zu verlangen. Der Prinz hatte während seiner kurzen Lieutenantzeit nur sehr selten Dienst gethan und diesen dann auch nicht praktisch, sondern nur theoretisch. Jetzt sollte er eine Compagnie selbständig führen, ganz allein, ohne jede fremde Hilfe. Das konnte schön werden. Dem Oberst thaten die Kerls der Compagnie leid. Am Liebsten hätte er sie Alle gegen Unfall versichert. Das ging ja aber nicht. So sah er den kommenden Ereignissen mit Entsetzen entgegen. Selbst die Gewißheit, daß er nach Beendigung der Manöver von dem herzoglichen Vater einen hohen Orden bekommen würde, ließ ihm das Schreckliche nicht weniger schrecklich erscheinen.

Der Tag kam und mit ihm Seine Hoheit. Zuerst der Kammerdiener mit den übrigen Dienern, dann die Pferde und Wagen, dann das geruchlose Torfklosett, das Seine Hoheit auf all seinen Reisen mitzuführen pflegte; und dann kam Seine Hoheit selbst. Ein junger, liebenswürdiger, frischer Mensch, dem die Unkenntniß aller Dinge aus hellblauen Augen leuchtete. An der Spitze des Offiziercorps hieß der Herr Oberst ihn herzlich willkommen, gab seiner Freude darüber Ausdruck, daß gerade er die hohe Ehre habe, Seine Hoheit während des Manövers in seinem Truppentheil zu sehen, versicherte, daß das Regiment diese Auszeichnung nie vergessen werde, und sprach die Hoffnung aus, bald in einem Krieg durch die That beweisen zu können, daß sich das Regiment stets dieser hohen Ehre würdig zeigen werde. Und nach dieser Rede (bei der sich außer dem Prinzen, der tief gerührt war und Alles glaubte, was der Oberst ihm erzählte, kein Mensch Etwas dachte) brachte der Kommandeur ein dreifaches Hoch auf Seine Hoheit aus. Und dann empfahl er, allerdings nur im Stillen, aber darum nicht minder dringend, sich selbst, sein Regiment und besonders die geehrte Compagnie der Gnade des allmächtigen Gottes. (Seine Hoheit empfahl er dem Allerhöchsten nicht erst; Fürsten von Gottes Gnaden sind mit ihrer Nachkommenschaft da oben ja schon gut genug angeschrieben.)

Am nächsten Tage exerzirte Hoheit seine Compagnie und es ging über alles Erwarten gut. Allerdings machte er nur die einfachsten Sachen durch; er kommandirte eine geschlagene Stunde „Rechtsum! Linksum! Front! Kehrt" und die nächste Stunde lang „Gewehr über! Gewehr ab!" Dann marschirte er mit seinen

Leuten auf den Platz vor der Kaserne, um dort Zielübungen vornehmen zu lassen. Zum Glück hatte er vorher gesagt, wohin die Kerls sollten, sonst hätte er sie vielleicht doch nicht dahin bekommen; so aber machten sie auch nach falschen Kommandos Alles richtig und standen plötzlich da, wo sie stehen sollten. Seine Hoheit freute sich, obgleich er ein Prinz war, darüber wie ein gewöhnlicher Sterblicher; und die Kerls freuten sich königlich.

Nach acht Tagen gings ins Manöver. Viel hatte Seine Hoheit natürlich inzwischen nicht gelernt; aber da er es mit seinem Dienst sehr gewissenhaft nahm, verstand er wenigstens schon beinahe Etwas. Wenn man ihm keinen schwierigen Auftrag gab und wenn die Kerls nicht Das thaten, was er befahl, sondern Das, was sie selbst für richtig hielten, und wenn von den höheren Vorgesetzten Niemand hinsah, dann konnte die Sache vielleicht noch einigermaßen leidlich verlaufen. Das war so ungefähr der Gedankengang des Herrn Oberst. Der hatte sich in der letzten Woche schon angewöhnt, beide Augen ganz fest zuzukneifen, wenn er Seine Hoheit ansah; machten die anderen Vorgesetzten es eben so, dann konnte Seine Hoheit höchstsich für einen ungemein befähigten Offizier halten. Es kam nur darauf an, wie der Herr Brigadier und der Herr Divisionär über diesen Punkt dachten. Na, Die einigten sich am ersten Manövertag dahin, eben so zu denken wie der Herr Oberst. Du großer Gott: was hing denn schließlich für das Vaterland davon ab, ob Seine Hoheit eine Compagnie führen konnte oder nicht? Ein Krieg war ja vorläufig nicht zu befürchten, und wenn es trotzdem dazu kam, dann ritt Seine Hoheit ja in irgend ein Hauptquartier und konnte da beim besten Willen keinen Schaden anrichten. Und warum sollte der Prinz Das denn wollen? Er war ein viel zu liebenswürdiger Mensch, um absichtlich etwas Böses zu thun.

Da, als die Corpsmanöver begannen, erschien Seine Excellenz der Herr Kommandirende General auf dem Manöverfeld. Das war ein sehr feiner, höflicher Herr, der geborene Hofmann, der einen Prinzen schon deshalb liebte, weil er eben ein Prinz war. Das sollte und durfte ihn aber nicht abhalten, bei der Kritik streng und gerecht zu sein. Das war er nicht nur Seiner Majestät, sondern auch sich selbst, den anderen Offizieren des Armeecorps, vor allen Dingen aber auch Seiner Hoheit schuldig. Das sagte er auch dem Prinzen; und der Prinz war dafür sehr dankbar. „Ich bitte Euer Excellenz, mich in keiner Weise zu schonen. Ich bin ja nicht als Prinz hier, sondern als Hauptmann, und wenn ich Fehler mache, so bitte ich, mir sie zu nennen, damit ich daraus lerne."

„Gewiß, Hoheit", erwiderte die Excellenz; dann nahm das Gefecht seinen Anfang. Der Feind zeigte sich im Vorgelände, die Infanterie und Artillerie fingen zu feuern an, die Kavallerie jagte über die Felder und that, als ob sie kolossal viel zu thun habe, und auf einer Anhöhe hielt Excellenz mit seinem Stab und frühstückte. Zwar kein déjeuner dinatoire, aber immerhin ganz passabel: belegte Butterbröte und hartgekochte Eier. Warum sollte Excellenz auch nicht frühstücken? Er hatte ja noch nichts zu thun; seine Thätigkeit begann ja erst, wenn das Gefecht zu Ende war.

„Geben Sie mir, bitte, noch einen Cognac", sagte er zu seinem Adjutanten; doch ehe er das schnell vollgeschänkte Glas zur Hand nahm, hielt er mit seinem Fernrohr noch einmal Umschau. Plötzlich stieß er einen gottlästerlichen Fluch aus. Da unten, ganz allein für sich, zog eine Compagnie durch das Gelände; sie mußte

ſich verlaufen haben. Aus der Truppe war jede Ordnung geſchwunden; ſie kletterte nur ſo dahin und war dem ſtärkſten feindlichen Feuer ohne jede Deckung preisgegeben. Ingrimmig goß Excellenz den Cognac hinunter. Dann wandte er ſich an den Ordonnanzoffizier: „Reiten Sie dahin, aber Galop, und ſtellen Sie feſt, wer die Compagnie dort führt. Wenn es ſich nicht um einen Offizier handelte, würde ich ſagen: es muß ein Rieſenrindvieh ſein. Stellen Sie mir den Namen feſt, damit ich dem Herrn nachher meine Meinung ſage.“

Im Galop ſauſte der Geſandte davon, im Galop kam er zurück; aber je mehr er ſich Seiner Excellenz näherte, deſto mehr verlangſamte er die Gangart ſeines Pferdes; und ſchließlich ritt er ſauſenden Schritt

„Nun, wer war der Idiot?“ fragt Excellenz. Der Offizier ſchweigt. „Haben Sie den Namen nicht erfahren? Ich möchte wiſſen, wer an der Rieſenſchweinerei da unten ſchuld iſt.“

Der Offizier ſchweigt noch immer und wirft, ſtatt zu antworten, Seiner Excellenz einen Blick zu, der fleht: Nie ſollſt Du mich befragen!

Mit einem Mal ſchien die Aufmerkſamkeit Seiner Excellenz durch irgend einen wichtigen Vorgang im Gelände abgelenkt zu werden. Er nahm ſein Fernrohr, muſterte wieder den Kampfplatz, ſah in die Generalſtabskarte und machte dann die Herren ſeiner Umgebung auf eine Compagnie aufmerkſam, die geſondert von den anderen allein durch die Welt zog.

‚Sehen Sie dort, meine Herren! Es iſt ganz klar, daß dieſe Compagnie einen Spezialauftrag hat, den ſie ſelbſtändig ausführen muß. Ein Blick auf die Karte zeigt uns, wie ungangbar dort das Gelände iſt, und es iſt zu bewundern, wie geſchickt der Hauptmann trotzdem vorwärts bringt. Sehen Sie: ohne daß dort ein Kommando erfolgt, ſammelt ſich die Compagnie jetzt ganz von ſelbſt; ein Beweis dafür, wie tadellos der Hauptmann ſeine Leute ausgebildet hat. Die Mannſchaften handeln ganz ſelbſtändig, ohne ſich durch das feindliche Feuer irgendwie beirren zu laſſen, das auf dieſe Entfernung allerdings ja auch gänzlich wirkungslos iſt. Jetzt geht die Compagnie auf einen Wink ihres Hauptmanns über ein bebautes Feld, das an den aufgeſtellten Warnungzeichen von hier aus als ein Rübenfeld zu erkennen iſt. Das iſt zwar ſtreng verboten; aber wenn die Kriegslage es erfordert, darf man auf ſolche Verbote im Intereſſe des Ganzen nicht zu ſtreng Rückſicht nehmen. Für unvermeidliche Flurſchäden ſind ja Gelder vorhanden; und dieſe Flurbeſchädigung iſt nöthig.“ Noch immer beobachtete Excellenz mit ſeinem Glas die einſame Compagnie; nun rief er halblaut: „Bravo! Braviſſimo!“

Dann wandte er ſich an ſeinen Ordonnanzoffizier: „Reiten Sie einmal dorthin, aber Galop, und ſtellen Sie feſt, wer die Compagnie dort führt, damit ich dem Hauptmann nachher bei der Kritik meine Anerkennung ausſprechen kann.“

Im Galop ſauſte der Geſandte davon und im Galop kam er zurück.

„Nun, wie heißt dieſer hervorragend tüchtige Offizier?“ rief Excellenz dem Ankommenden ſchon entgegen.

„Seine Hoheit Prinz Karl Oskar.“

Da umſpielte ein glückliches Lächeln den Mund Seiner Excellenz. Und gelaſſen ſprach der Kommandirende das große Wort: „Das habe ich mir gleich gedacht!“

Dresden. Freiherr von Schlicht.

Gedanken.

I. Im Wählen.

Wie schwer ist es, die Gründe für und wider abzuwägen, wenn es gilt, gerade Das zu wählen, was uns am Nächsten berührt! Welcher Vortheil auf einer Seite, welcher Schade auf der anderen: Das kann ausgerechnet werden, wenn es einen Kauf gilt, nicht aber, wenn es sich um unser tiefstes Glück handelt. Unsere gesammelte Natur muß da reden, mit sich zur Klarheit kommen und verstehen, welches ihr allerinnigstes Bedürfniß ist, dasjenige unter allen, das immer überlebt, während die vielen Neigungen wechseln; und danach hat sie zu wählen.

Die meisten Handlungen sind vielleicht keine Wahl im eigentlichen Sinn. Eine Willkür nur, ein Zufall macht, daß die Wage nach dieser oder jener Seite ausschlägt. Und in so Vielem, was wir thun, bedeutet es ja auch wenig, ob das Eine oder das Andere geschieht. Nur bei Einem, dessen Persönlichkeit ganz und fertig und auf ihre Art für immer gestimmt ist, werden auch die unbedeutenden Handlungen, die an und für sich völlig gleichgiltigen, nicht von Willkür gethan, ohne daß Etwas von Persönlichkeit, Etwas von vernünftigem Grund mit in die Wagschale fällt. Und in diesen Handlungen, die uns mehr bedeuten als Brot und alle Schätze, wo unsere Persönlichkeit selbst als Einsatz mit im Spiel ist? Was ich weiß, ist, daß es zum Schmerzlichsten und Unruhvollsten gehört, was das Leben uns bietet, dieser Wahl zuzusehen und sie abzuwarten, eine Persönlichkeit zu sehen, wie sie unschlüssig im Dunkeln umhertappt und gleichsam in Blindheit ihr Los aus der Hand des Lebens nimmt; und daß es nichts Froheres giebt, als zu sehen, daß die Wahl die richtige wird und der Instinkt seinen Dienst gethan hat.

Unser klares Denken und Nachdenken, — was begeht es doch für Irrthümer und Sünden! Das weiß nicht, wann es ruhen soll, weiß nicht zu schweigen, wenn es nichts mehr zu sagen hat. Das ist wie das Gewäsch und die Wortstreite und das unaufhörliche Gerede der Gelehrten, die die Sachen um und um wenden, bis wir uns darin nicht mehr zurechtzufinden wissen; die die einmal gefundenen Worte weiter fortsetzen, wenn das ehrliche sinnende Nachdenken schon längst von Geräusch übertönt ist und still für sich dasitzt, rathlos und suchend vielleicht, vielleicht aber auch mit dem rettenden Wort auf der Lippe, wartend, daß es nur wieder still wird und man ihm zuhören und seinen Sinn verstehen und versuchen will, seine unvollkommene Sprache zu deuten. Du sollst Deinem Gedanken nicht erlauben, ohne Zurückhaltung los-

zufahren und ſich mit dieſen vielen Gründen und Begründungen heiſer zu ſchreien. Du wirſt nur verwirrter davon zum Schluß. Und wie verwirrt ſind nicht die Meiſten gerade in der Stunde ihrer Wahl, der Wahl, bei der ihr innerſtes Glück auf dem Spiel ſteht! Aber gewählt muß werden und wird. Die es ſehen und verſtehen, ſie zittern und wenden ihren Blick ab, ſchaudernd vor jenem Mißton, der uns durchdringt, wenn Etwas in einer Seele zerſpringt. Es hängt von einem Würfelfall ab. Und hier und da kennt auch der Zufall Schonung.

Du mußt Deinem Gedanken gebieten, zu ruhen. Es iſt Dir nicht gegeben, jede Stunde in Deinem Dunkelſten klar zu ſehen. Du kannſt es manchmal und mußt die rechte Stunde erwarten. Tage gehen und Wochen: und Du ſiehſt nichts und mußt Dir Ruhe geben. Wenn aber die Stunde kommt und Dein Innerſtes ſich aufthut vor Dir, da mußt Du mit Allem in Deiner Seele lauſchen auf Das, was Dein Inneres ſpricht, und die Worte bewahren. Vielleicht iſt es nur eine kurze Sekunde und Du konnteſt den Satz nicht zu Ende hören; Du mußt geduldig ſein, mußt wieder auf die rechte Stunde warten. Und eines Tages kommt ſie wieder; und wieder ein anderes Mal; und Alles, was Du hörſt, legſt Du zuſammen. Es iſt jedesmal ein kleiner Eindruck, den Du empfängſt, dann und wann, in den Stunden, da Du am Klarſten ſiehſt. Nach dieſen Eindrücken ſollſt Du Dich richten, auf ſie ſollſt Du achten. Sie ſind das Zarteſte von Allem. Dieſe ſeeliſchen Anſchläge ſind ſo ſchwach, ſo fein und beinahe unmerkbar. Sie verſchwinden ſo leicht im Geräuſch der Gedanken. Vor dieſen muß Dein Gedanke ſich hüten, etwas Böſes zu thun. Du kannſt ſie zerſtören, indem Du über ſie nachdenkſt, ſie unaufhörlich hervornimmſt und antaſteſt. Du mußt Deine Gedanken in Zucht halten, daß ſie nicht jede Stunde taktlos über das Intimſte Deines Lebens plappern.

Verſtehſt Du mich? Was ich ſagen wollte, iſt nur, daß in den Tagen, da das Herz nicht den Weg ſieht, nicht ſo ſehr dem Gedanken die Berechnung anvertraut werden ſoll, vielmehr dem Charakter. Es gilt nicht, zu denken, es gilt, zu leben; es gilt, die Ordnung ſeiner ganzen Perſönlichkeit zu bewahren, ſeine Kräfte geſpannt, ſeine beſten Eigenſchaften mächtig zu erhalten, zu leben, ſo ernſt, ſo voll und ehrlich, wie wir es vermögen. Es gilt, zu wachen. In den Stunden, da die großen Fehltritte begangen werden können, iſt es verhängnißvoll, auch nur für eine Sekunde zuſammenzuſinken. Die Seele muß ſich unaufhörlich geſpannt halten, jeden Augenblick bereit ſein. Alles hängt in ſolchen Zeiten davon ab, ſein rechtes Ich, ſeine beſte Natur aufrechtzuhalten. Denn ſie iſt es, die wählen muß. Du ſollſt ſie am Leben erhalten; und, glaube mir, Deine Natur leitet Dich recht.

II. Vorsätze.

Es giebt wohl Viele, die darüber trauern, daß sie ihre Vorsätze nicht halten können; ob wir nicht lieber darüber trauern sollen, daß wir sie nicht fassen können? Zwar steht uns ja immer frei, in jeder Stunde uns so viele gute Regeln zu denken, wie wir wollen, und festzusetzen, daß wir ihnen folgen werden. Aber es geht uns so oft wie dem König in Hamlet, da er von seinem Betpult aufsteht. Die Seele ist nicht jeden Tag und jede Stunde bereit, in sich zu gehen.

Unser ganzes Wesen muß dabei, alle Fibern müssen gespannt sein. Die Seele muß zum Leben erwachen und mit voller Spannkraft einen Gedanken umfassen. Dann bekommt dieser Gedanke Macht über uns, sonst nicht. Deshalb ist Alles von Gewicht, was den Gedanken hervorhebt, die Aufmerksamkeit an ihn bindet. Und Das gilt auch von kleinen, unwesentlichen äußeren Umständen. Der Vorsatz an und für sich, der stille Beschluß in unserem Innern, ist schwer festzuhalten. Er muß an etwas Aeußeres befestigt werden, das wir uns immer vor das Gedächtniß stellen können. Das verstand der Vater, der seinen Söhnen, statt ihnen eine Vorlesung über die Eintracht zu halten, die zusammengebundenen Stäbe zum Zerbrechen gab.

Da kann es Etwas geben, das ein Mensch oft festsetzen wollte; aber es glückte nicht. Dann kommt ein äußeres Ereigniß dazu und brennt, vielleicht unter Weh und Schmerz, in seine Seele Das ein, woran er gedacht hat. Seitdem steht jeden Tag und jede Stunde der Vorsatz klar in seinem Bewußtsein; und er hat Macht über ihn.

Ich möchte an ein kleines Stück von Dumas dem Sohn erinnern: „Ein graues Haar."

Er und sie, der Mann und die Frau, kommen aus dem Gesellschaftleben nach Haus und sind im Begriff, einander gute Nacht zu wünschen, mit der selben Kühle, wie sie es jeden Abend seit zehn Jahren gethan haben. Die junge Frau hatte sich gekränkt gefühlt, gleich nach der Heirath war es zum Bruch gekommen und die Jahre hatten nicht vermocht, die Beiden einander zu nähern. Wie Fremde hatten sie unter dem selben Dach gelebt: die schöne Frau, die mit Resignation ihren Sommer verblühen sieht; der feine, ironisirende Weltmann, der mit bitterem Lächeln zusieht, wie die Zeit Jahr nach Jahr abpflückt von seines Lebens Länge. Da, an diesem Abend, liegen ernste Gedanken in der Luft. Worte kommen, die kalt sind und doch brennen. Es kann ein Bruch für immer, es kann eine Versöhnung werden. Da sieht sie zum ersten Mal an seiner Schläfe ein Haar, das weiß ist. Sie nimmt es und hält es vor ihn hin mit Trauer im Blick und doch mit Freude. Sie

hatte manchmal gedacht, daß eine ſolche Stunde kommen könnte und daß ſie ihm dann ihre ganze Seele aufthun würde, — wenn ſie die erſten Zeichen des Alters bei ihm gewahrte.

Sie verſtand, einen der Augenblicke zu rufen und feſtzuhalten, die in einem Leben Wendepunkte werden können. Dieſe gilt es zu ergreifen und zu benutzen.

In allen Stunden von Feier und Ernſt — oder von Freude! — ſollſt Du wach ſein; jede Sekunde, da Deine Seele lebt.

Lange Zeiten vergehen zuweilen und Du kannſt nicht in Dein Herz hineingehen. Da, eines Tages, fällt Stillheit über Dich, die Alltagsgedanken legen ſich zur Ruhe wie an einem Samſtagabend; es wird ſo ſtill, daß Du hören kannſt, wie die Glocken läuten. Dann iſt die Stunde da, Gelübde zu thun.

Dazu haben wir des Lebens Feiertage, ſtille Sonntage, feſtliche Werktage, einen Geburtstag, den Jahrestag einer Erinnerung, den Tag einer Silbernen Hochzeit; wenn dieſe vergehen, ohne daß wir uns ſammeln und zurückſchauen, in uns ſelbſt gehen: Das iſt unerſetzlich.

An ſolchen Tagen kann ein Gelübde gethan werden.

Ein Vorſatz braucht die Weihe des feſtlichen Augenblickes. Unſer Geiſt hat ſeinen Stolz. Wer über ihn gebieten will, muß eine Sanktion ſeines Rechtes haben. Ein Beſchluß, ohne Feierlichkeit gefaßt, trägt nicht den Adel in ſich, der Ehrfurcht weckt. Im Vorübergehen, im Gewimmel und Gehandel des Marktes ſich ein Verſprechen geben, bei ſich einen Vorſatz faſſen, iſt willkürlich. Unſere Seele fordert Feierlichkeit, Takt, Etikette, möchte ich ſagen. Sie will einen Gedanken huldigend anerkennen in einer von des Lebens Andachtſtunden, in feſtlicher Stille, in Freude oder im Ernſt der großen Schickſale. Da beugt ſie ſich vor ſeiner Gewalt.

Ich will nicht ſagen, daß es leicht ſei, einen Vorſatz zu halten. Aber es kommt mir oft vor, als ob es hier leichter ſei, zu halten als zu verſprechen. Und als ob auch das Verſprechen nicht zu ſchwer ſei, wenn die richtige Stunde da iſt. Aber Dieſes iſt von Allem im Leben das Schwerſte: ſich dieſe Stunden zu ſchaffen, ſich im Innerſten des Gemüthes Feierlichkeit zu bereiten, Ernſt, Stillheit, heitere Freude, — Weihe.

III. Vom Beten.

Es iſt nur zu wahr, was Du ſagſt, mein lieber Freund, daß das Gebet für die Gläubigen da iſt, ihr Glück und ihr Vorrecht. Und es giebt nichts,

meinst Du, was es ersetzen kann. Glaubt man nicht, so betet man nicht Gewiß, es ist so. Ich habe auch so gedacht. Und doch kommt es mir vor, als ob man auch das Gebet Denen, die nicht beten, ersetzen könne.

Was ist denn das Gebet? Ein dringendes Gesuch? Kaum. Die Menschen beten um allerlei Dinge und mögen es thun; wenn sie aber zu hartnäckig auf Dem bestehen, worum sie beten, müßten sie an die Betrachtungen Marc Twains erinnert werden, der sich die Möglichkeit des Gebetes in dem Fall vorzustellen sucht, wo man auf zwei einander begegnenden Schiffen um guten Wind betet. Aber so ist doch nicht die Ansicht der Christen. Das dritte Gebet verändert ja Alles. Es ist zwar natürlich, daß der Mensch, der in Trauer ist, seine Gedanken just an seine eigenen Sorgen heftet und um deren Abhilfe betet. Es ist schwer, so in abstracto zu beten, ohne an irgend einen besonderen Wunsch zu denken. Aber hinter allen Gebeten liegt doch das dritte. Der wirklich Gläubige betet stets nur dieses Gebet.

Ist des Gebetes innerster Inhalt nicht der, daß der Betende sich unter den göttlichen Willen beugt? Beten ist eine Willensbereitschaft in uns, eine Gemüthsverfassung. „Das Gebet ist das Gefäß, darin der Mensch Gottes Gaben auffängt," habe ich irgendwo gelesen. Das finde ich ganz richtig gesagt.

Sollte es aber einem nicht Gläubigen geschehen, daß er in einer Stunde schweren Zweifels betet, so könnte ich mir denken, daß er es thut, ohne zu Dem zu greifen, was er nicht glaubt. Er betet um ein Zeichen, wie er handeln soll, um einen Fingerzeig der Vorsehung. Weißt Du, was er in einer solchen Stunde eigentlich thut? Er weiht sich seiner Pflicht. Er beschließt bei sich, mit seiner ganzen Seele auf das kleinste Wahrzeichen zu lauschen. Er will aufmerksam sein, er hält sich bereit, dem ersten Gewissen zu folgen, oder einem anderen Daimonion, von dem Du annehmen willst, daß es redet. Ich glaube auch, daß solches Gebet gern gehört wird. Denn die Stimme redet immer. Aber unser Empfinden ist zu grob und zu sehr zerstreut, um sie immer aufzufassen. Erst wenn wir mit unserem Willen bereit stehen, wird unser Ohr völlig wach. Und meiner Meinung nach braucht in einem solchen Gebet kein Selbstbetrug zu liegen. Es ist eine Andachtübung.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Wie Du weißt, ist meine fixe Idee, sehen zu wollen, wo die verschiedenen Lebensanschauungen zusammenfallen. Nicht etwa, um selbst die eine Anschauung mit der anderen zusammenfallen zu lassen; denn scharfe Unterschiede giebt es genug und sie dürfen nicht verwischt werden. Ich glaube aber immer, daß das Beste in einer Anschauung oft von der Angst unterdrückt wird, sie könnte Aehnlichkeit mit einer anderen haben.

Hans Larsson.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 28. Oktober 1905.

Personalia.

Revirement im diplomatischen Reichsdienst. Dem Grafen Alvensleben ist der erbetene Abschied bewilligt worden; „in Gnaden“ natürlich: der Schwarze Adler, der jetzt auf keinem Mandarinensarg fehlen darf, ist auch diesmal nicht ausgeblieben. Fühlbar war die Gnade seit dem Februar 1904 nicht mehr. Schon damals wußte der Botschafter, daß die Friedensglocken ihm die Sterbestunde einläuten würden. Er hatte nach Berlin berichtet, der Friede sei gesichert. Das ward sein Verderben; noch in den Nekrologen wird die Rüge ihm nicht erspart. Konnte er aber anders berichten? Kein Diplomat ist verpflichtet, von den Absichten der Regirung, bei der er beglaubigt ist, mehr zu wissen, als sie selbst davon weiß. Graf Lamsdorff sagte: An Krieg ist nicht zu denken. Nikolai Alexandrowitsch betheuerte vor den Ohren des diplomatischen Corps, er werde um jeden Preis den Frieden erhalten. Und Alvensleben, der deutlich sah, daß Rußland für den Krieg nicht gerüstet war, mußte diesen Versicherungen glauben. Die Berliner hatten von der falschen Seite Auskunft verlangt. Graf Arco in Tokio mußte ihnen melden, daß der Krieg unvermeidlich sei; die Thatsache, daß auch Baron Rosen, Rußlands Vertreter beim Mikado, sich durch die unübertreffbare Trugkunst der Japaner täuschen ließ, entschuldigt den Bayern nicht. Auch nicht den Grafen Wolff-Metternich zur Gracht. In London wußte jeder Broker Bescheid. Die Kohlenkäufe und Proviantbestellungen der japanischen Behörden waren nicht zu verbergen; und die City rechnete seit Neujahr mit der Gewißheit eines Krieges. Weil der Freiherr von Eckhardtstein, als Maples Schwiegersohn, mit Cityleuten verkehrt, erfuhr er die Wahrheit. Fand in Berlin aber keinen Glauben, trotzdem er den Alarmruf laut wiederholte. „Unsinn: Alvensleben müßte es doch wissen.“

Nur die ahnungloſen Engel der Wilhelmſtraße konnten ſo denken. Die hielten ſich ſtramm an ihre petersburger Informationen und ſchläferten auch das preußiſche Miniſterium ein. Der Finanzminiſter erklärte, als er das Preußenkonſortium mit einer neuen Anleihe belud, optima fide, eine Kriegsgefahr ſei nicht zu fürchten. Dann kam der Torpedoangriff im Hafen von Port Arthur und der japaniſche Börſenſchrecken. In wenigen Tagen wurden Billionen verloren. Die Panik war grundlos; der Rückblick lehrt ja, daß der Aſiatenkrieg den Geſchäftsgang nicht gehemmt, ſondern ſogar gefördert hat. Das deutſche Nationalvermögen iſt aber gemindert worden, weil die Grafen Arco und Wolff-Metternich nicht wachſam waren. Dennoch bleiben ſie behaglich auf ihren Plätzen; den für die Weltpolitik heute ſo ziemlich wichtigſten. In Tokio müßte ein Induſtriekenner ſitzen, der wirthſchaftliche Zuſammenhänge zu erfaſſen verſteht, in der Fabrikſtadt Oſaka zu Haus iſt und genug Pſychologentalent hat, um die ſtraff diſziplinirte Japanerſeele durchſchauen zu können. Graf Arco iſt ein gutmüthiger und liebenswürdiger Bayer, der in Liſſabon oder Athen, meinetwegen auch in Madrid (wo ſelbſt Radowitz nichts gegen die Franco-Anglaiſe vermag) ſeine Sache vielleicht ganz gut machen würde, dem Japan aber ſtets ein Buch mit ſieben Siegeln bleiben wird; ein Buch, deſſen Inhalt ihn wohl nicht einmal beſonders intereſſirt. Kein Wunder, daß unſere Banken bei ihren Plänen einer Expanſion nach Oſtaſien auf diplomatiſche Hilfe gar nicht hoffen und Privatgeſandte hinausſchicken, um über Land und Leute, über die Geſchäftsmöglichkeiten in Japan, der Mandſchurei, Korea und Südſachalin nutzbare Wahrheit zu hören. Kein Wunder, daß in der Deutſchen Geſandtſchaft in Tokio dem (übrigens immer gaſtfreundlich und zwanglos aufgenommenen) Landsmann noch heute fidel erzählt wird, nur über die jämmerliche Ruſſenarmee ſei den Japanern der Sieg ſicher geweſen; zum Glück brauchen wir die Behauptung einſtweilen in praxi nicht nachzuprüfen. Wenn man ſich bei uns nicht entſchließen will, den Kandidatenkreis zu erweitern, ſollte man ſolche Plätze wenigſtens mit Männern vom Schlag des Freiherrn von Thielmann, des Herrn Mumm von Schwarzenſtein, des Generalkonſuls Knappe beſetzen. Schwerer wäre der richtige Mann für London zu finden; der Stärkſte wäre da gerade ſtark genug. Von Hatzfeldt pflegte Bismarck zu ſagen: „Ein Talent, doch kein Charakter; und ſchon in Berlin als mein Staatsſekretär bedenklich angliſirt und für meinen Geſchmack zu intim mit Finanzleuten. Nach London hätte ich ihn nicht geſchickt, wenn nicht die Regirung der Kronprinzeſſin in Sicht gekommen wäre.“ Die Kunſt, mit der feilen Dame public opinion umzugehen, hat er jedenfalls verſtanden; ſo lange er lebte,

war Our William der Held der londoner Hauptblätter. Auch wäre der in der besten Schule erzogene Mann, der schon vorher das Reich in den Wetterwinkeln vertreten hatte, nicht blind in den Nebel hineingetappt, dessen Lichtung uns dann das Bild der doppelten Britenassekuranz zeigte. Seit Graf Wolff-Metternich zur Gracht ihn beerbt hat, gelingt nichts mehr; weiß man an der Spree offenbar nie, was der nächste Morgen von der Themse bringen wird. Ein Herr von Dutzendintelligenz, der für den Verkehr mit hamburger Senatoren ausreichte, aber schon einem Cambon nicht gewachsen ist und nach den früher giltigen Grundsätzen nicht in den londoner Botschafterpalast gekommen wäre; weil ihm die dazu nöthige Erfahrung fehlte und ein ungewöhnliches Talent, das sie ersetzen könnte, mindestens nicht sichtbar geworden war. Solche Grafen hielt man sonst für Darmstadt oder Teheran in Reserve. Dieser Graf aber hatte sich auf den Sommerreisen des Kaisers beliebt gemacht. Und ein Mann, der Metternich heißt, muß es doch faustdick hinter den Ohren haben. Wer weiß? Am Ende sind die Maßgebenden mit seinen Erfolgen sehr zufrieden. Dieses Kaliber kann heutzutage sogar Kanzler liefern.

Mortuos plango. Dem armen Alvensleben ist Unrecht geschehen. Der Krieg, der den Zaren aus ruhigem Schlaf riß, konnte auch Wilhelms Botschafter überraschen; daß er nicht länger mehr zu vermeiden sei, mußten die Herren Arco, Metternich, Richthofen und Bülow wissen. Doch Graf Alvensleben wird im April Siebenzig und seine Abberufung giebt zum Staunen weniger Grund als vor vier Jahren seine Ernennung. Die wirkte damals wie ein schlechter Scherz. Ein Gesandter, der dreizehn Jahre lang in Brüssel gesessen und den jedes Revirement übergangen hat, pflegt sonst als abgethan zu gelten. Alvensleben schien nach solcher Wartezeit für Petersburg gut genug; plötzlich, als sechsundsechzigjähriger Mann. Warum nicht früher, wenn man ihn tauglich fand? Daß er nur avancirte, weil Brüssel für den Stiefschwiegersohn des Kanzlers freigemacht werden sollte, darf man ja nicht glauben. Sind wir so arm an fähigen Köpfen, daß man müde Routiers und unerprobte Neulinge holen muß, wenn einer der wichtigsten Vertrauensposten zu besetzen ist? Fast scheint es so. Trotzdem sich eben erst allzu deutlich gezeigt hat, was entstehen kann, wenn ein Botschafter in Rußland der epikurischen Mahnung λάθε βιώσας gehorcht, ward für die Nachfolge Alvenslebens ein Herr erkürt, der das Zarenreich nicht kennt und nur einmal Chef einer Mission (zweiten Ranges) war: Herr von Schoen. Im Sachsenwald fragte Bismarck, als er über die Schwierigkeit der Diplomatenauslese gesprochen hatte, mich eines Tages: „Was müßte nach Ihrer Meinung denn ein Mann prästiren, der für Petersburg geeignet wäre?"

Er müßte reich sein, nicht von zu kleinem Adel, Rußland, Oesterreich, den Balkan und die asiatische Reibungfläche genau kennen, die Möglichkeiten und Nothwendigkeiten britischer Politik am Schnürchen und eine Liste aller Orientränke im Kopf haben; Landwirth gewesen und auf allen Heerstraßen und Schleichwegen des Handels, der Zoll- und Bahntarifpolitik bewandert sein; militärischer Rang, früher manchmal de rigueur, ist unter Nikolai nicht mehr nöthig, unentbehrlich aber eine schon gefestigte Reputation, die in dem Lande des Fürstengewimmels dem Fremdling sofort die richtige Stellung giebt und ihn vor der spezifischen Slavengefahr bewahrt, unter Guirlanden betäubt zu werden. „Schleinitz postulirte nicht so viel. Bei Ihren Ansprüchen hätte ich als Vierziger keine Aussicht gehabt, nach Petersburg zu kommen. Vom Balkan wußte ich verdammt wenig, von Asien gar nichts; auf hohen Adel konnte ich nicht pochen, reich war ich erst recht nicht (habe es allerdings nie so bitter empfunden wie dort in der Kälte) und mit meiner Handelspolitik war damals auch kein Staat zu machen. Du weißt wohl nicht, mein Freund, wie grob Du bist?" Erstens, Durchlaucht, hat sich in fünfunddreißig Jahren Manches geändert. Wer mit dem Kaiser, mit den mächtigen Damen und mit Gortschakow gut stand, hatte 1860 ungefähr schon genug gethan; heute ist der Import von Getreide und Vieh, die Maschinenlieferung, die Finanzirung der russischen Zukunft wichtiger als die Zufallsstimmung der Höfe. Zweitens sollten Sie nicht in Petersburg bleiben, sondern, nach Ihrem eigenen Wort, fürs Ministerpräsidium auf Eis konservirt werden. Und drittens mußte jeder nicht ganz dumme Vorgesetzte, der die frankfurter Berichte des Herrn von Bismarck gelesen hatte, den Werth dieses Diplomaten kennen. Ausnahmen bestätigen zwar nicht, wie gedankenlose Leute sagen, die Regel, beweisen aber nichts gegen sie. Der seltne Mann will seltenes Vertrauen. „Danke schön. Aber auch ohne solchen Versuch einer captatio wären Sie mit Ihren Antworten nicht durchs Examen gefallen."

An dieses Gespräch mußte ich denken, als ich die Ernennung des Herrn von Schoen las. Ein Hesse aus reicher Bourgeoisfamilie. Seit zwanzig Jahren geadelt. Sekretär in Athen, Bern und im Haag. Sieben Jahre lang Erster in Paris. Dann, wahrscheinlich, weil die Laufbahn kein nahes Ziel zeigte, auf Wunsch zur Disposition gestellt. Vier Jahre lang Oberhofmarschall des Herzogs Alfred von Koburg. Hat ein Diplomat, der auf Beförderung hoffen durfte und nicht auf hohen Lohn zu sehen brauchte, sich je um das Schranzenamt an einem kleinen Hof beworben? Im Sommer 1899 winkte dem gar nicht blinden Hessen das Glück. Er führte in Berchtesgaden die Söhne des Kaisers spaziren und kam dadurch oft in die Nähe ihrer Mutter. Das nützte

ihm mehr als der siebenjährige pariser Dienst. Herrn von Kiderlen ging in Kopenhagen (richtiger: hinter den westindischen Inseln) die Sonne unter und Herr von Schoen wurde sein Nachfolger; auch als Reisebegleiter des Kaisers. Ob er über einen eben so großen Anekdotenschatz verfügte wie der Schwabe? Proben seiner Leistungfähigkeit im eigentlichen Beruf hat er bisher nicht zu liefern vermocht. (England hat in Skandinavien Alles erreicht, was es haben wollte: Kronen für zwei seiner Töchter und, wenn nicht alle Zeichen trügen, von Dänemark die Zusicherung wohlwollender Neutralität für den Fall eines Ostseekrieges.) Herr von Schoen mag dennoch ein tüchtiger Diplomat sein. Wo aber hat ers schon bewiesen? In Berchtesgaden und an Bord der „Hohenzollern" doch wohl nicht. Der Erdosten ist ihm terra incognita. Ueber die kompleren Größen des Wirthschaftlebens hat er nie ein selbständiges Urtheil abzugeben gehabt. Seit die Zarenfamilie nicht mehr zu langem Aufenthalt an die dänische Küste kommt, ist in Kopenhagen für die Erkenntniß russischer Politik nicht viel zu holen. Trotzdem nach vier Gesandtenjahren (bei Alvensleben warens zweiundzwanzig; und er hatte in Rumänien und Rußland gedient und nicht pausirt, um als Hofmarschall sein Glück zu versuchen) nun Botschafter in Petersburg. Jahre können vergehen, ehe der neue Mann sich in dem Reussenland zurechtfindet, wo er mit Wittes vierschrötiger Klugheit, mit Chilkows Genie und der unermüdlichen Behendigkeit Lexas von Aehrenthal die Kraft messen muß. Quid sit futurum cras, fuge quaerere, räth Horaz. Einstweilen ähnelt Alvenslebens Erbe aufs Haar einem Kind höfischer Gunst. Sind wir wirklich so arm? Der charmante Herr, den die Mutter Wilhelms des Zweiten nach ruhmvollem Oberhofmarschallsdienst für einen Botschafterposten empfahl und der nun in Paris haust, hat sich nicht ganz nach der Erwartung bewährt. Sonst wäre ihm nicht Herr Dr. Rosen nachgeschickt worden, der zwar über Kausalität und Teleologie allerlei klingende Feuilletonweisheit von sich zu geben, doch weder ein uns vorteilhafteres Konferenzprogramm zu erlangen noch sich vor Spott zu wahren vermochte. Das Essen, zu dem er die Häupter der Nationalistenpartei einladen ließ, trägt offiziell bereits den Titel le dîner des dupes. Der Bevollmächtigte des Deutschen Kaisers mußte zuerst erleben, daß die Einladung, mit ihm zu speisen, von den Freunden Déroulèdes schroff abgelehnt wurde, und später, daß die andere Gruppe (Massard-Millevoye) ihm öffentlich nachsagte, er habe sie gegen England aufzuwiegeln versucht und durch einen Mittelsmann die Gründung eines Blattes vorgeschlagen, qui s'efforcerait de discréditer et de ruiner l'entente cordiale, pour faciliter un rapprochement franco-allemand. Das kann, wie so Vieles

ſeit drei Monaten, dementirt werden, wird dadurch aber nicht unwahrſcheinlicher. Und nicht rühmlicher; ein in heikler Miſſion Entſandter müßte auch den Schein der Lächerlichkeit meiden. Kein Zweifel: wir ſind verarmt. Die Arco und Wolff-Metternich, Alvensleben und Schoen, Radolin und Roſen wären unter Bismarck nicht zu ſo hohen Ehren gekommen. Und in Waſhington ſitzt Speckchen von Sternburg, in Wien ein General der Kavallerie, der, wenn er in Bonn nicht geſagt hätte, die Boruſſenjacke ſcheine ihm nicht das zur Einholung gekrönter Vettern geeignetſte Gewand, vielleicht noch à la suite wäre und dem man, nachdem er vierzig Jahre im Heer gelebt hat und zuletzt noch Gouverneur von Berlin geworden war, nicht zumuthen darf, er ſolle die wirthſchaftliche Bedeutung der magyariſchen Adelsrevolte oder gar den Werth bosniſcher und dalmatiniſcher Bahnanſchlüſſe ermeſſen. Die alte Geſchichte bleibt ewig neu. Im Lilienreich hat Figaro ſie beſeufzt. Sein Unglück war, daß er das Amt ausfüllen konnte, um das er warb. Dann kam die Revolution. Aber den Platz, der einen Rechner verlangt, erhält auch heute noch ganz ſicher ein Tänzer.

Liegts an der unzulänglichen Ausleſe? Daran, daß nur im Kreis der Privilegirten geſucht wird, denen der Kampf ums Daſein erſpart blieb und die von dieſem Kampf in Menſchen und Thieren entwickelten Fähigkeiten deshalb fehlen? Wie, nach Weismanns Wort, den im Dunkel lebenden Thieren die Sehkraft allmählich erliſcht, weil ſie werthlos geworden iſt und alſo nicht mehr durch Selektion erhalten und geſtärkt wird, ſo welken auch den Privilegirten nach und nach die Eigenſchaften, die der in den grauſamen Kampf ums Daſein Geſtoßene haben und ſtählen muß, wenn er ſich im Wettbewerb als den Tauglichſten bewähren will. Die deutſche Noth zwingt gebieteriſch zur Erweiterung des Ausleſegebietes. Für einen modernen Diplomaten genügt die Fähigkeit nicht, ſich in drei Sprachen korrekt auszudrücken, einen beſtickten Frack mit Anſtand tragen, den Klatſch der Hofgeſellſchaft brühwarm in die Heimath befördern und allenfalls noch die Kanäle finden zu können, die in die cloaca maxima der Oeffentlichen Meinung münden. Wohin man mit ſolchen Hotelportierkünſten kommt, ſehen wir nun mit brennendem Auge. Warum kann ein Volk, das für ſeine numeriſche Geltung und für ſeinen Wohlſtand, das in Haus und Hof, Laboratorium und Fabrik, Kaſerne und Hörſaal Unübertroffenes leiſtet, trotz aller Gunſt der Zeit und des Zufalls, ſeinen nationalen Machtbereich nicht ausdehnen? So fragte ich vor acht Tagen. Und habe die Antwort nun noch ergänzt. Wenn die Firma Krupp, die Allgemeine Elektrizität-Geſellſchaft und die Deutſche Bank im Ausland ſo ungenügend vertreten wären wie das Deutſche Reich, würde ihnen jedes fette Geſchäft weggeſchnappt.

Die Presse kümmert sich um diese Dinge nicht, deren Wichtigkeit doch Jedem einleuchten muß. Anerzogene Lakaienscheu oder die Furcht, bei den Informatoren in der Wilhelmstraße Aergerniß zu erregen und am Ende gar nicht mehr zu den Parlamentarischen Abenden geladen zu werden? Kein Demokrat hat gefragt, warum Herr Radolin, wenn er in der ersten Krisis Rosen, Henckel und Hammann als Helfer braucht, nicht in ein milderes Klima versetzt wird. Keiner, was Herr Wolff-Metternich gethan hat, um die Spannung zwischen Britanien und Deutschland zu lösen. In der Vossischen Zeitung des „entschieden liberalen Bürgerthumes" las ich vor ein paar Tagen: „Herr von Schoen gilt allgemein als eben so persönlich liebenswürdig als hervorragend begabt." Das ist blanker Blödsinn; denn der neuste Mann des Kaisers ist „allgemein" völlig unbekannt und hat von seiner Begabung dem Schauen noch nichts offenbart. Ungefähr so (nur nicht immer in so tantenhaftem Stil) lesen wirs aber nach jeder Ernennung. Statt die sichtbaren Thatsachen zu wägen, den Rechtstitel des Ernannten zu prüfen oder wenigstens seine erste Leistung abzuwarten, füttert man den Kömmling aus vollen Schalen mit süßem Brei. Jeder ist persönlich liebenswürdig (Das sind sie auch Alle, seit der steife Preußentypus sich den jetzt beliebten maître d'hôtel-Sitten anbequemt hat) und Jedem geht der Ruf hoher Begabung voran. Jedem, der nicht etwa agrarischer oder hyperkonservativer Gesinnung verdächtig ist. Nur danach wird gefragt. Und doch hat schon Lagarde an die einfache Wahrheit erinnert, daß der Führer einer Lokomotive weder konservativ noch liberal, sondern sachverständig zu sein hat; und doch wäre der Mann, der im Volksdienst nicht seine Kastenzugehörigkeit vergäße, ein erbärmlicher Wicht. Thut nichts. Agrarisch oder städtisch: that is the question. Die selben Thoren, die einen Minister nach seinen Reden, dem unwesentlichsten Theil seiner Arbeit, beurtheilen, fragen den ins Amt Tretenden nur nach seinem Glaubensbekenntniß; als obs nicht vor allen Dingen darauf ankäme, ob er sein Handwerk gelernt hat, ein produktiver Kopf ist, verwalten und organisiren kann. Herr von Podbielski, der in Wald und Feld, Scheune und Stall Bescheid weiß und seine Sache gründlich versteht, bleibt der schlimme Junker, weil er der freisinnigen Pathetik nicht mit feierlicher Bülowmiene lauscht. Der Leiter unserer allzu auswärtigen Politik wird immer gelobt, trotzdem ihm im Großen und Kleinen Alles kläglich mißlingt und seine Kurzsicht das Reich in Lebensgefahr gebracht hat; er ist ein so wundervoll moderner Mensch und redet wie Mosses erster Feuilletoncommis. Herrn Budde wird nicht sein ungewöhnliches Organisatorentalent, sondern seine Kanalstrategie als Verdienst angerechnet; denn der Kanal (dessen theuren und unzeitgemäßen Bau man bald mit bitteren Zähren bereuen wird) gehört

zum Freisinnsdogma. Wenn Graf Kanitz-Podangen zum preußischen Handelsminister ernannt worden wäre, hätten wir ein Wuthgeheul vernommen. Ein Mann, der für hohen Getreidezoll kämpft! Daß er vom Handel Etwas versteht und nach Gerechtigkeit auch gegen Jobber strebt, bedeutet dagegen nichts.

Ich habe natürlich weder erwartet noch gewünscht, den Grafen Kanitz zum Handelsminister ernannt zu sehen. Dieses Amt, dachten die Meisten, ist wohl längst vergeben. Denn daß Herr Möller nicht an den Ministertisch wiederkehren dürfe, war in den Tagen der Berggesetznovelle schon beiden Kammern zugesagt worden. Seit er, sub auspiciis eines Kohlenhändlers und eines Bankspekulanten, den westfälischen Krieg begonnen hatte, waren die alten Berufsgenossen und die neuen Kollegen weit von ihm abgerückt. In der Heimath hatte er nie viel gegolten. Ein redseliger Parlamentarier, der sich in allen Kommissionen und Enqueten mit dem Notizbuch wichtig macht. Ein Dutzendindustrieller, der in der Zeit der höchsten Aufschwünge mit seinem Kupferhammer nichts anzufangen versteht. Doch ein braver Mann, der die rothe Erde liebt und den Nacken nie beugen lernt. Am Tisch des Generaldirektors der „Hibernia" hat er eines Tages gesagt, wie ein Mann müsse Westfalen sich gegen den Versuch erheben, dieses Kleinod für die Staatsbureaukratie zu erobern. In einer Sommernacht wollte er das Juwel nun in die Tasche stecken. Das gab eine Enttäuschung wie bei weiland dem lortener Hammerstein, der auch als Minister that, was er vorher hoch und heilig verschworen hatte. Die Kollegen, die ihr Urtheil über die Fähigkeit des Herrn Möller nicht hehlten, wollten ihn die Brockensuppe noch ausessen lassen und wurden erst ungeduldig, als er gar zu lange löffelte. Er aber wollte nicht sterben. Denunzirte die Gruppe Thyssen-Kirdorf, die dem Kaiser als ein bösartiger Klüngel geschildert worden ist, als seinen Erzfeind und benutzte den Grubenstrike, um sich zu halten. Den Minister, der gegen die Zechenkönige aufgetreten ist, läßt man, dachte er, so bald nicht fallen: sonst schreit die Sozialdemokratie Feuer und Reaktion. Schließlich gings nicht mehr. Er hatte eben einem Interviewer anvertraut, daß er sich frischer als je fühle und alle Rücktrittsgerüchte am Niederrhein erfunden seien, als Herr von Lucanus ihm den Lebensfaden abschnitt. Die liberale Presse, die täglich über die Gräuel der Handelsverträge jammert, hätte diesen Handelsminister (in dem sie ja den Hauptschuldigen sehen müßte) noch länger geduldet. Doch der Landtag hatte zwar, um die Staatsautorität zu wahren, die Ueberrumpelung der Hibernia-Aktionäre und die Verheißung der Strikeprämie hingenommen, aber die Bedingung gestellt, daß der Urheber dieser Leistungen ihm als Minister wenigstens nicht wieder vorgeführt werde. Zur Wahl des Nachfolgers war ja Zeit genug. Von dem jungen Thielmann hatte Lothar Bucher einst gesagt: „Das

wird später mal ein Handelsminister". An manchen Anderen konnte man denken. An die Herren Havenstein, Dr. Koch, Mühlberg (der für die internationale Politik so wenig paßt wie die ihm zunächst vorgesetzten Herren), Lewald, Helfferich (dem die Anatolischen Bahnen doch wohl nicht ohne Grund achtzigtausend Mark zahlen), an versteckte Beamte oder an Praktiker von der Art des Freiherrn von Heyl, der Herren Jenke, Haniel oder Goldberger. Ein Mann, der im stärksten Industriestaate der Erde für Handel und Gewerbe sorgen soll, muß die Industrieverhältnisse Westfalens, Oberschlesiens, Englands und Amerikas im Kopf haben, Oesterreich und Rußland gründlich kennen, mit Geldstatus und Diskontpolitik der Hauptstaatsinstitute eben so vertraut sein wie mit dem Bank- und Börsengeschäft, dem Wechsel- und Clearingverkehr, der Kartell-, Tarif- und Sozialpolitik. Das ist noch lange nicht Alles, was man von einem Handelsminister zu fordern hat. Und für dieses Amt wählte der König von Preußen einen Mann, der dreiundzwanzig Jahre im provinzialen und kommunalen Verwaltungdienst unserer Ostmark verlebt, die Weltwirthschaft niekennen gelernt, von den Lebensbedingungen der Großindustrie und des Großhandels nicht die dunkelste Vorstellung hat und vor dem Leiter einer Wechselstube beschämt stehen müßte: den westpreußischen Oberpräsidenten Delbrück. Er gilt als tüchtiger Verwaltungbeamter, hat aber keine besondere Leistung aufzuweisen. Was ein Oberbürgermeister in Danzig, ein Oberpräsident in Westpreußen zu schaffen vermag, haben Winter und Goßler gezeigt. Seit sie fort sind, ist für Stadt und Provinz nichts mehr geschehen. Trotzdem wäre gegen eine Beförderung des Herrn Delbrück nichts zu sagen gewesen. Für das Handelsministerium paßt er genau so gut wie Herr Ballin für den Oberkirchenrath. Aber „ihm geht der Ruf großer persönlicher Liebenswürdigkeit voran." Und Fürst Bülow hat auch diesem Dekret die Gegenzeichnung nicht versagt.

Nur Eins fehlt jetzt noch. Unter dem Vorsitz des Reichsgerichtspräsidenten Freiherrn von Seckendorff, der sich früher mit dem wesenlosen Amte des Sekretärs im Staatsministerium begnügen mußte, wird in diesen Tagen die Frage beantwortet, ob der Graf-Regent Leopold von Lippe, trotzdem unter seinen Ahnen (wie, nebenbei bemerkt, unter denen der Kronprinzessin Cäcilie) eine Wartensleben ist, seinen Erbanspruch gegen die Bückeburger behaupten kann. Der alte Herr Schoenstedt ist schon im Gehen. Der Kaiser hat sich aber, so heißts, die Ernennung des Nachfolgers bis zum ersten November vorbehalten. Warum? Die Herren Schmidt und Beseler wären auch früher zu haben. Im Lokalanzeiger steht: „Freiherr von Seckendorff hat an der Erledigung des Streites großes Interesse". Wenn der preußische Justizminister aus Leipzig käme, bliebe uns eigentlich nur noch zu wünschen, daß Prinz Heinrich Flottenkommandant und Herr von Moltke Chef des Großen Generalstabes würde.

Militärische Ehrengerichte.

Ein preußischer Oberst und Regimentskommandeur glaubt, die Qualifikation zu höherem Rang zu besitzen, und rechnet sicher darauf, demnächst Brigadekommandeur zu werden. Er hat eine verhältnißmäßig schnelle Laufbahn hinter sich, war im Großen Generalstab und hat sich dort, wie es scheint, der Gunst des Chefs erfreut. Wider alles Erwarten wird er plötzlich aber in der üblichen Weise veranlaßt, den Abschied zu nehmen. Auf sein Gesuch wird ihm vom höchsten Kriegsherrn erlaubt, die Uniform mit den vorgeschriebenen Abzeichen weiter tragen zu dürfen. Er wendet sich dem Journalismus zu und schon nach kurzer Zeit merkt jeder unbefangene Leser, daß hier ein kenntnißreicher Offizier, ein gewandter Stilist spricht, dessen militärische Ansichten und politische Stellungnahme aber stets durch den Gedanken an die nach seiner Meinung unverdiente Unterbrechung der Dienstlaufbahn in sehr hohem Grade beeinflußt werden; außerdem durch das Streben nach dem Beifall eines Publikums, das dem Wesen der deutschen Heeresinstitution verständnißlos gegenübersteht. Er redet im Berliner Tageblatt über die Möglichkeit eines Konfliktes, in den Offiziere durch ihren der Person des Monarchen geleisteten Fahneneid gerathen können, wenn sie eines Tages finden, der Monarch erfülle die Forderungen der Volkswohlfahrt nicht. Die Folge dieses Artikels ist eine ehrengerichtliche Untersuchung; ihr Ergebniß die Aberkennung des Offiziertitels und der Verlust des Rechtes, die Uniform tragen zu dürfen. Die Einzelheiten dieser ehrengerichtlichen Untersuchung gegen den damaligen Oberst a. D. Gaedke sind nicht so lückenlos bekannt, daß man sie zum Gegenstand einer öffentlichen Kritik machen könnte. Man hat aber den Eindruck, daß nicht nur die eine journalistische Entgleisung (für eine solche muß ich den Artikel, mindestens seiner Form nach, halten) den ehrengerichtlichen Spruch bestimmt hat, sondern daß noch andere Komplikationen dabei mitwirkten. Da das Verfahren aber nicht öffentlich ist, müssen wir uns an die sichtbaren Thatsachen halten. Wie es scheint, hat Herr Gaedke in einem Immediatgesuch vorher seinen Verzicht auf das Recht, die Uniform zu tragen, angeboten; darauf wurde geantwortet, ein Verzicht sei unzulässig, nachdem ihm die Uniform auf seine ausdrückliche Bitte durch Kabinetsordre verliehen worden sei. Wann Herr Gaedke diesen Verzicht angeboten hat, weiß ich nicht, vermuthe aber, daß es geschah, als er sich entschlossen hatte, Journalist zu werden und in die Redaktion des Berliner Tageblattes einzutreten. Dann müßte er das Gefühl gehabt haben, daß seine Thätigkeit ihn in Konflikt mit den militärischen Ehrengerichten bringen werde.

Als er aus der Mandschurei, wo er Kriegsberichterstatter gewesen war, zurückkam, war der Spruch des Ehrengerichtes in weiten Kreisen bekannt geworden. Herr Gaedke unterzeichnete (was er, wenn mein Gedächtniß nicht

trügt, vorher nicht gethan hatte) seine Artikel und auch seine Pensionquittungen als „Oberst a. D." Er berief sich darauf, daß der Spruch eines militärischen Ehrengerichtes keine gesetzliche Kraft habe und er deshalb nach wie vor berechtigt sei, sich Oberst a. D. zu nennen und die Uniform zu tragen. Diesem Standpunkt wolle er allgemeine Anerkennung verschaffen. Kein inaktiver Offizier brauche sich um die Ladung zu ehrengerichtlicher Untersuchung und um den Spruch solches Gerichtes irgendwie zu kümmern. Ob Herr Gaedke die selbe Mißachtung des Urtheils gezeigt hätte, wenn er vom Ehrengericht freigesprochen worden wäre, läßt sich heute nicht feststellen. Vor dem Beginn der Untersuchung hat er offenbar dem militärischen Ehrengericht volle Kompetenz, auch gegen verabschiedete Offiziere, zuerkannt. Sonst hätte er den Kaiser als oberste Spitze des militärischen Ehrengerichtswesens nicht gebeten, auf die Uniform verzichten zu dürfen. Damit gestand er zu, daß der Kaiser das Recht habe, das Tragen der Uniform zu erlauben und zu verbieten. Er war, als er den Abschied nahm, ein Mann in reifen Jahren, Regimentskommandeur gewesen, also mit allen ehrengerichtlichen Bestimmungen genau vertraut; dennoch fügte er, wie die meisten Verabschiedeten, seinem Abschiedsgesuch die Bitte hinzu, die Uniform weiter tragen zu dürfen. In beiden Fällen hat er das Bestimmungrecht des Kaisers unzweideutig anerkannt.

Der Spruch des Ehrengerichtes brachte ihn nicht sofort zu anderer Auffassung; nach der Verurtheilung wandte er sich mit dem folgenden Gnadengesuch an den Kaiser:

Allerdurchlauchtigster, großmächtigster Kaiser,
Allergnädigster Kaiser, König und Herr!

Eure kaiserliche Majestät bitte ich allerunterthänigst, mir den Titel als Oberst belassen zu wollen. Ich wage, zu glauben, daß die treuen Dienste, die ich Eurer kaiserlichen Majestät während einunddreißig Dienstjahren vorwurfsfrei geleistet habe, und mein langes, in untadelhafter Ehrenhaftigkeit verbrachtes Leben mich dieser Bezeichnung würdig erscheinen lassen. In den Augen der Welt könnte ich durch den Verlust des Titels als Oberst in die Gemeinschaft von Leuten gerathen, die persönlich ehrenrührige Handlungen begangen haben, und ich wage von Eurer kaiserlichen Majestät gnädigster Gesinnung zu erhoffen, daß mir ein solcher Makel und ein solcher Schmerz erspart bleibt.

Ich bin und bleibe für alle Zeit Eurer kaiserlichen Majestät in unentwegter Treue ergeben und habe in meiner publizistischen Thätigkeit niemals die Absicht gehabt, das Heer zu schädigen, sondern nur Schäden, die ich erkannt zu haben glaubte, offen und mannhaft besprechen zu wollen.

Ich verharre in tiefster Ehrfurcht

Eurer kaiserlichen Majestät allerunterthänigster Gaedke.

Ich fand nöthig, dieses Dokument hier im Wortlaut zu veröffentlichen; nicht nur aus ästhetischen Gründen, weil die Ehrfurcht des freien Mannes vor der Majestät, die bescheiden stolze Werthung der eigenen Person und der

mit dem Standesgefühl des Offiziers sich paarende pflichtbewußte Sinn des Bürgers in seltener Harmonie in diesem „Gnadengesuch" vereinigt sind. Herr Gaedke behauptete aber nachher (oder ließ behaupten), das Gesuch zeige nicht, daß er später anderen Sinnes geworden sei; er habe nur (gegen seine Ueberzeugung) dieses Mittel angewandt, um womöglich den „Konflikt" zu vermeiden; das edle, starke Herz! Die schöne Rührung, die der Leser des Gesuches empfand, war also recht unangebracht; das Gnadengesuch war als Drohbrief zu nehmen. Wie sollen wir sonst die darauf folgende Wendung begreifen? Herr Gaedke erklärt nun ja, das militärische Ehrengericht habe über Verabschiedete keine Gewalt und seiner eisernen Faust, seinem furchtlosen Bürgerherzen sei es vorbehalten gewesen, diesen Götzen zu zertrümmern. Natürlich sah der deutsche Freisinn in ihm nun den kühnen Befreier der geknechteten inaktiven Offiziere, den Helden, der dem irdenen Topf des Militarismus einen neuen Sprung beigebracht habe.

Ein verabschiedeter Offizier, der den besten und längsten Theil seines Lebens in der Armee verbringen durfte oder mußte, hat, besonders wenn ihm kriegerische Thätigkeit vergönnt war, so viel berechtigten Berufsstolz in sich aufgenommen, daß es ihm als capitis diminutio erscheinen würde, wenn er die Uniform, das Kleid seiner besten Erinnerungen, nicht mehr tragen könnte. Dazu kommen die fortbestehenden persönlichen Beziehungen zum aktiven Corps. Wir dürfen nicht vergessen, daß die Verabschiedungen jüngerer Offiziere, jedenfalls im jetzt üblichen Umfang, eine Errungenschaft allerneuster Zeit sind. Wer die Uniform weitertragen darf, muß mindestens zehn Jahre aktiv gewesen sein. Heutzutage giebt es sehr viele Offiziere, die dieses Recht haben, aber noch recht jung und aus äußeren oder inneren Gründen genöthigt sind, einen Beruf auszuüben. Diesen Offizieren, die den Dienst jung verlassen haben, treten die ursprünglichen Ursachen des Brauches meist wohl kaum noch ins Bewußtsein. Wer den Abschied nehmen will oder soll, informirt sich über die Bestimmungen, um keinen Formfehler bei der Abfassung des Abschiedsgesuches zu begehen, und bittet, wie es üblich ist, darin auch um die Erlaubniß zum Tragen der Uniform. Diese Berechtigung gehört nicht unter allen Umständen zur Charakteristik eines „anständigen Abganges", wird aber für nützlich gehalten. Die auf weniger realem Gebiet liegenden, vorhin erwähnten Gründe der älteren Offiziere kommen, wie gesagt, wohl beinahe niemals in Betracht. Selten kommt der in jungen Jahren verabschiedete Offizier dazu, die Uniform anzuziehen, falls er nicht die Gelegenheit sucht. Der Geburtstag des Kaisers, „patriotische" oder auch rein militärische Feste bieten die einzigen legitimen Gelegenheiten. Eine Grenze giebt es allerdings nicht; der inaktive Offizier kann seine Uniform tragen, wo und wann er will, natürlich mit

den für aktive geltenden Beschränkungen. Man hat schon erlebt, daß ein höherer inaktiver Offizier die volle Kriegsbemalung anlegte, um in einer von seinem Verleger gegebenen Gesellschaft den nöthigen Eindruck zu machen. Seit ganze Schaaren jüngerer Offiziere verabschiedet werden, hat die Frage eben ein wesentlich anderes Gesicht bekommen.

Daß ein Mann in den Jahren und der Charge des Herrn Gaedke sich ganz einem neuen Beruf hingiebt, gehört immerhin zu den Ausnahmen; bei den in jüngeren Jahren verabschiedeten Offizieren ist es die Regel. An beide Kategorien kann das Offiziercorps die Forderung stellen, daß ihre Thätigkeit in einem gewissen Einklang mit den im Recht auf die Uniform verkörperten Begriffen bleibt. Wir kommen damit zu dem Begriff der „Standesehre", die man bei uns ja vielfach nur als eine Ausgeburt überspannter Militaristengehirne betrachtet. Mit ihrer Anerkennung oder Verwerfung steht und fällt die innere Berechtigung des militärischen Ehrengerichtes gegenüber inaktiven Offizieren. Diese Männer stehen im bürgerlichen Leben und sind dennoch, wenn auch außer Dienst, Offiziere. Daß auch die „Offiziere a. D.", die nicht Uniform tragen dürfen, als Offiziere betrachtet werden, ist ein unlogischer Zustand. Was bedeutet der Titel, wenn thatsächlich nicht die geringste Beziehung mehr zu dem Heer und dem aktiven Offiziercorps vorhanden ist? Mir scheint das Ehrengericht, von jedem Standpunkt aus gesehen, absolut nothwendig, der heutige Zustand aber reformbedürftig. Ist es etwa logisch, daß der ohne Uniform Verabschiedete zwar sein Leben lang Offizier bleibt, weil er den Titel trägt, dem Ehrengericht aber unerreichbar ist? Entweder sind alle Offiziere a. D. dem miliärischen Ehrengericht zu unterstellen oder die Kategorie der „a. D." ohne Uniform muß verschwinden und nur noch zwischen „ehemaligen Offizieren" und solchen unterschieden werden, für die das Ehrengericht zuständig ist. Wer der Pflicht militärischer Standesehre genügen muß, untersteht mit Fug dem Ehrengericht. Das Wort und der Begriff „Ehre" hat freilich so verschiedene Bedeutungen, daß es wohl praktischer wäre, wenn für die Beurtheilung der Eigenschaften, die vom inaktiven Offizier verlangt werden müssen, ein anderer gewählt würde. Kein vernünftiger Mensch kann bezweifeln, daß ein Mann im bürgerlichen Leben „hoch geachtet" sein kann, ohne dabei dem militärischen Ehrbegriff zu genügen; die in der Bourgeoisie nicht immer schändende Thatsache, daß er Mangel an physischem oder moralischem Muth gezeigt hat, wäre allein schon ein zureichender Grund, ihm die Uniform und den Titel des Offiziers abzuerkennen. Man hört sehr oft die als Entschuldigung vorgebrachte Redensart: Kann der arme Mann denn dafür, daß er keinen Muth hat? Oder auch: Ists seine Schuld, daß er nicht viel Alkohol vertragen kann und nachher sich in irgend welchen üblen Situationen kompromittirt? Gewiß läßt sich vom moralphilosophischen Standpunkt aus darüber

ſtreiten; das militäriſche Ehrengericht hat aber nur zu fragen, ob der ihm Unterſtellte ſo gehandelt hat, wie er als Offizier, als vollgiltiges Glied der disziplinirten Kriegerkaſte, handeln mußte. Einen Unterſchied zwiſchen Aktiv und Inaktiv giebt es da nicht. Zieht man hieraus den Schluß, daß es überhaupt ein Unſinn ſei, Menſchen als Offiziere anzuerkennen, die nicht deren Dienſt thun, ſo ließe ſich darüber ſtreiten; hier haben wir aber mit den thatſächlichen und ſpezifiſch deutſchen Verhältniſſen zu rechnen, deren radikale Abänderung dem ſtärkſten Widerſtande der Mehrzahl Derer begegnen würde, die mit Armee und Marine in irgend welchen Beziehungen ſtehen. Ich habe als Beiſpiel auf moraliſchem Gebiet die Feigheit angeführt. Die Angelegenheit des Herrn Gaedke und die meiſten ſeiner Apologien beziehen ſich auf das politiſche Gebiet. Er hat ſich da ſehr deutlich ausgedrückt und den Beifall der Radikalen gefunden, zu denen ja auch mancher Philiſter gehört. Herr Gaedke meint, die freie Aeußerung über politiſche Dinge ſei das geſetzliche Recht jedes Staatsbürgers; führe ſie zu einem Konflikt mit den militäriſchen Ehrengerichten, ſo ſei damit nur die Ungeſetzlichkeit dieſer Gerichte bewieſen. Nun kann aber kein objektiver Betrachter leugnen, daß unſer preußiſches Heer ſtets Werkzeug, Stütze und Ausdruck der Monarchie war und die Uniform das Abzeichen und Symbol dieſes beſonderen Verhältniſſes iſt. Den Behörden iſt nicht zu verdenken, daß ſie der Armee Jeden fern halten möchten, der die im Heer verkörperte monarchiſche Idee beeinträchtigen könnte. Als neulich gegen einen Lieutenant, der einem ſozialdemokratiſchen Kandidaten ſeine Stimme gegeben hatte, das ehrengerichtliche Verfahren eingeleitet war, ſchrieb Herr Gaedke, „die an ſich zweckmäßige und ſegensreiche Einrichtung der Ehrengerichte werde durch ſolche mißbräuchliche Verwerthung nur diskreditirt.“ Es iſt unbegreiflich, wie ein intelligenter und gebildeter Mann, der, wie er ſelbſt ſagt, der Armee ein Menſchenalter lang angehört hat, ſich ſo den einfachſten Zuſammenhängen verſchließen kann. Wenn ein Offizier durch Abgabe ſeiner Stimme für einen Sozialdemokraten den unanfechtbaren Beweis liefert, daß er die Monarchie nicht nur für etwas Verwerfliches hält, ſondern ſie auch mit dem ihm in Deutſchland zu Gebot ſtehenden Mitteln politiſch bekämpft, ſo iſt doch wirklich nichts dagegen zu ſagen, daß die Heeresleitung ſofort die noch beſtehende äußere Verbindung mit dieſem Manne löſt und durch ehrengerichtlichen Spruch feſtſtellen läßt, daß er nicht mehr Offizier iſt. Ich muß annehmen, daß es einem ſolchen Manne nur erwünſcht ſein kann, wenn man ihn von Uniform und Titel befreit, von den Abzeichen eines Prinzips, das er bekämpft und deſſen äußere Erſcheinungformen er ausrotten will. Nicht minder unverſtändlich iſt mir die daran geknüpfte Bemerkung des Herrn Gaedke, trotz dem ehrengerichtlichen Spruch könne der Verurtheilte den Titel ruhig weiter führen, die Uniform ruhig weiter tragen. Auf den ſelben Standpunkt hat er ſich ja in

seiner eigenen Sache gestellt. Diese Auffassung zeigt, daß er den Sinn der Beziehungen zwischen den inaktiven Offizieren und dem aktiven Heer wohl nie erfaßt hat. Welchen Werth kann er dem Titel und der physischen Möglichkeit, die Uniform täglich anzuziehen oder Tag und Nacht zu tragen, jetzt noch beilegen? Ich versuche, mich an seine Stelle zu denken. Das aktive Heer hat mir die Eigenschaften abgesprochen, die nach seiner in diesem Fall maßgebenden Meinung der inaktive wie der aktive Offizier haben muß. Das Offiziercorps schneidet die Beziehungen ab und sagt: Der Mann gehört nicht zu uns, wir wollen nichts mit ihm zu thun haben. Durch Aberkennung des Titels und der Uniform wird mir deutlich gezeigt, wie weit die Anschauungen von einander abweichen. Der Abgeschüttelte antwortet: Das ist mir gleichgiltig, ich trage die Uniform doch, ich nenne mich weiter „Offizier a. D." Ein wohlwollendes Urtheil wird die Wahl dieses Standpunktes kindlich nennen. Ich verfüge nicht über ausreichende juristische Kenntnisse, um beurtheilen zu können, ob das ehrengerichtliche Verfahren gegen inaktive Offiziere gesetzlich gestützt ist oder nicht. Aber mir scheint diese Frage auch gar nicht sehr wichtig; schließlich kommt es doch darauf an, ob der hier maßgebende Faktor, das aktive Heer, einen Menschen als zu sich gehörig betrachtet oder nicht. Lehnt es ihn ab, so bleibt diese Thatsache bestehen, auch wenn der Ausgestoßene in der Uniform durch die Straßen fährt und die Pensionquittung mit der früheren Charge unterschreibt. Räthselhaft ist nur, wie Jemand auf solche Spielerei Werth legen kann. Will er die Militärbehörden nur ärgern? Das wäre menschlich immerhin begreiflich. Herr Gaedke sagt aber, daß er einen Kampf um Freiheit und Recht führe. Den Kampf um das Recht, sich mit Titel und Uniform zu schmücken, die ihm rite aberkannt sind. Das Urtheil seiner früheren Kameraden kann er doch nicht ändern; aber er kann mit solcher Kohlhaaskomoedie den Beifall liberaler Mannesseelen erringen.

Das Verhalten der militärischen Behörden war in diesem Fall nicht einwandfrei. Nicht der Kriegsminister, aber das Militärkabinet machte den Fehler, durch Sperrung der Pension auf Gaedke einen Druck üben zu wollen. Vom Standpunkt der Heeresleitung aus würde es mir übrigens richtig scheinen, wenn man ein ehrengerichtliches Verfahren dieser Art und seine Ergebnisse nicht stets geheim hielte, sondern unter Umständen auch öffentlich Gebrauch davon machte. Das könnte, falls es mit Takt und verständlicher Motivirung geschähe, den Standesinteressen des Heeres nur nützen. Manche Legende würde beseitigt; und ein Appell an den gesunden Menschenverstand bleibt selten ganz unerhört. Es ist eine abgeschmackte Phrase, wenn man sagt, der Offizierstand sei der erste; aber Niemand, der ihn kennt und unparteiisch beurtheilt, wird leugnen, daß er allerdings ein Stand ist, der sich von allen übrigen unterscheidet und unterscheiden muß. Er muß geschlossen und deshalb

auch exklusiv sein, viel exklusiver, als es das aktive deutsche Offiziercorps jetzt ist. Wer sich durch solche Exklusivität gekränkt fühlt, beweist nur, daß er kein Selbstbewußtsein hat, aber gern Krücken dafür hätte. Die Geschlossenheit giebt dem Offizierstand vor allen anderen die Möglichkeit, eine Ehrengerichtsbarkeit ausüben zu können, mit besserem Erfolg als etwa Aerzte und Rechtsanwälte. Die darauf beruhende Homogenität ist ein unschätzbarer Vortheil für das Ganze, wenn sie auch unter Umständen anders gearteten Persönlichkeiten unerträglich sein mag. Deshalb hat auch der einzelne aktive und inaktive Offizier ein Interesse an der Ausnutzung der Möglichkeit, nicht passende Elemente auszuscheiden; der inaktive wenigstens dann, wenn er noch die Interessen und Ansichten hat, die seine Abzeichen voraussetzen.

Nun hat man uns mehr als einmal gesagt, die Anschauung, die in der Zeit des Abschiedsgesuches noch den Offizier beherrscht, wandle sich oft im Verlauf seiner bürgerlichen oder gar öffentlichen Thätigkeit und damit lockere sich von selbst zwischen dem inaktiven Offizier und dem aktiven Heer der Zusammenhang, der allein das Führen des Titels und das Tragen der Uniform innerlich rechtfertigen kann. Sätze von allgemeiner Giltigkeit lassen sich hier wohl kaum formuliren. Daß man nach einigen Jahren der Erfahrung im öffentlichen Leben über Vieles und auch gerade über militärische Verhältnisse anders denkt als früher, wo man mitten darin saß, ist nicht schwer zu begreifen. Bei Offizieren, die zum Journalismus übergingen, habe ich mehr als einmal bemerkt, daß sie zuerst durch die ungewohnte Freiheit des bürgerlichen Lebens in ihren Anschauungen schwankend wurden und die durch neue Erfahrung gereiften Urtheile auch auf das militärische Leben übertragen wollten. Das giebt sich dann später gewöhnlich; oder prägt sich so scharf aus, daß es, wie im Fall Gaedke, zur Trennung kommt. Wie, hat man gefragt, soll denn ein innerlich den militärischen Verhältnissen entfremdeter und dabei öffentlich thätiger Offizier seinen Gewissensnöthen entgehen und das tragische Verhängniß des Uniformverlustes dennoch vermeiden? Ich muß gestehen, daß ich für diese „Tragik" nicht das mindeste Verständniß habe, obgleich ich selbst, als journalistisch thätiger Marineoffizier a. D., über Nacht in die selbe Lage kommen kann. Da man in andere Leute, auch wenn es inaktive Offiziere sind, nicht hineinsehen kann, so muß ich einen Augenblick von mir selbst sprechen. Ich habe das höchste Interesse an der Stärkung und Intaktheit der deutschen Militärmacht zu Land und zu Wasser, habe aber nicht das Gefühl innerer Zugehörigkeit zur aktiven Truppe, das die Voraussetzung zu einem theoretisch richtigen Verhältniß sein müßte. Ich kann viele Grundsätze, die für das Offiziercorps wesentlich sind, für mich nicht anerkennen. Nicht doktrinäre Ueberzeugung, sondern individuelle Verschiedenheit ist die Ursache. Immer war ich aber überzeugt, daß manche Dinge, die selbst mitzumachen vielleicht nicht thunlich schiene, für das Offizier-

corps richtig und nöthig sind. Sollten sie es in dem einen oder anderen Fall meiner Ansicht nach nicht sein, so habe ich damit noch keine Gewähr für die absolute Richtigkeit meiner Anschauung und hüte mich, Anschauungen eines so großen und geschlossenen Verbandes zu bekämpfen, so lange sie nicht offenbar schädlich auf den militärischen Geist eingewirkt haben. Das ist, wie Südwestafrika zeigt, bis jetzt nicht der Fall gewesen. Daraus folgt, daß ein Konflikt zwischen den Anschauungen des Offiziercorps und den meinen mich durchaus nicht plötzlich zum Feind des Corps machen würde; wir stehen eben auf zwei getrennten Gebieten und Jeder kann für sich „Recht haben" (wenn es darauf überhaupt ankommt). Geht nun dieser Konflikt so weit, daß das Offiziercorps, repräsentirt durch seine Ehrengerichte, für nöthig hält, die äußeren Beziehungen zu mir zu zerschneiden, so kann auch Das meine Anschauungen nicht ändern; ich handle und muß handeln, wie meine Entwickelung und der innere Zwang zur Aufrichtigkeit mir vorschreibt. Das aber zu thun, ohne bereit zu sein, alle möglichen Konsequenzen daraus zu ziehen, würde eben so viel Thorheit wie Schwäche zeigen. Ein Beispiel. In einer ehrengerichtlichen Verhandlung gegen den Oberstlieutenant a. D. von Wartenberg war einer der Anklagepunkte, er habe für eine „regirungfeindliche Zeitschrift", nämlich die „Zukunft", geschrieben. Das war ohne Zweifel ein erheblicher Mißgriff des Anklägers; denn die „Regirung" als solche ist auch für den aktiven Soldaten nichts Sakrosanktes und wir haben Beispiele genug von Männern (siehe Waldersee und Caprivi), die als aktive Offiziere erbitterte Feinde der augenblicklichen Regirung waren und gerade aus diesem Grunde die höchsten Auszeichnungen erhielten. Würde ich nun als Mitarbeiter der „Zukunft" ehrengerichtlich belangt und verurtheilt, so wäre Das für mich kein Grund, das militärische Ehrengericht gegen Inaktive überhaupt zu verdammen und als verbitterter Volksheld vor der sogenannten Oeffentlichkeit Kapriolen zu machen. Ich würde allerdings glauben, daß in diesem Fall das Ehrengericht eine Thorheit begangen habe und vielleicht ein großer Theil der aktiven und inaktiven Offiziere über diesen oder einen anderen Fall nicht so denkt wie das Ehrengericht. Wäre mir aber durch das Urtheil Titel und Uniform aberkannt, so hätte Beides nicht mehr den geringsten Inhalt für mich: ich würde ohne Schmerz auf diesen Schmuck verzichten, ohne mich für in meinem Werth gemindert oder die militärischen Ehrengerichte gegen Inaktive für minder nothwendig zu halten als bisher. Das einzige im eigenen Interesse Nothwendige könnte eine öffentliche objektive Darstellung des Geschehenen sein, um falsche Gerüchte abzuwehren. Herr Gaedke dagegen versucht krampfhaft, die Insignien festzuhalten, um seiner Person willen die Ehrengerichte abzuschaffen, und kämpft mit größter Erbitterung gegen den ganz unschuldigen Kriegsminister. Daß er dabei nicht versäumt, einen devoten Aufblick zum Thron zu thun, obgleich er doch genau wissen sollte, wie

in diesem Fall die Dinge liegen, gehört mit zu seiner Rolle: unabhängiger moderner Staatsbürger, Feind der Reaktion, aber in tiefer Ehrfurcht vor dem König! Es ist ja ein beliebter Brauch, durch solchen verschämten Byzantinismus die Vorstellung zu erwecken, als ob der seine Zeit erkennende und mit glühendem Eifer moderner Entwickelung zustrebende Kaiser nur durch das verrostete Schwergewicht der leitenden Militärbehörden gelähmt werde.

Der Fall Gaedke kann Gutes wirken; freilich nicht in dem Sinn, wie der ehemalige Oberst hoffen mag. Die Kategorie der den Titel führenden, aber nicht den Ehrengerichten unterworfenen Offiziere müßte überhaupt fortfallen. Den ohne Titel verabschiedeten unbescholtenen Offizieren könnte durch Zeugnisse der Militärbehörde oder der früher ihnen Vorgesetzten leicht zu ihrem Recht verholfen werden. Die Uniform dürfte nur der Inaktive tragen, der auf eine beträchtlich längere Dienstzeit zurückblicken kann, als sie heute Bedingung ist; die Gründe habe ich vorhin angedeutet. Für viele jüngere inaktive Offiziere können Titel und Uniform zur unbequemen Last, aber auch zu einem Reklamemittel werden, das meist Andere ausnutzen. Wird die Bestimmung in diesem Sinn geändert, dann wird es zu einem „Verzicht" kaum noch kommen. Gleichgiltig mag die Beziehung zum Heer mit der Zeit und durch Veränderung seiner Anschauungen einem inaktiven Offizier werden; als widerwärtig, entwürdigend und für sein Selbstbewußtsein unerträglich aber wird er sie nie empfinden; dazu steht der Durchschnitt des deutschen Offiziercorps zu hoch. Dann aber zwingt auch kein moralischer Grund zum Verzicht; wenn mich meine Ueberzeugung treibt, den militärischen Anschauungen zuwiderzuhandeln, so bin ich ja frei und kann sagen: Ich thue, was ich will; thut Ihr, was Ihr wollt. Dann bin ich die Uniform los und die liebe Seele hat Ruhe.

Auch die Ehrengerichte müssen reformirt werden. Sie handeln oft nicht selbständig, sondern unter einem Druck, den zum großen Theil das häufig ausgeübte Recht des Kaisers bewirkt, die Entscheidung umzustoßen oder einen Verurtheilten zu begnadigen. Die Ehrengerichtshöfe für Inaktive müßten permanent sein und aus hohen Offizieren bestehen, die von der militärischen Laufbahn nichts mehr zu erwarten haben. Die für inaktive Offiziere zuständigen Ehrengerichte dürften ferner nicht nur aus aktiven Offizieren bestehen, sondern auch mit Männern besetzt sein, die alle Gebiete des bürgerlichen und des öffentlichen Lebens genau kennen. Diese Kenntniß kann der aktive Offizier nicht haben; und sie ist doch die unentbehrliche Voraussetzung eines gerechten Spruches.

Charlottenburg. Graf Ernst zu Reventlow.

Arisches Denken.*)

Ich, der ich keine Gelehrten-Kenntnisse besitze und mit geborgten nicht prunken will, beschränke mich hier auf die Fragen von allgemeiner kultureller Bedeutung und will jetzt sagen, warum ich eine „humanistische" Ergänzung des Vielen, was wir dem unvergleichlichen Hellas verdanken, für wünschenswerth, ja, unerläßlich halte und warum die Kenntniß des altarischen Denkens nicht einen bloßen Zuwachs an historischem Stoff, sondern eine Zunahme an Lebensenergie für uns bedeuten muß und wird.

Um das Ergebniß gleich zusammenfassend vorauszuschicken: der Indoarier muß uns helfen, die Ziele unserer Kultur deutlicher ins Auge zu fassen.

Ich preise den klassischen Humanismus als eine Befreiungthat. Durch ihn jedoch wurde das Werk unserer Verselbständigung noch nicht vollendet. Wie glänzend auch die hellenische Begabung war, sie war doch nach vielen Richtungen hin beschränkt; außerdem waren ihre Erzeugnisse schon frühzeitig manchem fremden und entfremdenden Einfluß unterlegen. Neben dem Vielen, was er uns gab, ließ uns der Hellene hier und da im Stich und nicht selten führte er uns sogar irre Unsere Emanzipation aus der Sklaverei fremder Vorstellungen blieb eine unvollkommene. Namentlich in religiöser Beziehung sind wir noch heute die Vasallen — um nicht zu sagen: die Knechte — fremder Ideale. Und hierdurch wird der innerste Kern unseres Wesens so stark getrübt, daß unsere gesammte wissenschaftliche und philosophische Weltanschauung, selbst in den freisten Geistern, fast nie zu vollkommener Lauterkeit, Wahrhaftigkeit und Schöpferkraft ausreift. Wir haben nicht den Muth unserer Ueberzeugungen, wir wagen es nicht — nicht allein öffentlich, sondern auch uns selbst gegenüber, in foro conscientiae, wagen wir es nicht —, unsere Ge-

*) Der berliner Verlag Bard, Marquardt & Co. läßt (unter Gurlitts Leitung) eine neue „Sammlung illustrirter Einzeldarstellungen" erscheinen, die (zu dem billigen Preis von anderthalb Mark für das in Leinwand gebundene, mit gutem Geschmack ausgestattete und illustrirte Buch) Monographien der Herren Bahr („Dialog vom Marsyas"), Bie, Blei, Gleichen-Rußwurm, Kerr, Schlaf, Simmel, Vollmoeller und anderer feinen Stilisten verheißt und den Gesammttitel „Die Kultur" trägt. Herr Geheimrath Gurlitt will „Vielen Etwas bieten, das sie zu fördern vermag"; und sieht „in dem Verständniß der Anschauungen anders Denkender das beste Mittel zu einem Frieden, der nicht Mangel an Widerstreit bedeuten soll" Der Verlag hat mich ersucht, aus dem ersten Band („Arische Weltanschauung" von Houston Stewart Chamberlain), der in diesen Tagen erscheint, einen Abschnitt zu veröffentlichen. Diesen Wunsch erfülle ich gern, weil ich glaube, damit die Aufmerksamkeit auf eine Publikation zu lenken, die auch den anders Empfindenden nicht unbelohnt lassen wird. Ich habe ein paar Fragmente aus der Gedankenreihe über „arisches Denken" gewählt. Ueber das Wort „arisch" sagt Herr Chamberlain im Vorwort: „Es ist hier nicht in dem viel angefochtenen und jedenfalls schwer genau zu umgrenzenden Sinn einer problematischen Urrasse genommen, sondern in dem sensu proprio: als Bezeichnung des Volkes, das vor etlichen Jahrtausenden von der centralasiatischen Hochebene in die Thäler des Indus und des Ganges hinabstieg und sich dort lange Zeit durch strenge Kastengesetze von der Vermischung mit fremden Rassen rein erhielt. Dieses Volk nannte sich selbst das Volk der Arier. Das heißt: der Edlen oder der Herren."

danken bis zu Ende zu denken. Wohl mochte ein vereinzelter Kant uns haarscharf nachweisen, daß, sobald wir an den jüdischen Jahwe glauben, keine Wissenschaft möglich ist und den Naturforschern dann nichts übrig bleibt, als „eine feierliche Abbitte zu thun“ (Naturgeschichte des Himmels); wohl mochte der selbe Kant uns zeigen, daß wir nicht blos keine Wissenschaft, sondern ebenfalls keine wahre Religion besitzen können, so lange „ein Gott in der Maschine die Veränderungen der Welt hervorbringe“: es half wenig oder gar nichts; denn es ist eben so schwer, die semitische Weltauffassung aus einem frühzeitig damit inokulirten Geist gänzlich zu entfernen wie Metalle aus dem Blutumlauf; und haben wir auch die mosaische Kosmogonie überwunden, so taucht nichtsdestoweniger genau der selbe Gedanke einer aus der Verkettung von Ursache und Wirkung auszudeutenden, also historisch zu begreifenden Welt sofort an anderer Stelle wieder auf. Wir sind eben künstlich zu Materialisten gezüchtet worden und die Meisten bleiben Materialisten, gleichviel, ob sie fromm in die Messe gehen oder als Freidenker zu Hause bleiben. Zwischen Thomas von Aquin und Ludwig Büchner besteht in Bezug auf die Grundsätze fast kein Unterschied. Das nun bedeutet eine innere Entfremdung, eine Entzweiung mit uns selber. Daher der Mangel an Harmonie in unserem Seelenleben. Jeder denkende, edelgesinnte Mensch unter uns wird hin und her geworfen zwischen der Sehnsucht nach einer gestaltenden, leitenden, das Leben verklärenden religiösen Weltanschauung und der Unfähigkeit, sich resolut loszureißen aus tief unbefriedigenden kirchlichen Vorstellungen. Hierzu uns anzueifern und uns Wege zu weisen, ist nun das indoarische Denken vorzüglich geeignet. Darum darf Deußen die Erwartung aussprechen: „Ein zureichendes Bekanntwerden indischer Weisheit wird in dem religiösen und philosophischen Denken des Abendlandes nach und nach eine nicht so sehr die Oberfläche wie gerade die letzten Tiefen berührende Umwälzung zur Folge haben.“

In einem zwar nur beschränkt giltigen, doch bestimmten Sinn kann man die Logik das Aeußere des Denkens, seine Form, nennen; es giebt aber außerdem einen Stoff des Denkens, der von diesem Gesichtspunkt aus das Innere bildet. Wir nun sind, in Folge des Beispiels, das die Hellenen uns gaben, gewöhnt, den Nachdruck auf die Form zu legen; die unvermeidlichen Widersprüche — da ja die Rechnung nie genau aufgehen kann — verbergen wir nach innen; wir legen sie in den Stoff selbst, wo sie weniger auffallen. Der Indoarier verfährt umgekehrt; sein Denken betrifft in erster Reihe den Stoff, in zweiter die Form. Und darum unterscheidet er zwischen einem „inneren“ oder eigentlichen Wissen und einem „Nichtwissen“ (avidyâ), das gerade die logischen Formen betrifft oder, wie Çankara sich ausdrückt: „alle Beschäftigung mit Beweisen oder zu Beweisendem.“

Unterscheide ich hier zwischen einem äußeren Wissen und einem inneren Wissen, so wird natürlich Jeder verstehen, daß ich nur symbolisch rede. Ohne die Zuhilfenahme dieses Symbols könnte ich mich aber schwer über eine der wichtigsten Grundeigenschaften des indischen Denkens aussprechen. Dieses Denken tritt nämlich nicht als Spekulation um des Spekulirens willen auf, sondern gehorcht einer inneren Triebkraft, einem gewaltigen moralischen Bedürfniß. Es ist nicht gerade leicht, sich hierüber kurz und zugleich klar auszusprechen; ich will es aber versuchen.

Es giebt Dinge, die bewiesen werden können, und es giebt Dinge, die nicht bewiesen werden können. Wenn der Arier die felsenfeste Ueberzeugung von der

moralischen Bedeutung der Welt — seines eigenen Daseins und des Daseins des Alls — seinem ganzen Denken zu Grunde legt, so errichtet er sein Denken auf einem „inneren Wissen", jenseits von „aller Beschäftigung mit Beweisen". Aus der Beobachtung der umgebenden Natur kann dieser „Stoff" nicht entnommen sein. Und doch sehen wir den Indoarier schon von dem Rigveda an stets die gesammte Natur als Etwas betrachten, das mit ihm selber wesensverwandt sei und folglich auch moralische Bedeutung besitze. Dies zeigt sich in seiner Mythologie, die dadurch so verwickelt wird, daß die Götter, die zunächst als Personifikationen von Naturerscheinungen auftreten, doch zugleich Veranschaulichungen innerer Kräfte in der Menschenbrust sind. Es ist, als ob dieser Arier den Drang in sich fühlte, Das, was in seinem dunklen Innern sich bewegt, hinaus auf die Umgebung zu werfen, und als ob dann wieder die großen Naturerscheinungen — der Lichthimmel, die Wolke, das Feuer u. s. w. — auf diesen selben, von innen nach außen gesendeten Strahlen den umgekehrten Weg zurücklegten, in des Menschen Brust hineindrängten und ihm zuraunten: Ja, Freund, wir sind das Selbe wie Du! Daher die eigenthümliche Furchtlosigkeit der alten Arier ihren „Göttern" gegenüber; sie haben keine ausgesprochene Vorstellung von Unterordnung, sondern reden ganz vertraut von „den beiden Völkern". Wie Deußen sagt: „Ist bei den Semiten Gott vor Allem der Herr und der Mensch sein Knecht, so herrscht bei den Indogermanen die Vorstellung Gottes als Vaters und der Menschen als seiner Kinder vor."

Hier nun, in dieser Anlage, die Weltanschauung von innen nach außen zu gestalten, liegt der Keim zu der unerhörten Entwickelung der metaphysischen Befähigung, hier liegt der Keim zu allen Großthaten des indoarischen Denkens. So wurzelt, zum Beispiel, der alte, unverfälschte Pessimismus der Inder, ihre Befähigung, das Leiden in der ganzen Natur zu erkennen, in der Empfindung des Leidens in der eigenen Brust; von hier aus breitet es sich über die Welt aus. Genau so wie Metaphysik, wie die Erkenntniß der transszendentalen Idealität der empirischen Welt nur für einen Metaphysiker Sinn haben kann, eben so kann Mitleid einzig für Den Sinn besitzen, der selber leidet. Dies ist das Hinausprojiziren des inneren Erlebnisses auf die äußere Natur; denn alle Wissenschaft der Welt kann nicht beweisen, daß es Leiden gebe, ja, sie kann es nicht einmal wahrscheinlich machen. Leiden ist eine durchaus innere Erfahrung.

Ich entsinne mich, als ich in Genf Physiologie bei dem bekannten Professor Schiff hörte, einmal in sein Laboratorium gekommen zu sein, wo alle Studirenden eines freundlichen Empfanges und vieler Belehrung stets sicher sein konnten. In einer Kiste saß ein kleiner Hund, der, als ich ihm liebkosend nahetrat, so angsterfüllt und klagend zu heulen begann, daß ich diese Stimme noch heute höre: Das war für mich eine Stimme der Natur und ich schrie laut auf vor Mitleid. Der hochgelehrte Mann aber, sonst so still und geduldig, gerieth in Zorn: was Das für eine unwissenschaftliche Sprache sei; woher ich denn wisse, daß der Hund Schmerz leide; ich solle es ihm beweisen. Ganz abgesehen davon, daß durch nichts auf der Welt das Vorhandensein von Schmerzen bewiesen werden könne, da man bei Thieren ja nur Bewegungen beobachte, die alle auf rein physischem Wege hinreichend erklärt werden könnten, habe er bei diesem Hunde eine partielle Sektion des Rückenmarks vorgenommen, die es höchst wahrscheinlich mache, daß die Empfindungnerven . . . Und nun, nach ausführlichen technischen Erörterungen, erfolgte

der Schluß, daß ich nichts weiter behaupten könne und dürfe, als daß ein vom optischen Nerv aufgenommener Eindruck als Reflexbewegung ein Erzittern der Stimmbänder im Kehlkopf verursacht habe, woran sich dann ein interessanter Exkurs über die Bedeutung des Begriffes Zweckmäßigkeit im Lichte der darwinischen Hypothese anschloß. Schiff hatte durchaus Recht; er war überhaupt nicht nur einer der gelehrtesten Männer, denen ich je begegnet bin, sondern ein Denker von beneidenswerther Schärfe und Konsequenz. Wenn ich also die Behauptung aufstelle: Schiff hat nur logisch Recht, ich aber weiß, daß der Hund litt; wenn ich seine lückenlose Beweisführung mit Milton abwehre: Plausible to the world, to me worth naught! (der Welt glaubwürdig, für mich gleich nichts); wenn ich sage: Ich bin eben so überzeugt wie von meinem eigenem Leben, daß das arme Thier unsagbare physische und moralische Qualen durchlitt, verlassen von Denen, die es liebte, gräßlichen Martern preisgegeben, so behaupte ich Etwas, das ich nicht beweisen kann und das ich doch so sicher weiß, wie ich gar nichts Anderes auf der Welt weiß, das mir durch Experiment und Syllogismus nachgewiesen werden kann. Nun sehe ich schon den Unphilosophen überlegen lächeln: „Das Ganze ist nichts weiter als ein Schluß durch Analogie!" O nein, lieber Herr Antimetaphysikus, da irren Sie gewaltig! Sie dürfen nicht glauben, daß, wer sich nicht als Knecht der Logik bekennt, sie deshalb nicht ehrte und streng zu handhaben verstünde, und wir wissen recht wohl, daß der Schluß der Analogie von den verschiedenen Schlußgattungen der schwächste ist; die eigene Ueberlegung lehrt es und alle Logiker, von Aristoteles bis zu John Stuart Mill, bezeugen und beweisen es. Nun erfordern aber selbst ein fehlerloser Syllogismus und eine beweiskräftige Induktion gar häufig sorgfältige Prüfung und ein geschultes Denken, um endlich als zwingend anerkannt zu werden; wie blaß und schwankend ist da nicht erst die Analogie! Jener Schmerzensschrei dagegen war gar nicht den Weg eines bewußten Denkens gewandert; hier hatte Etwas stattgefunden, das die Elektriker einen „Kurzschluß" nennen, wo der Strom, statt der regelrechten, umständlichen Leitung zu folgen, funkensprühend von einem Pol direkt zum anderen überspringt; mein Verständniß für das Leiden des Hundes war eben so wenig ein logisches, wie das Waldesecho ein Syllogismus ist; es war eine spontane Regung, deren verständnißvolle Innigkeit dem Grade nach von meiner eigenen Befähigung, zu leiden, abhing. Damals hatte ich von dem indischen Tat-Twam-Asi noch niemals gehört; ich war so wenig Antivivisektionist, daß ich Schiff in Zeitungen öffentlich vertheidigt hatte; bei jenem Schrei aber zog sich mein Herz krampfhaft zusammen; dem Ruf war der Gegenruf gefolgt und nun handelte es sich nicht mehr um jenes eine elende kleine Geschöpf, sondern, wie ich vorhin sagte, mich dünkte es eine Stimme der ganzen Natur. Dieser hochgelehrte Physiolog war nicht grausamer und — im Grunde genommen — seines Thuns nicht bewußter als eine zerstörende Lawine und ein Tod speiender Vulkan. Auf einmal stand er vor mir als der Typus der nichtswissenden Menschen, derjenigen, für die ewig das Gebet gilt: „Vater, vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun."

Ich hoffe, durch dieses Beispiel klar gemacht zu haben, was man als „inneres" Wissen bezeichnen kann und soll, zum Unterschied von „äußerem" Wissen; hiermit wird zugleich verständlich, inwiefern ein Denken „von innen" sich nothwendig von einem Denken „von außen" unterscheiden muß. Ich sage zum Unterschiede

von, nicht im Gegensatz zu, denn ein Widerspruch, ein gegenseitiges Aufheben besteht hier nicht und könnte höchstens von dem „Unwissenden" herausgeklügelt werden, was gleichgiltig ist, da ein derartiger Gedankengang auf Unverständniß beruhen würde. Und worauf es mir an dieser Stelle und in diesem Augenblick einzig und allein ankommt, Das ist, mich verstanden zu wissen, wenn ich sage: Die Anerkennung einer moralischen Bedeutung der Welt, wie sie das Credo aller größten und echtesten Deutschen gebildet hat: das Credo von Herder und von Kant, von Goethe und von Schiller, von Beethoven und von Wagner, von Friedrich dem Großen und von Bismarck, und wie sie die eine Grundlage alles indoarischen Denkens bildet, ist ein „inneres Wissen", eine innere Erfahrung. Sie kann nicht aus der rein äußerlichen Beobachtung der Natur entnommen oder durch eine Reihe von Vernunftschlüssen begründet werden. Den Anfang bildet hier die innere Empfindung, die felsenfeste Ueberzeugung, daß dem eigenen Dasein eine moralische Bedeutung zukommt. Diese Ueberzeugung läßt sich nicht dialektisch auseinandernehmen und Punkt für Punkt als berechtigt nachweisen; sie ist ein durchaus antidialektisches Gefühl, ein Grundbestandtheil der Persönlichkeit, ihre in die dunklen Tiefen der Muttererde hinabreichende Wurzel, zugleich ein einzig kräftiger Halt gegen die Stürme des rauhen Lebens und ein Vermittler kostbarer Nahrung. Wollte die blühende Baumkrone ihre Wurzel analytisch untersuchen, sie würde es mit dem Leben büßen. Diese Ueberzeugung einer moralischen Bedeutung des eigenen Daseins, auf welcher jegliche wahre Sittlichkeit beruht, kann mehr oder minder kräftig in das Bewußtsein treten, kann einen größeren oder geringeren Platz in dem geistigen Leben eines Menschen einnehmen; bei den Indoariern war sie so unvergleichlich ausgebildet, daß sie ungezählten Tausenden und Millionen das ganze irdische Dasein gestaltete und noch heutigen Tages, trotz dem traurigen Verfall der Nation, gestaltet. Wenn der bejahrte Arier — Denker, Krieger oder Kaufmann — seine Kinder und Kindeskinder, Alles, was ihm theuer auf der Welt, Heim und Menschen und Thiere und Erinnerungen, verläßt, um einsam in die Wälder hinauszuziehen und in Jahren des Schweigens und der Entbehrung der Erlösung entgegenzureifen, da würde der Logiker in arge Verlegenheit gerathen, wenn er diese Handlungart aus bloßen Reflexbewegungen erklären müßte. Wohlgemerkt liegt die Vorstellung von Hölle und ewigen Strafen dem durch die Upanishaden belehrten Indoarier ganz fern; legt er sich Entbehrungen und Kasteiungen auf, so geschieht es nicht als Sühnopfer für einen durch Sünden beleidigten Gott noch auch im Kampf gegen einen verführenden Teufel, sondern das Gefühl von der moralischen Bedeutung seines Daseins erfüllt ihn nun so ganz, daß er einzig dem Nachsinnen hierüber seine letzten Lebensjahre widmen will und jede Mühsäligkeit gern erduldet, wenn sie nur dazu beiträgt, seine Gedanken nach innen zu richten und ihn von den äußeren Bedürfnissen des Lebens nach und nach möglichst zu befreien. Daß nun außerdem die Ueberzeugung von der moralischen Bedeutung seines eigenen Daseins ihm die moralische Bedeutung des ganzen Kosmos verbürgt, Das ist nach dem über die Grundlagen der indischen Mythologie Gesagten ohne Weiteres klar. Von solchen von der Welt losgelösten Menschen wurden die Upanishaden verfaßt.

Das also ist jenes innere Wissen, das ich als eine der Grundlagen der indoarischen Philosophie hervorheben mußte. Ich wollte die Aufmerksamkeit darauf lenken, daß alles Denken der Arier diesen Weg geht. Man begreift unschwer,

welche besondere Färbung eine Weltanschauung erhalten muß, deren Ausgangspunkt nicht die Verwunderung über die äußere Welt, sondern die Verwunderung über die innere Welt, über das eigene Selbst ist, — eine Weltanschauung, die nicht das empirische Universum als das zunächst Gegebene betrachtet, worüber, woraus und wodurch, auf dem Wege dialektischer Erwägungen, zu weiteren Einsichten zu gelangen sei, sondern für die das Unsichtbare, das Unfaßbare, das Unsagbare des eigenen Herzens das einzige ganz Zweifellose bildet. Ueber die ehrwürdigen alten Hylozoisten Griechenlands — und Gott weiß, daß es in unserer heutigen Welt genug Gelehrte giebt, die noch nicht über Thales hinausgekommen sind — würden die Inder einfach lachen.

Man begreift auch unschwer, welche besondere Färbung ein Denken erhalten muß, wenn es nicht allein aus einem inneren Antrieb entsteht, sondern gleichfalls auf ein inneres Ziel hinsteuert. Der Lateiner schreibt: Felix qui potuit rerum cognoscere causas. Also die Ursachen der Dinge, der Dinge rings um ihn herum, möchte er kennen; und da diese Dinge sich so häufig feindlich erweisen, fährt er mit dem frommen Wunsche fort: Atque motus omnes et inexorabile fatum subjecit pedibus. Die Furcht beschwichtigen, das Schicksal bemeistern, er selbst Herr werden: Dies schwebt dem Römer als höchste Weisheit vor. Der Indoarier würde sagen: Dieser Mensch ist keiner Erkenntniß fähig, er ist vom Wahn des „Nichtwissens" noch ganz umnebelt; was er Weisheit nennt, ist kaum die erste Regung des Denkens; denn was sind diese angeblichen „Dinge" und ihre angeblichen „Ursachen", wenn nicht ich selbst? Wie sollte ich erfahren, was ich nicht bin? Was ist jene „Furcht", wenn nicht eine Regung in meinem eigenen Innern? Und was ist jenes „Schicksal", wenn nicht das gigantische Schattenbild meines eigenen Seins? Was an dem Beispiel jenes Schmerzensschreies des gemarterten Hundes veranschaulicht wurde, Das war eben für den Arier der Ausgangspunkt: der Ruf aus der geheimnißvollen, undurchdringlichen Welt des Außen und der spontane Gegenruf aus der eigenen, hellen, lebendigen Seele; oder auch der Ruf aus dem gequälten, unaussprechbares leidenden Innen und der Gegenruf aus der gerade durch dieses Leiden plötzlich vertraut gewordenen, umgebenden Natur, die sich als wesensverwandt kundgiebt. Was hier vorgeht, geht im Innersten des Menschen vor. Alle Sinne täuschen uns häufig: Das wissen wir recht gut; und so weit es geht, suchen wir durch Bedachtsamkeit der Irreführung zu entweichen; das Gehirn aber, zunächst wesentlich ein Organ zur Centralisirung der Sinneseindrücke und der Bewegungreize, also ein zunächst wesentlich nach außen gerichtetes Organ, das nur sekundär, bei höheren Thieren, andere Funktionen übernommen hat, das Gehirn kann uns noch viel ärger irreführen. Den Indoarier dünkt der naiv empirische, rationalistische Philosoph wie das Kind in der Wiege, das nach dem Monde greift; er selbst wähnt sich den zur Besinnung erwachten Mann.

— —

Die besondere, mit nichts, was uns sonst geläufig ist, vergleichbare Entstehungsgeschichte und Gestaltung der indischen Metaphysik bedingt eine Form, die — durch ihre Weitschweifigkeit, durch ihre beständige Bezugnahme auf uns gänzlich unbekannte Verhältnisse, durch ihre innige Verwebung mit populären Vorstellungen und mit einer ganzen Welt ineinander geschachtelter Symbole, durch die Unmöglichkeit, manche „innere" Erfahrung in Worten mitzutheilen — höchst er-

müdend und oft geradezu ungenießbar wird. Zu der ohnehin großen Schwierigkeit, den gesammten Komplex eines auf diese Art entstandenen Gedankengewebes zu übersehen und richtig zu erfassen, tritt also als sehr erschwerendes Moment noch der Zwang hinzu, eine ungewohnte, spröde, vor keinem Widerspruch zurückschreckende, manchmal fast abstoßende Form zu bewältigen. An dieser Form scheitern denn auch die meisten Versuche, dem indischen Denken näher zu treten.

„In das Innere zu dringen, giebt das Aeußere Glück und Lust", sagt Goethe; hier trifft es aber leider nicht zu. Man gestatte mir darum, durch einen Vergleich das Unterscheidende an dieser Form zu kennzeichnen; vielleicht gewinnt Mancher mit einer deutlicheren Vorstellung auch mehr Kraft und Geduld zur Ueberwindung des Hindernisses.

Erfinderische Psycho-Physiologen behaupten, der Tastsinn hätte im Leben des Urmenschen eine Rolle gespielt, die wir jetzt, wo durch die ungeheure Inanspruchnahme und Entwickelung des Gesichtes und Gehöres jener Sinn auf ein Unbedeutendes zurückgegangen ist, kaum uns vorzustellen vermögen. Ein ungeschicktes, umständliches Leben brachte dieses Betasten mit sich, jedoch auch einen Vorzug: der Mensch irrte seltener. Seine Vorstellungen waren oft barock, ungeheuerlich, aber sie enthielten doch eine größere Summe Wirklichkeit, sie entsprachen genauer der Natur. „O, daß der Sinnen doch so viele sind! Verwirrung bringen sie ins Glück herein."

Später gewann sich das Auge eine hellere, dafür aber entferntere Vorstellungart und gewöhnte den Menschen daran, sich mit dem Abbild der Dinge zu begnügen; während die Hand durchforscht und geprüft und gewogen hatte ... Der indoarische Metaphysiker ist nun der tastende Denker! Er weist alle Nachtheile eines Solchen auf: unmethodisches Verfahren, Verweilen bei Einzelheiten, endlose Wiederholung (etwa wie ein Blinder, der in einem Dom die Anzahl der Säulen nur durch Betasten einer jeden einzelnen festzustellen vermag), dann auch ein Sich-Ergötzen an Bildern, die das noch ungeschickte Auge arg verzerrt über die Welt projizirt, zugleich mit der Unfähigkeit, etwas Sichtbares scharf und genau aufzubauen (in der mangelnden Begabung für alle plastische und darstellende Kunst zeigt sich Dies bei den Indoariern besonders auffällig). Im Vortheil ist der tastende Denker aber gerade in dem Bereich jener Innenwelt, von der die Mundaka-Upanishad sagt: „Die Sonne scheint nicht dort, noch Mond noch Sterne, auch diese Blitze nicht." Man überlege doch, was es heißen will, von dem Standpunkt einer solchen Civilisation aus, kaum erst im Besitz von Schriftzügen, den transzendentalen Idealismus zu denken und zu leben! Gerade in der Nacht des Innern ist eben der Inder zu Haus; ihm ergeht es wie dem Blinden, der im hellen Licht des Tages arg im Nachtheil ist, im Dunkeln dagegen seinen Weg sicherer als alle Anderen findet. Senkt sich auf die ungeheure Weltstadt London jene undurchdringliche Finsterniß des Nebels nieder, gegen welche die stärksten Lichtquellen nichts auszurichten vermögen, da giebt es in Nothfällen nur eine Hilfe: die Blinden! Diese Führer darf man aber nicht antreiben wollen, schneller zu gehen oder einen kürzeren Weg einzuschlagen; sie gehen ihren gewohnten vorsichtigen Schritt und ihre gewohnten Zickzackwege, wo ihre kundige Hand tausend ihnen allein bekannte Merkmale tastend wiederfindet; und so gelangen sie mit unfehlbarer Sicherheit ans Ziel.

Wien. Houston Stewart Chamberlain.

Selbstanzeigen.

Hohenzollern. C. A. Schwetschke & Sohn, Berlin.

Dieses Buch erhebt keineswegs den Anspruch, in der Weise der Droysen und Ranke die Vergangenheit und die Geschichte des Hohenzollernhauses objektiv zu entwickeln. Ich gestehe vielmehr offen, daß ich im Gegensatz zu diesen Großmeistern durchaus subjektiv schreibe und daß ich eigentlich gar nichts Vergangenes erzählen, sondern die lebendige Gegenwart schildern will. Da ich im Hauptamt Journalist bin, so liegt mir das Bedürfniß nach Aktualität wohl im Blut. Ich halte, wie ich schon vielfach aussprechen mußte, unser heutiges politisches Leben in vielen Dingen für ungesund, eben so in der Ueberschätzung der Masse und ihrer Geltung wie in der Ueberspannung der fürstlichen Ansprüche. Da ich jedoch theoretische Auseinandersetzungen über politische Grundbegriffe für furchtbar langweilig halte, ziehe ich vor, menschliche Gestalten zu zeichnen, um an ihren Tugenden und Lastern, an ihrem Leisten und Mißlingen darzulegen, was uns heute bitter noththut. Ich gestehe zugleich, daß ich zu den altväterischen Leuten gehöre, die in der Auffassung unseres ersten Kaisers vom Fürstenberuf und von der Bedeutung der Handlanger die Erfüllung ihres Ideals erblicken.

Dr. Paul Liman.

Eine sonderbare Hochzeitreise. Moderner Verlag, Wien 1905.

Ein irreführender Titel; denn die Novelle, die die Marke des Buches trägt, beginnt nicht auf der ersten Seite des Buches. Ich wollte auch das schwere Gewicht der Aufmerksamkeit nicht auf diese Hochzeitreise lenken, vielmehr den Leser durch die erste Novelle „Die Libelle" überraschen. Ein ungewöhnlicher Trick. Er sei mir verstattet. Im Uebrigen soll gerade die Diskontinuität der Stimmung, von der die Mannichfaltigkeit der Themen zeugt, auch für die Mannichfaltigkeit der Anregungen, denen ich unterworfen war, sprechen. Die Vision in der „Libelle" — das von seinem Träger gelöste Schicksal, das endlich telegonisch auf seinen Träger zurückwirkt — sollte zugleich die Nothwendigkeit der Harmonie des äußeren Geschickes und der traumhaften Disposition eines Menschenkindes zeigen, das sich tief verbunden fühlt mit einer Erscheinung, die als Verkörperung aller seiner eigenen Erlebnißmöglichkeiten in der Welt herumflattert: der Libelle. Die nächste der sieben Geschichten, auf die ich das Augenmerk lenken will, ist die, die dem Buch den Namen gegeben hat, also doch die „Hochzeitreise". Eine „Humoreske" vielleicht? Nicht ganz zuverlässig. Denn hinter dem tollen und amusanten Wirrwarr dieser „Hochzeitreise" steht ein gar spukhaftes Phänomen: das Daimonion einer wahrhaftigen Traumseele. Dämmerhaft gleiten tiefe Schicksale und schwerwiegende Möglichkeiten an ihr vorbei: sie selbst eine Marionette in der Pantomime ihres Lebens. Aber wer lachen will, mag immerhin lachen. Dann „Der Retter": ein Beweis, wie wenig die Frau, ich meine die beste, eine, die ein Schicksal haben und geben kann, geeignet ist, auf dem Wege der Schuld ihre Befreiung zu finden. Die „Sünde" ist in diesen Blättern erschienen. Ich empfehle sie Herrn Hans Pfitzner als Operntext. Man muß sich die Zergliederung der Elemente, aus denen sich die Hingabe der Eva bei jener geschilderten Apokalypse zusammensetzt, gefallen lassen.

(Es schmeichelt den Männern gewiß, daß es die That ist, die endgiltig das Weib erobert.) Zum Schluß, in „Zwei vergnügte Tage", wollte ich einen Scherz geben. Nicht übler, hoffe ich, als andere Scherze. Der Leser mag es sich nicht verdrießen lassen, sich die Basis zur Beurtheilung dieses Buches für eine Mark zu kaufen.

Wien. Grete Meisel-Heß.

Wilhelm Busch-Album. Hundertstes Tausend. Numerirte Jubiläums-Liebhaber-Ausgabe. München, Fr. Bassermann.

Wenn ein kostspieliges Prachtwerk eine Auflage von hunderttausend Exemplaren erlebt, ist der Verleger wohl berechtigt, dieses Ereigniß zu feiern. Aber diese Jubiläums-Ausgabe habe ich nicht etwa veranstaltet, weil ich von der allgemeinen Gedenkfeiern-Epidemie mit angesteckt bin, sondern, weil ich die Hauptwerke meines lieben alten Freundes bei dieser Gelegenheit endlich einmal in dem Gewand erscheinen lassen wollte, das mir ihrer annähernd würdig scheint und in dem sie seinen Verehrern hoffentlich besondere Freude machen. Ich habe das Album, diesen wirklichen Hausschatz des Humors, auf schweres Büttenpapier drucken, in einen Einband binden lassen, dessen breiter Rücken und große Ecken aus Pergament sind und dessen Deckel den so charakteristischen Namenszug Buschs trägt. Dem allbekannten Text habe ich Buschs Selbstbiographie „Von mir über mich" vorgesetzt und zwei Portraits von ihm eingefügt, die aus der Hauptzeit seines Schaffens stammen und mich an die schönsten mit dem Freunde verlebten Tage erinnern. Das eine, noch in langem Künstlerhaar ohne Vollbart, zeigt Busch in der ersten Blüthe seiner Thätigkeit, als seine Beiträge zu den „Fliegenden", sein „Max und Moritz", sein „Heiliger Antonius" ihn, kaum am literarisch-künstlerischen Horizont aufgetaucht, zum weit berühmten Mann gemacht hatten; das andere giebt ein Bild von ihm, als er in den siebenziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts auf der Höhe seines Schaffens stand, als er uns „die fromme Helene", die „Kritik des Herzens" und die anderen Werke gab. Das erste Bildniß weist mich auf die Zeit zurück, da ich, der um sechs Jahr Jüngere, das Glück hatte, diesen herrlichen Menschen kennen zu lernen, mit ihm eine Freundschaft schließen zu dürfen, die mir für Herz und Geist so unendlich viel bot, daß ich dem Schicksal dafür danke, so lange ich lebe. Das spätere Bild erinnert mich an die Wochen, die Busch bei mir, der sein Verleger geworden war und eine Familie gegründet hatte, in Heidelberg verlebte. In unserer Kinderstube hat er die Studien zur Behandlung Klein-Julchens durch Frau Knopp gemacht, in den Weinstuben beobachtete er die Philister und Originale der Universitätstadt, abends aber saß er, die lange Pfeife rauchend, mit meiner jungen Frau und mir in traulich ernsten Gesprächen, während derer manchmal die Bibel vor ihm lag. Das Buch Jesus Sirach namentlich hatte es ihm angethan. Es war eine schöne, reiche Zeit. Ueber vierzig Jahre verbindet mich ihm nun treue Freundschaft, aber gesehen und gesprochen habe ich ihn lange nicht mehr. Er hat sich in die Einsamkeit zurückgezogen. „So stehe ich denn tief unten an der Schattenseite des Berges. Aber ich bin nicht grämlich geworden, sondern wohlgemuth, halb schmunzelnd, halb gerührt, höre ich das fröhliche Lachen von anderseits her, wo die Jugend im Sonnenschein nachrückt und hoffnungfreudig nach oben strebt." Das sind die schönen Schlußworte seiner Selbstbiographie.

München. Otto Fr. Bassermann.

Das Götterbild.

In tiefer Nacht kam er nach Haus, schon bald gegen Morgengrauen.

Sein Herz war voll Bitterkeit. Mit Freunden war er zusammengesessen, beim Wein, und hatte viel und heftig geredet. Was er zutiefst sich dachte von den Aufgaben und Zielen der Menschheit und von der emporweisenden Führerrolle der Kunst, dieses Alles hatte er, wie in heiligstem Fieberwahn, bekannt und mit glühender Zunge verkündet. Und sie hatten ihn verlacht. Erst blöde und staunend angestiert, dann mit gezischelten Banalitäten lieblos unterbrochen und zum Schluß ihn einfach verlacht. Sie Alle hatten ja auch einmal „Ideale" gehabt; aber mit „solch hohem Krims-Krams" gaben sie sich nicht mehr ab. Dafür war das Leben viel zu schwer, die Sorge für den Alltag viel zu drückend. Ja, ehemals wohl, als sie noch „achtzehn Jahre alt" waren und eben erst an den Pforten des Lebens rüttelten, da schwärmten auch sie wohl zum Himmel empor, zum grünen Himmel ihrer Unreife. Aber jetzt waren sie Männer, hatten Frauen und Kinder und, Gott Lob, einen gesicherten Futtertrog. Und da plagten sie sich nicht mehr mit den Phantasmagorien und stolzen Weltbeglückungträumen ihrer Knabenjahre!

So hatten sie gesprochen und ihn heftig zurechtgewiesen. Und da war er verstummt und hatte mit rothem, brennenden Kopf dagesessen. In ihm wühlte es und er hatte ihnen entgegenschreien wollen, daß er nicht blos mit Worten, daß er auch mit der That für die hohe Ueberzeugung seiner Jugend, für sein Festhalten an der Menschheit letzten Zielen kämpfe. Daß er gerade heute, nach Jahre langem, einsamem Ringen, ein Bild vollendet habe, das er „Ein Götterbild" nannte und in dem die ganze Gluth seiner Seele brannte. Aber die Zunge war ihm wie verdorrt. Kein Wort mehr brachte er über die Lippen. Schmerz und Scham wühlten in seinem Inneren. Und so war er bitterlich verstummt.

Dann war er durch taub hallende Straßen einsam nach Hause gewandert. Dumpf hämmerte es in seinem Hirn.

Nun war er daheim. Die trüb flackernde Kerze in der Hand, betrat er sein Atelier. Gespenstisch schwankte sein Schatten durch den hohen Raum und taumelte in schwarzen Riesenfratzen über Möbel und Bilder. Er setzte das Licht auf einen kleinen Tisch und die Dämmerscheine um ihn her begannen, sich zu beruhigen. Gerade vor ihm stand das „Götterbild", mit einem Tuch überdeckt, das er vor dem Weggehen darüber geworfen. Er riß das Tuch herunter und drehte dann den Hahn der elektrischen Leitung auf. Ein voller, heller Lichtstrom ergoß sich durch den Raum.

Da stand sie also vor ihm, die hehre, nackte Göttin, der er zwei Jahre lang jetzt gedient hatte, die Göttin der Erkenntniß, die sich steil und streng aus Flammen erhob: eine Geburt der Flammen, die reglos nach oben schwebte. Die steif heruntergezogenen Füße staken noch im blaugrünen Flammenmeer, das bis zu den Hüften hinaufleckte. Der aufgereckte Oberleib schwebte sanft und ruhig empor in eine silberweiße Atmosphäre, durch die helle Lichtrosen hindurchzuschimmern schienen. Der Leib selbst hatte kaum irdische Farben, sondern zeigte ein vergeistigtes Silbergrün mit allerzartesten Schatten aus Lila. Trotzdem wirkte er als plastische Erscheinung von weicher, fühlbarer Rundheit. Ein jungfräuliches Weib, in seiner ersten herben Blüthe, unnahbar erhaben in strenger Keuschheit, entstieg dort den

Flammen. Die Arme waren schlicht an den Leib gelegt und in den Ellbogen gekrümmt. Der linke Unterarm lag, gleichsam zaghaft schützend, unter den knospenden Brüsten, der rechte hob sich, wie in stiller Mahnung, zur Schulter empor. Ein guter gedrungener Hals trug einen jungen, vom Haar umflossenen Kopf, dessen Antlitz viel Gebietendes und gar nichts Liebe Gewährendes hatte Unter der gewölbten hohen Stirn lagen die Augen groß und reglos, sehend ins Weite gerichtet, ohne Gemüthsbewegung. Und selbst der Mund, der mädchenhaft knospende, erzählte nichts von der Süßigkeit erster Empfindungen. Doch lag es wie ein Hauch von sehnender Unschuld um die weichgerundeten Lippen.

Er stand und schaute. Alles, was in ihm gelebt hatte, was ihn wie mit heiligen Hoffnungen und hohen Wonnen durchzogen hatte, in diesen zwei einsamen glutherfüllten Schaffensjahren, Das quoll jetzt wieder in ihm auf und durchrieselte ihn mit scheuem, leisen Beben. Eine sanfte Genugthuung, daß es ihm gegeben worden war, Solches zu schaffen und die unirdische Stimme seiner Sehnsucht, in einer wesenhaften Gestalt, farbenschöpferisch, zu verdichten, versuchte sich in ihm auszubreiten. Aber Dem widerstritt die aufgestöberte Erregtheit seiner Nerven. Was würden seine Freunde sagen, die Kleingläubigen, die ängstlichen Wirthschaftrechner, wenn sie hier diese Göttin sähen, die er erschaffen hatte und die so fern und so hoch über Allem schwebte, wofür sie sich mühten und erhitzten? Würden sie auch wieder lachen? Würden sie zu lachen wagen? Unmöglich wollte ihm Dieses erscheinen. Wenn nicht vor dieser reinen Göttin, die sie nicht begriffen, so doch vor der redlichen und selbstlosen Hingabe seiner Arbeit, die sie sich ausrechnen konnten, mußten sie Respekt haben Mußten sie? Ach nein! Nur zu sicher wußte er und hatte es bei einem dichtenden Freund leidend miterfahren, daß nicht einmal die natürliche Ehrfurcht vor dem Ernst und der Ehrwürdigkeit des angespannten, reinen, blutenden Schöpferringens die höhnische Bestie im Zaum zu halten vermag, wenn sie in der Menschenbrust sich regt. Und in seinem Ohr erscholl das schneidende und pfeifende Zischen, mit dem eine zum Größenwahn aufgekitzelte, bewußtlose Menge das Werk seines Freundes, ohne es weiter zu wägen, zu prüfen oder auch blos anzuhören, mitleidlos begraben hatte. Warum? Das Werk hatte nun einmal das Mißfallen der Menge erregt: und da gab es keine Schonung, keine Prüfung, keinen Respekt mehr. Niedergezischt und niedergetrampelt! Mit der sinnlosen Wuth einer Lynchjustiz! Und die Frucht Jahre langen Ringens und inbrünstigen Hoffens wurde wie durch passelnden Hagelschlag zerstört.

Ein Schauer glitt über ihn hin.

Wenn auch ihm Das geschah? Wenn man seiner Göttin ins Gesicht spuckte, ihr die Zunge herausstreckte, sie mit dem Geifer unfläthiger Redensarten besudelte? Das würde er nicht aushalten! Das würde ihm sein, als risse man ihn mitten entzwei und triebe Spott mit seinen Eingeweiden.

Ein Götterbild diesem Haufen preisgeben? Sein Götterbild dieser ruch- und pietätlosen Menge?

Da stand es vor ihm, rein und unbemakelt!

Und seine Augen, die fiebernd umhergegangen waren, strebten nun wieder, mit gesammelter Kraft, zu ihm hin und suchten sich festzusaugen am Anblick seiner Göttin. Wie eine farbige Vision tauchte sie vor ihm auf, mit dem feierlichen Rhythmus ihrer Linien, im unentweihten Bezirk ihrer überirdischen Atmosphäre.

Der reinsten Flamme entschwebend, ganz jungfräuliche Majestät! Die tiefste Gewalt aber strömte aus von ihren großen, fernen Augen, die so weit über alles Menschliche hinaus ihre Sehkraft richteten, mit einem matt metallischen unheimlichen Glimmen. Etwas Forderndes hatten diese Augen, etwas Unmenschliches, Erbarmungloses. Sie forderten . . . einen strengen Dienst. Unbeugsamkeit! Entsagung! Und stets gerüstete Streitbarkeit! Sie forderten . . . die unbedingteste Hingabe. Zurückweisung jedes Unwürdigen! Verbannung aller Schwäche! Rücksichtlosen Opfermuth! Sie forderten . . .

Es flimmerte ihm vor den Augen. Was . . . forderten sie . . . noch? Sie forderten: Verschließe mich vor der götterlosen Menge oder — vernichte mich! Die Augen blickten unerbittlich. Für sein scheues, blinzelndes Flehen um ein Wenig Nachsicht hatten sie keinen Sinn, kein Erbarmen. Verschließe mich — oder —?

Ja, konnte er sie denn verschließen? War es nicht sein sehnlichst genährter, eifersüchtiger Traum, ihr einen Altar zu errichten auf offenem Markt und die Menge vor ihr in die Knie zu zwingen? Hing nicht sein ganzes menschheitpriesterliches Wünschen, hing nicht der vollste Rausch seines Künstlerehrgeizes daran? Freilich, seines Ehrgeizes! Wie hätte er es leugnen können? Und mehr noch als der Ehrgeiz hing daran, — auch . . . seine Eitelkeit! Ja, er wollte prunken mit dem Bilde, das der Kunst seiner Hände gelungen war! Prahlen wollte er mit der Gottheit, die ihm in seinen stillsten, weihevollsten Stunden gnadenvoll sich offenbart hatte. Der Schmutz dieses Wünschens klebte schon an seinen Fingern. Die Unheiligkeit dieses Trachtens glomm schon in seinen Augen. Er wollte sie preisgeben, die Göttin! Wem preisgeben? Der Verehrung und Andacht? O nein! Der müßigen Neugier, der zerstreuten Gafflust, der respektlosen Zudringlichkeit, der ironischen Blasirtheit, dem banausischen Dünkel, dem Spott, dem Gelächter, der Verhöhnung! Keins davon würde ausbleiben. Und seine Göttin, die, noch von keines Sterblichen Blick gestreift, weltentrückt, flammenumkreist, ihm entgegenschwebte, nur seine Göttin, sie würde besudelt und abgegriffen zu ihm zurückkehren, eine Allerweltgottheit!

Also . . . verschließen . . . sollte er sie? Ein Zittern durchlief ihn. Der Gedanke dünkte ihn ungeheuerlich Er war gleichbedeutend mit lebendigem Begraben aller seiner Hoffnungen.

Und würde er die Kraft haben, das Gebot auszuführen? Es dauernd auszuführen? Jetzt vielleicht, ein Jahr lang oder zwei, vielleicht auch nur ein paar Monate (oder Wochen) . . . So lange diese Erregung noch in ihm glühte, würde er wohl Stand halten können. Dann aber? Welche Gewähr gab es, daß er nicht später einmal . . .?

Der Schweiß stand ihm auf der Stirn und seine Augen gingen wieder empor und trafen sich mit den strengen Augen der Göttin der Erkenntniß.

Vernichte mich! Vernichte mich! sprachen diese Augen. Und je tiefer und hingegebener er in sie hineinblickte, desto deutlicher, desto gebieterischer riefen sie ihm an: Vernichte mich!

Seine fiebernde Hand fuhr tastend über den Tisch hin. Dort glänzte Etwas und blinzelte tückisch-bereit zu ihm hin. Und schon war es in seiner Hand. Er hatte es fest umfaßt. Er hob den Arm. Der Stahl blinkte.

Aber nein! Er konnte nicht! Zu himmlisch schön, zu gnadenreich herrlich schwebte der jungfräuliche Leib der erhabenen Göttin auf ihn zu, sein Herz mit weher Liebeswonne erfüllend! Er hätte ihn küssen mögen, diesen Leib!

Was . . . hätte er mögen?

„Vernichte mich! Vernichte mich!“ schrien lauter als je und gleichsam angstbebend der Göttin weite, weltentrückte Augen. Er stand da und wetzte die Zähne, von einem furchtbaren Schwindel erfaßt. Kein Zweifel: er mußte es thun!

Aber so lange er sie sah, konnte er nicht. Rasch entschlossen drehte er den Hahn der elektrischen Leitung ab. Brauende Dunkelheit umhüllte ihn und das Zimmer. Nur dort, an jener Wand, da hob sich ein matter Dämmerschein, den der frühste Morgen durch das Fenster warf. Da stand sie, leise grau übersponnen, sie, die er opfern mußte, — sie selbst, seine Göttin!

Sein Buckel krümmte sich wie der eines Raubthieres. Ein Knirschen ging durch seinen ganzen Leib. Das Messer blitzte. Und kreuz, quer fuhr der ergrimmte Stahl durch den unberührten Mädchenleib der Göttin. Zerschnitten klaffte das Bild auseinander.

Es fiel Etwas klirrend zur Erde. Es taumelte Einer hin und lag röchelnd am Boden, von Ohnmacht umfangen. Schweigen starrte ins Gemach.

Durch das hohe Atelierfenster stahl sich ein zager, silbergrauer Strahl und irrte scheu und tastend umher . . .

Wien. Franz Servaes.

G. m. b. H.

Das Streben nach Erweiterung des Kurzenverkehrs und des Handels in Antheilen der Gesellschaften mit beschränkter Haftung wird mit dem Wunsch begründet, stärkere Kautelen für das große Publikum zu schaffen. Das sei unbedingt nöthig. Für das Kurzengebiet habe ich schon zu zeigen versucht, was von solchem Gerede zu halten ist. Aber auch mit den Antheilen der G. m. b. H. muß man sich jetzt beschäftigen. Die neuste Errungenschaft ist eine von der Diskontogesellschaft eröffnete „Vermittelungstelle für den An- und Verkauf von Antheilen der Gesellschaften m. b. H.“ In den ersten Junitagen war unter Mitwirkung dieses Institutes eine Treuhandgesellschaft, die „Revision- und Vermögensverwaltungstelle Aktiengesellschaft“, gegründet worden, der nun der neue Vermittelungdienst angegliedert werden soll. Nur die Antheile der G. m. b. H., deren innere Verhältnisse von dieser Treuhandgesellschaft geprüft sind, sollen berücksichtigt werden. Ob auf diesem Weg ein zuverlässiges Urtheil über die Eigenschaften der in Frage kommenden Gesellschaften erreicht werden kann, ist immerhin zweifelhaft. Da die Geschäftslage der G. m. b. H. selten ganz leicht zu erkennen ist, muß jedenfalls ungemein genau geprüft werden, ehe es ans Vermitteln geht. Denn man will ja Kautelen fürs große Publikum schaffen.

Das Gesetz über die G. m b. H., das seit dem zwanzigsten April 1892 gilt, verdankt seine Entstehung der im Geschäftsverkehr schon lange gespürten Nothwendigkeit, zwischen Offener Handelsgesellschaft und Aktiengesellschaft eine Form zu finden, die eine Möglichkeit bot, mit relativ kleinem Kapital sich zum Betrieb eines Unternehmens zusammenzuthun, ohne dabei mit dem vollen Vermögen für die Verbindlichkeiten haften zu müssen. Die G. m. b. H. haben also ursprünglich mit der Aktiengesellschaft nichts gemein: sie sind für kleine Kreise Intimer ge-

schaffen. Jetzt aber soll plötzlich ein offizielles An- und Verkaufsbureau für Antheile der G. m. b. H. nöthig geworden sein, weil die Grenze zwischen ihr und der Aktiengesellschaft kaum noch deutlich zu ziehen sei. Diese Behauptung ist nicht ganz falsch. Die Antheile der G. m. b. H. sind in Kreise gedrungen, die ihnen verschlossen bleiben sollten, und haben sich dadurch von selbst einen Markt geschaffen, der schärferer Kontrole bedurfte. Von einer Aehnlichkeit beider Gesellschaftformen könnte man mit gutem Grund aber nur sprechen, wenn die gesetzlichen Bestimmungen geändert worden wären. Das ist einstweilen nicht geschehen. Die unbeschränkte Bewegungfreiheit des Dividendenpapiers ist wenigstens mit gewissen Garantien erkauft, die das Aktienrecht festgesetzt hat. Diese Garantien müßten auch für Kuxe und Antheile der G. m. b. H. gesichert sein, ehe man ihnen einen offenen Markt schafft, wie ihn die Aktie an der Börse hat. Die Ausrede, die Vermittelungstelle solle nicht den Verkehr in Antheilen der G. m. b. H. erweitern, sondern nur eine Kontrolstation für das Publikum sein, würde nicht wirken: da diese Papiere nur für einen engen Personenkreis bestimmt sind, ist eine für ein größeres Publikum bestimmte Einrichtung unnöthig; statt die ungerechtfertigte Ausdehnung des Handels in Antheilen der G. m. b. H. zu sanktioniren, sollte man ihn auf den Boden zurückdrängen, auf dem diese brauchbare Gesellschaftform vor Gefahren geschützt ist.

Daß sie nöthig war, ist nicht zu bestreiten. Für welche Fälle? Das haben die Motive des Gesetzes ausdrücklich gesagt. Erstens: wenn gewerbliche Unternehmungen auf mehrere Erben übergehen, die, ohne selbst die Geschäfte führen zu können, doch auf die Erhaltung des Unternehmens und seine Fortführung für die Familie Werth legen; zweitens: wenn ein überschuldetes Geschäft von den Gläubigern übernommen und für eigene Rechnung weitergeführt werden muß; drittens: wenn es sich um größere Unternehmungen mit mehreren Gesellschaftern und entsprechendem Kapital handelt, bei denen die Vorschriften über die Aktiengesellschaften nicht den Interessen des zweckmäßigen und erfolgreichen Betriebes entsprechen, wie etwa bei Kolonialgesellschaften; viertens: wenn besondere Verhältnisse des Unternehmens, wie die Verschiedenartigkeit, vielleicht auch die räumliche Entfernung der einzelnen Theile des Betriebes oder die besonderen Wechselfälle, denen es der Natur seines Gegenstandes nach ausgesetzt ist, eine Beschränkung der Haftung fordern. Ich führe diese Bestimmungen an, um zu zeigen, daß nach der Absicht des Gesetzgebers die G. m. b. H. nicht viel mehr sein sollte als eine für Familiengründungen passende Form. Außerdem wollte man „die Assoziation von Kapital und Intelligenz erleichtern", um der Individualität auch im geschäftlichen Betrieb Geltung zu verschaffen, ohne sie, wie in der Offenen Handelsgesellschaft, mit dem vollen Vermögen haften zu lassen. Daß die neue Gesellschaftform rasch Beifall fand, verdankt sie nicht nur ihren guten Seiten. Eine G. m. b. H. ist leicht gegründet; viel Kapital wird nicht gebraucht, man kann eine Weile Schulden machen und, wenns nicht weiter geht, die Bude schließen. Passiren kann Einem dabei nicht viel, da der Gesellschafter nur mit seinem Geschäftsantheil, nicht mit seinem ganzen Vermögen haftet. Da ists kein Wunder, daß wir im Deutschen Reich heute schon siebentausend G. m. b. H. haben; die Aktiengesellschaften, die in ihrer heutigen Gestalt doch schon ein ganzes Menschenalter leben, bleiben weit hinter dieser Ziffer zurück. Im September 1905 sind 133 G. m. b. H. mit 14 Millionen Kapital gegründet worden; dagegen nur 15 Aktiengesellschaften, die allerdings ein Kapital

von 25 Millionen beanspruchten. Die neue Form wäre nicht so oft benutzt worden, wenn man sich streng an den vom Gesetzgeber gewollten Zweck gehalten hätte. Das geschah aber nicht. In jedem Geschäftsbezirk giebt es jetzt G. m. b. H. Geld- und Kreditinstitute, Terraingesellschaften, Transportunternehmen, Bergwerks- und Hüttenbetriebe, Textil- und Chemische Fabriken, Mühlen- und Brotfabriken, Brauereien, Brennereien und Malzfabriken, Maschinenfabriken, Elektrizitätwerke, Papierfabriken, Druckereien, Gasgesellschaften, Missionarvereine, Sport- und Theaterunternehmen: überall hat man sich in die beschränkte Haftung gerettet. Der Wirkensumfang der Aktiengesellschaft ist also erreicht, obwohl die G. m. b. H. ein Mittelding zwischen Offener Handelsgesellschaft und Aktiengesellschaft, also jedenfalls weniger als diese sein sollte. Unter solchen Umständen wäre vielleicht das Reichsgesetz vom April 1892 zu revidiren, nicht aber ein uneingezäunter Markt für die Antheile an Gesellschaften zu erstreben, die über ihren ursprünglichen Zweck hinausgewachsen sind.

Die berliner Handelskammer hat diese Verhältnisse zum Gegenstand einer Enquete gemacht, deren Ergebnisse eine im Juli an den Finanzminister gerichtete Petition gegen die in Aussicht genommene Besteuerung der G. m. b. H. meldete. Danach bestanden am ersten Januar 1905 allein in Berlin 813 ins Handelsregister eingetragene und zur Gewerbesteuer veranlagte Gesellschaften mit beschränkter Haftung, die mit einem Stammkapital von 393,31 Millionen Mark arbeiteten; darunter waren nur 48 Familiengründungen und nur 20 Gesellschaften mit nicht wirthschaftlichem Zweck, an die das Gesetz doch in erster Linie gedacht hat. Die meisten G. m. b. H. hatten sich also auf dem Gebiet angesiedelt, das der Aktiengesellschaft zugedacht war. Um die Wirkung dieser Thatsache abzuschwächen, behauptete man, das „wesentliche" Grundprinzip, kleiner Theilnehmerkreis und individueller Betrieb, sei im Allgemeinen wenigstens erhalten geblieben; unter den 813 berliner Gesellschaften seien nur 147 mit mehr als vier Gründern und bei 618 führten die Gründer selbst die Geschäfte. Damit ist aber in Wirklichkeit gar nichts für die Erhaltung des Prinzips bewiesen; nicht auf die Zahl der Gründer, sondern auf die der Antheilbesitzer kommt es an. Ist diese Zahl nicht klein, dann ist die Absicht nicht erreicht, nur einen engen Personenkreis zu betheiligen; und wäre sie klein, dann brauchte die Diskontogesellschaft nicht eine Kontrolstation für diese Antheile zu schaffen. Man hat eben zwar die Haftung, aber nicht die Zahl der Antheilbesitzer beschränkt.

Wenn der Gesetzgeber mit der Möglichkeit gerechnet hätte, daß mit diesen Antheilen gehandelt werden könne wie mit Aktien, dann hätte er die Gründung solcher Gesellschaften nicht so leicht gemacht und vor Allem die Veröffentlichung der Bilanz und des Geschäftsberichtes vorgeschrieben. Nur die Banken und Versicherunganstalten m. b. H. brauchen aber Bilanzen zu veröffentlichen. Die Gründung einer Aktiengesellschaft ist strengen Vorschriften unterworfen, die das Publikum nach Möglichkeit vor Trug schützen sollen; bei der G. m. b. H. genügt die Eintragung in das Handelsregister, die nur voraussetzt, daß mindestens ein Viertel der Stammeinlagen eingezahlt ist. Bei dem vorgeschriebenen Mindestkapital von 20 000 Mark genügt also eine Einzahlung von 5000 Mark, um die Eintragung ins Handelsregister zu ermöglichen. Oft werden auch Sacheinlagen gemacht, Patente, Grundstücke und ähnliche Dinge, bei denen eine Festsetzung nach Art und Geldwerth im Gesellschaftvertrag genügt. Die Angaben werden ins Handelsregister aufgenommen und können dort von Jedem geprüft werden. Diese Prüfung liefert aber Dem,

der Antheile der Gesellschaft kaufen will, natürlich keine ausreichende Bürgschaft; er lernt da nur die Oberfläche, nicht die Grundlage kennen. Recht viele Leute haben denn auch ihr schönes Geld in faule G. m. H. gesteckt, die ihnen durch hohe Sacheinlagen gesichert schienen. Besonders leicht arbeitet sichs mit Patenten; da man sie in beliebiger Höhe bewerthen kann, sind schnell Gesellschaften mit einem Stammkapital von Hunderttausenden hervorzuzaubern, die in Wirklichkeit kaum die Betriebsmittel für einen Monat in der Kasse haben. Wer diesen Zustand rügt, bekommt die Antwort, die G. m. b. H., die keine frei übertragbaren Antheilscheine ausgeben dürfe, brauche nicht die selben Vorsichtmaßregeln wie eine Aktiengesellschaft. Der Verkauf der Antheilscheine ist ja auch wirklich nicht so leicht (zur Uebertragung eines Stammantheils ist die Zustimmung der Gesellschafter und notarielle Beurkundung erforderlich), aber wir haben heute mindestens eben so viele zweifelhafte Gesellschaften der jüngeren wie der älteren Form. Auf beiden Gebieten wird gesündigt. Das spricht nicht gegen die G. m. b. H. Soll der Verkauf ihrer Antheilscheine aber erleichtert werden, dann brauchen wir Schutz gegen die Verlockung zur Sünde.

Die G. m. b. H. soll in Preußen nun, wie die Aktiengesellschaft, besteuert werden. Diese Absicht ist vielfach getadelt worden; sie soll ungerecht sein, weil sie die Geschäftsinhaber doppelt besteure, und außerdem schädlich, weil die G. m. b. H. die „einzige lebensfähige Neubildung der modernen Wirthschaftgesetzgebung sei“ und man ihr das Leben deshalb nicht erschweren dürfe. Ist die Steuer wirklich ungerecht? Die Aktiengesellschaften sind schon lange damit belastet. Da die G. m. b. H. immer weiter ins Gebiet der Aktiengesellschaft vordrängt, muß sie, wie diese, besteuert werden; sonst wird sie noch öfter, als es jetzt schon geschieht, von Leuten gewählt werden, die einen großkapitalistischen Betrieb der Steuer entziehen wollen. Von den 7000 deutschen Gesellschaften haben die meisten allerdings nur ein Kapital von 20 000 bis 500 000 Mark; Hunderte aber haben Stammkapitalien von Millionen, bis zu 30 und 40 sogar. Beispiele: die zur Ausbeutung von Grubenfeldern der Internationalen Bohrgesellschaft in Erkelenz gegründete Rheinisch-Westfälische Bergwerkgesellschaft m. b. H.; Herne G. m. b. H.; die Bankfirma Hardy & Co. in Berlin; manche Terraingesellschaften; das vom Schaaffhausenschen Bankverein errichtete Syndikatskontor; die Liste könnte leicht verlängert wer den. Sollen auch sie steuerfrei bleiben? Den Familiengründungen und den Gesellschaften mit höchstens 100 000 Mark Stammkapital hat der Finanzminister ja Steuerfreiheit versprochen. Ungerecht kann ich den Plan also nicht finden.

Die Kommanditgesellschaft, in der gegenseitige Kündigung möglich ist und mindestens ein Gesellschafter mit seinem ganzen Vermögen haftet, wird immer nur einen begrenzten Raum vor sich haben; eben so die Aktiengesellschaft, schon wegen ihrer komplizirten Form. Die G. m. b. H. kann also noch viel Boden gewinnen. Gerade der Blick auf diese Entwickelungmöglichkeit läßt aber den Wunsch nach einer Aenderung des Gesetzes entstehen, dessen Normen schon dem heutigen Zustand nicht mehr genügen. Auch diese Gesellschaften müssen gezwungen werden, ihre Bilanz zu veröffentlichen; dann erst läßt ihre Kreditwürdigkeit sich gründlich prüfen. Mit der Haftung ist ja auch die Kreditbasis beschränkt; um so klarer muß die Geschäftslage zu erkennen sein. Nur solche Modernisirung, nicht eine „Vermittlungstelle“, könnte die als brauchbar bewährte Form vor wachsendem Mißtrauen schützen.

Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 4. November 1905.

Die Schwarzseher.

Bei dem Narrenlärm unserer Tagesblätter, schrieb Goethe einmal an Zelter, „geht es mir wie Einem, der in der Mühle einschlafen lernt: ich höre und weiß nichts davon.“ Der so sprach, war nicht, wie man noch oft liest, ein im reinsten Element rein Lebender, der den Alltagsstaub scheute und vor den Mißgerüchen der Realität in seinem Poetenstübchen sorgsam das Fenster verriegelte. Zu höherem Vortheil, fand er, gereiche ihm und seinem Talent der Zwang, als Staatsdiener und Hofmann die Realität in sich aufzunehmen. Majoritäten, Oeffentliche Meinungen und Freiheitphraseure hat er belächelt; auch als Beurtheiler politischer Mächte manchmal menschlich geirrt (zum Beispiel: als er die Franzosen „auf einer höheren Stufe welthistorischer Ansicht als die Engländer“ sah). Das Wesentliche aber, selbst die noch fernen Möglichkeiten gewandelten Menschen- und Völkerverkehrs hat er früher erkannt als irgend Einer, von dem wir aus deutscher Geschichte wissen. Daß in seinem Gutachten über die Frage des preußischen Werberrechtes (in der Zeit des bayerischen Erbfolgekrieges) wohl zum ersten Mal der Gedanke eines deutschen Fürstenbundes auftauchte, soll man, weil die Idee in der Luft bedrängter Kleinstaaten lag, nicht allzu laut rühmen. Eher schon, daß der Faustdichter vor seines Geistes Auge die moderne Großstadt entstehen sah, deren erste Spur ihm wahrnehmbare Wirklichkeit doch nie gezeigt hatte. Und selbst diese Prophetie des Unermessenen erregt kaum noch Staunen, wenn man sie seinen Worten über die Bedeutung des Panamakanalplanes vergleicht. „Gelänge ein Durchstich der Art, daß man mit Schiffen von jeder Ladung und jeder Größe durch solchen Kanal aus dem Mexikanischen Meerbusen in den Stillen Ozean fahren könnte, so würden daraus für die ganze civilisirte und nicht civilisirte Menschheit ganz unberechenbare Resultate hervorgehen. Wundern sollte mich aber, wenn die Vereinigten Staaten es sich

sollten entgehen lassen, ein solches Werk in ihre Hände zu bekommen. Es ist vorauszusehen, daß dieser jugendliche Staat, bei seiner entschiedenen Tendenz nach Westen, in dreißig bis vierzig Jahren auch die großen Landstrecken jenseits der Felsengebirge in Besitz genommen und bevölkert haben wird. Es ist ferner vorauszusehen, daß an dieser ganzen Küste des Stillen Ozeans, wo die Natur bereits die geräumigsten und sichersten Häfen gebildet hat, nach und nach sehr bedeutende Handelsstädte entstehen werden, zur Vermittlung eines großen Verkehrs zwischen China nebst Ostindien und den Vereinigten Staaten. Es ist für die Vereinigten Staaten durchaus unerläßlich, daß sie sich eine Durchfahrt aus dem Mexikanischen Meerbusen in den Stillen Ozean schaffen; und ich bin gewiß, daß sie es erreichen." Solche Wunder politischer Intuition ließ uns selbst Bismarck, den doch keine Nausikaa lockte, nicht schauen. Der Mann, der im Februar 1827 so zu Eckermann sprach, kann sich auch als Politiker sehen lassen. Trotzdem er von dem Narrenlärm der Tagesblätter nichts hören noch wissen wollte; von dem Lärm einer Zeit, der Fritzens Forderung, in Weimar Rekruten werben zu dürfen, eine Staatsaktion bedeutete und der von den großen Ereignissen, von dem Schicksal, das in der Gestalt des Korsen über die Erde schritt, nach Wochen erst spärliche Kunde kam. Was würde er heute sagen? Sein Panamakanal wird gebaut, wie ers voraussah, von den Amerikanern, und wird in den kommenden Kämpfen um die Weltmacht von vielleicht entscheidender Wichtigkeit werden. Nach dem Handel mit China und dessen Nachbarreichen drängen sich alle Großmächte. Um ihn sich zu sichern, haben Britanien und Japan den Bund geschlossen. Die Vereinigten Staaten, denen noch der Kanal und die Flotte fehlt und die in den Philippinen eine gefährdete Flanke haben, müssen einstweilen wenigstens diesem Trutzbund zulächeln, dem auch Frankreich, mit seiner Sorge um Nordwestafrika, Indochina und Madagaskar, sich gar nicht entziehen kann. England, Frankreich und Belgien bauen in China eine Eisenbahn, deren Besitz bald werthvoller werden muß als das in sämmtlichen Pachtverträgen Gewährte. Rußland ist, nach Englands Willen, von Japan geschwächt und dann, nur durch englischen Einfluß, auf die Bahn konstitutioneller Experimente getrieben worden (Nikolais Damen, die anglophile Dänin und die Britin aus Darmstadt, die, wie ich vor einem Jahr hier erzählte, längst den Verzicht auf die gefährliche Selbstherrschaft empfahlen, haben in London kluge Helfer gefunden) und wird nun vor die Frage gestellt, ob es in den neuen Trust eintreten oder auf mindestens zwei Jahrzehnte in Asien zur Ohnmacht verdammt sein will. Australien rührt sich noch nicht, kann eines nahen Tages aber zwischen England und Amerika optiren, wenn es vorher nicht durch neue, den Körper seiner Wirthschaft festigende

Bänder ans Mutterland geknüpft wird. Und Europa hat als Individualität zu leben aufgehört. Das schöne Konzert ist aus. Die alten Bündnisse sind zerfallen, nur als Kindertrost noch zu brauchen, die alten Kontinentalmächte von Lebensgefahr umlauert. Tag und Nacht klappert die Mühle. Portsmouth. Marokko. Deutsch-französischer oder deutsch-englischer Krieg? Franko-deutsch-russische oder franko-britisch-russische Triasformation? Ungarns Trennung von Oesterreich. Revolution. Konstitution. Strikes. Hofskandale. Hätte unser Dichter dabei nicht das Einschlafen verlernt? Oder auch jetzt, mit dem majestic common sense, der ihm, wie einst dem stärkeren Menschenschöpfer aus Britenland, von unbekannten Göttern verliehen ward, in all dem Geklapper das Wesentliche zu unterscheiden vermocht?... Deutschland läßt sich den Schlaf nicht stören. Freut sich morgens und abends am Echo ferner Gewitter und streckt sich, mit dem Nachgeschmack der letzten Russengräuelmär auf der Zunge, behaglich zur Ruhe. Wenn der Dichter ins Philisterland wiederkehrte, fände er die wohlbekannten Bürger, die wohlbekannte Lust an Selbsttrug und Tand. „Mag Alles durcheinander gehn; doch nur zu Hause bleibts beim Alten."

Wenns dabei nur bleiben kann. Das ist aber durchaus nicht gewiß; und deshalb sollten die paar ernsthaften Leute im Land dem Narrenhaufen endlich Schweigen gebieten und den Massensinn für das Wesentliche schärfen. Sollten sprechen: „Wir lassen uns die Lügen, offizielle, offiziöse und freiwillig geleistete, nicht länger mehr gefallen. Wir wissen, daß niemals, nicht unter Phokas noch unter Louis Napoleon, so dreist, so unaufhörlich gelogen, so systematisch jedes für die Nation wichtige Ereigniß entstellt worden ist wie heute bei uns; und habens satt. Jahre lang ließen wir uns einlullen und wähnten, nur Grillenfänger und Klugschwätzer sähen den deutschen Himmel umdüstert. Aus diesem Wahn sind wir erwacht; und der Lärm, der uns aufrüttelte, hat uns erkennen gelehrt, wie viel schon verthan, unrettbar verloren ist. Nie war unsere Heimath in so gefährdeter Lage; auch der kleine Preußenstaat nicht, seit er gegen Bonaparte in Ost und West Bundesgenossen fand. Aufs Haar ist Alles so gekommen, wie Bismarck hundertmal vorausgesagt hat, den die Lügnerzunft drum wie einen enttäuschten Stellenjäger behandelte. Mit unserem Willen soll nicht noch mehr verloren werden. Euer Geschrei von der großen Zeit, von den herrlichen Errungenschaften und Persönlichkeiten, den Reden und Staatsmännerthaten, denen die Welt andächtig lauscht, Eure Reklamekniffe und Komoediantenmätzchen sind uns zum Ekel geworden. Auch Eure niederträchtigen Versuche, durch Sensationen, die Ihr aus aller Herren Ländern zusammenschleppt, das Volksgewissen zu täuben, die Blicke der Nation von den Dingen abzulenken, die allein für sie wesentlich sind. Laßt die Russen

ihren Nikolai verdauen, die Magyaren an ihrem Borstenspeck und Pußtadreck ersticken oder noch fetter werden. Noth zwingt uns einstweilen zu so ernster, so unaufschiebbarer Arbeit, daß wir nicht Zeit haben, anderen Völkern in die Töpfe zu gucken. Pfeift uns auch nicht mehr das Lied von dem Frommen, der nicht still in Frieden leben kann, weil es dem bösen Nachbar nicht gefällt. Wir werben nicht um, rechnen nicht auf Liebe, sind selbst bereit, die Dummheit, das Irrlichteliren des Nachbars zu unserem Vortheil zu nützen, und bezahlen die Wächterschaar nicht, damit sie sich müßig übertölpeln läßt, sondern, damit sie uns früh vor Fährniß warnt. Vermag sie Das nicht, dann müssen wir dafür sorgen, daß sie, ob heute die Gnadensonne sie noch so hell bescheint, morgen weggejagt wird. Da Czechen vom Hause Habsburg den Sturz jeder Regirung ertrotzen, russische Juden, Studenten und Sektirer den Kaiser-Papst zur Wahl des ihm lästigsten Ministers zwingen konnten, wird das tüchtigste Volk Mitteleuropas wohl im Stande sein, sich fähige Geschäftsführer zu verschaffen. Leicht; und ohne eine Sekunde nur die wirklichen Rechte des ersten deutschen Fürsten anzutasten. Daß es bisher nicht gelang, ist Eure Schuld, Eurer pfiffigen Schelmenkunst oder Eures fahrlässigen Leichtsinns. Jetzt seid Ihr gewarnt; und steht, wenn Ihr das Trügerhandwerk weitertreibt, als Landesverräther am Pranger". Spräche ein Fähnlein Aufrechter so, unermüdlich morgens und abends, dann bekämen wir Ruhe, brauchten nicht mit dem Geklapper im Ohr einzuschlafen und könnten uns, leis und ernst, wie es Mündigen ziemt, mit den Dingen beschäftigen, die dem Reich an die Haut gehen.

Die bringt jetzt jede Woche; und wir hätten an den schon vorhandenen doch für Monde genug. Die letzte Dekade hat uns sogar Erfreuliches beschert. Erstens den Reichsgerichtsspruch, der das Recht der biesterfelder Grafen auf das Fürstenthum Lippe endgiltig sichert. Wurde nun gefragt, was in diesem langen Hader, der den Grafen Ernst Casimir ins Grab ärgerte und dem alten Albert von Sachsen die letzten Lebenstage vergällte, aufs Spiel gesetzt ward? Warum deutsche Fürstensprossen, deren Rechtsanspruch keiner Instanz je zweifelhaft schien, unglimpflich behandelt, an Grüften brüskirt, von einem Schwager des Kaisers aus ihrem Erbe verdrängt werden mußten? Offen gesagt, daß in diesem Fall der Kaiser in betrübender Weise geirrt habe und solcher Fehler (dessen Nachwirkung an allen Fürstenhöfen noch fühlbar ist) sich nie wiederholen dürfe, auch wenn eines Tages die Rechtslage, etwa in Hessen oder in Oldenburg, noch so günstig schiene? Kein Sterbenswörtchen davon. An vielen Stellen aber die glatte Lüge, der Kaiser habe, als einer der ersten Gratulanten, dem jungen Fürsten Leopold zur Lippe ein „ungemein herzliches" Telegramm geschickt. Eine unverschämte Lüge: der Fürst hat dem Reichsoberhaupt ehrerbietig den An-

tritt der Regirung gemeldet und der Kaiser hat höflich, doch so kühl geantwortet, wie ers nie that, wenn Herr Ballin ihm die Taufe oder Rekordfahrt eines Schiffes angezeigt hatte. Zweite Freude: Auflösung der ostasiatischen Brigade. Ein verständiger Anfang; den gerade jetzt erst wirksam gewordenen Motiven zu dem Entschluß, die Truppen aus Tschili und der Chinesenstadt von Kiautschou zurückzuziehen, brauchte man öffentlich nicht nachzuforschen. Hatte aber wieder eine Gelegenheit zu ernster Rückschau. Was ist bei dem ganzen Abenteuer für Deutschland herausgekommen? Fünf Jahre lang hat die Brigade uns je zwölf Millionen gekostet; die Rechnung des eigentlichen Feldzuges war natürlich noch um ein sehr Beträchtliches höher. Alles pro nihilo. Um uns in China verhaßt zu machen und bei dem Rennen um Bahnbauten und Marktplätze distanzirt zu werden. War der Ruf zu dem Kreuzzug nicht wirklich, wie er hier genannt wurde, ein Dysangelium? Nicht eine Silbe darüber. Lohnts denn, über so alte Geschichten zu reden? Zu Haus wird von Regirung und Parlament unwürdig geknickert; in Asien und Afrika darf eine Milliarde nutzlos verpulvert werden. Daß die Brigade hingeschickt wurde und so lange blieb, war gut; daß sie nun aufgelöst wird, ist auch wieder gut. Amen. Und schnell die nächste Schüssel.

Ein Feiertagsgericht. Dem Marschall Moltke ist von dem in seiner Schule erwachsenen Heer in Berlin ein Denkmal errichtet worden; eins im Marmor vergeudenden Stil modischen Puppenstandes, von dem Parthenos und die Musen das Antlitz wenden. Die Inschrift hat, wie wir lasen, der Kaiser verfaßt: „Dem rechten Volk zur rechten Zeit der rechte Mann im rechten Streit. Gottes Würfel fallen, wie sie auch fallen, immer auf die rechte Seite.“ Der erste Satz ist nett und volksthümlich gereimt; im zweiten werden Bild und Gedanke nicht Jedem gefallen. Wenn ein Herrgott die rechte Entscheidung auswürfelt, ist das Mühen des weisesten Strategen im Grunde ja eitel; auch dem von einem Hofgeneral geführten Deutschenheer hätte ein allgerecht in den Wolken Thronender den Sieg nicht versagt. Einerlei. Aus der guten, feinen Zeit wehte am Tag der Enthüllung doch ein Hauch zu uns her. Die Truppen feldmarschmäßig oder im Dienstanzug (Helmbusch und Schärpe sind wohl für die Weihetage der Monarchendenkmale reservirt): nichts, was an Paradeputz erinnern konnte; das richtige Kriegerkleid für eine Moltkefeier. Die in der Armee für diesen Tag vielfach gefürchtete Beförderung Hellmuths des Neffen blieb aus; schien, ein paar Wochen nach der Manöverleistung, vielleicht nicht angebracht. Und der Generalstabschef Graf Schlieffen hielt eine Festrede, deren Inhalt und Tonfarbe sich sehr angenehm von Allem unterschied, was wir sonst bei solchem Anlaß zu hören gewöhnt sind. Kein Spalierpathos, keine Uebertreibung; ein von zärtlicher, doch nicht blinder Liebe entworfenes Bild des

Römers aus Parchim. „Die Worte ‚selbst' und ‚ich' kannte dieser hohe Geist nicht". Graf Schlieffen ist für den Abschied längst vorgemerkt. Immer wieder habe ich den Eindruck, daß unsere stärksten Charaktere und Intelligenzen heute im Heer zu suchen und zu finden sind. Wie hätte ein „Vertreter des unabhängigen Bürgerthumes in Stadt und Land" vor solchem Denkmal, solchen Hörern gewedelt! Und dieser Redner hat nicht einmal gesagt, Moltkes wahrer Erbe sei der Kriegsherr, der die Schlachten zu denken und zu lenken vermöge.

An der Paradetafel im Weißen Saal sprach dann der Kaiser. Er hatte am Tag vorher von der „schweren Arbeit dieses Sommers" gesprochen, den Reichskanzler gelobt (dem, in Norderney und Baden-Baden, die Arbeit hoffentlich nicht allzu schwer geworden ist) und gesagt: „Wir leben in einer Zeit, in der jeder wehrhafte junge Deutsche bereit sein muß, für das Vaterland einzutreten." Was er nach der Enthüllung des Moltkedenkmals den Kommandirenden Generalen gesagt hat, darf nie ans Licht kommen. Beim Prunkmahl warens nur ein paar kurze Sätze. „In aufrichtigem Dank gegen die Vorsehung ein stilles Glas, welches dem Andenken gewidmet ist des Kaisers Wilhelms Majestät größten Generals." (So stands im offiziellen Bericht.) „Das zweite Glas gilt der Zukunft und der Gegenwart. Wie es in der Welt steht mit uns, haben die Herren gesehen. Darum das Pulver trocken, das Schwert geschliffen, das Ziel erkannt, die Kräfte gespannt und die Schwarzseher verbannt. Mein Glas gilt unserem Volk in Waffen. Das deutsche Heer und sein Generalstab: Hurra! Hurra! Hurra!" In diesen Worten schwingt kein Fanfarenton; auch in den dresdener Reden nicht. Der wehrhafte Deutsche muß immer, nicht jetzt nur, bereit sein, fürs Vaterland einzutreten; und nie gab es eine Stunde, in der das Pulver feucht, das Schwert stumpf, die Kraft lahm, das Ziel verkannt werden durfte. Die Reden haben auch nirgends alarmirend gewirkt. Da am nächsten Morgen arge Berichte aus Rußland kamen, gabs an der berliner Börse einen Kurssturz. Leute, die seit Monaten weit über Vermögen und Kreditfähigkeit spekulirt hatten, wurden durch die übertreibenden Meldungen nervös, sahen den oft angesagten dies irae dämmern und suchten schnell noch möglichst viel loszuschlagen. Die Furcht, die russische Anleihe, mit deren in Deutschland zu häufenden Beträgen man sich ein Weilchen aus der Geldklemme zu helfen hoffte, könne scheitern, schreckte auch ernstere Leute. Und wohlerzogene Reporter schrieben aufs Blockblättchen: „Die Börse stand ausschließlich unter dem Eindruck der Kaiserreden." Herr von Mendelssohn wußte es besser. In London und Paris blieb Alles ruhig. Die Herren Clemenceau und Jaurès (des Kanzlers Kronzeuge, hélas!) wurden recht grob, Temps, Figaro und die Britenpresse recht kränkend ironisch; und in Deutschland klapperten die Mühlen. Vierundzwanzig Stunden da-

nach war nur noch von der glorreichen russischen Revolution die Rede. Wir sind ja für alle Fälle gerüstet. Eigentlich hat nur der gemeine Delcassé das Unheil angestiftet. Und schließlich war die Sache auch gar nicht so schlimm.

Ein Kanzler von zulänglichem Format hätte dem Kaiser gerathen, die Thatsache, daß Deutschland in eine üble Lage gerathen ist, nicht durch offizielle Erwähnung zu beglaubigen. Sollte das Mißgeschick aber bescheinigt werden, dann konnte der Kaiser kaum anders sprechen, als er gesprochen hat. Herausfordernd klangs nicht; eher enttäuscht und resignirt. Nur gegen Angriffe, zum Ueberfluß hats die Norddeutsche Allgemeine noch nachgetragen, sollen die Waffen dienen; und Niemand denkt daran, uns anzugreifen, wenn wir uns, wie der Bülow (Oriolus L.) so oft mit voller Stimmkraft gepfiffen hat, mit dem Errungenen bescheiden. Niemand hat je daran gedacht. Eine Komoedie der Irrungen nannte ichs neulich. Die Franzosen, denen Bismarck gesagt hatte, Deutschland habe in und an Marokko keinerlei Interesse, die aus Bülows erster Rede über ihren Kolonialvertrag mit England ungefähr das Selbe herausgehört und anno Kreta erfahren hatten, das Deutsche Reich wolle den Auseinandersetzungen der Mittelmeermächte fern bleiben, glaubten, seit der Wind anders blies, Marokko sei nur ein Vorwand, hinter dem sich die Absicht verberge, sie sanft oder gewaltsam zu knechten. An grotesken Fehlern, die sie in diesem Glauben stärken mußten, ließen es unsere Staatsweisen ja nicht fehlen. Der Senator Clemenceau hat in der Neuen Freien Presse erzählt, Guido Henckel Fürst von Donnersmarck sei nach Paris geschickt worden, um den Würdenträgern der Republik zu sagen, wenn sie die Wünsche des Deutschen Kaisers nicht erfüllten, werde das Germanenheer morgen gegen sie marschiren. „Die Thatsache kann nicht geleugnet werden. Ich könnte die Regirenden nennen, mit denen Fürst Donnersmarck gesprochen hat, und sofort seine Drohreden wörtlich citiren." Diese Behauptung ist am zweiundzwanzigsten Oktober veröffentlicht und bis heute nicht bestritten worden; kanns auch nicht werden. Ist ein ärgerer Mißgriff denkbar? Der Bote, den man in Paris als Seladon der Paiva kannte und nie zu den ernsthaften Politikern zählte, war so falsch gewählt wie die Adresse der Botschaft. Ein Knabe, der den Cid und den Cinna durchstöhnt hat, könnte wissen, daß Franzosen Drohungen, auf die kein Streich folgte, noch schwerer vergessen als auf blutigem Feld erlittene Niederlagen. Ists Wunder oder Sünde, daß sie nach Helfern ausschauten, die schon vorher angebotene Hilfe wenigstens nicht länger ablehnten? Ruchlose Todsünde, daß die Briten nicht ruhig zusehen wollten, wenn Frankreich geschwächt, von ihrer Seite gerissen, zu einem Vasallenstaat gemacht würde? The comedy of errors. Alles hat sich aufgeklärt. Fürst Guido hat sich mit den Parisern ein Späßchen gemacht.

Deutschland wollte nichts, will nichts, wird in alle Ewigkeit nichts wollen als Frieden und Freundschaft. Hat also auch keinen Angriff zu fürchten.

So lange es ohne expansive Politik auskommen kann. Den Weg dazu hat es sich in drei Lustren hastiger Arbeit nach allen Regeln der Kunst verbaut; unter stetem Triumphgeschrei. Das ist der Punkt, auf den es ankommt. Der muß erkannt sein, ehe die Frage, „wie es mit uns in der Welt steht", aufrichtig und ausreichend beantwortet werden kann. Kein Wort des Kaisers ist mir je so unbegreiflich gewesen wie die Aufforderung, „die Schwarzseher zu verbannen." Ahnt er nicht, wie viele Schwarzseher täglich vor seinen Blick treten? Daß ihre Zahl in den höheren Kommandostellen des Heeres besonders groß ist? Daß Bismarcks Prognose für die Wirkungen der neowilhelminischen Reichspolitik viel düsterer lautete als die irgend eines Jüngeren? Und wer darf heute leugnen, mit gutem Gewissen heute noch, daß alle sichtbaren Thatsachen für das richtige Augenmaß dieser Pessimisten zeugen? Nur ein auf steiler Höhe Einsamer, dem man die Wahrheit verbirgt. Denn auch heute tout dépend de la manière dont on fait envisager les choses au roi.

Dem Erztruchseß, der am Tisch der Majestät die Wahrheit zu serviren hätte, fehlt wohl nicht der gute Wille, doch sicher die Gabe, Werden und Vergehen früh wahrzunehmen; die also, die erst den Staatsmann macht. Er gilt nie für unklug, weil er nie, nach Rivarols hübschem Wort, vierundzwanzig Stunden früher als die Durchschnittsmeinung Recht hat. Vor anderthalb Jahren war ihm zu Muth wie Vossens Mädchen im Mai: „Seht den Himmel, wie heiter!" Sicheres Bundesverhältniß mit zwei Großmächten; freundschaftliche Beziehungen zu fünf anderen Mächten; mancherlei Kombinationen möglich und an Isolirung gar nicht zu denken. Damals war ich so unfreundlich, an Bismarcks Vergleich zwischen Duncans Kämmerlingen und den in großen Reichen zum Wächteramt Berufenen zu erinnern; aus Bosheit, versteht sich, und ohne eine Ahnung von der wirklichen, uns märchenhaft günstigen Weltkonstellation. Darf ich einen Augenblick zurückblättern? Der Kanzler hatte im Reichstag über den Kolonialvertrag der Westmächte gesprochen; und hier hieß es: „Wir sind auch jetzt allein stark genug, um als saturirter Staat ruhig fortzuleben. So nannte Bismarck sein Reich, um die Nachbarschaft zunächst einmal zu schwichtigen, um den Verdacht wegzuscheuchen, das neue Imperium habe wilde Erobererpläne. Aber wir sind nicht saturirt. Und expansive Politik können wir nicht auf eigene Faust treiben; nicht in einer Zeit der Fusionen und Syndikate. Wir konntens nicht, so lange das franko-russische Bündniß uns hemmte, und werdens künftig erst recht nicht können: denn dieser Zweibund soll nun zu einem großen antideutschen Trust erweitert werden. Das

ist der Zweck des franko-britischen Vertrages. Er soll Rußland zum Beitritt nöthigen. Großbritanien fühlt, daß die Stunde gekommen ist, in der es sich mit Rußland für fünfzig, vielleicht für hundert Jahre über die asiatischen Fragen mit Vortheil verständigen kann. Alle drei Mächte haben gemeinsam das dringende — politische und wirthschaftliche — Interesse, Deutschland zu schwächen; das wirthschaftliche, weil es auf den Weltmärkten ein unbequemer Konkurrent, das politische, weil es ein Element der Unruhe ist. Deshalb möchten sie sich gegen das Deutsche Reich syndiziren . . . Sie denken: Die Deutschen merkens wohl nicht, wenn wir ihren Kaiser nur überall mit dem gehörigen Pomp und Glanz empfangen, und immer sagen, daß wir sie um ihn beneiden. Wenn der antideutsche Trust zu Stande kommt, wird er dem Deutschen Reich nicht den Krieg erklären, nicht den frankfurter Friedensvertrag zu zerreißen, sondern den Deutschen ganz sacht die Möglichkeit lohnender Expansion abzuschneiden versuchen. Wie es die Industriellen machen, wenn sie einen Pool oder eine Fusion beschließen, um einer unruhigen Konkurrentin, die das Geschäft stört oder verdirbt, die Kundschaft abzujagen. Dann säßen wir mit unserer rasch steigenden Bevölkerungziffer, unserer stolzen Exportindustrie fest und fänden nirgends einen offenen Markt, der unserem Bedürfniß genügt, nirgends eine Kolonie, aus deren Boden neuer Reichthum keimen könnte." Das war am dreiundzwanzigsten April 1904 hier gedruckt. Und natürlich ganz falsch. Zwei Verbündete, fünf treue Freunde, mancherlei Kombinationen möglich. Mit Delcassés Frankreich standen wir auf bestem Fuß und Onkel Eduard war bald danach in Kiel der Held der Regattatage. Ueberlegte vor all den auf der Föhrde vereinten Panzern vielleicht, ob Britania, die, wenn Amerika den Panamakanal gebaut hat und auf zwei Ozeanen mit einer Schlachtflotte operiren kann, der gefährlichste Gegner bedroht, die Deutschen nicht schnell an der Stärkung ihrer Marine hindern müsse; und wie Frankreich wohl für solchen Plan einzufangen sei. Ein Jahr danach war ihm von uns der Sozius geworben.

Solls wirklich so weitergehen? Erwiesen ist, daß nicht fremde Satanskunst, sondern eigene Schuld uns das Mißgeschick heraufbeschworen hat. Erwiesen, daß der Narrenlärm, der längst bekannte, längst öffentlich erörterte Geschichten wie neuen, nun erst enthüllten Graus umgellte, kommandirt ward, weil die Schlappen einer schlechten, über alle Vorstellung thörichten Politik verborgen werden sollten. Mancher Deutsche wird finden, es sei genug. Und keiner so schwarzsichtig sein, daß er zu glauben vermag, Männer, die sich selbst achten wollen, könnten durch Kindermären und Meßbudenzerstreuung die Nation ferner noch hindern, sich um ihre wesentlichen Angelegenheiten zu kümmern.

Musikkritik.

„Was ist Kritik? Wenn man in zwei Minuten Alles genau weiß", heißt es in der Musikanten- und Kritikergeschichte „Wunibald Teinert" von Georg Münzer. Das ist eine halb witzige, halb spitzige Geschichte; und halb witzig, halb spitzig gemeint ist auch diese „Wenn"-Definition. Dem angeblichen Anspruch und der angeblichen Nöthigung der Kritik, in zwei Minuten Alles zu wissen, ist aber in letzter Zeit auch bitterernst zu Leibe gerückt worden. Ein Aufsatz im letzten Jahrbuch der Musikbibliothek Peters, „Das ästhetische Urtheil und die Tageskritik" betitelt, faltet so finster die Stirn. Jetzt weiß man in zwei Minuten genau, wie Kritik, speziell Musikkritik, nicht sein soll. Nicht das innere Gewicht des Aufsatzes verlockt, von ihm zu sprechen. Aber man darf ihn nicht übersehen: die hier vertretenen Ansichten hat ein Kritiker ausgesprochen. Dr. Richard Wallaschek, der Verfasser, gehört zur Gilde, ist wiener Musikkritiker oder war es wenigstens. Aus den Reihen der Kritik sei auch geantwortet, nicht feierlich, nicht methodisch; recht zwanglos.

Wallaschek betrachtet die Bedingungen, unter denen die Musikkritik ihres Amtes walten müsse, und gelangt zur Verwerfung des von ihr Geleisteten. „Unter den heutigen Verhältnissen ist der kritische Bericht eine Nichtachtung des Kunstwerkes, ein Ruin für Den, der ihn schreibt, und ein Betrug am Publikum." Das ist ein stark instrumentirter Satz. Erschreckt fragen wir diesen folgenschweren Verhältnissen von heute nach. Lösen wir den Kern aus dem Urtheil: Der Musikkritiker des großstädtischen Tageblattes hat zu viel zu hören und zu rasch zu schreiben. Zu viele Eindrücke stürmen auf ihn ein, ruhige Aufnahme, sichere Verarbeitung verhindernd; er gleicht dem berufmäßigen Weinkoster, der den Wein nur auf die Zunge nehmen kann, was aber nicht genüge, wenn eine ganz neue Sorte, also etwa eine ganz neue Symphonie, des Urtheiles harre. Bilder und Gleichnisse, diese unschuldige Freude der Autoren, ersetzen nie ernste Beweisführungen; und man möchte sofort Wallascheks Weinkritiker, wie seinem Musikkoster zurufen, daß sie eben, wo es noththut, trinken, ehrlich trinken müssen. Freilich: was von der Ueberbürdung des Musikkritikers gesagt wird, ist richtig. Diese Ueberlastung ist da und sie ist sehr beklagenswerth. Thatsächlich kommen in Wien — in Berlin ists noch schlimmer — drei bis vier Konzerte auf den Abend, dazu die regelmäßigen Opernvorstellungen; musikalische Mittagslustbarkeiten laufen nebenbei. Außerdem mahnen die beliebten Gedenktage, schrecken die Todesfälle auf, halten die Literaturbesprechungen in Athem. Schon Bülow nannte einmal das Los des Referenten, der drei bis vier Konzerte hören und noch vor Mitternacht schreiben soll, schlimmer als das eines Tramwaykondukteurs. Damit ist an ein Stück sozialer Frage des Musikkritikers gerührt; und die Tramwaykondukteure des Konzertsaales

hätten alles Recht, auf bessere Arbeitbedingungen zu dringen. In der Praxis fehlt es übrigens nicht an Milderungen; weitere Erleichterungen lassen sich denken. Die meisten großen Blätter stellen ihrem Musikreferenten eine entlastende Hilfskraft an die Seite. Der Berichtstoff erfährt schon jetzt nothwendig Einschränkungen; er vertrüge weitere Begrenzung. Entspricht denn wirklich diese laufende Berichterstattung über Lieder-, Klavier- und Kammermusikabende, selbst über die sich häufenden Orchesterkonzerte einem Bedürfniß? Weder dem des großen Blattes, das sich den Raum dazu abkargt, noch dem des ernst zu nehmenden Lesers. Nicht das sich normal in das öffentliche Musikmachen eingliedernde Begebniß, nur das hervorstechende, sich distinguirende Ereigniß hätte Anspruch auf kritische Erörterung in der Tageszeitung. Und streng hätte sich die Nachricht von der Kritik zu scheiden. Alljährlich kehren die selben mehr oder minder namhaften Virtuosen wieder. Genügte da nicht der Regel nach eine Personalnotiz? Ich unterlasse die Aufzählung jener allzu häufigen Musikaufführungen, die wie Ehrungen verdienter Mitbürger, Familienfeste oder Unfälle zu behandeln wären. Wie viel bliebe noch immer für den Kritiker zu thun! Mit oder ohne Ueberbürdung ist es seine eigentliche Tragik, Tag vor Tag Musik und nur Musik hören zu müssen. Octave Mirbeau erzählt in seinem „Jardin des supplices“ von der furchtbaren Marter der „Glocke“. Die große Glocke wird Tage lang ununterbrochen geläutet. An den Schallmantel aber ist das Opfer festgeschnallt, dessen Ohr unaufhörlich von dem Gedröhn getroffen wird, dessen Körper, zu Tode gepeinigt durch die Schwingungen des Glockenungeheuers, erbarmunglos mitschwingt. Der Musikreferent kennt diese Glocke und ihre Qualen.

Aber all Das gefährdet seine Nerven, nicht seine Gewissenhaftigkeit, nicht sein Pflichtgefühl, nicht sein Talent. Aus der wachsenden Arbeitmenge darf man nicht ohne Weiteres ein zwingendes Gesetz der Verschlechterung der Leistung ableiten. Wallaschek selbst zieht einmal die ärztliche, die richterliche Thätigkeit zum Vergleich mit der kritischen heran. Der Arzt stellt Diagnosen, der Richter fällt Urtheile. So wenig die Leistung des Richters, der viele Fälle an einem Tag zu erledigen hat, oder die des beschäftigten Arztes, der sein Ordinationzimmer gefüllt sieht, von Krankenbett zu Krankenbett eilt, unter der Fülle von Eindrücken leiden darf, so wenig darf es die diagnostizirende und urtheilende Thätigkeit des Kritikers. Ganz im Gegentheil: die reichere Praxis schärft den Blick, fördert die Sicherheit des Urtheils. Man darf auch nicht vergessen: meist sind es Durchschnittsfälle. Die geläufigen Uebel überwiegen, die gewöhnlichen gesungenen Katarrhe, die herkömmlichen gegeigten und gehämmerten Dyspepsien, der übliche komponirte Grobe Unfug. Der neue, außergewöhnliche Fall kommt selten. Kommt er aber, so wird sich der gewissenhafte Kritiker von ihm nicht überraschen lassen, ihn auch nicht sofort er-

ledigen. Das neue Tonwerk — nur um dieſes kann es ſich handeln — fällt ihm auch nicht unverſehens zur Thür herein. Gerade dagegen ſträubt ſich Wallaſchek unbegreiflicher Weiſe, wohl um ſeine peſſimiſtiſche Theſe zu retten. Er will dem Kritiker nicht die Vorbereitung geſtatten; er ſtellt das Poſtulat des „unbefangenen, reinen Eindruckes" auf. Mit Verlaub: Das exiſtirt gar nicht. So wenig wie der „unvorbereitete naive" Zuhörer, der bei Wallaſchek auftaucht, dieſes beliebte Phantaſiegebilde der „Schaffenden", die Wolkeninſtanz, an die ſie ſo gern appelliren. Dieſer naive Zuhörer läßt, wo er vorhanden iſt, noch heute den Don Juan durchfallen und labt ſich am „Trompeter von Säckingen". Muſik braucht, trotz Wagner, mehr als „Gefühlsverſtändniß" und es giebt im Grunde gar kein ſolches, das von Phantaſie und Verſtandesthätigkeit gelöſt wäre. Jedes Kunſtwerk ſetzt voraus (und das muſikaliſche ganz beſonders), jedes hat ſeinen begrenzten Kreis von Genießenden und Verſtehenden. Aber man ſehe den Großſtadthörer an. Bringt er nicht ſeine Erfahrungen, ſeine Vergleiche mit und wird ihm nicht am Eingang des Konzertſaales das weiſe Programmbuch in die Hand geſteckt? Der Kritiker iſt wenigſtens ein in ſeinem Bildungsgang vorbereiteter Hörer. Nur um ſo beſſer, wenn er nicht nur allgemein, ſondern ganz ſpeziell für das aufzunehmende Neue vorbereitet iſt.

Dieſe Vorkenntniß wird durch die Natur des muſikaliſchen Kunſtwerkes unbedingt erfordert. Muſik tritt als verrauſchendes und verklingendes Nacheinander ins Leben, zu deſſen Auffaſſung nicht das geſchulte Gedächtniß, das in der Welt der Begriffe thätig iſt, zu Hilfe kommt. Das Muſikaliſch-Neue bringt ſeinem eigentlichſten Weſen nach neue Formen, denen kein im Augenblick ſicher arbeitendes Vermögen der Verknüpfung gegenüberſteht. Um ſo wichtiger der Vortheil der Partitur. Sie ſagt dem Kenner alles Weſentliche und ſie ſagt mehr von dem Tonwerk aus als etwa das Buch von dem unaufgeführten Bühnenwerk. Mit Hilfe ſeines Flügels vermag ſich der Kritiker ſchon vorher kleine Aufführungen zu verſchaffen, vollſtändig in die Zeichnung einzudringen, wenn auch nicht in das Kolorit. Mit dem Notenbild, mit dem Gang des Stückes vertraut, hört er doch ganz anders. Das ſind Gemeinplätze. Und geben nicht Hauptproben ein vollſtändiges Bild? Wer nach den Proben von „Carmen" die Bedeutung dieſer Oper für die Muſikgeſchichte vorausgeſagt hätte, fragt Wallaſchek. Wer nach der Aufführung, wer nach zehn Aufführungen, frage ich. Wallaſchek giebt allenfalls das Studium nach der Aufführung zu. Auch gut. Aber wird nicht auch dieſes den „unbefangenen, reinen Eindruck" modifiziren? Der Muſikkritiker hat ſich vor, nach und während der Aufführung in das neue Werk einzuleben; je mehr, deſto beſſer. Nur dann iſt die analytiſche Behandlung möglich, der bei Muſik der Vorrang gebührt von der nur raiſonnirenden, reflektirenden. Auch die genauſte Kenntniß macht freilich noch nicht zum Urtheil fähig. Der Dirigent, der Beſteingeweihte,

ist darum gewiß noch nicht der beste Beurtheiler des Werkes. Kritik ist eine Kunst und bedarf als solche einer besonderen Veranlagung. Das kritische Urtheil ist in seiner allerersten Gestalt oft so wenig ohne Inspiration möglich wie der schöpferische Akt. Bei einer jüngst veranstalteten Umfrage über „Kritik" hat auch einer unserer jüngeren Komponisten der willkommenen Aufforderung zum Tanz mit dem Satz entsprochen: „Alle Künstler sollten Rezensenten werden; doch Das würden sie nicht wollen. Alle Rezensenten sollten Künstler werden; doch Das würden sie nicht können." Gemach; auch die Künstler würden nicht können, wenn sie wollten. Es giebt neben einer Genialität des Schaffens so Etwas wie eine Genialität des Genießens und Urtheilens. Das inspirirte Erkennen und Werthen überfällt den Kritiker ohne Rechnen, ohne Klügeln, in dem oder jenem Stadium der Betrachtung, oft unvermuthet und blitzrasch. In diesem Sinn verliert auch die schellenklingelnde Definition aus „Wunibald Teinert" ihr spöttisches Gesicht. Kritik ist dann wirklich die Kunst, in zwei Minuten Alles zu wissen.

Zur Formulirung des Urtheils, zu der sich anschließenden schriftstellerischen Arbeit bedarf es allerdings längerer Zeit. Aber rasch Urtheilen und rasch Schreiben ist Zweierlei. Das unterscheidet Wallaschek nicht genug. Die Hast, womit der Tageskritiker in manchen Fällen sein Urtheil zu Papier bringen muß, könnte doch nur die Form, die Darstellung, die Klarheit nachtheilig beeinflussen, nicht das Urtheil selbst verfälschen. In Wahrheit ist jedoch die unmittelbare Berichterstattung des Musikkritikers nicht vor wichtige Entscheidungen gestellt, am Wenigsten vor solche über das „Neue". Der zusammenfassende Konzertbericht reift in Ruhe aus, in Novitäten der Opernbühne und des Konzertsaales wird nicht mit Nachteilzügen eingefahren. Die Nachtnotiz sagt in den allermeisten Fällen wirklich nicht mehr, als der erste Eindruck sagen kann. Trotzdem ist der Nachtbericht mit Recht gefürchtet; und ein Nervenberuhigungmittel ist er nicht. Der Kritiker muß sich, nach Stunden erregter Aufmerksamkeit, in wachgewordener Senbilität, zu später Nachtzeit in den Journalisten verwandeln, ohne aufzuhören, Schriftsteller zu sein. Das ist nicht leicht. Das kann nicht Jeder. Und Tageskritiker heißt also eigentlich der Mann, der ein Nachtkritiker ist. Aber eine Frage im Ernst: Wird in den Musikzeitschriften, die in bequemen Zeitabständen erscheinen, besser Kritik gemacht als in den großen Tagesblättern? Dort kann doch der Referent ruhig verdauen, wie die Schlange in der Sonne. Und doch ist stets über Form und Inhalt der Kritiken unserer meisten Musikzeitungen am Beweglichsten geklagt worden.

Wallaschek schweigt aber ganz von dem in genügender Frist dem künstlerischen Ereigniß nachfolgenden Aufsatz, vom Feuilleton, und er sollte doch wissen, welche Bedeutung gerade diesem in den großen Tageszeitungen beigelegt wird. Der Vorwurf nothgedrungener „Oberflächlichkeit" hält nicht

Stand vor dem musikkritischen Aufsatz, der speziell in Wien mit Ernst und Sorgfalt gepflegt wird. Nicht nur in der Form, wie man gern einzuschränken pflegt; er dringt auch tief in die Sache ein. Akademische Lehrer, Bibliothekare, Archivare und andere Beamte der Wissenschaft pflegen mit bureaukratischem Hochmuth gerade auf den kunstkritischen Aufsatz vom Tage herabzusehen; und der professionelle Buchmacher glaubt vollends, eine Welt liege zwischen ihm und einem dem Tage dienenden Kunstschriftsteller. Vielleicht unterscheiden sich heute die Erzeugnisse Beider nur durch die längere oder kürzere Frist, binnen deren sie vergessen sind. Vielleicht ist es redlicher und nützlicher, aus einigen Dutzend älterer Bücher ein lesbares Feuilleton zu machen als ein angeblich neues, überflüssiges Buch. Vielleicht steckt im Zeitungaufsatz oft mehr Originalität und Ideenreichthum als in den ein dürres Gedankenknöchelchen abknuspernden Produkten des modernen Buchgewerbes. Und vielleicht steht der Tagesschriftsteller nur in der Bequemlichkeit der Spezialisirung zurück, die irgend einem braven Bibliothekar sich mit allen edlen und unedlen Körpertheilen einer fragwürdigen, womöglich in die Römerzeit zurückreichenden Musikgeschichte der Stadt Posemuckel zu widmen gestattet. Das Buch von heute wird nicht selten des Buches wegen geschrieben; es soll als Legitimation, als Befähigungnachweis, als Aushängeschild, als Beförderungmitel dienen und will gar nicht gelesen, sondern besprochen sein. „Wenn ich Etwas nicht verstehe, schreibe ich ein Buch darüber", sagte Lorenz von Stein, der Nationalökonom, scherzend. Viele könnten sich in solchem Fall mit einem Feuilleton begnügen.

Welches neue Musikwerk von Bedeutung ist denn in den letzten Jahren gesteigerter Musikhetze in den großen Städten übersehen, mißverstanden, verkannt worden? Die Sünden, die man gern in dieser Richtung der Musikkritik ankreidet, würden gerade in bessere, ruhigere Arbeitzeiten zurückreichen. Eins ist freilich sicher: das Geschäft des Musikreferenten erheischt heutzutage vollständige, ungetheilte Widmung. Einst war es möglich, dieses Amt neben anderen, ersprießlicheren Dingen zu betreiben. Heute hält es das Opfer ganz in den Klauen, legt seinen Tag in Beschlag, verkürzt ihm die Nachtruhe. Aber nur der Kritiker leidet unter der Peitsche der Tagesarbeit, nicht das „ästhetische Urtheil". Wenn das Klagelied von der bedrohten Reinheit des Urtheils angestimmt sein sollte: an wie ganz andere typische Erscheinungen der großstädtischen Tageskritik hätte sich eine schwarzseherische Auffassung zu stoßen! Die Auswahl ist reich. Da ist die Verquickung der Musikkritik mit dem Reporterthum, das, der eigentlichen Aufgabe nicht gewachsen und auf die „Information" bei Kapellmeister und Künstlern angewiesen, aus dem Gesichtswinkel des „persönlichen Einflusses" operirt, die Sensation züchtet, auf die „Entdeckung" aus ist. Da ist die Parteikritik in allen Farben, die förmlich unbefangen ihre Befangenheit zur Schau trägt, das Schriftführerthum für

Digitized by Google

Komponistengemeinden, Komponistenvereine und musikalische Körperschaften, die typische Losgeherkritik in steter effektkundiger Entrüstungpose, stets über den Zaun nach dem kritischen Nachbar schielend, über die eigenen Blößen hinweg, — und da ist noch die ganze bunte Reihe bedenklicherer Spielarten. Und doch: wer dürfte deshalb die Gesammtleistung der Tageskritik verurtheilen? Gerade als feste, allgemeine Institution schließt die moderne Zeitungskritik die Korrektur in sich für alle ihr anhaftenden Gebrechen. Diese Gesammtheit von Beurtheilern bildet eine Art Publikum von Kritikern, das sich Kunst und Künstlern gegenüber auch so verhält wie solche heterogene Masse, ein Chor, der schließlich nur als Ganzes wirkt und bedeutet. Hier und da mag eine Stimme heller hervortönen, weil sie von der Kraft der Argumente oder mindestens von überzeugender subjektiver Wahrhaftigkeit getragen wird.

Das verdrießliche Kapitel von Zweck und Aufgabe der Kritik will ich heute nicht aufblättern. Kaum richtig ists aber, wenn Dr. Wallaschek alles Gewicht auf das „Urtheil" als solches legt, vom Kritiker in erster Reihe die Auskunft verlangt, „wie es ihm gefallen habe". Solche Neugier ist nicht schmeichelhafter für Den, der sie hegt, als für Den, der sie befriedigen soll. Der kluge Kritiker wird den Schwerpunkt vom subjektiven, veränderlichen Geschmacksurtheil nach der Betrachtung des Objektes hin verrücken. Insbesondere der Musikkritiker fühlt, daß er, wenn überhaupt, noch immer nöthig ist, um das Werk zu zergliedern, um ästhetisches und historisches Material herbeizubringen. Allerdings kann ihm nicht entgehen, daß in unserer Zeit, wie in einem letzten Anprall ausschweifenden Kraftbewußtseins, die Kritik und die Emanzipation des Publikums von der Kritik zusammenstoßen. Die Tage, da der Kritiker als Richter gelten zu können glaubte, als Regulator des Geschmackes, als „Führer", und wie die im Grunde brutalen Funktionen sonst heißen, sind vorüber. Sucht die Kritik heute nach ihrem tieferen Zwecke, so mag sie sich allenfalls mit dem Bewußtsein bescheiden, an dem sozial wichtigen Prozeß befreiender und klärender öffentlicher Meinungäußerung mitzuwirken. Mit geschwelltem Selbstgefühl wohlleben läßt es sich heute nicht als Kritiker, als Musikkritiker am Allerwenigsten. Ist doch schon kritische Begabung kein beglückendes Geschenk der Natur. Sie verleiht eine Art Zweiten Gesichtes; die Seher aber büßen nach Dante in der Hölle. Spärlich zugemessen sind die Augenblicke, da die gesteigerte Empfänglichkeit auch gesteigerte Lust bewirkt. Die Gabe erkältet, macht einsam, zumal den Selbständigen, Unabhängigen. Wer redlich ist, lernt Demuth. Er fühlt den Widerhaken in der Sendung, unaufhörlich auf Vollkommenheit bestehen zu müssen. Alles, was er thun kann, ist: sich warm und wahr zu erhalten. Resignirt tritt er unter die unerbittlich schwingende Marterglocke Mirbeaus: die Saison beginnt.

Wien. Dr. Julius Korngold.

Corot-Courbet.*)

Zu der echten Idylle gehört das Ewig-Weibliche. Corot blieb sein Leben lang Junggeselle; aber der Grund, der Menzel zum gleichen Stande trieb, war nicht der seine. Der Passion, von der Menzel zu wenig hatte, besaß Corot zu

---

*) Vor ein paar Wochen fragte mich, in einem hier veröffentlichten Brief, Herr Meier-Graefe, was er gegen einen Redakteur der Münchener Neusten Nachrichten thun solle, der ihn unanständiger Gesinnung verdächtigt habe. Ich rieth, gar nichts zu thun und bei vorwärtsführender Arbeit zu bleiben; und freute mich, als, nach dem Erscheinen dieses kurzen Briefwechsels, der vielgeschmähte Percy der Kunstkritik, dem wir doch die schöne „Entwickelungsgeschichte" verdanken, von der münchener Redaktion eine unzweideutige Ehrenerklärung erhielt. Freute mich noch mehr, als er, wieder an der Isar, auf einem kleinen Grenzfleck seines Kampfplatzes einen nicht wegzuleugnenden Sieg erstritt. Meier-Graefe hatte Böcklins Selbstportrait (mit dem fiedelnden Tod) dem Bryan Tuke Holbeins (mit Tod und Stundenglas) verglichen und das Werk des alten Meisters thurmhoch über das des neuen gestellt. Der Konservator der münchener Pinakothek, Herr Dr. Voll, der kein Böcklinbewunderer ist, glaubte nun, beweisen zu können, daß auf Holbeins Bild Stundenglas und Tod erst im siebenzehnten Jahrhundert nachgemalt seien, man bei diesem Bild also von einer „Einheit" nicht reden dürfe. Der Beweis scheint mir gelungen; und Volls Argumente wurden in der Presse eifrig gegen den schlimmen Böcklinbefehder verwerthet. Der antwortete (im Oktoberheft von Cassirers „Kunst und Künstler") sehr geistreich und sachkundig, wie mir scheint. Konnte zur selben Zeit sich aber einer Entdeckung rühmen: der Tod auf Böcklins Selbstportrait ist nämlich hinzugemalt, als das Bild schon fertig, schon lange ohne diese Zuthat bekannt war. Das ist nicht zweifelhaft; auch von Voll zugegeben. Zeugt solche Entstehungsgeschichte gegen die Einheit eines Gemäldes, dann muß sie dem böcklinischen, dem Meier-Graefe sie abgesprochen hatte, sicherlich fehlen. Bei Holbein ist der Streit also noch sub judice (mein Laienurtheil ist unerheblich und Bayersdorfer, Volls berühmter Vorgänger, hatte das Bild zu den erlauchtesten Werken gezählt), bei Böcklin aber im Sinn Meier-Graefes entschieden. Die Frage nach dem Kunstwerth der beiden Bilder wird durch historische Beweise und Hypothesen freilich nicht beantwortet; Meier-Graefe hatte seinen Tadel Böcklins und sein Lob Holbeins auch nur ästhetisch begründet. Da man gegen ihn in hundert Zeitungen aber die Hypothese Volls wacker ausgenützt hatte, mußte man eigentlich doch auch seinen Beweis gegen Böcklins fiedelndes Gerippe gelten lassen. Daß es nicht geschah, daß dieser Beweis einfach totgeschwiegen wurde, wird durch die Preßsitten unserer lieben Heimath hinlänglich erklärt. Der wichtigste Ertrag der Debatte ist: Böcklin hatte nur sich mit Palette und Pinsel gemalt und hat später erst, als die berliner Freunde ihn fragten, worauf der Portraitirte denn mit so gespanntem Ausdruck lausche, den grausen Fiedler aufs Bild gebracht ... Inzwischen ist Herr Meier-Graefe fleißig gewesen; sein Menzelbuch ist fertig und sein „Corot-Courbet" erscheint nächstens (im Insel-Verlag). Dieses Buch (aus dem ich, auf Wunsch des Autors, hier ein paar kleine Bruchstückchen veröffentliche) wird auch die Leute, die der ehrfurchtlose Kampf gegen Böcklin abgeschreckt hatte und die deshalb die „Entwickelungsgeschichte der modernen Kunst" nicht lasen, erkennen lehren, daß Meier-Graefe weder ein blinder Parteimann noch ein Herostrat ist, vor dem die Feuilletonpatrioten die mit den heiligsten Gütern deutschen Gemüthes vollgestopften Tempel bewahren müssen.

viel, um sich an einer einzigen Flamme zu wärmen. Das Frou-Frou des Ateliers seiner Mutter wurde er nie wieder los; noch im spätesten Alter war er von Frauen umgeben. Er erinnert an Goethe. Auch seine Bilder waren Gelegenheitgedichte; und sie kamen spontan, wie dem verliebten Dichter die Verse. Man könnte glauben, er habe sich erst ganz gefunden, als er die Nymphen entdeckt hatte, und sei erst mit vierzig Jahren Herr seiner selbst geworden . . . Den Mann ließ er Millet. Selbst wo Millet die Frau malt, giebt er das Männliche an ihr, die Arbeitgefährtin des Mannes. Corot dagegen weiht sich dem anderen Geschlecht; und wo er Männer malt, begnügt er sich, schöne Bilder zu geben. Schon während seines ersten Aufenthaltes in Rom entstanden zahllose Frauen aus dem Volk neben sehr wenigen Männern. Er malte sie zuerst, wie die Landschaft, mit denkbar größter Sachlichkeit, achtete auf das Kostüm und benützte es zu koloristischen Effekten. Nachher, in Paris, zeichnete er alle hübschen Modistinnen, die ihm in den Weg kamen, und fand aus hundert zärtlichen Gesten seinen Typ, das Mädchen, dessen Gesicht man nicht genau im Gedächtniß hat, von dessen Körper man kaum ein paar Linien ahnt, von dem man kaum etwas Anderes weiß, als daß man, als sie vorüberging, das Glück in den Augen hatte: eine Nymphe. Wie Collin von ihm sagte, malte er nicht die Natur, sondern seine Liebe zu ihr, und so malte er zumal die Natur, die sich ihm in der Frau darbot und die viel mehr im Centrum seines Schaffens stand als irgend etwas Anderes.

In Rom studirte er die Frau nicht mehr, wie fünfzehn Jahre vorher, als Selbstzweck, sondern als Stilelement des künftigen Bildes. Ingres, der bis 1841 die Französische Akademie in Rom geleitet hatte, übte damals auch auf Corot einen sozusagen lokalisirten, aber nicht unwesentlichen Einfluß. Im Salon des Jahres 1843 stellte Corot eine liegende Odaliske aus, der das berühmte Louvrebild Ingres' als ideales Vorbild gedient hatte. Das Bild, heute in der Sammlung Hazard, umfaßt nicht ein Drittel der Odaliske von Ingres. Es ist auch ärmer an Pracht, ohne die aufs Aeußerste abgewogene Reinheit der Arabeske. Dafür wirkt es fleischiger, menschlicher, thatsächlicher und zeigt schon den Weg, auf dem es Corot gelingen sollte, den großen Klassizisten zu übertreffen. Ingres' glänzende Gestalt vereinigt alle Pracht der Modellirung und des Umrisses. Aber sie athmet nicht. Irgendwo meldet sich in der Seele selbst des begeistertsten Betrachters die Wahrnehmung, daß diesem Reichthum Etwas mangele, das nichts mit den Details, mit der Linie oder der Modellirung zu thun hat, das der Art dieser ganzen Kunst fehlt und ihr fehlen muß. Es ist der alte Unterschied zwischen der Arabeske eines Quattrocentisten und der Malerei eines Rembrandt. So geschmeidig dient bei Ingres die Linie dem räumlichen Reiz, daß man vergißt, eine höchst berechnete, schematische Wirkung vor sich zu haben. Nur wenn man einen Künstler von der anderen Seite daneben hält, merkt man, wodurch der natürliche Instinkt des Malers diese Gestaltung übertrifft. Corot — wie später Renoir — wollte das Maximum einer Komposition behalten, aber nicht auf den Lebensnerv des Malers, die Wirkung durch die Theilung der Malfläche, verzichten. Die Gestalten Ingres' sind schöner als alle Corots, aber sie sind ewig für sich allein, ohne Licht und Luft, glänzende Gegenstände. Darauf kam es Corot an, diese schönen Toten zu beleben . . . Bis in die siebenziger Jahre reicht die aufsteigende Entwickelung seiner Odalisken; keine Ausbildung des Typs, sondern der Malerei . . . In den fünfziger Jahren wächst

der Körper zu breiteren, mächtigeren Formen. Und man glaubt, wahrzunehmen, wie das Wachsthum vorwärts schreitet, immer größere Reize entfaltend. Die Formen runden sich, die Glieder lernen die Bewegung, das Fleisch scheint sich elastisch zu dehnen und schließlich tritt die vollendete Schönheit unter die Menge. Es war 1859, als die „Toilette" im Salon erschien. Fast könnte man meinen, Corot sei sich der Zukunft bewußt gewesen, als er zu Beginn der reifsten Schöpfungen, die er der Frau widmet, mit zarter Frühlingsstimmung ein junges Weib umgab, das zum Fest geschmückt wird. Die Toilette geht im Freien vor sich, zwischen Birken, am Rand eines winzigen Weihers. Vorsichtig legt die Dienerin der nackten Schönheit den Putz ins Haar. Diese hilft mit zum Kopf gehobenen Händen und träumt dabei; man denkt an Chassériaus sinnende Gestalten. Die Pose ist göttlich. Die Dienerin steht so nah wie möglich und läßt nur die Rückenlinie der vor ihr Sitzenden vor der freien Luft. Der ganze Reichthum des vorderen Profils wird durch das Kleid der Dienerin zusammengehalten, deren einfacher Umriß die Gruppe nach der anderen Seite abschließt, so daß das Aeußere der Gruppe vor der freien Luft eine geschlossene, ganz ruhige Linie bildet, während sich im Inneren die Bewegung zur größten Wirkung entfaltet und die sehr weit vorspringende Stellung der Knie erlaubt. Dadurch entsteht im Beschauer das Bewußtsein der Geschütztheit des Nackten, die Vermischung von lechzender Freude an der Form mit dem Genuß an der Intimität ... Den einzigen starken Ton bringt das Gelb in dem Kleid der Dienerin, die überhaupt stofflicher, vehementer gemalt ist, um die leise sprühende Fläche des nackten Fleisches im Gleichgewicht zu halten. Das Sprühen theilt sich dem ganzen Bild mit; es scheint in der Atmosphäre zu liegen, die Gruppe und Landschaft mit warmem Leben füllt. An einem der schlanken Bäume des Hintergrundes lehnt eine Gefährtin, um Acht zu geben, daß Niemand stört, oder um den Geliebten zu melden, der die Braut umfangen soll.

Es ist schwierig, aus der Analyse Corots einen Begriff auszuscheiden, mit dem so viel Unfug getrieben wurde, daß man ihn ungern verwendet. Man riskirt, falsche Vorstellungen wachzurufen, wenn man Corot keusch nennt; denn erstens deckt sich Das, was keusch an ihm berührt, nicht mit dem gewohnten Abstinenzlerbegriff; und zweitens geräth man in die Gefahr, mit den Moralästhetikern zu kollidiren, die aus ihrer Auffassung von dieser Tugend ein Kriterium der Kunst gemacht und die Menschheit damit lange genug gelangweilt haben. Die Keuschheit, die aus Gehorsam vor Mama und Papa und der Tante Sitte entspringt, kommt hier so wenig in Frage wie das Gegentheil. Weder die Negirung noch die Betonung des Geschlechtlichen findet man bei Corot, sondern jene höhere Tugend, die von dem Sinnlichen zuerst das Schöne verlangt, bevor sie untersucht, ob es moralisch ist: die Reinheit des wohlgestaltet Geborenen. Sie fällt nicht, weil sie nie in die Lage kommt, zu straucheln, weil sie die Welt von lichteren Höhen sieht als der Begierde, die nach Stillung dürstet. Das erquickt in Corot. Er vermeidet nicht den süßen Reiz des Geschlechtslebens, aber giebt davon nur die Glücksstimmung, ein Paradies, dem die Reue fern bleibt, weil alles Glück im Tanz genossen wird, im holden Reim gemäßigter Bewegung. Das gilt von seiner Komposition, von seiner glücklichen Neigung, die Sehnsucht in Reigen zu kleiden. Diese frohsinnige Keuschheit kommt aber auch ganz instinktiv in seiner Art, das Einzelne zu gestalten, zum Vorschein, in seinem Strich, seiner Handschrift. Sie macht das lockere Gewebe

der Malerei, die Zurückhaltung in der Materie, das unbewußt Zögernde in der Entschleierung des Reizes, das unendlich Verwobene, Unausgesprochene, das uns, ohne daß wir es merken, in die Jugend versetzt, als man ohne Grund lachte und weinte und die Welt wie ein duftiges Netz mit Perlen und Edelsteinen vor sich sah.

... Im Jahr 1864 bekam Corot bei der Wahl zum Juror des Salons ums Doppelte mehr Stimmen als Ingres. Und doch siegte Etwas von Ingres in diesem fernstehenden Zeitgenossen des grollenden Löwen. Ein Stück der göttlichen Form, der Ingres sein Leben geweiht hatte, zu kostbar, um der stürmischen Zukunft zum Opfer zu fallen, wurde von Corot mit zauberischen Gewändern eingehüllt und auf unantastbare Höhe getragen.

Man begreift, daß Manet dem Meister fernblieb. Der Stürmer gegen die Modellirung, das nothwendigste Mittel der Alten, konnte ihm nicht verständlich werden; und daß Courbet ihm näher kam, lag in dem anderen Standpunkt, den Dieser zu der selben Frage einnahm, und in der Meisterschaft, mit der er darauf beharrte. Sonst gab es nichts, was den Figurenmaler Corot mit den Anderen verband, wenn nicht, daß er eben nicht nur Figurenmaler war. Er hatte andere Pairs vor Augen, träumte noch, als die Anderen dekretirten, dichtete noch, als Courbet behauptete, Poesie sei eine Gemeinheit. Nicht Frans Hals und Goya, die vor seinen Blicken in Frankreich einzogen, störten seine Idylle. Was Diese der Jugend gaben, fand er immer wieder im Lande seiner Träume, wo Giorgione und Correggio gelebt hatten. Pouſſin dehnte seine Form, aber blieb ihm verhältnißmäßig fremd. Seiner Schüchternheit verschloß sich die Pracht der Bacchanalien. Giorgione dagegen liebte er so, wie Pouſſin Tizian verehrte. Er suchte dem nackten Körper in der Landschaft die Wärme des „Concert champêtre“ zu geben. Ohne die selben Farben, die seiner Palette nicht lagen, ohne die Pracht, an die er nicht heranreicht, aber mit der selben unendlich menschlichen, die Form durchdringenden Empfindung, die Giorgione über die prunkenderen Nachfolger stellt. Diese Empfindung kommt bei Corot aus einem viel weniger ernsten Temperament. Mit ihrer Aufrichtigkeit vertrug sich das Lächeln, ja, die Ausgelassenheit; und diese frohe Laune fand in Correggio einen idealen Gefährten. Nächst Prud'hon, den man den französischen Correggio nennt, ist Niemand (auch nicht Diaz, der es zuweilen darauf anlegte) dem Maler der Leda näher gekommen als Corot ... Er verklärte Correggio, goß einen weiteren, luftigeren Raum um das Sensuelle der Leda, erinnerte sich an noch süßere Märchen, ging, ohne den Meister aus den Augen zu verlieren, in fernere, erhabenere Zeiten zurück, als die Vorbilder noch leibhaftig auf Erden wandelten und Vergil die Oden diktirten. Das Keusche, das hier gemeint wurde, ist der antike Geist, der ihn von Correggio trennt. Ob es wahr ist, daß er, wie manche Biographen berichten, auf seine alten Tage noch Griechisch lernte, um Theokrit in der Ursprache zu lesen, bleibt dahingestellt. Sicher ist, daß er zu den Griechen in intimere Beziehungen gelangte, als seinen Zeitgenossen gegönnt war. Er verbannte noch entschiedener als Prud'hon alle Erinnerung an das alte Rom, um sich desto inniger einem idealen Hellas zu erschließen. Er ersah dieses Vorbild nicht aus den Skulpturen der Alten. David hätte ihn noch weniger für Seinesgleichen anerkannt als Prud'hon. Corot erträumte sein Vorbild. Er malte Landschaften (das Genre, das die Schule Davids für unzulässig und gemein erklärte), nahm sie aus der Umgegend von Paris und malte sie in griechischem Geist.

Er that, was in ihrer Art den beiden größten französischen Klassikern der Vergangenheit, Poussin und Claude, auf gleich natürliche Weise gelungen war. Poussin und Claude waren für ihre Zeit genau Das, was Corot für die seine wurde; und er hätte, was er war, nicht werden können, hätten nicht die Beiden vorher den Pfad, auf dem er wandeln sollte, mit unsterblichen Rosen bekränzt. Schon sie durchdrangen die Dinge der Alten mit neuem Geist, übergaben dem Lichte des Bildes die Geste, die vorher der scharf gecirkelte Umriß gespielt hatte, vollendeten des großen Veronese und Tintorettos Erfindung. Das achtzehnte Jahrhundert besann sich langsam auf diese Tradition. Corot besann sich nicht nur, sondern wirkte weiter, ging ein so bedeutendes Stück auf der alten Bahn weiter, daß man fast die vorher durchmessene Bahn übersieht. Man kann ihn natürlicher nennen als seine Vorgänger, ohne damit einen Vorwurf gegen Poussin und Claude auszusprechen; natürlicher, weil die ganze Welt so geworden ist. Nicht weniger Poet, nicht weniger klassisch; und Das ist heute ein seltener Ruhmestitel. Daß sich in die schmetternden Fanfaren der neuen Kunst diese zarten Lieder mischten, hat vielen Herzen wohlgethan.

— —

Ueberblickt man, so weit Das überhaupt möglich ist, das Werk Courbets, dann wird die Entwickelung des Künstlers einigermaßen deutlich. Wir begreifen, daß die Weichheit der vierziger Jahre schwinden mußte, um die entscheidenden Werke zur Zeit des „Begräbnisses" zu ermöglichen; daß die Atmosphäre, aus der diese entstanden, von dem gewaltigeren Material des späteren Landschafters ersetzt werden mußte. Wir sehen die immer mächtigere Einheit, die schließlich in den Waldbildern, zuletzt in den Marinen hervortritt, und können uns denken, daß der immer wieder auftauchende Gegensatz zwischen der Modellirung der Einzelheit und der Generalisirung nothwendig war, um das Ende so prächtig zu gestalten.

Wir staunen heute darüber, daß Niemand zu Lebzeiten des Meisters auf diese für die künstlerische Betrachtung wesentlichste Seite wies, mindestens das geradezu einzige Zusammentreffen der wichtigsten Probleme der Malerei in einem Menschen andeutete; daß man über alles Mögliche mit Recht oder Unrecht stritt, ohne vor Allem die über jeden Zweifel erhabene künstlerische Gesinnung Courbets festzustellen. Diesem Komplex von Erscheinungen Beschränkung vorwerfen, Courbet abthun, indem man ihn einen dummen Kerl nannte, wie es in fast allen Arbeiten über ihn bis in unsere Tage geschehen ist, scheint mir der Gipfel von Unverstand. Es kommt mir gerade so vor, als wollte man unsere Zeit, weil sie komplizirt ist, dumm nennen; und es ist eben so unsachlich und häßlich wie der oft geübte Versuch, bewundernswerthe, nützliche Thaten eines Menschen nach subalternen Beweggründen persönlicher Art zu durchforschen. Man entgegnet dem Kritiker, der einem Maler Etwas ans Zeug flickt, manchmal, er habe kein Recht zur Schärfe, weil er es selbst nicht besser zu machen vermöchte. Der Vorwurf ist unsinnig. Anders steht es, wenn der Kritiker sich an persönliche Dinge hält, wie es alle Biographen Courbets bis heute gethan haben. Ihnen, die Courbet als Dummen verspotten, könnte man mit Recht das Wort zurückgeben Denn dieses Argument hat hier nichts zu thun, selbst wenn es wahr wäre. Mag der Künstler aus Dummheit kluge Dinge thun oder ihn der Zufall treiben: Das sagt vom Effekt seiner Handlung noch nicht das Geringste. Courbets berüchtigte Dummheit ist ein biographisches Detail zweiter Ordnung. Gewiß wirkt, was wir an Aussprüchen von ihm haben und von manchen

Handlungen wissen, nicht bedeutend. Aber liegt es nicht nah, daß ein Mensch, der als Künstler Alles konnte, was er wollte, und zu dem schier allmächtigen Können aus niederer Geburt emporstieg, ohne je, trotz allen Anhängern, vernünftige Kameraden als Freunde zu finden, daß dieser Mensch die Bewußtheit und Klarheit als Künstler mit Schwächen anderer Seiten seiner Intelligenz bezahlte? Man braucht kein Genie der Analyse zu sein, um die Zusammensetzung von größtem Künstlerthum und Allzumenschlichem zu begreifen: das von alkoholischer Einbildung gehetzte Genie, das verurtheilt war, den Sinn eines schlauen, gewinn- und herrschsüchtigen Bauern mit sich herumzutragen und sich den groben Leuten seiner Umgebung in der halb von Rabelais, halb aus Don Quixote gemachten Maske zu produziren. Das einzige vernünftige Buch, das es bis heute über Courbet giebt, ist die derbe Psychologie eines Kneipkumpanen, der sich scheinbar begnügt, die Streiche und Späße des Menschen aufzuzählen, und dabei so aufrichtig verfährt, daß aus der Tragikomik das wahre Gesicht des Künstlers merkwürdig ergreifend hervorschaut.

Ob die Leute, die sich in Frankreich mit Kunst beschäftigen, ihn gekannt haben, lasse ich dahingestellt. Jedenfalls urtheilte man voreilig. So genügte, zum Beispiel, schon die Thatsache, daß er mit Vorliebe Selbstportraits malte, den Biographen (ich könnte ein halbes Dutzend nennen), um seine bornirte Eitelkeit festzunageln. Es giebt kein einziges Selbstbildniß Courbets, das nicht ein Meisterwerk der Malerei oder der Zeichnung wäre. Das sollte reichlich genügen, um das Dasein aller zu erklären. Keinem fiel bisher ein, Rembrandt aus der selben Vorliebe für sein Antlitz einen ähnlichen Vorwurf zu machen; es giebt sogar Bewunderer, die gerade in dieser Leidenschaft ein Zeichen seiner Größe erblicken.

Mit größerem Recht konnte man Courbet einen Bauern nennen. Dafür spricht seine Zähigkeit, die bis zur Plumpheit getriebene Rechtschaffenheit des Künstlers. Dagegen spricht just sein Künstlerthum. Bauern sind keine Künstler, am Wenigsten Künstler, die den Pfaden eines Velazquez und Rembrandt nachsteigen und dabei sich so hochgesinnt verhalten. Bauer ist Courbet in der Rücksichtlosigkeit seiner Instinkte, in dem allem Eklektizismus Entgegengesetzten seiner Art, in der gesunden Inkonsequenz seiner ganzen Entwickelung. Er übertrieb vielleicht das bäuerische Selbstbewußtsein, um allen Kompromissen zu entgehen, stellte sich vielleicht weniger gebildet, als er war. Denn hätte er sich auch nur zu dem geringsten Kompromiß herbeigelassen, wäre ihm gerade der Vorsprung vor den nicht Bäuerischen verloren gegangen. Im bewußten Eklektizismus wären ihm alle gebildeten Maler über gewesen. Damit soll nichts von der Selbständigkeit seiner Kunst gesagt werden, denn die eigene Form Courbets geht aus der alten Kunst hervor; sie ist, wie jeder echte Werth, eine Bestätigung der Entwickelungsgeschichte. Ja, es giebt wenige große Künstler, die die natürliche Abhängigkeit von den alten Meistern gleich unverhüllt sehen lassen. Wenn ich ihn das Gegentheil eines Eklektikers nenne, meine ich damit die absolute Selbständigkeit seines Bewußtseins. Er nahm seinetwegen die Alten, nicht ihretwegen. Daher seine unglaublich einseitige Kritik, die auf ein paar Namen beschränkte Auswahl, die frevelhaft wäre, wenn sie nicht das subjektive Recht seiner Meinung verträte, wenn sie nicht mit größter Konsequenz das für die eigene Art Zuträgliche fände und wenn diese Art nicht den thatsächlich bedeutendsten malerischen Werth und damit die Zukunft umfaßte. Er war weniger Kompromißmensch als irgend ein Maler seit Rembrandt. Das kann ihm nicht als Vorzug angerechnet werden, denn

der Trieb zur Selbsterhaltung zwang ihn auf diesen Standpunkt. Aber die Thatsache ist in dieser Ausdehnung zu selten, um nicht hervorgehoben zu werden. Keiner seiner Vorgänger oder Nachfolger ist freier, weil keiner der eigenen Natur so unterworfen war. Alle Anderen suchten mit der größten Anstrengung, natürlich zu werden oder zu bleiben, alle die Dinge, die ihrem Instinkt vorschwebten, in einem rationellen Organismus zu vereinigen. Diese Grundbedingung brachte Courbet als Prämisse mit. Er hätte überhaupt nicht malen können, wenn nicht als Bauer, als Unterthan der Erde, der Materie. Hätte die Konstellation der Malerei eine Instinktgestaltung, wie er sie betrieb, nicht zugelassen, so wäre ihm jede Möglichkeit starker Kunst versagt geblieben.

Diese Konstellation aber war seit den großen Holländern gegeben. Rembrandt, auf Grund einer minutiösen, nur dem gewaltigsten Geist gelingenden Entwickelung, hatte eine Form gebracht, die mit einer nie vor ihm gesehenen Unmittelbarkeit den Gedanken gestaltete. Velazquez war mit schwächeren Mitteln zu einer ähnlich wirksamen Einheit gelangt. Zwischen Beiden gab es Dutzende in der Art verwandter Exempel. Daß ihnen Allen diese Einfachheit ihrer vollendeten Aeußerung erst nach unendlichen Experimenten gelang, folgte aus ihrem Künstlerthum, aus ihrer Lehre, ihrer Rasse und dem alten Erfahrungsatz, daß man unendlich viel lernen muß, um nachher unendlich viel wieder zu vergessen. Courbet ging es nicht anders; aber er war besser daran durch das Rücksichtlose, animalisch Produktive seiner Anlage. Seine Liebe zu den Alten war mehr das Verhältniß des Instinktes zu Blutsverwandten als pietätvolle Anbetung des Liebhabers ... Keiner hat so unmittelbar mit der Hand zu wirken vermocht, was dem Geist einfiel. Keiner war im selben Umfang Herr seiner selbst. Keiner konnte so viel. Man vergleiche die Tastversuche aller Anderen seiner Generation mit seinen Frühwerken. Er war viel zu wirkungslustig, um auf gleiche Art zu werden; auch viel zu anspruchsvoll. In der Bahn Millets oder Corots wäre er verunglückt. Millet kam von mäßigen Vorbildern her, Corot ging überhaupt nicht in die Museen, wenigstens nicht, so lange er jung war. Courbet, der Naturmensch, hatte ursprünglich kein größeres Ziel als das, wie die Meister der besten Malerei zu arbeiten. Er nahm das Mittel der Alten zunächst, wie es war, weil er es so brauchen konnte, und modifizirte es nachher auf die denkbar zweckdienlichste Weise. Darüber ließen sich lehrreichere Bücher schreiben als über seine Philosophie. Er handhabte den Pinsel mit derselben Meisterschaft wie die Alten; und wo er erkannte, daß man mit dem Messer weiter kam, warf er ihn weg. Auch Das haben ihm die Kritiker mit stupender Willkür als Mangel angerechnet. Thatsächlich setzt Courbet fast wörtlich die Alten fort; nur durchlief er in einem Menschenleben eine ähnliche Entwickelung, wie im siebenzehnten Jahrhundert einem Rembrandt, in noch früheren Zeiten nur ganzen Generationen gegeben war. Hätten Rembrandt und Hals einige hundert Jahre länger gelebt, so wären sie auf Courbets beste Art gekommen.

... Beide, Hals und Rembrandt, studirte Courbet noch in der letzten Zeit. Im Jahr 1869, auf seiner berühmten deutschen Reise, die ihn wie den Messias einer neuen Kunst erscheinen ließ, kopirte er die Hille Bobbe, die damals noch in Suermondts Sammlung in Aachen hing, und das angezweifelte Selbstportrait Rembrandts in München. Die zweite Kopie kenne ich nicht, die erste hängt bei Cheramy in Paris und rechtfertigt den Bericht ihres Autors (den er gern zum Besten gab),

daß die Nachbildung einige Tage an Stelle des Originals im Rahmen blieb, ohne daß der Besitzer den Tausch merkte; ja, sie erscheint heute vielleicht noch echter (weil frischer) als das Vorbild im berliner Museum.

Wie in Corots Bildern, so drängt auch in der Malerei Courbets der Pinselstrich mit den Jahren den Ton immer mehr zurück. Der reife Landschafter hat nichts mehr von der Art der Velazquez und Zurbaran. Wohl aber kann man in Goyas Landschaften eine ähnliche Gestaltung finden. Die vor Kurzem in die berliner Nationalgalerie gelangte kostbare Skizze „Der Maibaum" mit den großen, vom Messer geschlichteten Flächen hätte Courbet begeistert.

Unter den unmittelbaren Vorgängern des Landschafters ist Constable nicht zu übersehen; und auch diese Beziehung brachte Courbet und Corot einander näher. Nur war der Eindruck des Engländers auf sie ganz verschiedener Art. Corot hatte den größeren Vortheil: er reinigte seine Palette. Courbets Koloristik blieb ganz unbeeinflußt; dagegen gewann er vielleicht aus Constables Art des Farbenauftrages manche Anregung. Seine Anschauung weicht noch weiter von der des Engländers ab als Corots weniger scharf begrenzte Eigenart. Die Technik Courbets, gerade wie Corots Methode, verbreiterte sich mit den Jahren immer mehr, während sich Constable zuspitzte, und war überhaupt nicht auf so einfache Entwickelungreihen gestellt. Daß er aber Constable gesehen hat, versteht sich von selbst. Außerdem mag ihm Georges Michel als Vermittler gedient haben, einer der ersten Maler des Waldes von Fontainebleau, dessen Vorläuferrolle leider noch nicht genügend definirt ist. Michel besuchte England zur Zeit der größten Erfolge Constables. Die Aehnlichkeit vieler seiner Bilder, nicht nur des „Waldinneren" im Louvre, sondern auch ausgedehnterer Landschaften, mit gewissen Courbets springt in die Augen Freilich darf man sich nicht gerade an die besten Gemälde unseres Meisters halten.

Diese unentbehrliche Analyse könnte den Leser leicht auf den Gedanken bringen, Courbet sei nur durch die Zusammensetzung interessant oder rege nur zu Spekulationen über die Technik an. Der Leser würde damit einen Vorwurf, der dem Autor dieser Betrachtung gilt, an die Adresse ihres Helden richten. Nur die trockene Darstellung wäre schuld an solcher Unterschätzung. So glänzend Courbet malte: Niemand war weniger auf das einseitig Handwerkliche gerichtet ... Freilich hat auch ihn manchmal seine Geschicklichkeit zu Bildern getrieben, die dem Gesammtwerk nicht zum Vortheil gereichen. Darüber kann man sich im brüsseler Museum unterrichten, das drei ganz verschiedene und doch gleich minderwerthige Gemälde erworben hat. Zum Glück sind diese Ausnahmen aber selten und haben nie das Organisirte der Irrthümer des Manieristen. Courbet machte weder aus seinen Vorzügen noch aus seinen Fehlern ein Programm; und da die Tugenden weit überwiegen, kommen wir bei diesem Mangel nicht schlecht weg. Seine Biographie steht deshalb der anderer Künstler ganz fern; und er hat sie muthwillig noch verwirrt, um dem Bourgeois recht zu zeigen, daß man ihm nicht in die Karten sehen könne. Das Merkwürdige liegt in dem hohen Niveau des Anfanges. Andere Künstler kommen mit Talent zur Welt. Courbet scheint mit Meisterschaft geboren. Er ist wie ein wandelnder Behälter schönster Dinge. Dünkt uns Das in unserer traditionlosen Zeit schon merkwürdig genug: der Umstand, daß dieser Behälter von einem Bauern getragen wird, macht ein Phänomen daraus. Untersuchungen der Malmethode prallen wirkunglos davon ab, denn sie enthüllen kein Geheimniß. Sie bringen uns vielleicht einzelne Phasen näher, aber melden nichts von der Quelle des Stromes.

Julius Meier-Graefe.

Anzeigen.

Das Duell. Russischer Militärroman von A. Kuprin. Deutsch von Adolf Heß. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

Kuprins Roman giebt uns zum ersten Mal im Rahmen eines Kunstwerkes ein Bild russischen Militärlebens, wie es ist. Hier eine Stilprobe: „. . . Und ich bin tief im Innern überzeugt, daß eine Zeit anbrechen wird, wo man uns patente Schönlinge, uns unwiderstehliche Frauenjäger, uns prächtige Elegants, wo man uns Stabs- und Oberoffiziere in Gassen, in dunkeln Korridoren, in Aborten ohrfeigen wird, wo die Frauen sich unser schämen werden und unsere ergebenen Soldaten endlich aufhören werden, uns zu gehorchen. Und Das wird nicht geschehen, weil wir Leute, die der Möglichkeit beraubt waren, sich zu vertheidigen, bis aufs Blut geschlagen haben; nicht, weil wir zur Ehre der Uniform straflos Frauen beleidigt haben; und auch nicht, weil wir in der Trunkenheit in Kneipen jeden uns in die Quere kommenden Civilisten in Grus und Mus geschlagen haben; und auch nicht, weil wir in allen Ländern und auf allen Schlachtfeldern die russischen Waffen mit Schmach bedeckt, unsere Soldaten uns aber mit Bayonnetten aus dem Mais herausgejagt haben. Natürlich kommt alles Das auch mit in Frage; aber wir haben eine schrecklichere und jetzt schon nicht mehr gut zu machende Schuld auf uns geladen. Das ist, daß wir blind und taub gegen Alles sind. . Schon längst ist weit von unseren jetzigen stinkenden Lagern ein umfassendes, neues, lichtes Leben angebrochen. Neue, kühne, stolze Männer sind auf den Plan getreten, feurige, freie Gedanken lodern in den Köpfen. Wie im letzten Akt eines Dramas stürzen alte Thürme und unterirdische Gänge zusammen und hinter ihnen sieht man schon blendendes Licht. Wir aber blinzeln, aufgebläht wie Truthähne, nur mit den Augen und plappern anmaßend: ‚Was? Wo? Stillgeschwiegen! Aufruhr. Ich lasse feuern!‘ Und diese truthahnhafte Verachtung der Freiheit des menschlichen Geistes wird uns in alle Ewigkeit nicht verziehen.“

Oldenburg. Dr. Adolf Heß.

Reformen im österreichischen Verkehrs- und Rechtsleben. Szelinski, Wien.

Für Deutschland, das in wirthschaftlichen und in rechtlichen Angelegenheiten sich mit Oesterreich an vielen Punkten berührt, dürften die von mir gesammelten Vorschläge zu gesetzgeberischen Aktionen schon deshalb Interesse besitzen, weil gerade in jüngster Zeit durch Konferenzen, Kongresse u. s. w. ein gemeinschaftliches Vorgehen in vielen Fragen des Rechtes und der Volkswirthschaft angebahnt wird. Das kommerzielle Auskunftwesen, die Arbeitvermittlung, das Checkwesen, das Konkursverfahren, die Kartellfrage und der Rechtsschutz der Frauen sind insgesammt Gebiete, deren Regelung drüben und hüben im Vordergrunde der Diskussion steht. Reformvorschläge können deshalb, trotz ihrer für österreichische Verhältnisse bestimmten Fassung, auch im Deutschen Reich die Aufmerksamkeit auf sich lenken.

Wien. Dr. Heinrich Herbatschek.

Kinderlieder fürs Volk. Von E. H. Strasburger. Preis: 15 Pfennig.

Als ich vor längerer Zeit Strasburgers „Lieder für Kinderherzen“ in die Hände bekam, mußte ich mich ehrlich aus vollem Herzen freuen und auch aus

vollem Herzen bekennen: Hier ist Einer, der in der Weise der Kinder singt, der in ihrer Welt lebt, der mit unseren Kindern spricht und scherzt, wie Einer, der das Glück gehabt hat, immer selbst ein Kind zu bleiben. Und nun, als im Herbst 1904 das schlechte, windige und naßkalte Wetter kam, als mein Junge dreieinhalb und mein Mädchen zweieinhalb Jahre alt wurden und sich nicht mehr auf der Wiese und im Sand vorm Hause herumtreiben konnten, als sie oben im Zimmer bleiben mußten, da konnte ich an Strasburgers Liedern die Goldprobe machen. Manche Bücher, manche Geschichten und Gedichte las meine Frau den Kindern vor. Aber den stärksten Erfolg hatte Strasburger. Ihn verstanden sie. Ueber seine Lieder lachten sie. Und Das eben schloß ihm das Herz der Kinder auf: daß sie über und durch seine Verse lachen konnten. Von all den anderen Dichtern waren es nur wenige, die auf die Kinder so wirkten. Nur zu viele aber ließen die Kinder ganz kalt. Gewiß: auf die Großen machten sie Eindruck. Die mußten sogar herzhaft über Manches lachen. Aber was war es? Unfreiwillige Komik aus dem Kinderleben, in der Art, wie es die Witzblätter unter der Marke „Kindermund" bringen. Und Das hatten die Leute (meist Frauen!) gereimt und den Zettel draufgeklebt: Kinder-Lieder! Auch bei anderen Gelegenheiten konnte ich meine Anschauungen mir bestätigen. Wenn also jetzt, wo Alles dabei ist, dem Kinde das Leben zu verschönen und seinen Bedürfnissen gerecht zu werden, irgend Etwas für die Kinder gedruckt, geschrieben, gemalt, gezeichnet oder gesungen wird, sollten nicht nur immer die Erwachsenen allein gehört werden. Auch die Kinder müßten vorher ihre Meinung sagen dürfen. Leider wird jetzt den Kindern noch viel zu viel aufgezwungen, was geradezu Gift oder doch mindestens nicht Freude und Genuß für sie ist. Aber es ist unsere Pflicht, den Kindern so viel Freude und Genuß wie nur irgend möglich zu bereiten. Sie sollen, wenn wirklich eins schon als Kind sterben sollte, doch auch schon ein Wenig von ihrem jungen Leben gehabt haben. Und sie sollen, wenn sie groß und älter werden, sich ihrer Kindheit gern erinnern und in ihr gelernt haben, sich zu freuen Um so mehr kann man zufrieden sein, daß den Kindern nun vom Besten und Erheiterndsten in ihre enge Stube getragen wird, in die Stube des Arbeiters, des Handwerkers, des Ackerknechtes, des Kleinbauern. Denn der billige Preis macht ja dies Büchlein zum Geschenkwerk für das ärmste Elternpaar. Und es ermöglicht auch dem Kind der besser gestellten Volksschichten, dies Büchlein sich vom Taschengeld zu kaufen. So kann man wirklich sagen, es sei ein Kinder-Liederbuch fürs ganze Volk. Und man muß wünschen, daß es auf allen Jahrmärkten und Messen, in jeder Buchhandlung, in jedem Papierladen zu sehen und zu haben ist und von jedem Kolporteur über Land und in alle Wohnungen mitgenommen wird.

Großlichterfelde. Hans Ostwald.

Jenseits des Lärms. Dichtungen. Schuster & Loeffler, Berlin.

All diese Lieder und Strophen sind aus der tiefen Stille und aus den blühenden Einsamkeiten geschöpft, die einer der köstlichsten deutschen Bergwälder, der Schwarzwald, der mir seit drei Jahren Heimath ist, mir darbot. Amiel sagt einmal: Un paysage est un état d'âme; — in einem anderen, etwas komplizirteren Sinne könnte Das für die große deutsche Bergeinsamkeit und mich gelten. Möchte Das, was ich aus mir und der Umwelt geschöpft habe, Allen, denen ich es biete, ein willkommener und würziger Trank sein, aus reinen Quellen!

Baden-Baden. Alberta von Puttkamer.

Die Reichsbank.

Daß der Diskont der Reichsbank beim letzten Quartalswechsel auf 5 Prozent erhöht wurde, paßte den Kreditsuchern gar nicht; sie nannten diese Maßregel unzweckmäßig und meinten, die auf dem offenen Markt geltenden Sätze sprächen gegen solche Erhöhung. Von anderer Seite wurde dem Reichsbankpräsidenten vorgeworfen, er habe die letzten Ausweise seines Institutes „frisirt", um den Bankstatus günstiger erscheinen zu lassen. Andere wieder klagten über die von der Reichsbank vorgenommene Rediskontirung von Schatzscheinen, deren Zweck sein sollte, zwischen dem amtlichen und dem Privatwechselzinsfuß einen Ausgleich zu schaffen. Auch gab es Leute, die auf den Rekordausweis vom dreißigsten September, auf die unerhörte Anspannung des Institutes hinwiesen und über die „zu kurze Golddecke" jammerten; und ganz zuletzt noch bewirkte die Schätzung der nächsten Dividende unseres Centralnoteninstitutes ein bedenkliches Schütteln des Kopfes. Die Reichsbank hat im vorigen Jahr auf ein Kapital von 150 Millionen Mark eine Dividende von 7,04 Prozent gegeben und wird diesmal, wie man sagt, auf das nun reichsgesetzlich festgelegte volle Kapital von 180 Millionen nur 5½ bis 5¾ Prozent vertheilen. Diese Schätzung halten Manche aber für zu pessimistisch und behaupten, man dürfe auf eine Dividende von 6¼ Prozent rechnen, da bei der großen Wechselanlage der Reichsank doch zu hoffen sei, die Einnahme des Jahres 1904 werde wieder erreicht werden. Das muß man abwarten. Daß nun sogar der Reichsbank der Vorwurf der Kapitalsverwässerung gemacht wurde, war jedenfalls nett. Leute, die so reden, wissen nichts von der Bedeutung dieses Institutes; sie sehen in ihm nur eine Bank, die Dividende giebt, und beurtheilen sie wie alle übrigen Banken. Daß das Grundkapital der Reichsbank aber nicht werbend auftritt, sondern lediglich einen Garantiefonds für die Gläubiger bildet, daß deshalb also auch eine Erhöhung des Kapitals (die übrigens nicht willkürlich vorgenommen wird, sondern, laut Reichsgesetz vom siebenten Juni 1899, bis Ende 1905 auf den damals festgesetzten Betrag von 180 Millionen Mark zu erfolgen hatte) keine Steigerung der Einnahmen zu bewirken braucht, ist Denen, die an der Dividende mäkeln, wie es scheint, ganz unbekannt geblieben. Die Vermehrung des Kapitals stärkt natürlich die finanzielle Position des Institutes, hat aber bei einer Notenbank und speziell bei der Reichsbank nicht die selbe Bedeutung wie in anderen Fällen. Die Reichsbank ist keine Aktiengesellschaft im Sinn des Handelsgesetzbuches, sondern besteht auf Grund besonderer Reichsgesetze. Der Antheilbesitzer darf deshalb von seinem Papier nicht die Eigenschaften verlangen, die man bei einer Aktie voraussetzt. Die Reichsbank ist eben keine Erwerbsgesellschaft; als „treue Hüterin der Goldwährung" (wie sie der Präsident Dr. Koch neulich nannte) hat sie vor allen Dingen auf die Regulirung des Notenumlaufes im richtigen Verhältniß zur vorhandenen Metalldeckung zu achten und darf dann erst an die Verzinsung ihrer Antheile denken. So muß der Besitzer dieses Papiers sich mit dem Bewußtsein begnügen, eine durchaus sichere Anlage zu haben, die ihm immer noch mehr Zinsen bringt als ein deutsches Staatspapier.

Daß der Tadel der Diskonterhöhung unberechtigt ist, muß Jeder einsehen, der bedenkt, welche Schwierigkeit die Erhaltung einer starken Währung macht und wie gut sich die deutsche Centralnotenbank bisher stets mit dem Artikel 9 des Bankgesetzes, der sogenannten „elastischen Klausel", abgefunden hat. Die richtige Anwend-

ung dieſes Artikels giebt die Sicherheit, daß die Ausgabe der Banknoten ſich elaſtiſch den jeweilig vorhandenen Bedürfniſſen anpaßt. Die Reichsbank hat das Recht, Noten in unbeſchränkter Menge zu emittiren; nur muß von den umlaufenden Appoints mindeſtens ein Drittel bar gedeckt ſein. Das iſt Vorſchrift. Der durch Barvorrath nicht gedeckte ſteuerfreie Notenumlauf hat allmählich, ſeit ſo viele Privatnotenbanken verſchwunden ſind, den Betrag von 470 Millionen erreicht. Was darüber hinausgeht, muß mit 5 Prozent jährlich verſteuert werden; und zwar wird dieſe Steuer jedesmal für eine „Bankwoche" berechnet. Das ſind die einzigen Kautelen, die für die Notenemiſſion geſchaffen wurden. Ein übermäßig ſtarkes Anſchwellen des Notenumlaufes kann nur durch eine Diskonterhöhung verhindert werden, die ſofort einzutreten hat, wenn die ſteuerfreie Notengrenze um ein Beträchtliches überſchritten wird. Eigentlich könnte die Reichsbank ihre Rate jedesmal erhöhen, wenn ſie in die Notenſteuer geräth; daß ſie mit der Hinaufſetzung des Diskontes aber gewöhnlich zögert, ſo lange es irgend geht, beweiſt, wie ſehr ſie auf die allgemeinen Kreditbedürfniſſe Rückſicht nimmt. Am dreißigſten September war die Deckung der umlaufenden Noten, die in einer Woche um nicht weniger als 354 Millionen (auf die Rekordſumme von 1683 Millionen) geſtiegen waren, von 67 auf 13 Prozent zurückgegangen; trotzdem murrten die Leute, als der Diskont auf 5 Prozent erhöht wurde. Das Warnungſignal war aber dringend nöthig. An der ſtarken Zunahme des Geldbedarfes war neben Landwirthſchaft, Handel und Induſtrie auch die Börſe ſchuld; und ſie wenigſtens mußte zu größerer Reſerve gezwungen werden; nur um den Börſenjobbern die Freude am Spiel nicht zu verderben, darf die Reichsbank ſich doch nicht der Gefahr ausſetzen, für ihre Noten eines Tages nicht die ausreichende Deckung zu haben. Da ſie einen viel geringeren Barvorrath an Gold hat als die Bank von Frankreich, muß ſie mit doppelter Vorſicht ihren Goldbeſtand ſchützen und ſchädliche Goldexporte verhindern. Die franzöſiſche kann der engliſchen Staatsbank im Bedarfsfall mit Gold aushelfen. Das können wir nicht; trotzdem ſteht unſere Währung nicht auf ſchwächeren Füßen als die Frankreichs. Dort betrug der Notenumlauf, nach dem zuletzt veröffentlichten Ausweis, rund 4500 Millionen Francs und das Verhältniſſ zwiſchen Barbeſtand und Notenemiſſion ſtellte ſich auf etwa 89 Prozent. In Frankreich hat alſo der Umlauf kleiner Banknoten zu 50 Francs, der faſt 12 Prozent der geſammten Notenemiſſion ausmacht, auf den Goldbeſtand günſtig gewirkt. Das muß man bedenken, ehe man die jetzt öffentlich geſtellte Frage beantwortet, ob die Reichsbank kleine Noten ausgeben ſoll. Zunächſt wollte ich aber nur feſtſtellen, daß die Diskonterhöhung nöthig war und daß die Reichsbank, gegen das Intereſſe der Antheilbeſitzer, ſchon oft, trotzdem ſie die Grenze der ſteuerfreien Noten überſchritten hatte, mit Rückſicht auf die allgemeine Geſchäftslage bei dem vierprozentigen Diskontſatz geblieben iſt. Auf Koſten ihrer Aktionäre: die Notenſteuer wurde ruhig aus den Kaſſen der Bank bezahlt, wenn dadurch das Kreditbedürfniß befriedigt werden konnte. Statt dieſe verſtändige Diskontpolitik zu loben, ſchilt man jetzt den Bankpräſidenten.

Daß die Großbanken die Politik des Reichsinſtitutes zu durchkreuzen ſuchen, iſt kein erfreuliches Schauſpiel. Wir habens erlebt. Der Privatdiskont ſollte mit Gewalt auf ſeinem niedrigen Niveau gehalten, der Unterſchied zwiſchen dem amtlichen und dem privaten Wechſelzinsfuß deutlich gezeigt und dadurch die Anordnung der Reichsbank diskreditirt werden. Auf dem offenen Geldmarkt können die Großbanken ja den Zinsfuß beſtimmen. Deshalb lehrt nur der Reichsbankdiskont, nicht der pri-

vate, uns heutzutage die Geldverhältnisse klar erkennen. Dort Willkür, hier Gesetz. Die Reichsbank, die allen Kreditbanken den natürlichen Rückhalt bietet, sollte nicht genöthigt werden, die Anerkennung ihrer Diskontpolitik erst zu erzwingen.

Die Deutsche Bank will ihr Aktienkapital auf 200 Millionen Mark erhöhen; die Reichsbank hat nur 180 Millionen. Die Deutsche Bank war (nach Grundkapital und Reserven) dem Centralinstitut stets voraus, wäre nach Ablauf dieses Jahres, wo die Reichsbank auf 240 Millionen (Kapital und Reserve) kommt, aber überflügelt worden. Vielleicht wurde daran bei der Kapitalserhöhung nicht gedacht; symptomatisch aber bleibt der Vorgang trotzdem, weil er zeigt, wie sehr der Reichsbank durch die fortschreitende Konzentration das eigentliche Bankgeschäft, also besonders das Diskontiren von Wechseln, erschwert wird. Den zweitstärksten Posten in der Bilanz der Deutschen Bank bilden die Anlagen in Wechseln, die nach dem Status vom Dezember 1904 rund 423 Millionen betrugen. Bei den übrigen Großbanken sind die entsprechenden Ziffern zwar nicht so groß, aber immer noch ansehnlich genug, um erkennen zu lassen, wie sich die Kreditgewährung im Lauf der Jahre verschoben hat. Das direkte Diskontgeschäft zwischen Denen, die Kredit suchen, und Denen, die ihn geben, ist von der Reichsbank immer mehr auf die Privatbanken übergegangen, die für ihre Zwecke die Unterstützung des leitenden Noteninstitutes in steigendem Umfang in Anspruch nehmen müssen. Wenn die Reichsbank den Großbanken nicht Wechselkredit gewährte, könnten sie die Anforderungen von Handel, Industrie und Börse nicht annähernd so prompt, wie es heute geschieht, befriedigen. Die Centralbank hätte unter dem Wettbewerb des Privatkapitals noch mehr gelitten, wenn nicht die steigenden Umsätze im Giroverkehr, die bis auf fast 250 Milliarden im Jahr gewachsen sind, ihr ermöglicht hätten, den erhöhten Ansprüchen des Kredites gerecht zu werden. Jedenfalls ist das Ultimo 1904 ausgewiesene Wechselerträgniß in Höhe von 33,52 Millionen (rund 80 Prozent des Bruttogewinnes) noch so stattlich, daß sich die Reichsbank neben den Privatbanken sehen lassen kann. Als sie 1876 ihre Thätigkeit begann, hatte sie in erster Linie auf die Stärkung der deutschen Goldwährung zu sehen und die Herrschaft ihrer Banknoten zu einer möglichst unumschränkten zu machen. Kredit wurde der erstarkenden Industrie damals nur in engen Grenzen gewährt; da die wirthschaftliche Entwickelung in den achtziger und neunziger Jahren aber rasch vorschritt, genügte diese Kreditgewährung bald nicht mehr und die Privatbanken konnten die Konkurrenz mit dem Noteninstitut wagen. Sie brauchten sich nicht an ein Bankgesetz zu halten, sondern konnten dem Kredit suchenden Publikum so weit, wie es ihnen beliebte, entgegenkommen. So schwollen ihre Wechselbestände allmählich an; und nun entstand der Reichsbank, der durch die gewaltige Zunahme des Giroverkehrs erhebliche Mittel zur Verfügung gestellt waren, eine neue Aufgabe: die Unterstützung der Privatbanken. Diese rediskontiren ihre Wechsel bei dem Centralinstitut und nehmen dessen Mittel um so mehr in Anspruch, je größer der Kredit ist, den sie selbst den Suchenden eröffnen. Die Großmachtstellung der Kreditinstitute ruht also in der Hauptsache auf dem Fundament der Reichsbank; und schon die Interessengemeinschaft sollte die Haute Banque hindern, diese stützende Grundmauer zu lockern und die offizielle Diskontpolitik zu stören.

Die Reichsbank wäre auch für Sturmzeiten gesichert, wenn ihre Golddecke verlängert, ihr Metallbestand vermehrt würde. Das soll nun die Emission kleiner Banknoten bewirken. Dem Reichstag ist kurz vor Thoresschluß ein Gesetzentwurf

zugegangen, der die Reichsbank ermächtigt, neben den Noten von 100 und 1000 Mark künftig auch solche im Einzelbetrag von 20 und 50 Mark auszugeben; ferner sollen die 120 Millionen Mark Reichskassenscheine, die jetzt in Abschnitten von 5, 20 und 50 Mark cirkuliren, künftig nur noch in Appoints von 5 und 10 Mark ausgefertigt werden. Daß die Reichskassenscheine schon deshalb unvollkommene Werthzeichen sind, weil sie keinerlei Deckung haben (die 120 Millionen Mark, die als Reichskriegsschatz im Juliusthurm liegen, werden zwar immer als metallische Deckung der Reichskassenscheine bezeichnet, doch fehlt eine gesetzliche Bestimmung, aus der ein solcher Zusammenhang zwischen den beiden Posten hergeleitet werden könnte), läßt sich kaum bestreiten; der Versuch, die Ausgabe kleiner Banknoten mit dem Hinweis zu bekämpfen, der Bedarf sei ja durch die vorhandenen Reichskassenscheine gedeckt, ist also unwirksam. Weil er voraussieht, daß der Reichstag sich in der neuen Session wieder mit der Notenvorlage zu beschäftigen haben wird, hat Herr Dr. Koch sich schon jetzt entschieden für die Emission kleiner Banknoten eingesetzt. Wohl nicht ganz ohne Zusammenhang damit ist ein Aufsatz des straßburger Staatsrechtslehrers Laband, der sich mit der rechtlichen Stellung der Reichsbank im Kriegsfall beschäftigt und betont, der Goldvorrath der Bank müsse gestärkt, mindestens aber erhalten werden. Das kann, nach Laband, nur geschehen, wenn die Goldmünzen durch Banknoten von entsprechend kleinen Beträgen ersetzt werden; denn eine Vermehrung der Reichskassenscheine ist eine Erhöhung der ungedeckten Reichsschuld, die in dem Augenblick, wo große Anleihebeträge aufzunehmen sind, nicht zu empfehlen wäre. Daß zwei Männer von solchem Ansehen gerade jetzt für die Banknotenvorlage eintreten, hat leicht erkennbare Gründe. Erstens zwingt die Wirthschaftentwickelung und der gesteigerte Anspruch an die Reichsbank zur Stärkung dieses Institutes und zweitens ist die Kriegsgefahr seit den Erlebnissen dieses Sommers leider kein bloßes Schreckgespenst mehr. Die Gegner der Vorlage fürchten, die Papiergeldfülle werde die Valuta verschlechtern. Diese Gefahr ist bei der vorsichtigen Politik der Reichsbank aber ziemlich ausgeschlossen; auch ist nicht anzunehmen, daß das Gold, wenn es in größeren Mengen aus dem Verkehr gezogen würde, leichter nach dem Ausland wandern könnte als jetzt, wo es vom Publikum festgehalten wird. Der Reichsbank kann Gold allerdings leichter entzogen werden als dem Verkehr und die drei Milliarden Mark Gold, die in Deutschland cirkuliren (der Metallvorrath der Reichsbank beträgt im Durchschnitt ungefähr ein Drittel davon), sind deshalb eine werthvolle Reserve; aber das Reichsnoteninstitut kann einen großen Theil dieser Goldbestände in seine Kasse leiten, sobald ihm die Ausgabe kleiner Banknoten erlaubt wird. Die Reichsbank würde sich bei der Emission des neuen Papiergeldes wohl auf den dringenden Bedarf beschränken und die deutschen Märkte sicher nicht „mit Assignaten überschwemmen"; man könnte ihr also auch das neue Instrument ruhig anvertrauen, ohne befürchten zu müssen, daß sie damit schlechter arbeiten werde als mit den ihr früher übertragenen Privilegien. Gar nichts gegen den neuen Plan beweist der Vergleich mit der Bank von England, die immer noch mit ihren Fünfpfundnoten auskommt. Daß die mächtigste Notenbank Europas schon deshalb nicht mit unserer Reichsbank verglichen werden kann, weil drüben der Check regirt, der Zahlungverkehr sich also auf einer anderen Grundlage regelt als bei uns, sollte bekannt sein. Im Uebrigen hat der frühere englische Schatzkanzler Lord Goschen schon vor Jahren die Ausgabe von Einpfundnoten empfohlen und es lag nur an den politischen Machtverhältnissen, daß diese Anregung einstweilen erfolglos blieb.

Die Reichsbank hatte Jahre lang zu kämpfen, um die Monopolstellung ihrer Noten zu befestigen. Die Privatnotenbanken machten ihr oft Konkurrenz, unterboten geradezu ihren Diskont oder umgingen das Verbot, bei einem Reichsbanksatz von 4 Prozent an Diskonten niedriger hereinzunehmen; jetzt sind von den 33 Privatnoteninstituten nur noch 5 vorhanden und dieser Wettbewerb kommt für die Reichsbank kaum noch in Betracht. Da sie nun nicht mehr weit von der ungefährdeten Monopolstellung ist, sollte man ihr, dem für die Geldcirkulation wichtigsten Organ, nicht neue Schwierigkeiten bereiten, sondern mit allen erreichbaren Mitteln ihre Kräftigung anstreben. Das Herz muß gesund sein, wenn der Körper arbeitfähig bleiben soll.

Ladon.

Notizbuch.

Zwei im Ausland lebende Deutsche fragen, warum über den jenaer Parteitag der Sozialdemokratie hier nichts gesagt worden sei. Weil, wie mir scheint, nichts Wesentliches darüber zu sagen war. Daß er auf dem Marsch der Partei eine wichtige Etape gewesen sei, wird selbst der eifrigste Genosse nicht ernstlich behaupten. Und welchen Zweck hat es, einer Partei, die mit Bewußtsein in der Umzäunung des Sektenlebens verharrt, immer wieder von draußen zuzurufen, wie sie ihre Angelegenheiten ordnen solle? Mahnung und Lehre muß, schon weil auf Andere doch nicht gehört wird, Denen überlassen bleiben, die das für den Politiker im neuen Deutschen Reich höchste (und heute auch bequemste) Glück haben, sich als Sozialdemokraten zu fühlen. Die mögen entscheiden, ob die Parteitage das Geld werth sind, das sie kosten, ob das Statut, das die Organisation regelt, brauchbar, das aus persönlichem Haß geborene Journalistengezänk noch länger erträglich ist, ob und wie sie den ersten Maitag feiern wollen und ob die an Stimmenzahl stärkste Partei auch ferner die einflußloseste, selbst einer schlechten Regirung ungefährlichste bleiben soll. Der Zuschauer kann nur konstatiren, daß die Parteitage viel zu lange dauern (acht Tage; und nach dem dritten Tag kommt fast nur noch ausgedroschenes Stroh auf die Tenne), daß stets ungefähr das Selbe geredet wird (die Tonart wechselt: nach Dresden wurde, in Bremen und Jena, der Mollklang beliebt) und daß die ganze Sache ihren Nimbus und ihren Schrecken verloren hat. Die bourgeoisen Schreiber, die sich mit Schimpf und Hohn einmischen, liefern nur Korn auf die nicht gerade überreichlich versehene Mühle; sie werden von den (meist begabteren) redigirenden Genossen mühelos in die Pfanne gehauen und die rothen Blätter sind eine Weile ein Bischen weniger monoton als sonst. Die Feinde des demokratischen Sozialismus sprechen und schreiben viel zu oft über die ihnen verhaßte Partei, die, weil sie jede mit Realitäten rechnende, zur That gerüstete und deshalb zu fürchtende radikale Opposition aus unserem politischen Leben beseitigt hat, das Regiren doch so leicht macht. (Ohne die Marxisten, denen jede Form des kapitalistisch unterkellerten Staates gleich unzulänglich erscheint, hätten wir im Reich längst eine Republikanerpartei; alle politischen und wirthschaftlichen Voraussetzungen dazu sind gegeben.) Also hübsch still sein und die Entwickelung wirken lassen. Die Modernisirung ist dem Sozialismus bisher nicht gelungen; weder dem demokratischen noch dem kathedralen, der auf bewährte, von der Behörde gebilligte Grundmauern seine Luftschlösser bauen will. Die neuen Gedanken fehlen; was in der Epoche der Marx, Rodbertus, Lassalle und in der Zeit des

Quells Treitschke-Schmoller produzirt wurde, hat lange genug als Saatgut gedient, kann nun aber, mit erschöpfter Keimkraft, das Erdreich nicht mehr düngen. Wir bekommen noch gute Monographien und die deskriptive Nationalökonomik mag jedes Zunftlob verdienen. Wo aber sind die Köpfe, die neue Werthe schaffen und neue Wege weisen? Die Wirthschaftentwickelung ist in Deutschland der Theorie weit voraus; und immer deutlicher zeigt sich, daß diese Entwickelung den Theoretikern fremd geblieben ist. Der Direktor einer Großbank oder eines Eisenwerkes giebt uns auf die Frage nach dem Nutzen und Nachtheil der Kartelle eine Antwort, die brauchbarer (und kürzer) ist als fast alles während der mannheimer Tagung des Vereins für Sozialpolitik über das Thema Vorgebrachte. Diese Praktiker lehnen die Zumuthung, die Reden der gelehrten Herren zu lesen, mit der Begründung ab, aus so veralteten Theoremen sei nichts zu lernen. Ists nicht traurig, daß in Mannheim ein Mann von Schmollers Wissen und Auffassungfähigkeit für den Bankbereich gesetzliche Bestimmungen vorschlug, über die jeder Bankdirektor spöttisch lächelt (und lächeln kann: wird der über zehn Prozent hinausgehende Ertrag ganz oder zum Theil für den Staat konfiszirt, dann verdient künftig eben keine Aktiengesellschaft mehr als zehn Prozent) und die, wenn sie ernst genommen würden, die Geldwirthschaft und die industrielle Macht des Reiches ruiniren müßten? (Oder mindestens expatriiren; das Kapital ist ungemein mobil, hat die Wahl unter sehr verschiedenen Vaterländern und wird nur da heimisch, wo mans frei leben läßt.) An Beifall fehlts den Herren freilich nicht. Sie kämpfen ja für den armen Mann; und die Schreiber, von denen sie Censuren empfangen, strotzen von „sozialem Empfinden". Natürlich. Professoren und Journalisten kostets keinen Pfennig, wenn den Arbeitern der Lohn verdoppelt wird; fraglich ist nur, ob sie mit heiterer Miene auch einen Theil ihres Einkommens opfern würden, um Privatdozenten und Kollegienhörern, Reportern und Buchdruckern das Leben zu erleichtern. Der billigste Sozialismus (der nur die Anderen zu Opfern ermahnt) hält sich am Längsten in der Mode. Wenn zu den Professoren, Pastoren und Redakteuren mit dem „sozialen Empfinden" drei fremde Männer oder Frauen kämen und sagten, sie wollten, als Vertreter der organisirten Dienstmädchen, über Lohn, Essenszeit und Freistunden der Köchin mit ihnen verhandeln, wäre die Freude wahrscheinlich nicht sehr groß und manche Vertrauensperson bald wieder an der Flurthür. Wenn ein Großindustrieller von den Erfahrungen und Erfolgen des Geheimrathes Kirdorf aber sagt, mit Kollektivvertrag und demokratischer Verfassung sei in Hütten und Zechen nicht zu regiren, dann wird er rückständig gescholten oder als Schlotjunker verhöhnt; und Niemand erinnert daran, daß dieser Praktiker für die deutsche Wirthschaft (und deshalb auch für den Wohlstand des Arbeiters) mehr geleistet hat als sämmtliche lebende Nationalökonomen und Redakteure mit der Unsumme ihres sozialen Empfindens. Jena war noch unfruchtbarer als Mannheim. Die Partei, die über ein Kleines Europa diktatorisch beherrschen und gedeihlich verwalten will, hat sich bisher noch nicht einmal eine Zeitung zu schaffen vermocht, die ihrem Anspruch genügt. Jahr vor Jahr wird an dem Centralorgan herumgemäkelt; der alte Liebknecht fand, er und seine Kollegen ständen auf den Parteitagen im Pfeilhagel wie die Weißen am Pfahl der Indianer, und sein Nachfolger, Herr Eisner, heute wohl das stärkste journalistische Talent Deutschlands, ist so lange geärgert worden, bis er (mit fünf Leidensgefährten) dem Parteivorstande den Dienst gekündigt hat. Nicht so hörbar wie dieser öde Schwatz einer Mehrheit, die vom Zeitungwesen nichts versteht und sich ahnunglos von gekränkter Eitelkeit und persönlichstem Ressentiment hetzen läßt, ist der Vormarsch der Gewerkschafttruppen. Noch sind sie nicht stark genug, um die politische

Partei aus dem Weg drängen zu können: aber das praktisch und taktisch Nützlichste kommt immer aus ihren Reihen und jeder Parteitag zeigt eine Mehrung ihrer Macht. Mit den Diadochen Augusts des Großen werden sie leicht fertig werden; und dann erst wird die deutsche Industrie die Kraftprobe zu bestehen haben, der die englische, wie die Geschichte der Trade-Unions lehrt, nicht gewachsen war. Wenns nach den Gewerkschaften gegangen wäre, hätte man in Jena nicht über den Generalstrike (oder Massenstrike) geredet. Wozu auch? Ist er zu machen: schön. Die Drohung mit dem starken Arm, dessen Wille alle Räder stillstehen heißt, kann nur bewirken, daß Gesellschaft und Staat sich früh für die Stunde der Gefahr rüsten. Wer will den Staat hindern, für den angedrohten Fall eines Massenstrike ein Nothstandsgesetz zu erlangen, das die Armee in den Dienst der im öffentlichen Interesse wichtigsten Betriebe stellt? Der Reichstag? Sagt er wider Erwarten Nein, so ist von den Landtagen der Großindustriestaaten leicht ein Ja zu haben; mit der Klausel des Belagerungzustandes sogar. Dann wird der Soldat, der Reserve- und Landwehrmann in die Werkstatt, Fabrik oder Grube abkommandirt, in der er von seiner Lehrzeit her Bescheid weiß, wird rechtzeitig wohl auch für ausländische Strikebrecher gesorgt: und der stolze Traum zerrinnt in Nebel. Muß denn stets, oben und unten, geschwatzt werden? Revolutionen und Strikes, die vorher angesagt waren, haben noch niemals aus Ziel geführt.

* * *

Die Antwort auf die jenaer Strikedebatte wurde bald danach in Berlin gegeben. Lagerarbeiter der Allgemeinen Elektrizität-Gesellschaft und Schraubendreher der Firma Siemens & Halske hatten Lohnforderungen gestellt, die von den Gesellschaften nur zum Theil erfüllt werden sollten. Trotzdem die Führer abriethen, kam es zum Strike. Die Unternehmer waren durch eine langwierige Guerilla (um Lohn und Disziplinarvorschriften) geärgert. Sie sagten: „Bei uns sind die Arbeiter so gut bezahlt, daß von Noth nicht die Rede sein kann. Ein leistungfähiger Arbeiter der höheren Kategorien verdient ungefähr so viel wie ein preußischer Hauptmann, braucht nicht zu repräsentiren und Frau und Kinder verdienen meist noch mit. Die Lärmmacher gehören zur untersten Schicht, haben nichts gelernt und sind mit drei bis vier Mark für neunstündige Arbeit ausreichend bezahlt. Wenn wir jetzt nachgeben, bekommen wir nie wieder Ruhe." Sie entschlossen sich deshalb zur Aussperrung. In sechs großen Fabriken wurde der Betrieb eingestellt. Auf beiden Seiten regte sich das Solidaritätgefühl. Nicht ausgesperrte Arbeiter begannen einen Sympathiestrike und der Verband der Berliner Metallindustriellen drohte, seine sämmtlichen Fabriken zu schließen, wenn die Strikenden nicht bis zum vierzehnten Oktober nachgegeben hätten. Dann wären 65000 Arbeiter brotlos gewesen. Dazu kam es nicht. Die Arbeiter nahmen die Lohnbedingungen an, die das Ultimatum der Unternehmer ihnen schon vor dem Ausbruch des Strike gewährt hatte. Seit der Versuch, den Betrieb der Berliner Elektrizität-Werke zu hindern, mißlungen war, konnte der Ausgang des Kampfes nicht mehr zweifelhaft sein. Wenn Berlin ohne Licht und ohne Straßenbahn geblieben wäre, hätte die Oeffentliche Meinung (und das „soziale Empfinden") die Elektrizitätfirmen zur Nachgiebigkeit gezwungen. Die Taktik, die dieser Gefahr auszuweichen wußte, lobt ihren Meister. Trotzdem das Angebot militärischer Hilfe abgelehnt und nur die Mitarbeit von fünfzig Feuerwehrmännern angenommen worden war, gelang es, die Stromabgabe in vollem Umfang zu sichern und (da man die arbeitenden Meister, Beamten und Ersatzmänner in der Fabrik beköstigte und schlafen ließ) jeden Zusammenstoß mit den Ausständigen zu vermeiden. Die Betriebsregenten arbeiteten Tag und Nacht mit und ihre Leistung war nicht geringer als die eines Oyama und Togo. Ist ein Lohnkrieg

denn anders aufzufassen als ein mit Schußwaffen und Bayonnetten geführter? Die Zeit, in der die Arbeiterschaft hilflos der Unternehmerwillkür ausgeliefert war, ist zum Glück ja vorbei. Der Kriegsschatz der Organisirten ist heute größer als der ihrer Arbeitgeber und das Gefühl der Solidarität im Lager der Armen stärker als in dem der Reichen. Wer über diese Dinge redet, darf aber nicht vergessen, daß er von Kriegszuständen spricht, in denen mit Sentimentalitäten nichts auszurichten ist. „Da herrscht der Streit und nur die Stärke siegt." Kluge Arbeiter werden auf keinen Lohnpfennig verzichten, den sie erkämpfen können. Kluge Unternehmer keinen gewähren, der ihnen nicht abgerungen ist. Alles Uebrige ist Phraseologie. Wenn daran nicht allzu selten gedacht würde, könnte man in beiden Lagern den unnützlichen Zornaufwand sparen. In modernen Kriegen ists nicht mehr Sitte, den Gegner einen niederträchtigen, feigen, tückischen Kerl zu schimpfen. Warum müssen die Arbeiter stets blinde, nur von Hetzern aufgewiegelte Thoren, die Unternehmer Ausbeuter, Protzen, gewissenlose Blutsauger sein? Als die Russen jammerten, weil ihre Flotte ohne Kriegserklärung von den Japanern angegriffen worden sei, wurden sie ausgelacht; mit ernstester Miene hören wir aber das Gezeter über den Kontraktbruch begehrlicher Arbeiter. Hören, daß „Funkenprotzen", „ungeheuer reiche Leute", weil ihre Profitgier unersättlich ist, die Aermsten aufs Pflaster werfen. Die „ungeheuer reichen Leute", die in Berlin wohnen, kann Jeder, glaube ich, an den Fingern einer Hand herzählen; und die Herren von Siemens und Rathenau, die im Elektrikerkrieg die Sache des Kapitals verfochten, gehören sicher nicht dazu. Wirthschaften ja auch nicht für ihre Tasche, sondern sind angestellte Beamte einer Aktiengesellschaft. Sehr gut bezahlte. Ueber Verdienst gut? Jeder von ihnen würde, wenn er für eigene Rechnung Fabriken baute, mindestens eben so viel verdienen; wahrscheinlich mehr. Ueberhaupt darf man im Allgemeinen behaupten, daß im Reich der Großindustrie und des Bankgeschäftes Jeder nach seinem Werth bezahlt wird. Leere Menschenfassaden, die, weil sie blendeten oder gerade nichts Besseres zu haben war, zu theuer gemiethet wurden, halten sich da nicht lange. Die Chefs, die Hunderttausende einnehmen (und von dieser Intelligenzeinnahme zunächst doch ungefähr zehn Prozent an den Staat, also auch an ihre ärmeren Mitbürger, abgeben), müssen nicht nur viel mehr arbeiten, sondern namentlich sehr viel mehr leisten als der Mann im Bureau und an der Maschine; und wir dürfen uns nicht einbilden, daß wir, nach einem kurzen Vorschulkursus, die Sache ziemlich eben so gut machen würden wie sie. (Daß im Bureau, an der Maschine, auf der Straße sogar manches zur Bewältigung hoher Aufgaben taugliche Talent verkommt, weil es nie an die Quellen der Bildung gelangen, nie die zum Kampf ums Dasein unentbehrliche Rüstung erwerben konnte, weiß ich. Das ist im Schuldbuch der bourgeoisen Gesellschaft das traurigste Kapitel. Den Kreis der zum Wettbewerb um die Führerstellen Ausgestatteten zu verbreitern, für eine frühere und bessere Auslese der Brauchbaren zu sorgen, ist deshalb die ernsteste Pflicht des zu praktischer Arbeit am Volkswohl Berufenen.) Wie heute die Dinge liegen, wird fast für jedes Großunternehmen mit der Laterne nach Persönlichkeiten gesucht, die, als Techniker oder Kaufleute, für die Chefposten ausreichen; und keinem Aufsichtrath, keinem halbwegs verständigen Aktionär fällt es ein, an den Einnahmen der endlich Gefundenen zu mäkeln. Die Kritisirten würden, wenn es geschähe, ganz ruhig sagen: „Ich bin Euch zu theuer? Euren Nachbarn nicht. Und mein Geschäftsgewinn kann nur wachsen, wenn ich, statt mich mit Haut und Haar zu vermiethen, mich von morgen an auf meine gesunden Beine stelle." Kindlich ist auch der Glaube, diese Leute lebten wie asiatische Despoten. (Herr Bebel soll in Jena gesagt haben, ein Diner koste in diesen Kreisen manchmal fünfzigtausend Mark. Das

wäre, sozial genommen, schließlich kein Unglück; denn das von Schneidern, Tapezirern, Köchen, Delikatessenhändlern und anderen Lieferanten eingesäckelte Geld bliebe ja nicht immobil, sondern sickerte auch ins Proletariat. Aber der alte Herr verwechselt den beinahe ausgestorbenen Typus Sommerfeld mit dem des captain of industry.) Meist arbeiten sie so hart, sind so sehr Monomanen ihres Berufes, daß ihnen zu orgiastischen Genüssen weder Zeit noch Aufnahmefähigkeit bleibt. „Regiren und zugleich genießen": hier gehts noch weniger als auf den von Priestern geweihten Thronen. Sie essen, trinken, fahren, wohnen, reisen besser als wir; was uns Luxus dünkt, ist ihnen aber durch Gewöhnung längst entwerthet oder wird gar als Last empfunden. Ists denn ein Vergnügen, dreimal im Jahr hundertfünfzig gleichgiltige oder unangenehme Menschen mit Natives, Sterlet und Rehrücken füttern und bei den Verheiratheten nach einem Weilchen dann dasselbe Menu durchschmarutzen zu müssen? Seufzer begleiten, Seufzer empfangen die Einladungskarten. Die Damen geben sich und ihren Putz zum Besten; aber die Männer knirschen, wenn die Frau wieder in den Frack oder Smoking zwingt. Vergnügen? Business is all. Auch die „unersättliche Profitgier" sollte man in Strikedebatten mit Vorsicht verwenden. Wenn die Aktiendirektoren wirklich nur an ihre Tantieme dächten, würde nicht immer darüber geklagt, daß sie zu hohe Reserven und zu geringe Dividenden vorschlagen. Und am Ende hätte die Gewährung der geforderten Lohnzuschläge die Einnahmen der Herren Siemens und Rathenau weniger geschmälert als der Strike mit seiner unausbleiblichen Folge von Betriebsschädigungen; bei den Männern des Kohlensyndikates wars sicher so. Entscheidend ist für Leute dieses Kalibers, gerade weil sie so reichlich bezahlt werden, nicht die Sucht nach Eintagsprofit, sondern die Antwort auf die Frage, was die ihrer Hut anvertraute Gesellschaft zu bewilligen vermag, ohne dadurch im Wettbewerb mit anderen Gesellschaften, die vielleicht für Rohstoffe, Transporte, Steuern, Miethen und Löhne weniger aufzubringen haben, gelähmt zu werden. Direktoren, die für den Aktionär arbeiten, darf man auch im Zorn nicht behandeln wie Privatunternehmer, die dem Arbeiter den Pfennig abknausern, um der Ehefrau oder Geliebten eine Boa aus russischem Zobel schenken zu können. (Auch dieser Schicht sind die von englischen und anglisirenden Nationalökonomen geschilderten Tage der Ausbeuterparadiesesherrlichkeit übrigens schon recht lange entschwunden; nur in deutschen sentimentalen Darstellungen spuken sie noch fort.) Soziales Empfinden und prompte Parteinahme für den ausgebeuteten armen Mann ist eine schöne (und, wie nicht oft genug betont werden kann, namentlich billige) Sache. Aber wir leben auf armem Boden. Wenn vor fünfundzwanzig, vor dreißig Jahren die jetzt Protzen und Blutsauger gescholtenen Männer nicht die Konjunktur früh erkannt, ihren Kapitalbesitz und ihre Zukunft riskirt, für die wissenschaftliche und technische Vorarbeit gesorgt und ihrer Heimath in den Industrien der Chemie, des Maschinenbaues, der Elektrizität, der Kohle, des Eisens und Stahls die Möglichkeit zur Großmachtentwickelung gesichert hätten, dann säßen die Arbeiter, die nun, gewiß nicht stets ohne Grund, klagen, denen es, mit Taglöhnen von vier, fünf und sechs Mark, immerhin aber erträglich geht, als Paupers in Amerika oder als brotlose Reservemänner des Arbeiterheeres im Vaterland, dessen Bischen Fett, wie in den Zeiten der englischen Gas-, Wasser-, Kohlen- und Tramway-Gesellschaften, noch heute von Fremden abgeschöpft würde. Männern von solchem nationalen Verdienst soll man in den Angelegenheiten ihres Lebensberufes nicht den Mund verbieten und eine levis macula anschmieren, die sie sittlich untüchtiger erscheinen läßt als irgend einen durch Thaten der Volkheit einstweilen noch nicht empfohlenen Professor oder Redakteur. Wissen die Packer, Ausfeger

Bierholer, Mitfahrer denn besser, was der Allgemeinen Elektrizität-Gesellschaft nöthig und nützlich ist als der Geheime Baurath Emil Rathenau, der sie, als einfacher Maschinenbauer, geschaffen, ihr, ohne je selbst eine Aktie zu erwerben, durch seine Unermüdlichkeit und sein Genie auf der Erde den ersten Rang erobert und damit Abertausenden Arbeit und Brot geboten hat? Ist solchem Mann im Ernst zuzumuthen, er solle sich blind jeder Forderung der „Ungelernten" fügen? Denen man ja die Entscheidung ließ: die Gewerkschaftführer und die Elitearbeiter waren gegen den Strike; die Packer, Ausseger, Bierholer, Ordremacher und andere Lagerarbeiter setzten ihn durch und verloren ihn. Ergebniß: nach sauren Wochen sind die Verbandskassen leer und in den Zeitungen taucht der Plan auf, für Strikefälle Kapitalreserven zu sichern, mit denen die Aktiengesellschaften gegen den Kriegsschatz der organisirten Arbeiter aufkommen können. Segen der Demokratie ... Der Weg, an dessen Ende der Massenstrike winkt oder droht, ist seit Jena nicht kürzer geworden. Erwachsene Leute sollten sich aber endlich gewöhnen, Klassenkraftproben ohne Wuth und Sentimentalität zu beurtheilen; sollten den Gegner nicht schimpfen und während der Schlacht nicht erwarten, aus seinem Munde des Mitleids sanfte Stimme zu hören.

* * *

Vom Abscheulichen, hieß es stets im Getümmel, ist das Abscheulichste, daß der Verband der Berliner Metallindustriellen den Elektrizität-Gesellschaften Hilfe verheißt und daß Feuerwehrmänner zum Strikebrecherdienst abkommandirt werden. Verdient denn nur das zu Opfern bereite Solidaritätgefühl der Arbeiter Lob, des selben Gefühls Regung bei den Unternehmern aber härtesten Tadel? Früher, vor der politischen und der gewerkschaftlichen Organisation, hätte ein Arbeiter den anderen unterboten, eine Aktiengesellschaft die Nothlage der anderen zu Kundenfangversuchen benutzt. Das ist vorbei; in beiden Lagern hat man die Interessengemeinschaft erkennen gelernt. Sympathie-Aussperrungen sind nicht verwerflicher als Sympathie-Strikes. Die fünfzig Feuerwehrleute waren in den Berliner Elektrizität-Werken gewiß sehr nützlich; aber auch ohne sie wäre es, nur etwas langsamer, gegangen. Wenn nun die Unternehmer den Lohnstreit begonnen, unter dem Vorwand, der bisher bezahlte Stundenlohn sei zu hoch, den Betrieb eingestellt und Berlin ohne Licht und Straßenbahn gelassen hätten: wäre nicht am ersten Tag von der Sozialdemokratie gefordert worden, die Regirung müsse eingreifen und, im öffentlichen Interesse, gegen die Willkürlaune der „Funkenprotzen", den Betrieb der Kraftstation sichern? Das Kriegsrecht gebietet, dem Feind nicht den Gebrauch von Waffen, mit denen man selbst, sobald es wirksam scheint, kämpfen wird, als Sünde wider die Sittlichkeit civilisirter Völker anzukreiden. Jeder benutzt im Krieg Dynamit, wenn ers haben kann.

* * *

Duo cum idem faciunt, hoc licet impune facere huic, illi non licet. So spricht Terenz; und hat Recht. Auch die Rötheſten könnens nicht mehr bestreiten. Die Thyssen, Stinnes, Rathenau, ohne deren Intelligenzleistung Deutschlands Kohlen- und Elektrizität-Industrie nicht so weit gekommen wäre, wie sie heute ist, sollen gezwungen sein, über jede Betriebsänderung mit dem letzten, entbehrlichsten Arbeiter zu verhandeln. Der Vorstand und die Preßkommission der sozialdemokratischen Partei aber, Mannen, die eine Zeitung weder redigiren noch, ihr eigenes, seit Jahren nie verstummendes Klagelied beweists, auch nur organisiren können, brauchen, wenn sie im inneren Betrieb des Centralorgans Rechte und Pflichten anders vertheilen wollen, die Hauptredakteure nicht zu fragen, nicht einmal pro informatione anzuhören. Klagen die von der Zuchtruthe Getroffenen dann über schlechte Behandlung, so werden sie auf die Straße gesetzt. Sechs Redak-

teuren des „Vorwärts“ iſts ſo ergangen; an ihrer Spitze ſtehen die Herren Eisner und Gradnauer, die das ſozialdemokratiſche Hauptblatt bisher gemacht und, in den engen Grenzen ihrer Kompetenz, gut gemacht haben. „Aufs Pflaſter geworfen.“ „Mit der Hungerpeitſche bedroht.“ „Brutal dem Größenwahn toll gewordener Machtprotzen geopfert.“ Und ſo weiter. Auch ein Internum der Sekte, die kindlichen Gemüthern noch immer der Hort der Freiheit ſcheint; doch eins, über das wir heute ſchon lachen dürfen. Wenn erſt alle Schriftſätze der Zukunftſtaatsanwaltſchaft und der Beſchuldigten veröffentlicht ſind, wird über dieſe ſpäte Wirkung der dresdener Dummheit mehr zu ſagen ſein. Einſtweilen weiß man offiziell nur, daß den ſechs Redakteuren vorgeworfen wird, ſie ſeien zu äſthetiſch und zu ethiſch. Aeſthetik mag in den „Vorwärts“ nicht paſſen; aber zu ethiſch? Die Marxepigonen haben ſich durch weinerliche Ethiſirerei nach und nach ja alle einſt brauchbaren Konzepte verdorben. Wer ihre Reden und Artikel lieſt, muß glauben, da ſprächen Kirchenväter oder Synodalräthe, nicht Bekenner des ökonomiſchen Determinismus. Von ihnen gilt, was Wallenſtein von der ſchnell fertigen Jugend ſagt: „Gleich heißt ihr Alles ſchändlich oder würdig, bös oder gut; und was die Einbildung phantaſtiſch ſchleppt in dieſen dunklen Namen, Das bürdet ſie den Sachen auf und Weſen“. Genau ſo judizirt dieſe „modernſte Partei.“ Zu ethiſch? Wenn im Imperium Auguſti die Ethik (und die Pathetik) verpönt würde, könnte keine Nummer des Centralorgans mehr erſcheinen.

* * *

„Sie werden“, ſchreibt mir Herr Karl Jentſch, „vielen Leſern der ‚Zukunft‘ einen Gefallen erweiſen, wenn Sie auf die am fünfzehnten Auguſt erſchienene Nummer 8 der vom Dr. med. Ziegelroth herausgegebenen Zeitſchrift ‚Archiv für phyſikaliſch-diätetiſche Therapie in der ärztlichen Praxis‘ aufmerkſam machen. Darin unterwirft der Arzt Dr. Erwin Silber in Königshütte die Abſperrmaßregeln, mit denen die Medizinalbehörden die oberſchleſiſche Genickſtarre zu bekämpfen verſucht haben, einer ſcharfen Kritik. Sein Aufſatz ‚Zur oberſchleſiſchen Genickſtarre-Epidemie‘ iſt beim Verleger der Zeitſchrift, M. Richter, Berlin W. 30, in einem Sonderabdruck erſchienen.“ Gern geſchehen, lieber Herr Jentſch; nur zwingt ein vielleicht recht altmodiſcher Drang nach Gerechtigkeit mich, dann auch zu erwähnen, daß in dem ſelben „Archiv“ ein Artikel erſchienen iſt, der den tapferen Forſcher und Finder Emil Behring (wegen ſeiner Haltung auf dem pariſer Tuberkuloſe-Kongreß) in rüdeſter Weiſe ſchimpft. Ohne den allergeringſten Grund; denn Behring, der weder für jedes Reportergeſchwätz noch für jede entſtellende Wiedergabe ſeiner Worte verantwortlich zu machen iſt, hat ſich in Paris durchaus würdig benommen. Ich glaube, hat er geſagt, ein ſpezifiſches Mittel gegen die Tuberkuloſe gefunden zu haben; da es an Menſchen noch nicht erprobt, ſolche Probe auch nicht meines Amtes als eines Mannes der Wiſſenſchaft iſt, ſtelle ich es jedem Kliniker, der den Verſuch wagen will, zu freier Verfügung und enthalte mich, bis eine Reihe ſolcher Verſuche abgeſchloſſen iſt, aller weiteren Publikationen. Der Schimpfartikel wäre nicht der Rede werth, wenn der Verfaſſer, Herr Dr. Ziegelroth (der von ſeinem Lehrer Lahmann die Antipathie gegen Behring geerbt zu haben ſcheint) nur ſeinen Namen darunter geſetzt hätte. Er hat aber drübergeſchrieben: „Aus Schweningers Aerzteſchule“. Ich weiß, daß Geheimrath Schweninger in den von ihm geleiteten Kolloquien jede Meinung zum Ausdruck kommen läßt; aber auch, daß er den Menſchen und den Forſcher Behring zu hoch ſchätzt, um Freude empfinden oder gar zuſtimmen zu können, wenn in ſeiner Nähe dieſer Mann wie ein Gaukler und Marktſchreier hingeſtellt wird.

* * *

Ein Dozent ſchreibt mir: „Sehr geehrter Herr Harden, daß die Preſſe es fertig

gebracht hat, ihren Lesern die Ueberzeugung beizubringen, die Matin-Enthüllungen zeigten einen Triumph unserer Politik (Enthüllungen, aus denen hervorgeht, daß sich in siebenjähriger Arbeit gegen uns eine Koalition gerade der zwei Mächte vorbereitet hatte, gegen die wir stets ‚das Pulver trocken halten' müßten, und daß der dadurch heraufbeschworene Weltkrieg nur durch die Angst des französischen Ministeriums in der entscheidenden Stunde verhütet worden ist): Das ist ein interessantes Problem für die Massenpsychologie. Aber aus dem in den letzten Wochen Erlebten taucht noch eine andere Frage auf; diese: Wo bleiben die Historiker? An Deutschlands Hochschulen lehren mindestens hundert Männer Geschichte; mancher von ihnen hat sich die deutsche politische Geschichte zum Spezialfach erwählt und die meisten vertreten mit viel Pathos die theoretische Meinung, daß die Geschichte es nicht mit dem Allgemeinen, sondern mit dem Einzelnen zu thun habe. Alle haben die Preßcampagne der letzten Wochen sicher mit Spannung verfolgt. Allen stehen die mächtigsten Zeitungen offen. Einzelne geben selbst Blätter heraus, Andere sind ständige Mitarbeiter bekannter Journale. Doch nicht eine einzige Stimme aus dieser Gegend hat den Versuch gemacht, gegen all das journalistische Gerede und Kannegießern die simplen Thatsachen zu setzen. Der Laie fragt sich da unwillkürlich: Wie sollen diese Herren im Stande sein, die oft entstellten und lückenhaft überlieferten Ereignisse der Vergangenheit aufzuklären, wenn sie nicht einmal zu hindern vermögen, daß die von ihnen miterlebte Gegenwart im Dunst der Leitartikel verschwindet?" Ich habe Grund, zu glauben, daß mancher deutsche Historiker, mancher alte und junge Professor weiß, was für uns die Glocke geschlagen hat, und nur wenige durch den offiziösen Schwindel getäuscht wurden. Das Unglück ist nur, daß die meisten Ordinarien (die Außerordentlichen dürfen sich nicht unliebsam bemerkbar machen) die „Beschäftigung mit Tagesfragen" nicht für vornehm, mit der Würde ihres Lehramtes nicht für vereinbar halten. Sie bleiben bei Artaxerxes oder bei Friedrich Wilhelm. Da ists stiller; und sicherer. Und wenn das Reich ruinirt wird, erfährt der nächste oder übernächste Ordinarius aus den Akten noch früh genug, wann, warum und wodurch es geschah. Das ist des Landes schon lange der Brauch.

* * *

Offene Opposition ist von so Ordentlichen nicht zu befürchten. Bismarck hatte die Professoren gegen sich. Bülow braucht vor ihnen nicht zu beben. „Saturirte Existenzen." Wo es sich um ihre eigensten Angelegenheiten handelt, könnten sie vielleicht ein Bischen lebhafter, ein Bischen weniger willfährig sein. Neustes Beispiel: der „Professoren-Austausch" zwischen den Vereinigten Staaten und Deutschland. Ich weiß, daß viele deutsche Dozenten nichts von dem Plan halten, manche gar eine Gefahr in ihm sehen. Mit Recht, scheint mir. Ein Gastspielsystem kann den Organismus unseres Hochschulwesens nicht kräftigen. Die aus Amerika importirten Lehrer können durch ihre Persönlichkeit nicht auf die Studenten wirken. Dazu bleiben sie nicht lange genug; und ihre Sprache, mindestens die Nuance ihres Ausdruckes wird von den Hörern nicht verstanden. Wie viele Studenten (und Dozenten) sind im Englischen denn so firm, daß sie einem amerikanischen Redner zu folgen vermögen, der selbst die Namen, die lateinischen und griechischen Citate anglisirt und Emmelsei sagt, wenn er Amalfi meint? Bringen diese Fremden den Lehrstoff und die Methoden übers Wasser, die den an deutschen Hochschulen Immatrikulirten vertraut sind, dann kann ihr Gastspiel den Wissensschatz der Hörer nicht mehren. Lehren sie anders und Anderes, dann stiften sie in noch unkritischen Köpfen nur Verwirrung; dann entsteht unter den jungen Herren bald wahrscheinlich Streit darüber, welche Bonzenmethode förderſamer und bequemer ist. Allzu viel wird an den Universitäten nicht gear-

beitet; und die vorgeschriebene Studienzeit, dachte man bisher, reicht nur eben aus, um auf geradem Weg ans Ziel zu kommen. Der deutsche Kandidat, dessen Bildungsgang man leicht feststellen kann, wird von allen Seiten beschnüffelt, ehe man ihm einen Lehrauftrag anvertraut. Der Amerikaner darf hineintölpeln und die Saat ganzer Semester zertrampeln. Und ist das Resultat unserer alten Hochschulgeschichte wirklich nicht werthvoller als das von dem jüngsten Kulturvolk an seinen Universitäten erlangte? Berlin nicht besser als Harvard? Dann sind wir kläglich blamirt. Wenn wir, statt allenfalls unsere Dozenten, als Muster bewährter Pädagogik, übers Meer zu schicken, uns Amerikaner holen, darf der Yankee sich brüsten: „Sie brauchen uns auf allen Gebieten!" Ich vermag an der Sache keine nützliche Seite zu finden und halte die Nährung amerikanischen Größenwahnes für einen Fehler. Doch der Plan stammt vom Kaiser; und noch sind, uns zum Heil, die Rochows nicht ausgestorben, die heischen: „Dem Unterthanen ziemt es nicht, die Handlungen des Staatsoberhauptes an den Maßstab seiner beschränkten Einsicht anzulegen und sich in dünkelhaftem Uebermuth ein öffentliches Urtheil über die Rechtmäßigkeit derselben anzumaßen." Also wird ausgetauscht; und die erste Schwalbe ist schon erschienen: Professor Peabody von der Harvard-Universität hat in Berlin seine Antrittsvorlesung gehalten. Nie sind auf einer deutschen Kathede leerere Phrasen geredet, dürrere Gemeinplätze gezeigt worden. Bildung macht reich, Wahrheit macht frei, kein Schutzzoll darf den Marsch der Gedanken hemmen, die Gastspiele gelahrter Herren fördern den Völkerfrieden; und wenns regnet, wirds naß. Dabei eine Beschmeichelung Wilhelms des Zweiten (dem, man denke, sogar „Charakterähnlichkeit" mit Herrn Roosevelt nachgerühmt wurde), wie nur starre Republikaner und Bürgermeister Freier Städte sie leisten können. Daß diese Byzantinerei aus dem Mund eines Fremden, der den Deutschen Kaiser nur aus Zeitungen kennt, doppelt widrig wirken müsse, scheint diese Zierde der Wissenschaft nicht geahnt zu haben. Natürlich waren auch unsere Zierden vollzählig erschienen. Der Rektor, die Koryphäen, der Botschafter der Union, ein Vertreter der Hamburg-Amerika-Linie (sinnig, nicht wahr?), der Kultusminister; und der Kaiser. Einer nur fehlte mir in der Liste der Würdenträger: Herr Althoff, der Zar aller akademischen Preußen. Ist der erste Versuch, in der Höflingschaar heimisch zu werden, ihm wirklich so schlecht bekommen? Wird dieser Starke sich, wie seine Freunde bang flüstern, von den Stößen und Schlägen, die er als Bordgast des Kaisers erleiden mußte, nie mehr erholen? Ave, pia anima... Der Peabody-Tag, las ich, war „ein Ereigniß in der akademischen Welt; denn der Deutsche Kaiser betrat zum ersten Mal die berliner Universität". Die Vorlesungen der Ranke, Helmholtz, Treitschke, Mommsen, Virchow, Grimm, Schmoller, Gierke, Wilamowitz, Paulsen, Liszt, Kahl, Dernburg, Schmidt und all der anderen weltberühmten deutschen Dozenten waren also nicht solcher Ehre werth wie das Gerede des Herrn Peabody. Und die überlebenden Kathedergranden leisten an solchem Tag die Statisterie. Vivant professores! Ihre Bescheidenheit ist manchmal nicht zu überbieten. Wenn amerikanische Dutzenddozenten aber so geehrt, amerikanische Hochschulen mit Geschenken überhäuft werden, auf die deutsche Universitäten vergebens harren, dann weiß ich nicht, warum man uns auszankt, weil wir Taine über Sybel, Wilde über Wildenbruch und Shaw über Lauff stellen, und warum ein Kunstkritiker, der den toten Manet höher schätzt als den lebenden Thoma, auf allen Gassen der Sünde wider den Heiligen Geist deutscher Nation geziehen wird.

* * *

Fürst Bülow hat zuerst offiziös, dann offiziell seinem Zorn darüber Ausdruck gegeben, daß ein (merkwürdig gut dokumentirter) Artikel, der in der Neuen Freien Presse gegen Lord Lansdowne erschien, in England auf die Instigation des deutschen Kanzlers

zurückgeführt worden ist. Dieser Zorn ist schwer verständlich. Daß solche Artikel auf höheren Wunsch geschrieben werden, ist doch nichts Neues; sie können nöthig sein und nützlich wirken. Der Verdacht, sie inspirirt zu haben, schändet nicht; und kein englischer Minister von Selbstgefühl würde sich öffentlich dagegen verwahren. Wozu also der Lärm? Fürst Bülow hatte, wie ich zufällig weiß, in Baden-Baden einen Redakteur der Neuen Freien Presse empfangen; da ein Vertrauensmann der englischen Presse in dem Schwarzwaldbad saß, wissens auch die Briten. Als bald danach in Wien der Artikel erschien, der ganz anders klang als die in der Neuen Freien Presse sonst in Fragen internationaler Politik übliche Tonart, hieß es drüben: Bülows Geschoß; über Klein-Flottbeck und die Millionenerbschaft wird er mit dem Redakteur ja nicht geredet haben; das Gespräch hat, avant ou après le Matin, sicher den Stoff zu dem Artikel geliefert. Falsch, sagte der Kanzler. Er konnte es leiser sagen. Der Artikel hätte ihm ja keine Schande gemacht. Und auf einer gewissen Höhe der Staatspyramide sollte man sich hüten, eine Unschuld zu betheuern, die Jüngferchen eher ziemt als den Geschäftsführern großer Reiche ... Im Uebrigen wird flott weiterdementirt. Alles nicht wahr. Wer sagt, dem Grafen Alvensleben sei verdacht worden, daß er die Unvermeidlichkeit des ostasiatischen Krieges nicht voraussah? Minister, mit Verlaub, habens gesagt, zehnmal; und noch höher stehende Herren. Aber am Ende war dieser ganze Krieg nur die frivole Erfindung arger, nach Sensationen lüsterner Zeitungschreiber? Wenn die Norddeutsche es behauptet, gehts durch die ganze Presse; wenigstens im demokratischen Berlin. Und wäre nicht das verwegenste Dementi, das uns in diesem Herbst des Mißvergnügens zugemuthet ward.

* * *

Ueber die Ereignisse, deren Schauplatz Rußland jetzt ist, kann man ernsthaft erst reden, wenn man weiß, was eigentlich geschieht und welche Wahnsinnsmethoden die neue Wendung bewirkt haben. Heute bitte ich, noch einmal an den Krieg erinnern zu dürfen. Daß noch ein erträglicher Friede erreichbar wurde, war, hatte ich hier gesagt, nicht zum Wenigsten das Verdienst der vorsichtigen, jeder Lebensgefahr ausbiegenden Taktik Kuropatkins und der großartigen Leistung des Eisenbahnministers Fürsten Chilkow. Da in den Zeitungen nur Witte als glorreicher peacemaker verherrlicht wurde, fand Mancher meine Auffassung falsch und schrieb mir, den lächerlichen Kuropatkin solle ich lieber ruhen lassen. Jetzt hat im Journal Herr Naudeau sein Schlußwort über Krieg und Frieden gesprochen. Der Einzige, der beide Armeen auf dem Schlachtfeld gesehen, während des Krieges in beiden Ländern und beiden Lagern geweilt hat. Der strengste Kritiker der russischen Armee. Sein Herz gehört den Japanern. Und seine Berichte sind nicht nur das unvergleichlich Beste, was über den Krieg geschrieben worden ist, sondern werden, wie Sachverständigere als ich glauben, dauernden Werth behalten. Er war vom ersten Feldzugstag an im russischen Hauptquartier, wurde bei Mukden von den Japanern gefangen, lebt seitdem in Tokio und hat den Russen die bittersten Wahrheiten nicht verhehlt. Und wie lautet sein Schlußwort? „Die Hartnäckigkeit des Generals Kuropatkin, die resignirte Tapferkeit des russischen Soldaten, die Fähigkeit des Intendanturchefs Huber und die außerordentliche Leistung des vom Genie eines großen Mannes, des Fürsten Chilkow, gespornten Eisenbahnpersonals haben gemeinsam die Wirkung der Niederlagen begrenzt und den Feind schließlich gezwungen, fünf Monate lang da müßig zu bleiben, wo er schon fast anderthalb Jahre vorher als Triumphator vorzudringen vermocht hätte. Honneur à Kouropatkine! Honneur à Chilkow! Honneur à Huber! Honneur à Witte!" Der Mann von Portsmouth kommt zuletzt an die Reihe. Die Censuren, die unsere Presse vertheilt, brauchen dem Werth des Geleisteten also nicht in jedem Fall zu entsprechen.

* * *

Ein Leser, dem das allen neuen Männern überreichlich gespendete Lob den Magen verzärtelt haben mag, fragt mich, warum ich den Nachfolger Moellers so unfreundlich begrüßt habe. Unfreundlich? Ich sagte, Herr Delbrück gelte als tüchtiger Verwaltungbeamter. Freilich auch, die Gebiete des Handels, der Industrie und Geldwirthschaft seien ihm völlig fremd. Das weiß Herr Delbrück, der gescheit und nüchtern ist, besser als ich; und geht sicher nicht gern ins Handelsministerium. Wie er zu dieser Bürde kam? Darüber erzählen Eingeweihte ein nettes Histörchen. Der Kaiser hatte den Oberpräsidenten von Westpreußen längst für einen Ministerposten vorgemerkt und der Begnadete sich, in Verhandlungen mit dem Chef der Reichskanzlei, bereit erklärt, das Portefeuille des Kultus und Unterrichtes oder das der Landwirthschaft zu übernehmen. (Das Innere, das ihm am Nächsten läge, ist durch Herrn von Bethmann ja vorzüglich versorgt; als Chef altadeliger Präsidenten und Landräthe hat ein Bürgerlicher in Preußen auch stets einen schweren Stand.) An die Nachfolge Podbielskis denken aber auch Andere. Herr von Wilmowski lebt in Berlin wohl lieber als unter den dänischen Mußpreußen; und Herr Conrad, Delbrücks Freund und Helfer, sitzt schon dicht neben dem verlästerten Husaren (dem mit der Tippelskirchgeschichte jetzt ein Bein gestellt werden soll). Blieb also das Kultusministerium. Da soll Herr Studt zunächst noch die drängenden Schulsachen in Ordnung bringen und, als ein beim Centrum beliebter Mann, für die Session des neuen Flottengesetzes gutes Wetter machen. Und Herr Althoff, der noch nicht ganz tot ist und bei Herrn von Lucanus einen dicken Stein im Brett hat, sehnt sich nicht gerade leidenschaftlich nach einem jungen und thatlustigen Ressortchef, dessen Energie ihn in den Hintergrund drängen könnte. So wurde Herr Delbrück dem Kaiser denn als ein Mann geschildert, der Alles verstehe und ganz besonders geeignet sei, den vom Langen Möller im Rheinland verfahrenen Karren wieder auf eine fahrbare Straße zu ziehen und die stolzen, bei Hof nicht gut angeschriebenen Syndikatsherren mores zu lehren. Wenn der Plan gelang, blieb das Landwirthschaftministerium den Hoffnungen frei, das Kultusministerium noch vor einem Chef bewahrt, dessen Willenskraft die Kreise des barschen Fritz stören konnte, und der unbequeme Kömmling war auf einen Posten abgeschoben, wo er sich rasch verbrauchen muß. (Daß all Dies dementirt wird, werden muß, versteht sich. Wer die Personalmysterien, Personalintriguen ein Bischen kennt, wird sich seinen Vers draus machen.) Zu bedauern ist nicht nur Herr Delbrück, der, wenn er Nein gesagt hätte, für immer erledigt gewesen wäre, sondern mehr noch Preußens Handel und Gewerbe. Zuerst Herr Brefeld, der den Handel für ein nothwendiges Uebel hielt, kein Arbeiter war und nur vom Eisenbahndienst Etwas verstand. Dann der unsägliche Herr Möller. Und nun ein junger, ansehnlich begabter Mann, der gerade für diesen Posten aber nicht im Geringsten taugt, selbst weiß, daß er von Handel, Industrie, Bankwesen absolut nichts versteht, und Jahre brauchen würde, um sich halbwegs in die fremde und schwere Materie hineinzuarbeiten. Hoffentlich giebt man ihm wenigstens den (aus einem Reichsamt stammenden) als ungemein fähig geschätzten Mann, dem Lohmanns Erbe zugedacht war, als Unterstaatssekretär und Stütze des Hausherrn; sonst setzt die Maschine eines Tages ganz aus. Der preußische Ministerpräsident müßte sich nachgerade aber fragen, ob er seinen Namen blind unter jede Kabinetsordre zu setzen oder, als verantwortlicher Berather des Königs, dafür zu sorgen hat, daß der Monarch ausreichend informirt und eins der wichtigsten Staatsämter nicht einem Mann aufgebürdet wird, der bei der Uebernahme schon der Verzweiflung nah ist.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 11. November 1905.

Das Wahlrecht in Ungarn.

Gestern war Josef Kristoffy noch ein Outsider, kaum gekannt von seinen Landsleuten, die ihre bedeutenden Männer leider an den zehn Fingern herzählen können, und heute ist er Minister des Innern im Kabinet Fejervary; über Nacht ist er nicht nur in die erste Reihe der politischen Persönlichkeiten Ungarns gerückt, sondern auch ein für das künftige Schicksal des Hauses Habsburg wichtiger Faktor und ein von der ganzen civilisirten Welt beachteter Reformminister großen Stils geworden. In der öden Gedankenlosigkeit der seit Jahren sich hinschleppenden ungarischen Krisis hatte er einen glücklichen Einfall. Wie ein Zwang kam es über ihn, sich die Scheuklappen abzureißen, mit denen eine engherzige, von Traditionen beherrschte Politik allen Männern des öffentlichen Lebens in Ungarn das Gesichtsfeld verengt. Waren diese Scheuklappen, die dem Auge nur das Ziel nationaler Eitelkeit wahrnehmbar lassen, erst einmal entfernt, so brauchte der Mann nur um sich zu schauen, um Alles zu sehen, was den Scheuklappenmännern stets unsichtbar bleiben mußte. Bis an die Wurzel des Uebels drang nun sein Blick und erkannte, daß, was eine vorübergehende parlamentarische Krankheit schien, eine chronische Staatskrankheit war. Die herrschenden Klassen hatten mit den politischen Rechten Wucher getrieben, mit den Verheißungen der Konstitution geknausert: und so war nach und nach der ganze Staatsorganismus erkrankt.

Der Hauptsitz der Krankheit war freilich das Parlament, das zur Arbeit unfähig gewordene, durch die Fieber der Obstruktion gelähmte Parlament, das, wie im Bann einer Zwangsvorstellung, nur das Ziel nationaler Eitelkeit vor sich sah und das Volkselend, das Ungemach und Leid der Millionen nicht beachtete. Das Parlament wollte um jeden Preis in der Armeefrage einen Sieg erkämpfen. Würden die Herren der Koalition gefragt, warum just in der Armeefrage, so wären sie um die Antwort verlegen. Wenn man in Ungarn magyarisiren will, ist das ge-

meinsame Heer, wie mir scheint, die Staatsinstitution, an die man bei solcher Absicht zuletzt denken sollte; vorher wären viel nähere und viel wichtigere Felder zu bearbeiten. Tritt man in Budapest auf die Anhöhe, die einst von der Citadelle gekrönt war, und feuert von dort nach den verschiedenen Richtungen der Windrose Flintenschüsse: wo immer die Kugel zu Boden fällt, wird sie in fremdes Sprachgebiet fallen. Denn in der Nähe der Hauptstadt selbst, kaum drei bis vier Kilometer weit von ihr, dehnt sich ein Ring anderssprachiger Ortschaften. Da wird slovakisch, deutsch, serbisch geredet; nicht nur auf der Straße, sondern auch im Gemeindeamt und in der Schule. Und nur slovakisch, nur deutsch, nur serbisch. Ungarisch kann dort vielleicht nur der Dorfnotar, manchmal der Schulmeister und allenfalls noch der Seelsorger. In Schulen und Gemeindeämtern hat man auf Jahre hinaus genug zu magyarisiren. Dieses Feld bestellen unsere Chauvinisten aber nicht. Der Grund ist leicht zu finden. Wenn in der Gemeindeverwaltung die ungarische Sprache herrschen sollte, so müßte zuerst die Volksschule ungarisch werden. Die Volksschule ungarisch machen, heißt aber, sie verstaatlichen: und die Verstaatlichung des Volksschulunterrichtes würde schnell zu einem Konflikt mit der römischen Kirche führen. Die Kirche läßt sich die Schule nicht rauben; sie braucht sie zur Erziehung der Jugend und als Vorwand für den weiteren Genuß der ungeheuren Reichthümer, die ihr in Ungarn zur Verfügung stehen. Die Folge der Schulverstaatlichung wäre die Säkularisation. Und unsere wilden Nationalisten, die so muthig gegen den Kaiser und gegen „Wien" kämpfen, ziehen sich demüthig vor der Gefahr zurück, gegen den Ortspfarrer ins Feld rücken zu müssen. Und gar erst gegen die Domkapitel und gegen die Bischöfe, denen Hunderttausende von Hektaren des besten ungarischen Bodens mit Allem, was drum und drauf lebt und webt, gehören! Deshalb magyarisiren die Feudalen nicht da, wo sie das unbestrittene Recht und die bequeme Gelegenheit dazu hätten; deshalb wollen sie jetzt nur das gemeinsame Heer magyarisiren.

Das ist die Diagnose unseres Leidens. Und die pathogenen Ursachen der Krankheit? Die Hauptursache: das ungarische Parlament ist kein Parlament, der ungarische Parlamentarismus kein Parlamentarismus. Ungarn hat heute unter allen europäischen Ländern das beschränkteste Stimmrecht; kaum 6½ Prozent der Bevölkerung sind stimmberechtigt. Das Abgeordnetenhaus hat also gar keinen Zusammenhang mit den Bedürfnissen und Ansprüchen der breiten Volksschichten. Wenn von zwanzig Millionen kaum eine Million stimmberechtigt ist, so ist das Ergebniß solcher Abstimmung eine Art ständischer Vertretung, nicht der wahre Ausdruck des Volkswillens. Eine Volksvertretung ist nicht ohne Volk möglich. Wie sagte doch Heine? „Hôtel Dieu sans Dieu, eine Schildkrötensuppe ohne Schildkröte." Blutarmuth: Das ist die Hauptursache der Krankheit. Ein anämischer Vertretungskörper, dessen Gehirn durch den Blutkreislauf nicht ausreichend ernährt wird, hat dann natürlich seine Zwangs-

vorstellung, seine Manie, seine fixe Idee. Für den blutarmen ungarischen Parlamentarismus ists heute die Armeefrage. In unserem Boden schlummern Schätze und doch ist das Land noch immer beklagenswerth arm. Die Gütervertheilung genügt eben nicht der bescheidensten Forderung der Gerechtigkeit. Zwischen steinreichen Magnaten, Kirchenfürsten, Geldfürsten und dem darbenden Volk bröckelt die den mittleren Grundbesitz vertretende Gentry von Jahr zu Jahr rascher ab. Die dieser Gentry Angehörigen hatten, als Franz Deak das neue Ungarn schuf, die Wahl, die ersten Bürger oder die letzten Aristokraten zu werden. Wie wählten sie? Sie fanden es würdiger, die Prasserneigungen, die Herrenpassionen und den leichtfertigen Lebenswandel der Magnaten nachzuäffen. Heute kann man die Gentry ganz gut schon unter die Proletarier zählen. Auf der einen Seite also eine fortschreitende Proletarisirung der Masse, auf der anderen in wenigen Händen gehäufte Reichtümer. Das ist schlimm; schlimmer noch, was daraus folgt. Gefährlich um sich greifendes Zweikindersystem, Massenauswanderung, in der Landwirthschaft schmähliche Hungerlöhne. Die amtliche Statistik weist nach, daß in Ungarn der erwachsene landwirthschaftliche Arbeiter noch heute im Durchschnitt kaum dreihundert Mark im Jahr verdient. Davon soll der Mann sich, Weib und Kind nähren und kleiden, die kaum erschwinglichen indirekten Abgaben entrichten, für den ganzen Lebensunterhalt der Seinen aufkommen. Ist es da zu verwundern, daß von der Agrarbevölkerung, die dreizehn von zwanzig Millionen umfaßt, beinahe schon elf Millionen zum Proletariat zu zählen sind?

In einem solchen Land, sollte man meinen, fehlt es der Gesetzgebung nicht an dankbarem Arbeitstoff. Gute Sozialpolitik, demokratische Grundbesitzpolitik, Bodenmeliorationen, Kanalbauten, Berieselungen, eine großangelegte Industriepolitik, die den Bau von Fabriken fördert und dadurch die erwünschte Konkurrenz auf dem Arbeitmarkt bewirkt und die Auswanderung hemmt, die jetzt dreihunderttausend Menschen aus dem Lande treibt: Aufgaben genug. Im ungarischen Parlament aber wird seit Jahren nur über die Armeefrage geredet.

Das Alles sah Kristoffy; und erkannte sofort, welche Therapie allein die Krankheit bekämpfen könne. Ist die Diagnose richtig, so müssen die üblen Folgen des allzu karg bemessenen Stimmrechtes durch die Einführung des allgemeinen Stimmrechtes zu beseitigen sein. Die Wogen des wirklichen Volkswillens werden dann den Schlamm aus dem Becken der feudalen Ständevertretung hinwegspülen und eine fröhliche Entwickelung wird den Marasmus ablösen. Strömt einmal das Volk ins Parlament, so bringt es seine realen Bedürfnisse mit und wird, statt einer Politik der nationalen Eitelkeit, eine gesunde soziale und wirthschaftliche Politik erzwingen. Josef Kristoffy hat durch diese Erkenntniß ein gutes Auge gezeigt. Dazu kam dann ein frischer Wagemuth. Er hatte den kühnen Einfall, für seine Anschauungen den ehrenhaften und tapferen, wirklich liberalen und aufrichtig demokratischen General zu gewinnen, der jetzt an der Spitze

des ungarischen Kabinets steht. Baron Fejervary, ein Feind aller feudal-klerikalen Machenschaften und daher seit den kirchenpolitischen Kämpfen, in denen er beim Kaiser in kritischer Zeit mit Glück den Vermittler gespielt hatte, das Stichblatt des aristokratisch-klerikalen Geistes, dieser alte Soldat mit dem jungen Herzen entbrannte in heller Begeisterung für Kristoffys Idee; und seiner Ueberredung gelang es, auch den Monarchen dafür zu gewinnen. So steht Kristoffy denn an der Schwelle einer neuen Aera ungarischer Politik. Ich darf mich rühmen, ihm von der Kindheit an befreundet zu sein, und will hier wiedergeben, was er mir in letzter Zeit über das Problem des allgemeinen Stimmrechtes gesagt hat.

„Ich bin der unerschütterlichen Ueberzeugung, daß Ungarn nur auf diesem Weg seine nationale und staatliche Existenz retten kann. Mein Unterfangen scheint nur neu; eigentlich ist es eine Rückkehr zu den besten Traditionen der ungarischen Politik. Zu den Traditionen der großen Umwälzung vom Jahr 1848. Wir haben heute genau die selben Zustände wie im ersten Drittel des vorigen Jahrhunderts. Auch damals der ewige staatsrechtliche Hader mit der Krone, das beständige Nörgeln an den Beziehungen Ungarns zu Oesterreich. Auch damals im Parlament nicht der richtige Sinn für das zum Himmel schreiende Volkselend, für die Bedürfnisse der im Lande darbenden Millionen. Auch damals schon die Scheu der herrschenden Klassen vor allem modernen Kulturleben, ihre Geringschätzung des Gewerbes und Handels, der Finanzen und Wissenschaften; am Altar der alleinseligmachenden Landwirthschaft wurde ein wahrer Götzendienst getrieben. Auch damals der Glaube, die gesetzgebende Gewalt des Reichstages müsse als Vorrecht einer privilegirten Minderheit bewahrt, den breiten Volksschichten das politische Recht engherzig vorenthalten werden. Und was brachte unserem Lande damals die Rettung? Der den Fortschritt ersehnende Sinn, der den Muth hatte, die Ketten der Leibeigenschaft zu sprengen, die feudalen Einrichtungen abzuschaffen, die Freizügigkeit der Bauernschaft zu beschließen, Handel und Gewerbe zu beleben, Wissenschaft und Literatur zu fördern. Das waren die Impulse, die Szechenyi, Eötvös, Kossuth, Deak dem Volke gaben und durch die das Land in die Bahnen des modernen Lebens geleitet wurde.

Auch die Geschichte Englands zeigt uns, daß unser Heil nur auf diesem Weg zu suchen ist. Vor dem Jahr 1832 war auch England von der engherzigen Verfassungsknauserei einer kaum zweihunderttausend Köpfe zählenden Schaar von Privilegirten beherrscht, die das Stimmrecht und die gesetzgebende Gewalt nur für sich in Anspruch nahmen. Die herrschende Oligarchie gab sich, wie unsere, für eine Volksvertretung aus und vertrat doch weder die Volkskraft noch den Volkswillen. Ut aliquid fecisse videatur, um nicht müßig zu scheinen, verbrachte auch diese Parlamentsoligarchie die Zeit damit, immer neue Händel mit der Krone zu suchen. Sie arrogirte sich zwar die Rechte einer Volksvertretung, lehnte aber zaghaft den Gedanken ab, die Kraft einer wirklichen

Volksvertretung zu erlangen. Unter diesem Regime zeigten sich in England bald auf der ganzen Linie des öffentlichen Lebens beängstigende Symptome; die Gesellschaft war unzufrieden, die Gährung nahm zu und die Stimmung wurde allmählich vollkommen revolutionär. Nur eine Hilfe war denkbar: den kulturell und politisch reifen Schichten mußte ohne Bedenken rasch das Parlament geöffnet werden. Das geschah. Ueber Nacht wurde durch die große Reformbill vom Jahr 1832 die Zahl der Wähler verfünffacht. Und was war die Folge? Ein rasches, in der Weltgeschichte beispielloses Aufblühen Englands, das jähe Emporschießen der britischen Weltherrschaft. Der Anfang dieser Epoche fällt haarscharf mit der Zulassung der breiten Volksschichten in das Haus der Gemeinen zusammen. Das ist unser Vorbild. Wer dieses Beispiel sieht, muß von ihm auch Lehre annehmen. Ich für meine Person bin ein gelehriger Schüler der Weltgeschichte. Und nun gilt es, in den Kampf zu ziehen. Freilich sind wir heute im Parlament vereinsamt; wir haben keine Gefolgschaft. Das ist schlimm; aber verzagen wollen wir trotzdem nicht. Aller Anfang ist schwer: und gerade dieser sollte leicht sein? Wenn unser Parlament bisher die Passion hatte, seine Politik ohne das Land zu machen, so wird diesmal hoffentlich das Land sich den Luxus erlauben, ohne das Parlament Politik zu machen, — ja, vielleicht sogar gegen das Parlament. Das hängt ganz von den geehrten Herren ab, die jetzt an der Spitze der Parteien stehen. Wenn sie sich nicht entschließen, das Volk zu Reformen und zur Freiheit zu führen, wird die Volksströmung sie hinwegschwemmen. Wir haben den Muth gehabt, die Frage in den Vordergrund unseres Programmes zu stellen. Das war die entscheidende That. Nur ein sehr naives, von der Kulturgeschichte der Menschheit unbelehrtes Gemüth kann ja glauben, daß solche Probleme, sobald sie einmal auf die Tagesordnung gestellt sind, durch List oder Gewalt jemals wieder verdrängt werden können; sie erzwingen gegen alle Gewalten eine befriedigende Lösung."

Das ist (ziemlich genau) der Gedankengang des ungarischen Reformministers. Gestern noch ein Outsider, heute ein Staatsmann großen Stils. Josef Kristoffy wird seinen Weg machen. Die sich groß Dünkenden, die ihn bespötteln, an ihrem eigenen Phrasenschwulst sich berauschen und nur an die Unsterblichkeit ihrer werthen Person glauben, werden längst vermodert sein, wenn dieser kühne Neuerer noch im dankbaren Gedächtniß der Massen fortlebt, für deren politisches Recht und menschenwürdiges Dasein er mannhaft eingetreten ist. Die feudal-klerikalen Mächte haben im ungarischen Parlament heute ihr letztes Bollwerk. Fällt auch dieses, so ist Europa bis an die Pforte des Ostens von den Miasmen der Reaktion befreit. Und gelingt das Werk, so knüpft sich ein ansehnlicher Theil des Ruhmes an den gestern noch völlig unbekannten Namen Josef Kristoffy.

Budapest. Ministerialrath Josef Vészi.

Der Thierhalter.

Ein bekanntes altes Volkslied, das die Leiden des „armen Dorfſchulmeiſterleins“ beſingt, beginnt mit den Worten:

„Ich frage Dich, mein lieber Chriſt,
Wer das geplagtſte Thier wohl iſt?
Die Antwort lautet allgemein . . .“

Ja, ſeit Geltung des Bürgerlichen Geſetzbuches müßte ſie eigentlich lauten: „Das geplagteſte Thier iſt der Thierhalter!“ Auf ſeinen Schultern ruht eine Verantwortung, der gegenüber die Laſt des Atlas nur ein Tennisball iſt; und was das Schlimmſte iſt: ſie ruht nicht einmal, ſondern ſie läuft auf ihren Beinen — meiſt auf vieren —, zu jeglichem Unfug bereit, in der Welt herum, wenn ſie nicht gar, wie der Unglücksrabe Hans, außer ihren Huckebeinen auch noch Schwingen zur Verfügung hat. Wer ermißt, was Hufe, Hörner, Klauen, Schnäbel und Raffzähne für ein Unheil anrichten können, von der elementaren Wucht ſchwerer „Großvieh“-Leiber gar nicht zu reden! Und das Alles wird dem unſeligen Thierhalter aufgelaſtet.

Man wird vielleicht meinen, Das könne nicht anders ſein und ſei gewiß ſchon immer ſo geweſen, weil die Thiere in früheren Zeiten eben ſo unvernünftig und auch wohl eben ſo zahlungunfähig waren wie jetzt, ſo daß eben ihr Eigenthümer für ſie denken und zahlen mußte. Aber man überſieht dabei Eins: die Grenzen der Verantwortung können ſehr verſchieden abgeſteckt werden und ſind erſt jetzt ſo weit gezogen, daß in ihnen, wie weiland in der Arche Noah, „jegliches reines und unreines Vieh nebſt allen Vögeln und Gewürm“ ſeinen Platz finden kann. Während nämlich das Gemeine Recht und die meiſten ſonſt in Deutſchland geltenden Rechte von dem Grundſatz ausgingen, daß man nur für wilde, ungewöhnliche und beſonders bösartige Thiere unbedingt, für andere, beſonders die üblichen Hausthiere, dagegen lediglich bei verabſäumter Aufſicht zu haften habe, und dann, in weiterer Ausgeſtaltung dieſes Grundſatzes, eine größere Reihe von Einzelbeſtimmungen erließen, hat der Geſetzgeber des B. G. B. in pragmatiſcher Kürze dekretirt (§ 833): „Wird durch ein Thier ein Menſch getötet oder der Körper oder die Geſundheit eines Menſchen verletzt oder eine Sache beſchädigt, ſo iſt Derjenige, welcher das Thier hält, verpflichtet, dem Verletzten den daraus entſtehenden Schaden zu erſetzen“. Dazu noch eine Beſtimmung über Den, der für den Thierhalter die Beaufſichtigung des Thieres übernimmt (es giebt ja noch ſolche leichtſinnigen Leute): und die Materie iſt geregelt. „Wie er kurz angebunden war, Das war nun zum Entzücken gar“, könnte man, frei nach Fauſt, rufen; doch weniger kurz iſt leider die Reihe der ſich an dieſe Regelung knüpfenden Prozeſſe und „zum Entzücken“ iſt das Ergebniß der bisherigen Rechtſprechung gerade auch nicht.

Wie iſt man nun zu dieſer drakoniſchen Strenge gegen den Thierhalter

gekommen? Abgesehen davon, daß auch hier, wie bei der Gewährleistung für verkaufte Thiere, das französische Recht als vorbildlich angesehen wurde, war der eigentliche Sündenbock der Luxushund; von seinen Schandthaten wußte man grauenhafte Dinge zu erzählen; und mit ihm schor man dann jegliches haarige oder auch nur widerhaarige Vieh über einen Kamm. Nun ist ja nicht zu leugnen, daß, zum Beispiel, große Doggen, die das Umrennen von Kindern und bresthaften alten Damen als Sport betreiben, oder bissige Terrier, die dem arglos Vorübergehenden von hinten in die Beine fahren, viel Unheil anrichten können; auch kleine, nichtsnutzige Köter, die aus dem Dunkel heraus durch einen kurzen, scharfen Blaff nervöse Leute erschrecken und die Gefahr des in Prozessen jetzt so beliebten „Nervenchocs" heraufbeschwören, sind der Regel nach von Uebel. Aber was haben diese Unholde mit dem braven Ziehhund, der als bloßes „Pfotenthier" die schwere Arbeit der „Hufthiere" verrichtet, oder mit dem treuen Wächter des Hofes, ja, mit dem Polizeihund, einer Stütze der öffentlichen Sicherheit, gemein? Was vollends mit den übrigen Hausthieren, von denen höchstens der Gemeindebulle im Gefühl seiner Unentbehrlichkeit zu Exzessen neigt und vielleicht noch der Ziegenbock manchmal kapriziöse Anwandlungen hat? Und andere als Hausthiere kommen ja kaum in Betracht; denn für den Menageriebesitzer, den Schlangenbändiger und die Sonderlinge, die etwa ihr Haus von einem Bären bewachen lassen oder ihr Garten-Aquarium durch einen jungen Alligator verschönern, war auch in den früheren Gesetzen durch besondere Bestimmungen über ungewöhnliche und gefährliche Thiere gesorgt. Bleibt nur noch ein Thier, das freilich besonders oft durch die Akten galopirt und auf dem die Fürsprecher der scharfen Haftung des Thierhalters mit Vorliebe herumreiten: das durchgehende Pferd.

Doch suchen wir uns zunächst die Bedeutung des § 833 klar zu machen. Die erste Frage ist: Wer hält das Thier? Natürlich nicht der Mensch, der es gerade am Zügel oder an der Leine „hält" — Das hat selbst der kühnste Anwalt noch nicht zu behaupten gewagt —, aber auch nicht unbedingt der Eigenthümer, sondern Jeder, der es kraft eigenen Rechtes und für eigene Rechnung, sei es auch nur zeitweilig, besitzt, gebraucht und versorgt, also auch der Pächter, gewerbmäßige Entleiher u. s. w., nicht dagegen — zu seinem Glück! — der Sonntagsreiter und auch nicht der Kutscher, Futterer, Stallknecht; diese Kategorien von Angestellten bereiten aber wiederum besondere Schwierigkeiten: denn während sie dem Thierhalter gegenüber eine gewisse Verantwortung für ihre Pfleglinge übernommen haben, hat Dieser ihnen gegenüber die allgemeine Verantwortung aus § 833; welche von beiden Verantwortungen ins Leben zu treten habe, wenn, zum Beispiel, der futterneidische Gaul den Versorger seines Nachbargauls anbeißt oder der edle Renner seinen Trainer abwirft, ist im einzelnen Fall gar nicht leicht zu entscheiden.

Wer nun so mit einem Thier im wahrsten Sinn des Wortes behaftet ist, muß für allen Schaden, den es an Personen, Sachen oder Mitthieren anrichtet, unbedingt aufkommen, es sei denn, daß der Schade auf eigenes Verschulden des Beschädigten (§ 254 B. G. B.) oder auf höhere Gewalt zurückzuführen ist. Mit diesen Ausnahmen hapert es aber auch manchmal bedenklich: das Verschulden der Beschädigten muß schon in recht erheblichem Maße „ursächlich mitgewirkt haben" haben, führt mitunter auch nur zu einer Vertheilung des Schadens; und die höhere Gewalt (Naturereigniß, unberechenbarer Zufall) spielt da keine Rolle, wo sie nur vermöge ihrer Einwirkung auf die vom Reichsgericht stets betonte „thierische Natur" des Schadenstifters Unheil erzeugt hat; denn diese ist stets auf das Konto des Thierhalters zu setzen. Haben etwa Donner und Blitz ein Pferd scheu gemacht, so ist seine „thierische Natur" für das Weitere verantwortlich, weil ein Mensch, selbst wenn er sich noch so sehr vor dem Gewitter fürchtet, deshalb doch nicht nach hinten ausschlägt oder in wildem Galop Alles über den Haufen rennt. Im selben Sinn sind zwei Fälle entschieden, in denen durch die Kraft des Windes einmal aufgehängte Wäsche, das andere Mal das indiskret aufgeblähte Kleid einer Radlerin die Pferde zum Durchgehen veranlaßt hatte; denn der Anblick dieser Dinge hätte — namentlich im zweiten Fall — für ein mit Vernunft begabtes Wesen überhaupt nichts Erschreckendes gehabt. Man sieht, daß hiernach für die „höhere Gewalt" gegenüber der „thierischen Natur" nicht viel Spielraum bleibt; sie müßte denn schon mit ganz groben Mitteln arbeiten, etwa im Wege des Erdbebens schwere Pferde- und Ochsenleiber direkt auf die Menschen werfen, was sie ja zum Glück nur sehr selten thut.

Im Allgemeinen mag man also immerhin davon ausgehen, daß die Haftung des Thierhalters eine unbedingte und unbeschränkte ist. Was Dies bedeutet, läßt sich am Besten durch die folgenden — zum größten Theil nicht ausgeklügelten, sondern der Praxis entnommenen — Beispiele zeigen. Ein Bäuerlein, das aus der Stadt heimfuhr, nahm einen wegmüden Arbeiter aus Gefälligkeit mit auf den Wagen; bald darauf begegnete ihm ein von einem betrunkenen Knecht kutschirtes Bierfuhrwerk. Der Knecht, der sich vielleicht im Größenwahn des Rausches für den Chauffeur eines Automobils hielt, sauste in rasendem Tempo so hart an dem Bauernwagen vorbei, daß dessen Pferde sich bäumten und den Wagen in den Straßengraben warfen; hierbei fiel der mitgenommene Arbeiter so unglücklich, daß er an den Folgen des Sturzes starb. Da nun von dem trunkhaften Knecht natürlich nichts zu bekommen war, so mußten sich die Hinterbliebenen des Arbeiters für den Verlust ihres Ernährers an dem Bäuerlein „erholen" (um diesen prächtigen Ausdruck des Gerichtsdeutsch zu gebrauchen): und das zahlt ihnen nun, in schmerzlicher Erinnerung an seine Gefälligkeit, vierteljährlich beträchtliche Renten von ziemlich

unabsehbarer Dauer aus. Der Arbeiter selbst hatte ja wenigstens, „da er getötet war“ (wie das Reichsgericht in solchen Fällen so weise sagt), „keinen Schaden erlitten“; sonst müßte der Bauer Den auch noch mit unterhalten. Wer kann dem Bauern verdenken, daß er seitdem, sobald sich ihm auf der Landstraße ein müder Wanderer nähert, unter heftigem Kopfschütteln wie toll auf seine Pferde einhaut — obwohl auch Das für einen Thierhalter keineswegs unbedenklich ist — und hilflos am Wege Liegende überhaupt nicht mehr sieht?

Ein anderer Bauer hielt ruhig mit seinem Gespann am Wege, als ein vorüberschnaufendes Automobil seine Pferde scheu machte, ihn sammt Wagen umwarf und Beide mehr oder weniger beschädigte; dabei passirte aber dem Automobil und seinen Insassen das Selbe: und Alles fand sich friedlich im Straßengraben zusammen. Der Bauer verlangte Schadensersatz und war nicht wenig verdutzt, zu erfahren, daß er vielmehr noch den Schaden der Automobilfahrer zu tragen habe; man suchte ihm vergeblich klar zu machen, daß Pferde zwar eine „thierische Natur“ haben, Benzinmotoren aber nicht, und daß man für Pferde ohne Weiteres haftet, für Motoren dagegen nur bei nachweisbarem Verschulden. Ja, Bauer, Das ist ganz was Anderes! Aehnlich endete ein Fall, in dem ein Automobil im Vorbeifahren ein in einem Thorweg haltendes Gespann scheu machte; während das Schnauferl unbeirrt weiter raste, sprengten die wild gewordenen Pferde durch die Dorfstraße und überfuhren einige Kinder und allerlei Geflügel. Der Leidtragende war auch hier der Pferdebesitzer, da dem Automobilführer keine Polizeiwidrigkeit nachzuweisen war.

So weit das Pferd; kommen wir nun einmal auf den Hund. Eduard, der hoffnungvolle, aber noch nicht strafmündige Sohn einer Spitzbubenfamilie, greift durch das Gartengitter des Nachbars, um sich dessen reife Pfirsiche anzueignen; der Haushund Tyras, der hierin mit Recht einen „Eingriff“ in eine fremde Rechtssphäre sieht, fährt zu und beißt Eduard in die langen Finger. Ach, in welchen bösen Handel hat damit der wohlmeinende Hund seinen Herrn verwickelt! Denn nun erscheint Eduards Vater — als ehemaliger Kriminalstudent nicht ohne juristische Schulung — und verlangt Ersatz der Kurkosten; ja, noch mehr: da Eduards Hand verstümmelt ist, erhebt er eine Feststellungsklage dahin, daß der Hundebesitzer verpflichtet sei, den Ausfall an künftiger Erwerbsfähigkeit zu ersetzen, und zwar nicht nur dem Eduard selbst, sondern auch dessen Eltern für den Fall, daß sie der Hilfe bedürftig werden und auf Eduards Beitrag zu ihrem Unterhalt angewiesen sind. (Solche Klagen sind ausdrücklich für zulässig erklärt). Er weist nach, daß Eduard dereinst, bei Weiterentwickelung seiner Fähigkeiten, einen reichen Erwerb gehabt hätte (welcher Art dieser Erwerb voraussichtlich gewesen sein würde, braucht nicht näher untersucht zu werden), der ihm nun durch den Hund abgeschnitten (oder richtiger: abgebissen) ist; ja, Eduard erfährt bei dieser Gelegenheit zu seiner

freudigen Ueberraſchung, daß er eigentlich ſchon bisher die Stütze der Familie geweſen iſt. Die Ueberraſchung des Thierhalters iſt dagegen eine weniger freudige. Ein anderer Fall. Der ſechsjährige Willy, eine impulſive Natur, ärgert den Kettenhund Sultan durch Fratzenſchneiden, wobei er noch durch Kitzeln mit einem Strohhalm ein Bischen nachhilft, bis Sultan die Geduld verliert, zuſchnappt und den Schäfer in die Naſe beißt. Verlauf wie im vorigen Fall: Willy hat den Hund gereizt, iſt aber, da er das ſiebente Lebensjahr noch nicht vollendet hat, juriſtiſch handlungunfähig; von einem „Verſchulden“ kann bei ihm daher nicht die Rede ſein und eine „höhere Gewalt“ iſt ſein Fratzenſchneiden auch nicht, ja, nicht einmal ein unvorherſehbarer Zufall, da Kinder nach alter Erfahrung gern dieſer Beſchäftigung obliegen.

Auch Katzen ſind kaum weniger gefährlich. Sie ſaufen nicht nur gern fremde Milch aus — was ihnen ſelbſt meiſt nicht ſchadet —, ſondern ſie ſind und bleiben auch Raubthiere. Hat nun etwa Hinze, der Lieblingskater des Fräuleins Eulalia Tugendreich, ſich den ſprechenden Papagei ihres Gegenübers, des Rentiers Brummig, geholt, ſo ſind die Folgen dieſer Kater-Kataſtrophe ganz unabſehbar. Fräulein Tugendreich iſt gewiß ganz unſchuldig; ſie hat ihren Hinze zu einem Muſterkater erzogen, aber doch die „thieriſche Natur“ nicht ganz zu überwinden vermocht. Sie muß alſo als Schadenserſatzpflichtige „den Zuſtand herſtellen, der beſtehen würde, wenn der zum Erſatz verpflichtende Umſtand nicht eingetreten wäre“ (§ 249 B. G. B.). Das heißt: ſie mag ſehen, wie ſie zu einem ſprechenden Papagei für Herrn Brummig kommmt. (Müßte er nicht eigentlich ſogar genau das Selbe ſprechen wie der hingemordete?) Wie nun aber, wenn Brummig ſtatt des Papageien einen kräftigen Kolkraben hält, der ſeinen Schnabel nicht nur zum Sprechen gebrauchen kann und, wenn auch arg gerupft und zerkratzt, als Sieger aus der Katzbalgerei hervorgeht? Wer erſtreitet nun in dem Prozeß Tugendreich contra Brummig den Schadensersatz: die Katzenhalterin oder der Kolkrabenhalter? Die Feſtſtellung, welches Thier „angefangen“ und das andere in Nothwehr verſetzt hat, wird ſchwierig ſein. Oder ein großer Hund ſpringt bellend vor fremden Kutſchpferden herum, ſie gehen durch, verletzen ſich, den Hund, den Kutſcher und andere Perſonen. Dieſe halten ſich an den Pferdebeſitzer. Dieſer wiederum an den Hundebeſitzer; und vielleicht auch umgekehrt. Wer trägt wohl ſchließlich den Schaden?

Das iſt nur eine kleine Blüthenleſe vom Goldenen Baum des Thierhalterlebens. Sie ließe ſich leicht vermehren, zumal wenn man noch andere ergiebige Thiere, wie Ziegenböcke und Stiere, hinzunähme. Man denke nur an Gellerts berühmten „Mann im Syrerland“! Wie wäre es dem Unglücklichen erſt unter der Herrſchaft des B. G. B. ergangen! Zwar führte er ſein Kamel der Vorſchrift gemäß am Halfterband, aber Das nützt ihm nicht, da es trotzdem ohne erſichtliche höhere Gewalt — alſo offenbar in Folge ſeiner thieriſchen

Natur — „urplötzlich scheu zu werden" anfing. Was Alles mag es bei seinem Durchgehen angerichtet haben! Zum Mindesten hat es doch sicher den Brunnen, in den sein Herr geflüchtet war, beschädigt und nervöse Leute durch seine „gräßlichen Geberden" erschreckt und vielleicht krank gemacht. Das verpflichtet zum Ersatz der Kurkosten und in manchen Fällen zu lebenslänglichen Renten.

Aber Spaß bei Seite: wie will man diese grenzenlose Haftung des Thierhalters rechtfertigen, während doch grundsätzlich jede außerkontraktliche Haftung ein Verschulden oder mindestens einen ihm gleichgestellten vertretbaren Umstand voraussetzt? An Versuchen hat es nicht gefehlt. Man hat darauf hingewiesen, daß, wenn Keiner die Schuld trage, immerhin doch Einer den Schaden tragen müsse, und zwar der Thierhalter eher als der Verletzte, weil er mit dem Nutzen oder der Annehmlichkeit des Thierbesitzes auch dessen Nachtheile in den Kauf nehmen könne und obendrein meist der Vermöglichere sei. Diese letzte Voraussetzung trifft aber bei den gewöhnlichen Hausthieren durchaus nicht regelmäßig oder nur gewöhnlich zu — man braucht noch nicht einmal an den Zughund des armen Mannes, die Milchziege der Witwe oder den Mops des alternden Fräuleins zu denken — und die sonstige Begründung ist eine juristische Anomalie. Wenn ich durch eine fremde leblose Sache verletzt werde, ohne daß einem Menschen ein Verschulden beizumessen ist, kann ich auch nicht den Eigenthümer, weil er den Nutzen von der Sache hat, in Anspruch nehmen, sondern muß meinen Schaden selbst tragen. Es ist nicht abzusehen, weshalb es bei Beschädigungen durch die üblichen und der Regel nach nicht gefährlichen Hausthiere anders sein sollte; die vielbesprochene thierische Natur ist auch in diesem Sinn nur eine Elementargewalt und es liegt eben ein unabwendbarer Zufall vor, mit dem sich Jeder, „dens trifft", abzufinden hat und den man ohne Ungerechtigkeit keinem Anderen aufbürden kann. Das hat nun Fortuna einmal so eingerichtet und daran kann der Gesetzgeber auch nichts ändern.

In der That werden immer mehr Stimmen laut, die eine Beschränkung des § 833 für die gewöhnlichen Hausthiere fordern; ob man dabei den Luxusthieren doch wieder eine Ausnahmestellung einräumen soll, ist Ansichtsache. Die Grenze zwischen Bedürfniß und Luxus wird hierbei recht schwer zu ziehen sein; und das selbe Thier kann dem Eigenthümer bald mehr für sein Bedürfniß, bald mehr für seinen Luxus dienen; wer entscheidet dann, ob seine Unthaten in eine Bedürfniß- oder in eine Luxus-Periode fallen? Das ist einstweilen aber nebensächlich. Jedenfalls muß mit dem Prinzip der unbeschränkten Haftung gebrochen und das Verschuldungprinzip wieder in seine Rechte eingesetzt werden. Haftet man doch, zum Beispiel, für den Unfug kleiner Kinder auch nur bei verletzter Aufsichtpflicht; und wer möchte behaupten, daß die Ausschreitungen der kindlichen Natur weniger vernunftwidrig, häufig oder schädigend seien als die der thierischen? Max und Moritz könnten jeden Zweifler leicht vom Gegentheil überzeugen.

Eine Novelle zum § 833 wird also wohl schließlich nicht zu umgehen sein. Aber bis es dahin kommt, kann wohl noch mancher schuldlos verurtheilte Thierhalter, wenn er Bibelsprüche nach Bedarf zusammenzustellen versteht, verzweifelt ausrufen: „Der Gerechte muß viel leiden um seines Viehes willen!" Ein weitverzweigter „Thierhalterschutzverein" wäre, so lange die Versicherung für solche Schäden den unbemittelten Thierhaltern noch zu theuer ist, eine segenreiche Errungenschaft.

Wenn die erhoffte Novelle zugleich der üppig ins Kraut schießenden Juristenweisheit über die „Ausflüsse der thierischen Natur", die „thierischen Triebe" und das „willkürliche und selbständige Handeln" des — dabei doch triebmäßig bewegten! — Thieres ein frühzeitiges Ende bereitete, so wäre dieser Verlust wohl auch zu ertragen. Wie kniffelige Untersuchungen hierbei unterlaufen, davon mögen uns zum Schluß zwei thatsächlich entschiedene Fälle einen schwachen Begriff geben. Erster Fall. Ein edler Jagdhund war von einem bösartigen Fleischerhund angegriffen worden und hatte in wilder Flucht eine Frau mit Kind überrannt. Dies Hundedrama gab dem Oberlandesgericht viel zu denken. „Hat hier", so fragte man sich, „ein äußeres Ereigniß auf den Körper oder die Sinne des Jagdhundes mit einer Gewalt eingewirkt, der Thiere dieser Art nach physiologischen Gesetzen nicht widerstehen können?" Man versetzte sich in die Seele des Jagdhundes, kam aber schließlich doch zu der Entscheidung, daß die Ursache seiner Flucht nicht in einem Ereigniß, sondern „in dem beklagtischen Hunde selbst, in seiner thierischen Natur" zu suchen sei. „Denn es ist nicht die Regel, daß ein Jagdhund durch den Angriff eines Schlächterhundes in einen Zustand so hochgradiger Furcht und Bestürzung versetzt wird, daß er flüchtig werden muß und sogar dazu kommt, ruhig dastehende Personen umzurennen; auch für den beklagtischen Hund war deshalb zu seinem Verhalten keine zwingende Veranlassung gegeben." Hm ... Weiß mans denn? Man frage erst einmal den „beklagtischen Hund" selber oder lasse einen wild gewordenen Schlächterhund gegen den edlen Leib anrennen! In dem zweiten Fall war ein lebensmüder Droschkengaul schließlich vor Altersschwäche einfach umgefallen; nachdem man ihn physisch und moralisch aufgerichtet hatte, fiel er doch gleich wieder um, und zwar diesmal auf einen Vorübergehenden. War Das nun eine „willkürliche Handlung", eine „Eigenbewegung und selbständige Kraftentfaltung" des Thiers? Das Landgericht hatte es angenommen; wir werden es mit dem Oberlandesgericht verneinen. Denn (ach!) die Willkür hatte sich das arme Thier wohl längst abgewöhnt, seine angebliche Kraftentfaltung war nur die „Aeußerung der auf das Thier wirkenden Schwerkraft, der seine eigenen Kräfte nicht mehr gewachsen waren"; und, so werden wir hinzufügen dürfen, als selbständig war das Thier auch nicht anzusehen, da es ja von selbst gar nicht mehr stehen konnte. Quod erat demonstrandum.

Otto Reinhold.

Neue Geschichtphilosophie.

Ein Jahrhundert mühsäliger wissenschaftlicher Kleinarbeit liegt hinter uns. Die Wissenschaft der auf ihre neu entdeckte Vernunft stolzen Menschheit hatte weitere und immer weitere Flüge gewagt, hinaus ins Reich des Absoluten, in ikarischem Drang. Bis sie der Sonne zu nah gekommen war, bis ihre Flügel sich auflösten und sie niederstürzte. Um sich nie wieder zu erheben? Fast konnte es so scheinen. Alle gedankenstarke Weltbemeisterung gerieth in Verruf. Kein Fliegen sollte mehr gestattet sein, nicht einmal ein Springen von Stein zu Stein: Schritt vor Schritt sollte man bedächtig vorschreiten, keinen Fuß einem Grunde anvertrauen, der nicht durchaus untersucht und gesichert war. Das war von jetzt an die Losung. „Treue im Kleinen" ward der Wahlspruch der Forschung; und wenn auch einige Könige der Induktion, ein Helmholtz, ein Pasteur, ein Hertz, ganze Paläste neuer Welterkenntniß aufrichteten, aere perennius, so war es doch im Allgemeinen eine Zeit mehr der Geduld als des Geistes, mehr des Schweißes als des Genies, mehr des Sitzfleisches als des Gehirns. Die „Sammler", die „Fachmenschen", über die Goethe und Ibsen die volle Schale ihrer Verachtung ausgossen, waren die beati possidentes, alle „Philosophie" galt für leeres Gewäsch („konstanter Mißbrauch einer eigens zu diesem Zweck erfundenen Terminologie") und der gesammte Betrieb der Wissenschaft nahm unverkennbar mehr und mehr einen handwerklich-zunftmäßigen Charakter an. Als ein charakteristisches Zeichen dafür kann angeführt werden, daß die Mehrzahl der ganz großen Geister der Periode, ein Schopenhauer, ein Marx, ein George, ein Darwin und Buckle, sich außerhalb der Universitäten hielten und zum großen Theil gegen sie durchsetzten.

Sollen wir diese Wandlung beklagen? Alles, was ist, ist vernünftig. Sie war nothwendig. Der Gedankenpalast einer neuen Weltanschauung, der neuen — wagen wir das Wort — Philosophie konnte nur auf einem mächtigen Fundament gesicherter Thatsachen erbaut werden. Und diese unendliche Lebenszeit verschlingende Kleinarbeit konnte nur der wissenschaftliche Handwerker in seiner Vereinigung leisten: nur der „Massentritt der Arbeiterbataillone" konnte das unendliche Feld in wenigen Generationen abschreiten. Ungeheures ist hier geleistet worden und dafür hat die eigentliche Wissenschaft, die Welt der Denker, doch nur einen mäßigen Preis bezahlt, wenn sie eine Weile ins Dunkel weichen und den Dünkel der „Fachmenschen" ertragen mußte. Jetzt ist ihre Zeit wieder gekommen. Das „exakte Material" ist zu solchen Bergen angewachsen, daß es die Sammler zu verschütten droht. Jetzt erkennen schon die mittleren Köpfe, daß es neuer Ordnung, neuer Synthesen, daß es des Denkens und des Denkers bedarf, um Ordnung und Uebersichtlichkeit in das „exakte Material" zu bringen; daß dieses in dem chaotischen Zustand der reinen Sammlung viel mehr ein mechanisches Hinderniß als eine Förderung der Wissenschaft darstellt: und überall regt es sich von kühnen Neuerern, die sich durch das Tabu der alten Generation, „treues Forschen im Kleinen", nicht mehr abhalten lassen, zu ordnen, zu verallgemeinern, den Thatsachen und Dingen den Herrn statt den Diener zu zeigen. Von den Naturwissenschaften aus geschehen Probeflüge ins Reich der philosophischen Romantik, in die „für immer überwundene" Metaphysik, und in den Geisteswissenschaften rüttelt eine junge Denkergeneration noch viel ungeduldiger an den alten Doktrinen. Die Soziologie, eine ganz junge, noch gar nicht legiti-

mirte und doch schon so mächtige Wissenschaft, strebt ganz offen nach den höchsten Abstraktionen, nach — horribile dictu — Gesetzen des menschlichen Gemeinlebens. In ihren beiden Hauptprovinzen regt es sich zugleich: in der Politischen Oekonomie hebt sich das vervehmte „deduktive Verfahren" immer drohender aus dem Grabe, in das die Vulgärökonomik es auf immer gebannt zu haben glaubte; und in der Geschichtwissenschaft ist der Kampf der Universalhistoriker gegen die Pragmatiker und Diplomatiker längst über das Stadium der Vorpostengefechte hinaus zu einer Schlacht auf Tod und Leben gediehen.

Zwei bedeutsame universalhistorische Arbeiten werben jetzt wieder um das Verständniß des gebildeten Deutschland; beide von deutschen Hochschullehrern der Geschichte verfaßt, beide Rechtfertigung früherer und Programm künftiger Arbeiten, beide in ihrem Hauptinhalt seit einiger Zeit aus zerstreuten Aufsätzen bekannt und dennoch beide hochwillkommen als gereifte Früchte langjähriger Arbeit. Und hochwillkommen ferner, weil sie einander viel mehr ergänzen, als ihre Verfasser selbst wohl geahnt haben und heute schon zugeben möchten.

Kurt Breysig, der berliner Professor, legt nämlich in seinem Büchlein: „Der Stufenbau und die Gesetze der Weltgeschichte" den Nachdruck auf die äußeren Formen, Karl Lamprecht, der leipziger, in seiner „Modernen Geschichtwissenschaft" auf die inneren Kräfte der Weltgeschichte. Jener geht gleichsam als Anatom, Dieser als Physiologe an sein Objekt heran; während Breysig mehr morphologische Typen auszuscheiden und klar zu umgrenzen bestrebt ist, müht sich Lamprecht mehr darum, die Kräfte darzustellen, die aus einer Form die andere zu entwickeln suchen, Kräfte, die natürlich in einer Wissenschaft von menschlichen Handlungen nur psychologische sein können. So ergänzen beide Bestrebungen einander vielfach; und wenn man zugeben dürfte, daß Jeder der beiden Denker schon ganz das Richtige getroffen hätte, so würde eine Kombination der beiden Gedankenreihen in der That Anatomie und Physiologie der Weltgeschichte aufklären und so das Ideal aller Geschichtphilosophie erreichen.

Wenn ich versuchen werde, zu begründen, warum meines Erachtens keiner der beiden Historiker zu seiner Hälfte das ihm gesteckte Ziel völlig erreicht hat, so möchte ich doch keinen Zweifel darüber lassen, daß ich mich Beiden für reichliche Anregung und Belehrung verpflichtet fühle. Schon der bloße Versuch, des unendlichen Stoffes durch gedankliche Bemeisterung Herr zu werden, wäre des höchsten Dankes werth, selbst wenn die Mittel ganz untauglich und der Erfolg gleich Null wäre. Hier ist aber viel Werthvolleres geleistet.

Da das Morphologische zum Verständniß des Physiologischen unerläßlich ist, beginne ich mit Breysigs „Stufenbau". Er hat eine schon früher manchmal als halbe Andeutung hingeworfene Idee in den Mittelpunkt seiner Untersuchungen und Gedanken gestellt, die gesetzmäßige Abfolge gewisser Stufen namentlich der äußeren Organisation, aber auch des inneren Seelenlebens in der Entwickelung der Völker: Urzeit, Alterthum, Mittelalter, neue und neuste Zeit. Die ganze Reihe dieser Stufen bietet ununterbrochen nur eine Volkergeschichte dar, die der romanisch-germanischen Nationen Westeuropas. Die anderen Volksgruppen, deren Entwickelung uns die Geschichte überliefert oder deren Status uns die heutige Ethnographie darbietet, zeigen uns nicht die selbe Vollzähligkeit der Stufenfolge: entweder tauchen ihre Anfänge in den Nebel der ungeschichtlichen, vorgeschichtlichen Zeit, so daß sie

uns erst in ihrem Mittelalter (Hellenen) oder gar in ihrer Neuzeit (Römer) erkennbar werden; oder sie haben die späteren Stufen nicht mehr erreicht, weil stärkere fremde Einflüsse ihren Werdegang zu früh unterbrachen oder weil die ihnen gewährte Zeit, die Natur ihrer klimatischen Umgebung oder vielleicht ihre Rassenbegabung es ihnen verwehrte, die höheren Staffeln der Kulturleiter zu erklimmen. Schon aus diesem äußeren Grund muß jene einzige ununterbrochene Abfolge der Stufen in der romanisch-germanischen Volksentwickelung als Maßstab einer universal gedachten Geschichtbeschreibung gewählt werden und verdient diese Bewerthung um so mehr, als es sich augenscheinlich um die endgiltig letzten Sieger im Kampf ums Dasein der Kulturträger handelt: der Germane mindestens im Sinne Houston Stewart Chamberlains, als Kelto-Germano-Slave, der Besitzer dreier ganzer Welttheile (Europa, Amerika und Australien) und des besten Theiles der zwei übrigen ist der Herr des Planeten in alle Zukunft. Sein unangreifbares Siedlungsgebiet wird in wenigen Jahrhunderten das Vielfache der Seelenzahl umfassen, die im Siedlungsgebiet seines einzigen in Betracht kommenden Wettbewerbers, des gelben Mannes, Raum hat. Hier ist also der Maßstab, mit dem Breysig auch die übrigen Völkergeschichten zu messen unternimmt. Es handelt sich ihm darum, für irgend ein Volksindividuum, sobald es in der Ueberlieferung oder ethnographischen Schilderung zum ersten Mal auftaucht, festzustellen, auf welcher „Stufe" es sich befindet, ob in seiner Urzeit oder in seinem Alterthum, seinem Mittelalter u. s. w.; und, wenn die Beobachtung durch größere Zeiträume möglich ist, ferner festzustellen, ob die morphologische Entwickelung in der selben Richtung und durch die selben Stadien geht wie in der Entwickelung der als Norm betrachteten europäischen Geschichte.

Man begreift mit einem Blick, von wie großer Bedeutung es für die gedankliche Bewältigung des historischen Stoffes wäre, wenn sich beide Fragen unzweideutig beantworten ließen. Man würde von da an statt der Millionen Einzelthatsachen, die über Psychologie, Kulturbesitz, Politik, Wirthschaftleben und Entwickelungrichtung aller Völker überliefert sind, sich nur die Normalstadien eines sozusagen schematischen Volkes einzuprägen haben und hätte damit ein Fachwerk, einen Registrirapparat gewonnen, der uns gestattete, all die Einzelthatsachen bequem und übersichtlich einzuordnen. Mehr noch: wir hätten damit einen Probirstein gewonnen, der uns zum ersten Mal ermöglichte, das historische Gold mit Sicherheit von Tombak und Messing zu scheiden. Denn wir könnten uns dann viel mehr von unseren Quellen unabhängig machen. Was den Barden, Chronisten, Hofhistoriographen und Historikern überaus wichtig erscheinen mußte, weil sie aus ihrer geistigen Haut, aus ihrem Milieu mit seinen Antipathien und Sympathien, seinen Werthsetzungen und Superstitionen nicht herausschlüpfen konnten, das würde uns vielfach als äußerst unwichtig erscheinen, sobald wir den Standpunkt über Raum und Zeit des absoluten Historikers erreicht hätten. Und umgekehrt würde manche nebenbei hingeworfene Notiz, manche Andeutung, aus der politische, soziale und seelische Zustände rekonstruirt werden können, für uns eine Wichtigkeit gewinnen, von der der Autor nichts ahnen konnte, als er die Notiz machte. Was heute alle Historik ablenkt und zum Theil in der Wurzel verfälscht: daß sie immer un coin de la nature vu à travers d'un tempérament bleibt, das ließe sich durch solchen internationalen (richtiger: suvranationalen) Maßstab überwinden und wir würden uns einem Standpunkt wenigstens nähern, wo eine „nationale" Historik als Wissenschaft gerade so als lächer-

liches Unding erschiene wie eine japanische Chemie oder eine amerikanische Astronomie. Und dann erst könnte die Geschichtwissenschaft anfangen, uns Lehrerin zu sein: savoir pour prévoir.

Wenn dieses Ziel auf dem von Breysig gesuchten Weg erreichbar sein soll, so ist Vorbedingung alles Anderen, daß sich ein beliebiger Entwickelungzustand, in dem uns die Ueberlieferung oder die Beobachtung ein beliebiges Volksindividuum zeigt, mit wenigstens einiger Schärfe (allzu viel darf man ja nicht verlangen) als eine von Breysigs „Stufen" diagnostiziren läßt. Das kann nur möglich sein, wenn in der That, wie die Voraussetzung ist, alle Völker eine in den Hauptzügen gleiche Abfolge gleicher Stufen durchlaufen; eine Art von „Wiederkehr des Gleichen" in der Geschichte. Mit aller Konsequenz erfaßt, wäre Das eine tief pessimistische Weltauffassung. Dann wäre die Menschheit dazu verdammt, dem Sisyphus gleich immer den selben Stein emporzuwälzen, um ihn, dicht am Gipfel, wieder hinabrollen zu sehen. Die „Neuzeit" der mittelländischen Kulturwelt endete in Völkertod. Danach müßte auch unsere „Neuzeit" so enden; neue Barbaren, etwa Russen oder Chinesen, müßten den Stein der Civilisation wälzen, bis auch sie ihr „natürliches" Ende finden würden. Ich glaube nicht, daß Breysig sich die Zukunft so vorstellt und sich damit den Anhängern des „Gesetzes der cyklischen Katastrophen" gesellt; aber es liegt unzweifelhaft in der Konsequenz seiner Gedanken.

Never mind: wenn er Recht hätte, müßten wir uns auch mit einer pessimistischen Auffassung abzufinden wissen; die Forschung nimmt keine Rücksichten auf unsere Gefühle. Aber ich glaube, man kann zeigen, daß er nicht Recht hat. So weit ich zu sehen vermag, läßt sich die Identität seiner „Stufen" und die Regelmäßigkeit ihrer Aufeinanderfolge für die Stadien bis zum „Mittelalter" leidlich, für Urzeit und Alterthum sogar recht gut, nachweisen: aber die beiden „Neuzeiten", die wir kennen, die der mittelländischen (hellenistischen) und der westeuropäischen Geschichte, sind einander außerordentlich unähnlich, im Politischen, Sozialen, Wirthschaftlichen und Psychologischen. Hier hat die neuere Entwickelung augenscheinlich in eine ganz andere Richtung abgebogen, folgt sie ganz neuen inneren „Tendenzen". Damit aber verliert Breysigs Auffassung viel von ihrer beanspruchten Allgemeingiltigkeit und prinzipiellen Kraft.

Ich möchte hier nicht einen ausführlichen Vergleich der beiden von Breysig als annähernde Aequivalente aufgefaßten Zeitalter versuchen. Doch wird auch der Hinweis genügen, daß die hellenistische „Neuzeit" alle Symptome der Völkerschwindsucht, des reißend schnellen Aussterbens der kulturtragenden Nationen, aufweist, während unsere Neuzeit charakterisirt wird durch eine eben so schnelle Vermehrung der Kulturträger. Es ist nur ein anderes Gesicht der selben Thatsache, daß in jener Epoche eins der vorhandenen Kulturcentren nach dem anderen verschwand, aufgesogen von jüngeren, noch lebenskräftigeren, bis zuletzt nur noch das eine Rom übrig war, während heute ein Kulturcentrum nach dem anderen neu entsteht, zu Blüthe und Macht aufsteigt, ohne daß die anderen dabei zu sinken brauchen. Denn damals sogen die Centren, wie Maalströme, alle Menschen ihrer Peripherie in sich hinein, um sie fast spurlos verschwinden zu lassen, während heute umgekehrt die Völker der Kultur unerschöpflichen Menschenquellen gleichen, die ihre Ströme radiär nach allen Seiten hin entsenden, um überall neue Kulturen zu erzeugen. Und Dem entspricht die Verschiedenheit der inneren Entwickelung. Wie die Mittel-

nationen, so verschwanden in der hellenistischen Neuzeit auch die Mittelklassen; die sozialen Isobaren rückten immer gefährlicher an einander, der „soziale Gradient" ward immer größer, bis die ungeheure Spannung sich in katastrophalen Umwälzungen entlud: unsere Neuzeit aber sieht gerade eine kräftige Entwickelung der Mittelklassen; die Isobaren rücken auseinander, der soziale Gradient wird kleiner und die Gefahr eines katastrophalen Einsturzes rückt immer ferner statt näher. (Um einem wahrscheinlichen Einwand zuvorzukommen: Rußland ist nach Breysigs Stufenauffassung noch nicht in der „Neuzeit" angelangt.) Diese unzweideutige Entwickelung zur Ausgleichung statt zur Verschärfung der inter- und intranationalen Gegensätze hin zwingt uns, unserer Neuzeit eine ganz andere Zukunft zu weissagen, als sie die hellenistische Neuzeit erreicht hat; und so würde der neue Maßstab zwar gewisse Dienste für die Erkenntniß der primitiven Epochen leisten, aber gerade da unbrauchbar werden, wo es besonders interessant wird und wo ein Maßstab am Nöthigsten ist: für die höchsten Stufen, für unsere Gegenwart und nächste Zukunft.

Wenn man den Ursachen dieser außerordentlich großen, man darf wohl sagen: polaren Divergenz nachgeht, so entdeckt man sie in den Verschiedenheiten der sozialen Klassengliederung und ihrer unmittelbaren Folge, der Wirthschaftgrundlage. Die hellenistische Neuzeit ruht ganz und gar auf Sklavenarbeit, die moderne Neuzeit ganz und gar auf freier Arbeit; aus dieser Wurzel wächst dort Tod, hier Leben. Und sobald man Das erkannt hat, erscheint Einem alle äußerliche Aehnlichkeit, die, wie zugegeben werden kann, wenigstens den ersten Abschnitten beider Epochen zukommt, als irrelevant, beinahe als irreführend, gegenüber dieser tiefen inneren Wesensverschiedenheit, die all unser Interesse mit Beschlag belegt. Die Emanzipation der Menschheit im wörtlichsten Wortsinne (denn mancipium heißt: Kriegsgefangener, Sklave) wird das große Thema der Historik; sie erscheint als das greifbare Werthresultat der geschichtlichen Entwickelung, die nun wieder, ganz im Sinn Hegels, als Fortschritt von der Knechtschaft zur Freiheit erscheint; und an die Stelle der pessimistischen tritt eine optimistische Weltanschauung. Nicht die Wiederkehr des Gleichen, nicht der ewige, ergebnißlose Kreislauf der Menschenpassion, sondern eine Emporentwickelung zu immer neuen, immer höheren Formen des Kollektivlebens ist das beglückende Ergebniß der Untersuchung.

Daß Breysig diese polaren Gegensätze übersehen konnte, daran möchte ich einem principium divisionis die Hauptschuld beimessen. Er klassifizirt seine Epochen im Wesentlichen nach ihrem „knochigsten" Charakterzuge, der äußerlichen Staatsform. Ich weiß, daß ihm Das mehr oder weniger als ein pis aller gilt. Seine feinsinnige Nachempfindungskunst würde lieber aus den Blüthen am Baume der Volksentwickelung, aus Kunst, Wissenschaft und Religion, für die er eine fast weibliche Zartheit des Verständnisses besitzt, als aus Wurzel und Stamm seine Merkmale entnehmen. Aber dazu genügt die Ueberlieferung nirgends; und selbst da, wo die Quellen reichlicher sprudeln, droht fast unvermeidbar die Gefahr allzu subjektiver Bewerthung. So blieben denn nur die gröberen Züge der Entwickelung, die allerdings fast überall mit genügender Klarheit erkennbar sind: aber sie bilden, um mit den Botanikern und Zoologen zu reden, leider keine „guten" Kennzeichen. Das zeigt nicht nur das wichtigste Verkennen, das ich soeben nachzuweisen versuchte, sondern es tritt auch noch in manchen an sich weniger bedeutsamen Willkürlichkeiten zu Tage. Breysig bezeichnet, zum Beispiel, mehrfach den karthagischen

Staat als auf der Alterthumsstufe befindlich, und zwar, weil seine Geschlechterverfassung ihn den Alterthumsbildungen annähert. Welchen Werth hat eine solche Eintheilung, wenn ein aristokratisch-kapitalistischer Stadtstaat, der seinem ganzen Wesen nach neben das spätmittelalterliche Venedig und Lübeck gehört, dem Alterthumsstaate der Irokesen zugeordnet werden muß?

Doch der Haupteinwand kommt erst jetzt. Selbst wenn man zugeben könnte oder müßte, daß die Stufen existiren und von Breysig richtig bezeichnet seien, selbst dann fehlt in diesem Werkchen nahezu jede Andeutung über die Kräfte, die die Nationen von einer Stufe zur anderen emporführen. Breysig hat früher einen Versuch gemacht, diese Kräfte festzustellen: ihm schienen Individualismus und Sozialismus, Persönlichkeits- und Gesellschaftstrieb, in gewisser gesetzmäßiger Abfolge die einzelnen Stufen zu beherrschen. Hier finden wir von dieser Idee, die übrigens durch eine nicht sehr glückliche Untertheilung fast alle Bestimmtheit verloren hatte, kaum noch Andeutungen; ich weiß also nicht, ob und in welchem Umfang Breysig noch an ihr festhält. Dieses Büchlein giebt jedenfalls nur eine Morphologie der verschiedenen Stufen, aber keine Entwickelungsgesetze.

Gerade diesen Entwickelungsgesetzen ist Lamprechts Schriftchen gewidmet, so daß, wie schon angedeutet, wenn beide Autoren Recht hätten, eine Kombination ihrer Gedanken das ganze wesentliche Gerüst einer Universalgeschichte herstellen würde. Ich meine aber, daß auch Lamprecht nicht die ganze Wahrheit erfaßt hat.

Er gräbt gleich mit dem ersten Spatenstich tief an die Wurzel der geschichtlichen Zusammenhänge hinunter. Alle Soziologie, deren einer Hauptheil die nach Gesetzen forschende Universalgeschichte ist, ist Sozialpsychologie. Wer die Gesetze der Sozialpsychologie erfaßt, hat dem Bilde den Schleier geraubt: Das ist Lamprechts leitender, ein, wie mir scheint, unzweifelhaft richtiger Gedanke. Er glaubt nun, in der deutschen und westeuropäischen Geschichtentwickelung ein solches sozialpsychologisches Haupt- und Grundgesetz erkannt zu haben. Danach sind hier gewisse Stadien der sinnlichen Auffassung der Erscheinung und der logisch-philosophisch-künstlerischen Bemeisterung der Welt einander gefolgt. Und Lamprecht meint, man könne die selbe Abfolge der selben psychologischen Stadien auch in allen anderen Völkergeschichten nachweisen. Denn sie seien nothwendige Glieder einer Entwickelungskette; das Individuum müsse all diese Stadien in der selben Reihenfolge durchlaufen und das Gesetz der Individualpsychologie gelte auch für die Massenpsychologie. „Die sozialpsychischen Gesetze sind bekanntlich nichts als Anwendungsfälle der individualpsychisch gefundenen Gesetzmäßigkeiten.“ Wenn Das richtig wäre, so wären wir allerdings bis an die letzte Grenzscheide gelangt, hinter der die Forschung ihr Muthungrecht verliert. So wenig wir hoffen können, jemals jene geheimnißvolle Kraft zu begreifen, die aus der einfachen Furchungskugel des befruchteten Ovulum durch alle Zwischenstadien hindurch die reife Frucht entwickelt, eben so wenig dürften wir hoffen, die gerade so geheimnißvolle Kraft näher zu begreifen, die die „Seele“ aus ihrem Embryonalzustand in den der Reife emporführt.

Die Stadien der psychologischen Entwickelung, die Lamprecht erkennt, sind die folgenden: Symbolismus, Typismus, Konventionalismus, Individualismus, Subjektivismus, Reizsamkeit. Sie sind überaus fein und tief charakterisirt und ich gestehe, daß ich kaum je etwas so zugleich Ueberredendes und Ueberzeugendes gelesen habe wie das Kapitel von der „allgemeinen Mechanik psychischer Uebergangszeiten“.

Man folgt freudig dem Verfasser, der so ganz aus dem Vollen schöpft, so alle Seiten des geschichtlichen Lebens mit gleicher Liebe und Kraft umspannt und dabei so vollendet, mit künstlerischer Meisterschaft und größter Suggestivkraft vorzutragen weiß. Und dennoch: kaum sind wir dem Zauber entronnen, so meldet sich auch schon die Skepsis zum Wort. Ich glaube durchaus nicht, daß Lamprecht seine Stadien lediglich in die Geschichte hineininterpretirt hat; ich glaube sogar, daß ein beträchtlicher Theil des von ihm Erschauten und Dargestellten Thatsache ist; daß manche, vielleicht viele Entwickelungzüge richtig gesehen sind. Aber ich glaube, daß die Theorie den Thatbestand nicht erschöpft. Dann aber ist sein Gesetz im besten Fall doch nur ein Theilgesetz der Geschichte und nicht, wie er annimmt, das beherrschende Gesetz.

Zunächst nur eine Notiz. Nach Lamprecht kommt die Darstellende Kunst erst in der Periode des Individualismus zur naturwahren Auffassung des gegebenen Objektes. Diese Periode ist in der westeuropäischen Geschichte etwa die der Renaissance, also ungefähr der Anfang von Breysigs „Neuzeit", eine Stufe, die nur ganz wenige Nationen erreicht haben. Wie ist mit dieser Auffassung vereinbar, daß gerade die Völker, die der Kultur am Fernsten und dem vorauszusetzenden anthropopitheken Zustand noch am Nächsten stehen, die primitiven Jäger, Australier und Buschmänner, sich durch eine erstaunlich naturalistische, scharfäugige Kunst der Zeichnung, namentlich der Thiere ihres Jagdgebietes, aber auch anderer ihnen bekannter Gegenstände auszeichnen? (Grosse: Anfänge der Kunst.) Dieser Einwand ist wahrlich mehr als eine Nörgelei: denn gerade die Höhe der Kunstübung dient Lamprecht als wichtigster Indikator seiner Seelenstufen. („Nicht nach der Art ihrer Wurzel, sondern nach ihren Blütheerscheinungen sind die Kulturzeitalter abzugrenzen und zu ordnen.")

Wird uns hier (und noch durch manches Andere) die Theorie ex consequentibus einigermaßen verdächtig, so läßt auch eine genauere Betrachtung ihrer Prämissen Raum für starke Zweifel. Zunächst erscheint schon die Uebertragung der individualpsychologischen Entwickelungsgesetze auf die Massenpsychologie, wie sie Lamprechts Gedankengang zu Grunde liegt, als nicht ohne Weiteres zulässig. Individuum und Volk sind nur mit großer Vorsicht und nur in engen Grenzen Grenzen kommensurabel. Jenes stirbt, dieses ist, wenn nicht gewaltsame Veränderungen seiner Lebensbedingungen eintreten, unsterblich, da es sich im Wechsel der Geschlechter immer wieder verjüngt. Dennoch erscheint es nach dem heutigen Stand der Forschung nicht unberechtigt, eine gewisse Parallelität in der psychischen Entwickelung der Einzelseele hier, der Massenseele dort anzunehmen. Denn es liegen Erfahrungen vor, die darauf hindeuten, daß das „biogenetische Grundgesetz" auch auf dem Gebiete der Psychologie eine gewisse Geltung hat. Die Kinder scheinen vielfach durch eine Entwickelung ihres Instinktlebens hindurchzugehen, die weniger unverständlich wird, wenn man annehmen darf, daß es sich um die abgekürzte Wiederholung der Instinktentwickelung handelt, die das Volk respektive die ganze Menschenrasse absolvirt hat. So deuten, zum Beispiel, Manche die häufigen Grausamkeiten sonst gutartiger Knaben gegen Thiere als Analogon des Jägerinstinktes. Wenn diese Deutung richtig ist, so hätten wir eine Parallelität in der Entwickelung der Einzel- und der Massenseele, wobei allerdings der Zusammenhang zwischen beiden auf ganz anderem, ungefähr entgegengesetztem Wege hergestellt wäre, als Lamprecht annimmt. Die Massenseele wäre das Original, die Einzelseele die Kopie. Das würde aber die Tragkraft seiner Prämisse nicht schwächen.

Doch mir scheint, man könne mit einigem Recht eine solche Parallelität nur für die Stufen gelten lassen, die von der Geburt bis zur Vollreife des Individuums reichen. Irgend eine Analogie zwischen der Einzelseele auf dem absteigenden Aste der Entwickelung, in ihrer Senescenz also, mit der Massenseele erscheint mir ganz unzulässig. Denn ein Volk altert nicht. Wenn es stirbt, so stirbt es an einer Krankheit; auch der Niedergang und Tod der einzigen Kultur, die außer der unseren eine „Neuzeit" erstiegen hat, ist unzweifelhaft einer schweren konstitutionellen Volkskrankheit, der „kapitalistischen Sklavenwirthschaft", zuzuschreiben, einer echten Phthisis, einer „Schwindsucht", deren Aetiologie und Symptomatologie uns genau bekannt ist. Sobald man die Vergleiche bis auf diese Stufe erstreckt, verwirrt man Pathologisches und Physiologisches. Lamprecht, der die von ihm behauptete Seelenwandlung der germanischen Völker als Typus aller Geschichte aufgefaßt haben will, scheint mir diese Klippe nicht immer ganz umschifft zu haben.

Schwerer wiegt, daß Lamprecht selbst eine zweite bewegende Kraft der Geschichtentwickelung anerkennt, nämlich die Entfaltung des ökonomisch-sozialen Lebens. Er kommt damit der sogenannten „materialistischen Geschichtauffassung" sehr nah, wenn auch nicht in der einseitig auf die Sphäre der Gütererzeugung zugespitzten Form, die ihr Marx und seine Schüler gegeben haben. Er zeigt in eben so glänzender wie überzeugender Darstellung, daß es gerade ökonomische Umwälzungen gewesen sind, die primitivere Seelenzustände „dissoziirt" und in höhere Stufen übergeführt haben. Und er kommt immer wieder darauf zurück: „Von der Untersuchung der einzelnen Kulturzeitalter und ihres Zusammenhanges werden wir in das universalgeschichtliche Gebiet hinübergeleitet durch die Frage, welche nun die äußeren Momente seien, die jeweils eine besondere Häufung neuer Reize veranlassen und dadurch, auf dem Wege einer zunächst erfolgenden Dissoziation der psychischen Funktionen, bei einem Volke schließlich eine erhöhte Kraft der Analyse und Synthese, eine neue Form der Dominante und damit ein neues Kulturzeitalter herbeiführen. Die Momente, die hier ganz allgemein in Frage kommen, sind gewiß an erster Stelle solche der inneren Entwickelung der in Betracht kommenden menschlichen Gesellschaft. Und sie gehen zum großen Theil hervor aus der wirthschaftlichen und sozialen Entwickelung. Denn verfolgen wir zunächst die Entstehung der meisten großen Kulturzeitalter in der deutschen Geschichte, so sehen wir: sie hängen zusammen mit dem Uebergang zur Seßhaftigkeit, zur vollen Naturalwirthschaft, zur Geldwirthschaft und endlich zur Unternehmerwirthschaft von heute; und prüfen wir andere Entwickelungen in der selben Richtung, so ergiebt sich im Allgemeinen ein verwandtes Resultat".

Ich bin der Ueberzeugung, daß das Alles grundsätzlich vollkommen richtig ist. Aber ich ziehe daraus einen anderen methodologischen Schluß. Wenn die psychische Entwickelung von der ökonomisch-sozialen unmittelbar abhängt wie die Folge von der Ursache, so hat augenscheinlich die historische Dynamik keine nähere und wichtigere Aufgabe als die, die ökonomisch-soziale Entwickelung so genau wie möglich zu studiren, namentlich in ihrer Differenzirung mit wachsender Integrirung, wie sie sich durch das Wachsthum der Bevölkerung intensiv und durch politische Verschmelzung gleichartiger kleinerer Einheiten zu einer größeren extensiv vollzieht. Läßt sich ein in allen Hauptzügen identischer Gang der sozial-ökonomischen Entwickelung bei allen nationalen Beobachtungobjekten feststellen, so wird man berechtigt

sein, auch eine in allem Wesentlichen identische seelische Entwickelung vorauszusetzen; finden wir aber dort wesentliche Unterschiede, so wäre es mehr als auffallend, wenn trotzdem hier volle Parallelität bestände, und man müßte die Thatsachen, die dafür zu sprechen scheinen, mit starkem Mißtrauen betrachten.

Nun scheinen mir allerdings, wie ich schon gegen Breysig bemerkte, die beiden großen uns vorliegenden sozialökonomischen Entwickelungen von dem „Mittelalter" an in ganz verschiedene „Neuzeiten" auszumünden: kapitalistische Sklavenwirthschaft dort, kapitalistische Wirthschaft mit freien Arbeitern hier. Und ich bin allerdings aus dieser Erkenntniß heraus äußerst mißtrauisch gegen Lamprechts Meinung, daß die psychologische Stufenentwickelung dennoch den gleichen Gang genommen haben soll. Lamprecht nimmt nun freilich nicht an, daß soziale und psychische Entwickelung im einfachen Verhältniß von Ursache und Folge stehen. So hoch er jene einschätzt: er scheint dieser dennoch eine gewisse Selbständigkeit vorbehalten zu wollen. Den Beweis, den er dafür anführt, kann ich nicht als genügend anerkennen. Es mag sein, daß die soziale und ökonomische Entwickelung Deutschlands vor 1750 nicht genügt, um den Uebergang zum Subjektivismus zu erklären: dann waren es eben die durch sozialökonomische Umwälzungen in Westeuropa, namentlich in England und Frankreich, dort erzeugten psychischen Umwerthungen, die über die politischen Grenzen drangen und den Umschwung herbeiführten. Lamprecht vergißt hier, zur Erklärung heranzuziehen, was er nur zwei Seiten weiter über den mächtigen Einfluß ausländischer Entwickelung, die „Uebertragung", mit so überzeugender Kraft sagt. Er wird selbst nicht daran zweifeln, daß die kapitalistische Umgestaltung des Gesellschaftkörpers namentlich in Großbritanien die „Dissoziation" herbeigeführt hat, die dann in dem durch ähnliche Veränderungen bei viel geringerer Anpassungfähigkeit noch viel tiefer zersetzten französischen Geiste den radikalen Umschwung zum Subjektivismus herbeiführte, der dann wieder sich dem stillen Deutschland „einimpfte".

Mir scheint also, daß Lamprecht keinen zwingenden Beweis für die Selbständigkeit der von ihm aufgestellten gesetzmäßigen Abfolge der Seelenwandlung erbracht hat; und so besteht hier ein meiner Meinung nach überflüssiger Dualismus der Auffassung, der um so störender wirkt, weil Lamprecht keinen ernsten Versuch macht, die Herrschaftbereiche der beiden nach seiner Meinung konkurrirenden bewegenden Kräfte reinlich von einander abzusondern. Darin liegt die Gefahr, die Thatsachen auf das Prokrustesbett einer vorgefaßten Theorie zu strecken, und dieser Gefahr scheint Lamprecht mir nicht immer ganz entgangen zu sein.

Ich will nur ein von ihm mit besonderer Liebe behandeltes Beispiel heranziehen, den Uebergang zur Periode der „Reizsamkeit", der sich in der Zeit von etwa 1850 bis 1880 vollzieht. Lamprecht bezieht diesen Wandel auf den Sturm neuer Reize, der auf diese Generation hereinbricht, vor dem sie eine Weile zu erliegen droht, bis sie eine neue „Dominante" gewinnt. In dieser Darstellung ist gewiß sehr viel Wahres, wie denn überhaupt, bei fast voller Uebereinstimmung im Grundsätzlichen, meine Einwände und Bedenken immer nur Abtönungen treffen. Und doch habe ich den Eindruck, als wäre hier unter dem Einfluß der bestechenden Seelenwandlungtheorie die Wirklichkeit nicht scharf genug eingestellt worden. Lamprecht hat nach meinem Eindruck unbewußt die Tendenz, über der Dominante der Zeit, die im Vordergrunde der historischen Bühne, in der hellsten Beleuchtung, sichtbar

ist, die älteren, schwindenden und die jüngeren, emporkommenden Dominanten zu vernachlässigen. Ich meine nämlich, daß die verschiedenen seelischen Hauptrichtungen zunächst nicht dem Volk als einem Ganzen angehören, sondern den einzelnen sozialen Klassen, aus denen die Völker sich zusammensetzen. Ihre besonderen Bedürfnisse, ihre besonderen Triebe spiegeln sich gesetzmäßig in ihrer gesammten Weltanschauung, in ihrem Haß und ihrer Liebe, ihrem Kritizismus und ihrer Apologetik, ihrer Stellung zur Religion und Wissenschaft und nicht zuletzt in Dem, was sie in der Kunst bewundern und verwerfen. In dem Maße, wie eine soziale Klasse an Zahl und Gewicht verliert oder gewinnt, tritt ihre besondere Klassenseele in dem Zusammenklang der verschiedenen einzelnen Melodien zurück oder hervor, bis sie schließlich entweder ganz verschwindet oder eine Weile das Orchester allein beherrscht.

Der Zeitraum, von dem Lamprecht hier spricht, ist der, in dem in Deutschland eine ganz neue Klasse, das Fabrikproletariat, entsteht und gewaltig erstarkt. Ihre vorher nie gehörte Sondermelodie ist es, die um 1880 herum fremdartig und rauh auf der historischen Bühne erschallt, so daß zuerst alle übrigen Stimmen erschreckt verstummen, namentlich aber die Stimmführerin der vorigen Periode des „Subjektivismus", das Bürgerthum, eine an Zahl und Gewicht hinschwindende Klasse; eine Klasse vor Allem, deren Sondermelodie falsch, zum „Cant" geworden ist, weil sie inzwischen aus der beherrschten in eine herrschende Stellung aufgerückt war und die alte liberale Weltanschauung des Kampfes, die sie damit verloren hat, nur noch mit den Lippen, nicht aber mehr mit dem Herzen bekennt. Das Alles ist klar; und Lamprecht, der, als Marxens Schüler, die Lehre von den Klassen und ihren Kämpfen besser würdigt als irgend ein anderer beamteter Gelehrter unserer Hochschulen, wird gegen meine Worte kaum Etwas einzuwenden haben. Aber ich muß daran festhalten, daß der Einfluß dieser Theilseelen auf die Gesammtseele in seiner Darstellung nicht stark genug betont wird. Er achtet zu sehr auf die Gesammtheit und darum wirkt seine Darstellung als wenn eine ganze Nationalgeschichte ein einziges Schauspiel sei, dessen Held immer das selbe „Volk" und dessen künstlerischer Vorwurf die Seelenwandlung des einen Helden sei Mir aber erscheint die Nationalgeschichte des deutschen Volkes eher einer Reihe von Königsdramen vergleichbar: jedes eine Einheit für sich und doch alle zusammen zu einer gewaltigen, übergeordneten Einheit zusammengeschweißt. Jedes stellt einen neuen Helden auf die Bühne: den vollfreien Germanen, den halbfürstlichen Grundherrn, den Ritter, den freien Städter, den Territorialfürsten, den kapitalistischen Unternehmer, den modernen Aestheten.

Die Kritik, die mir Pflicht schien, wird nur dann ihren Zweck erfüllt haben, wenn nicht nur die beiden Autoren selbst, sondern auch die Leser davon den Eindruck behalten, daß sie aus der Ehrfurcht vor ringender Gedankenarbeit und aus der sorgenden Liebe des Gleichgestimmten erwachsen ist, der ein ihm in der Skizze vorliegendes edles Werk der Kunst so ganz traumgemäß ausgestaltet sehen möchte.

Dr. Franz Oppenheimer.

Bismarck als Redner.

Die letzte Rede, mit der Eugen Richter einen weiten Widerhall im ganzen Reich weckte, war jene Anklage, die sich, in den neunziger Jahren, gegen die Politik des Neuen Kurses wandte und in einem ingrimmig wehmüthigen Gedenken früherer Zeiten gipfelte. Es war der erste große Tag Richters seit der Entlassung Bismarcks; und manche Leute meinen, es sei auch sein letzter gewesen. Jedenfalls sprach er damals aus, was über allen Parteien sozusagen als ein Knäuel Mißmuth in der Luft lag, und die Spannung löste sich in die allgemeine Erkenntniß: Ja, eine Persönlichkeit fehlt im politischen Leben, die an der Spitze der Regirungen als ruhender Pol in der Erscheinungen Flucht das Feld beherrscht, eine Persönlichkeit, gegen die anzukämpfen, für die einzustehen eine Lust ist, — ein Bismarck fehlt uns. Der schroffste Gegner des Politikers Bismarck empfand so den Werth der Reibung, die wir für die Entwickelung der Allgemeinkultur als nöthig erkennen, auch für die politische Kultur. Und sicher ist ja: einst fanden auch Fragen von untergeordneter Bedeutung eine parlamentarische, eine Theilnahme des ganzen Reiches, die später selbst für die wichtigeren Angelegenheiten der Politik nur noch selten erreicht wurde. Woher kam Das? Der Redner Bismarck fehlte im Kampf der Meinungen.

Von diesem Redner ging eine belebende Wirkung aus, die noch heute, da das stoffliche, das Parteiinteresse am Ja oder Nein für jene Fragen nicht mehr unmittelbar mitspricht, anschaulich in unser Bewußtsein tritt, wenn wir Bismarcks Reden lesen. Der Grund dafür ergiebt sich aus der höchst persönlichen und häufig meisterlich wirksamen Art, wie Bismarck die Sprache als Mittel bezwingenden Ausdruckes anwendet. Man hat kaum einmal beim Durchschauen dieses Dutzends von Bänden den Eindruck, daß er mit den Worten gespielt, sie als Dinge an sich, daß er andere als rein sachlich nothwendige Wirkungen durch sie bezweckt habe. Und diese nüchterne, strenge, wohlausgerechnete Beschränkung auf das Zweckmäßige, dieser konstruktiv sichere Aufbau, dieser erquickliche Mangel an dekorativen Schnörkeln und Figuren sichert seiner Rede ein weit längeres Leben, als es parlamentarischen Ansprachen in der Regel beschieden ist.

Schon sein erstes Auftreten ist merkwürdig genug. Der erste Vereinigte Landtag Preußens im Jahre 1847 spiegelte die schwungvollen, die idealen Strömungen der bewegten Zeit politisch sehr lehrreich. Die liberalen, die burschenschaftlichen Ideen fanden bis weit in die Reihen der durch Tradition und Lebensstellung konservativen Vertreter des Landes hinein vernehmlichen Anklang. Man begeisterte sich gern, man suchte einander in hoher Gesinnung zu überbieten. Und man drückte sich deshalb pathetisch, gefühlvoll und auf alle Fälle rhetorisch aus. Und auch die Regirung war so hoch gestimmt, daß der Ministerpräsident Graf Brandenburg am Schluß seiner schönen Rede das „Niemals"! gleich dreimal zu rufen für gut hielt; einmal genügte damals eben nicht. Es hat etwas Rührendes, zu sehen, mit welchem Gemüthstrieb diese Männer das Realste, was es im öffentlichen Leben giebt, die Politik, die Beschäftigung mit Machtfragen, auffaßten. Man versteht, wie einem Heine angesichts des ungleich gereifteren französischen Verfassungslebens das damalige Deutschland und Preußen als „politische Kinderstube" erscheinen mußte. In dieser Kinderstube nun tritt Bismarck von Anbeginn auf als ein Mann, der weiß, was er will und nicht will, dem es eine wahre Wohlthat ist, sich mit

aller Energie dem Schwall der Majoritäten entgegenzustemmen. Rein ästhetisch genommen und von Recht und Unrecht abgesehen, giebt es einen prachtvollen Kontrast, wenn dieser kernige Landjunker, vor Kampflust ordentlich mit den Sporen klirrend, die Dinge in das nüchterne Licht seines gesunden Menschenverstandes rückt und dabei seinen sarkastischen Witz höchst verbindlich an den hilflosen Gegnern übt.

Denn auf Witz, Ironie und vollends auf Humor war man damals schlecht eingerichtet; um so schärfer reagirte man darauf; man empfand Dergleichen nahezu als frivol. Ist er denn dabei gewesen, dieser grüne Krautjunker, als wir das Land von den Franzosen befreiten? Wer kann behaupten, es sei um der Freiheit, nicht um der Verfassung willen geschehen? Bald darauf spricht Bismarck über die englische Revolution und erklärt, um Nachsicht bitten zu müssen, wenn er hier wieder über ein Faktum spreche, das er nicht selbst erlebt habe. Da ihn sein Gegner mißversteht, belehrt er ihn wohlwollend, daß er sich „bisweilen der Figur der Ironie bediene: Das ist eine Redefigur, mit welcher man nicht immer Das sagen will, was die Worte buchstäblich bedeuten, mitunter sogar das Gegentheil.“ Schon hier wird sein polemisches Talent offenbar und fühlbar, wenn er aus der Rede des Gegners einen langen Passus anführt, der seine eigene Meinung unterstützt, wenn er dem Gegner mit dessen eigener Waffe auf den Leib rückt. Da zeigt sich auch, wie er sich ein Wortbild des Gegners anzueignen versteht. Wer schwimmen lernen wolle, müsse ins Wasser gehen, heißt es immer in Bezug auf die damalige politische Bildung. Aber, meint Bismarck, „ich sehe nicht ein, warum Jemand, der schwimmen lernen will, gerade da hineinspringen soll, wo das Wasser am Tiefsten ist, weil sich dort etwa ein bewährter Schwimmer mit Sicherheit bewegt.“

Aber auch Bismarck hatte dem Zeitgeist zu opfern, dem selben Geist der Zeit, den er als ein Phantom verspottete, das unter der Löwenhaut als ein Wesen umgehe „von zwar lärmender, aber wenig furchtbarer Natur.“ Wenn er die Diplomatie mit dem Pferdehandel resolut in Vergleich stellt, wenn er die Art, wie der Bundesstaat „einzuschachteln“ sei, erörtert, wenn er den preußischen Adler nicht gestutzt sehen will von „jener gleichmachenden Heckenscheere aus Frankfurt“, wenn ihm endlich die preußische Krone nicht, gleich der englischen, als „zierlicher Kuppelschmuck des Staatsgebäudes“, sondern als dessen tragender Mittelpfeiler erscheint, so bleibt er in diesen Bildern er selbst; es sind individuell realistische Prägungen, wie sie einem begabten Redner auf die Zunge kommen, der, in seiner Anschauung unbeirrt, das erlösende Wort sucht und findet. Wenn er aber von der „Blume des Vertrauens“ spricht, von der „Scylla eines wohlthuenden Säbelregiments“, vom „bodenlosen Brunnen der Bedürfnisse einer wankenden Industrie“, vom „Narrenschiff der Zeit“, das an „dem Felsen der christlichen Kirche scheitern“ werde, so kommt er mit solchen Zierstücken der Phrase mindestens sehr nah, die er von Herzen verabscheute und bekämpfte, weil sie, „dem Schleier vor dem Bilde von Sais vergleichbar“, die Verständigung erschwert und von der Sache ablenkt. Wie empfänglich man damals, wie geneigt man war, die kunstvoll geübte Rhetorik als Zeichen politischer Begabung gelten zu lassen, beweist der Erfolg, den der Verfassungschwärmer Radowitz einheimste. Die Rührung, berichtete Bismarck in der Kreuzzeitung, war nach der großen Rede allgemein, aber angesichts des gedruckten Wortlautes wußte eigentlich Keiner recht, worüber er geweint hatte. Die glänzenden Worte, der „ergreifende, bravoschwangere Ton der Stimme, die Bläße des Gesichtes u. s. w.“:

Das, meinte Bismarck, werde die Ursache gewesen sein. Auch sei Alles klar und scharf erschienen, logisch siegreich präzisirt, fast nüchtern und erst des „Pudels Kern" sei durch einen Scherz abgethan worden, der „aus ernstem Munde seinen Eindruck nicht verfehlte." Das war die meisterhaft ausgebildete Redeweise des frankfurter Parlamentes; die Begeisterung war so groß, daß man Radowitz „Alles, auch Millionen" bewilligt hätte. Man begreift, wie die Vincke und Beckerath, die Auerswald, Gagern und Gerlach im verführerischen Besitz einer verwandten rhetorischen Begabung oder doch in heißem Streben nach ihren Wirkungen auf den märkischen Junker herabsehen mußten, diesen „rothen Reaktionär", der ihnen kaltblütig nur mit seinem derben Menschenverstand, seinem gesunden Mutterwitz, mit seinem bissigen Preußenstolz ausgerüstet gegenübertrat, der die viel schönen Reden skeptisch als „deklamatorische Vorstellungen" beurtheilte, der sich wie ein „Nüchterner unter Betrunkenen" vorkam, wenn er auf königlichen Wunsch in die Kammer trat, um die brüchige Ordnung auf dem rechten Flügel nothdürftig wiederherzustellen.

Der Bismarck, der als Konfliktminister zehn Jahre später öffentlich das Wort ergriff, war durch die Schule des Bundestages gegangen; er war diplomatisch, er war im sprachlichen Ausdruck abstrakter, förmlicher, unpersönlicher geworden, unpersönlich manchmal bis zum Aktendeutsch. Das wird auch psychologisch durch die Situation erklärt. Man stand Brust gegen Brust, nicht Rücken gegen Rücken, wie ers später mehr als einmal als wünschenswerth bezeichnete. Und ein solcher Kampf in den eigenen vier Wänden regt nicht zu Reden und erst recht nicht zu Reden feingeistiger Art an, mit denen man den Gegner zwar treffen, aber doch nicht gleich niederschlagen will. Es galt, in diesen strengen Lehrjahren der Monarchie und des Parlamentarismus den Satz zu erhärten, daß Politik ein Kampf der Macht mit der Macht ist; und auf beiden Seiten lernte mans nicht ohne Verlust. Aber man lernte Etwas. Das war die Hauptsache; und es war nicht die schlechteste staatsmännische Einsicht Bismarcks aus diesen Jahren, daß er aus dem absolutistischen Regiment die Lehre von der Nothwendigkeit der Kompromisse im politischen Leben zog. Der Kampf als solcher bietet, auch wenn er sprachlich von Bismarck in überwiegend begrifflichen Ausdrucksformen geführt wurde, mit seinem zähen Trotz auf beiden Seiten ein schönes und anschauliches Bild, wie jeder kräftige Zusammenstoß die Energien zu neuen Wirkungen entbindet, mögen es auch nur Blitze oder Funken sein. Das war damals das Kennzeichnende der Situation: es wetterleuchtete und drohte jeden Augenblick, irgendwo einzuschlagen, aber Bismarck verstand sein Amt als Wolkenschieber so gut, daß er stets zu rechter Zeit den Wind herwehen ließ, der die Abgeordneten zerstreute und die Parlamentsthüren einigermaßen krachend zuwarf. In solchen unbehaglichen Zeiten feiert auch der Witz; da kommt die Galle über ihn und ertränkt das heitere Licht, das er spenden könnte. Man kostet sie stark in dem bekannten Wort von der deutschen Begeisterung für fremde Nationen als einer politischen Krankheitform, „deren geographische Verbreitung sich leider auf Deutschland beschränkt." Und wie ängstlich man sich an die Worte klammert! Hätte ich Furcht vor der Demokratie, ruft Bismarck verächtlich, so „stände ich nicht an diesem Platz oder würde das Spiel verloren geben." Große Bewegung. Rufe: „Ein Spiel! Ein Spiel!" Dieses gereizte Mißverstehen zeigt, mit wie spitzen Waffen man einander gegenüberstand. So kommt denn das unmittelbar veranschaulichende Wort, das Wortbild nur ge-

firnißt manchmal heraus. Der Vorredner erinnert Bismarck an den Flachländer in den Bergen; Der meine auch immer, man stände gleich droben, und versucht ers, so stößt er bald auf Schluchten und Abhänge, über die ihm die beste Rede nicht hinweghilft. Klassisch ist die Abfuhr, die er Virchow ertheilt: „Er hat uns vorgeworfen, wir hätten, je nachdem der Wind gewechselt habe, auch das Steuerruder gedreht. Nun frage ich: Was soll man denn, wenn man zu Schiffe fährt, Anderes thun, als das Ruder nach dem Winde drehen, wenn man nicht etwa selbst Wind machen will? Das überlassen wir Anderen." Hier haben wir geradezu ein Schulbeispiel von der Ueberlegenheit Dessen, der gewohnt ist, jedes Wort und jeden Satz auf ihre rein sinnlichen, aber auch sachlichen Konsequenzen hin sogleich beherrschend zu verwenden. Ein Redner, ders nicht kann, der nicht im Bilde lebt oder vom Bilde überwältigt wird und unter seiner Herrschaft unverantwortliche Ausmalereien unternimmt, ist politisch verloren; ist es doppelt, wenn er einen Bismarck zum Gegner hat. Charakteristisch ist übrigens für diesen Fall, daß im Anschluß an ihn Virchow über Bismarcks Wahrhaftigkeit die Bemerkung machte, die ihm von dem Ministerpräsidenten die bekannte Pistolenforderung eintrug.

Aus diesen Jahren stammt jedoch ein Wort, das die Reihe der Schlagwörter bismärckischer Prägung beginnt und nicht schlecht beginnt. „Nicht Reden und Majoritätbeschlüsse: Eisen und Blut entscheiden." Hier ist eine klare Kongruenz von Gehalt und Form in These und Antithese, hier haben wir auf der einen Seite, im Vordersatz, ganz allgemeine, blutlose Begriffe, im Nachsatz, auch durch die klangliche Kürze der nur drei Silben wirksam kontrastirend, sinnlich kräftige Vorstellungen: Eisen, Blut. Der Mann, der solche Worte mit stockender und merkwürdig hoher Stimme ins Haus, ins Land, in die politische Welt hinausrief, stand da wie ein preußischer Offizier in Zivil, kerzengerade, hochaufgeschossen, straff, männlich in jeder Geste, jeder Bewegung. Die Volksvertreter erzählen, als sie nach Haus geschickt sind, ingrimmig von ihm; imponirt hatte er ihnen doch, trotz seinen barbarischen Anschauungen, seinen unglaublichen Anforderungen für das Heer. Der Instinkt des Volkes, das immer gern in Bildern denkt, wenn es sich große Fragen, große Gegensätze klar machen will, dieser Instinkt gab dem Minister Recht. Dreinschlagen, wenns nicht anders geht: Das ist eine klare Massenphilosophie.

Als Bismarck sie praktisch erprobt hatte, fand er ein zweites Schlagwort von ähnlich suggestiver Kraft: „Setzen wir Deutschland sozusagen in den Sattel. Reiten wird es schon können." Wie befeuerte das Bild die kriegerisch gestimmten, die national entflammten Gemüther! Der selbe Mann, der die deutsche Landkarte mit ungeahnter Kühnheit zu Gunsten Preußens korrigirt hatte, sprach auf einmal von Deutschland. Und wie sprach er weiter, er, der vom romantischen Unterton des Wortes „deutsch" behauptet hatte, jede Partei suche ihre Privatgeschäfte mit seiner erzwungenen Hilfe zu machen, wie sprach der Stockpreuße vom deutschen Volke! „Die Unabhängigkeit, die staatliche Freiheit, die nationale Ehre geht dem deutschen Volke über Alles." Man traut seinen Ohren nicht. Anderthalb Jahre vorher hatte er selber noch die staatlichen Freiheit- und nationalen Ehrenrechte des preußischen Volkes hart verletzt. Nun preist er, was er vor sich selbst nicht hatte gelten lassen. Aber es kommt noch wunderlicher; er giebt zu bedenken, daß „ein Appell an die Furcht in deutschen Herzen niemals ein Echo findet!" (Lebhaftes Bravo.) Man schrieb den achtzehnten Mai 1868.

Sollte dieser Autokrat und Eisenfresser doch auch Sehnsucht nach der „Blume der Popularität" verspüren? Eben noch hatte er im Norddeutschen Reichstage erklärt: Nein, gegen seine Ueberzeugung gehe er nicht hin, sie zu pflücken. Was trieb ihn also zu diesen Schlagwörtern, diesen demokratischen Phrasen? Denn wie soll man solche wohlklingenden Sätze anders nennen?

Wir haben hier den Kern des Problems, das uns Bismarck als politischer Redner stellt. Gerade in diesen Tagen reifte er; und Alles, was später kommt, ist in seinen Aeußerungen aus dieser Zeit mehr oder weniger deutlich vorgebildet. Ja, er selbst, der die Phrase haßt, sie bekämpft hat und noch bekämpft, braucht sie, wo er sie brauchen kann. Und es ist bewunderswerth, wie geschickt er sie braucht, geschickter als all seine demokratischen Gegner zusammen. Es ist wieder der alte Vorgang: er windet dem Feinde die Waffe, die er eben noch mit aller Kraft zerstören wollte, geschickt aus der Hand und verwendet sie zu eigenen Zwecken.

Mit politischen, mit Schlagwörtern überhaupt ist es die selbe Sache wie mit allen anderen Dingen, die auf die Entfernung hin zu wirken bestimmt sind: sie müssen kräftigen Umriß und Deutlichkeit haben; Tiefe, Feinheit im Einzelnen heben die Wirkung zum Theil wieder auf. Schon der Name sagts: ein „Schlagwort" muß Kraft haben, zu schlagen. Zunächst handelt sichs um Befeuerung des Willens, eines möglichst allgemeinen, eines Willens der breiten Massen nach einer ganz bestimmten Richtung hin. Die oft recht zweifelhafte Poesie der nationalen und Kriegslieder dient, wie auch die Militärmusik im Felde, wie das Fahnentuch inmitten des Bataillons, genau den selben energetischen Zwecken; und wir richten mit einer rein ästhetischen Beurtheilung dieser Sinnbilder nichts aus, wir treffen sie damit gar nicht im Kern. Bismarck kannte seine Leute. Er hatte nun auch die Psyche der Massen durchaus studirt. Er sah ein, daß hier andere Gesetze, Wirkungsgesetze gröberen Schlages gelten müssen als dem Einzelnen gegenüber: und so griff er unbedenklich nach Schlagwörtern. Aber bodenständig, ländlich natürlichen Zuständen zugeneigt, wie er sein Leben lang war, griff er nicht ins Kanzleipapier, sondern ins volle Menschenleben hinein, setzte er das Wortbild so allgemeinverständlich wie nur möglich zum schlagenden Antrieb der Geister in die Welt. Und auch wo er Voraussetzungen an das historische oder an anderes Wissen machte, wo er zu den Gebildeten sprach, ging er auf die ursprünglichsten, die einleuchtendsten Vorstellungen zurück. So sind als Beispiele volksthümlich gefärbter politischer Aufklärung geradezu klassisch geworden die reitende Germania, die „Knochen eines pommerschen Musketiers" oder die von der Presse eingeschlagenen Fenster, für die schließlich jedes Land verantwortlich bleibe. Auf die Gebildeten berechnet sind die katilinarischen Existenzen und vor Allem das „Nach Kanossa gehen wir nicht!" Dort sind die direkten, hier die assoziativen Werthe der Anschauung vorherrschend. Das Geheimniß eines Redners, der wirkt, ist ja am Ende durch seine Gabe bedingt, innerhalb des gewohnten Anschauungskreises seiner Hörer aus Bekanntem ein Unbekanntes, eben das Neue, wofür er rednerisch kämpft, vorzubereiten und überzeugend zu entwickeln. Mit Schlagwörtern allein diese Arbeit zu verrichten, ist eben so schwer, wenn nicht unmöglich, wie ohne sie. Ein Redner von innerem Beruf, wie es Bismarck, trotz all seinen Klagen über mangelnde Fähigkeit, war, findet instinktiv die allein gangbare Mitte.

Und auf diesem mittleren Wege wird auch die ganz offenbare Phrase zu

finden und wirksam anzuwenden sein. Es ist bewundernswerth, wie geschickt und selbstverständlich, wie bewußt Bismarck dieses Fahnentuch im Wind flattern ließ, wenn die Situation danach verlangte. Unabhängigkeit über Alles! Wem rief er Das zu? Dem Land noch nicht, aber dem Ausland. Appell an die Furcht findet kein Echo; wir Deutschen fürchten Gott und sonst nichts in der Welt: wohin sagte er Das? Nach innen und nach außen zugleich. Er wollte politisch suggeriren und demonstriren; war der Moment dazu angethan, richtiger ausgedrückt: drängte er dazu, so gab Bismarck ihm nach und ertheilte die Losung für die Stunde. Für die Stunde: Das ist das Wesentliche, denn er hat nie behauptet, mit solchen Gelegenheitworten politische Axiome geben zu können oder auch nur unantastbar feststehende persönliche Bekenntnisse geben zu wollen. Es ist aber der Fluch der Phrase, daß sie, weil sie doch einmal die kompakte Mehrheit überwältigt und ja auch überwältigen soll, nun von der selben Mehrheit durch heiße Freundschaftgefühle warm gehalten oder doch immer wieder aufgewärmt wird. Man sehe sich daraufhin einmal unsere Begeisterung- und Gedenkreden genauer an; was einst als lebendes Wort dem staatsmännischen Redner aus dem Gefühl der Situation heraus auf die Zunge kam, mochte es, objektiv genommen, noch so anfechtbar, mochte es, ästhetisch betrachtet, schief sein: für den Moment hatte es Zweck, hatte es Leben. Aber danach die Aufkocherei, dann das Aufbügeln zu knisterndem Papier bis ins fransig Ueberglättete: Das ist freilich für Jeden, der all diese schönen Begriffe wie Vaterlandliebe und Heimathstolz als thätige Antriebe, als Selbstverständlichkeiten im Innern spürt, zum Davonlaufen trivial und manchmal fast entwürdigend.

Ich will heute nicht versuchen, den psychologisch reizvollen Zusammenhängen im Einzelnen nachzugehen, die zwischen dem Redner und dem Politiker Bismarck bestehen. Jedenfalls scheint mir hier die feinere Erkenntnißarbeit noch kaum begonnen, das riesige Thatsachenmaterial noch kaum gesichtet. Halten wir nur den Redner im Auge, so zeigt sich in den siebenziger Jahren während der nothwendigsten Arbeiten am Reichsbau bei Bismarck eine unverkennbare Auflockerung im Stil der Rede, die mehr und mehr zur Aussprache wird. Der Junker von 1850 wählte die beträchtliche Periode und zielte, ohne viel nach rechts und links zu sehen (und auch dann nur, um ein paar flinke Seitenhiebe auszutheilen) immer ziemlich nüchtern auf die Sache selbst. Dieser nüchterne Realismus ist es auch, der die Sprache des Ministers von 1866 beherrscht; nur sind jetzt die Perioden staatsmännischer gekittet, die diplomatische Terminologie wird so frei gehandhabt, daß man über das reichlich mit Fremdwörtern verzierte Geplauder spöttelt: „Derailliren, induziren, Kakophonie" macht man ihm zum Vorwurf. Bismarck hat immer wieder gern zu Fremdwörtern gegriffen, besonders da, wo er geschichtlich betrachtet oder darstellt, weniger da, wo er politisch überreden, überzeugen wollte. Aber im Allgemeinen trat die Neigung zu Fremdwörtern in der Rede in annähernd dem selben Maße zurück, wie die zu behaglicherer Aussprache zunahm. Je älter er wurde, um so mehr liebte er, Einkehr bei sich selbst zu halten, diese oder jene charakteristische Erinnerung zum Besten zu geben, die den Gegenstand der Verhandlung neu beleuchtete. Und auch das helle Licht des Witzes, das warme des Humors wird wieder lebendiger und in der Polemik gelten jetzt feinere Waffen; richtiger: die Polemik kommt jetzt überhaupt erst zu ihrem Recht und nicht selten zu glänzendem Fluß. Es sind gewitzte Gegner da, die Windthorst, Lasker, Bam-

berger, Richter; sie sind, wie etwa Lasker, so gewitzt, daß sie die That des Reichskanzlers gegen ihn selbst und Das, was er zu thun vorhat, ausspielen; sie haben seine Methode, dem Gegner mit der selbstgeschmiedeten Waffe den empfindlichsten Stoß zu versetzen, geschickt genug begriffen. Aber gewachsen sind sie ihm nicht. Er, der Einzelne gegen die Vielen, steht seinen Mann mit überlegener Sicherheit.

Ob die Henne, die goldene Eier legt und nicht getötet werden soll, von Bismarck selbst gefunden ist, sei dahingestellt. Aber die „Knochenbrüche Deutschlands", die „Blutarmuth des deutschen Nationalempfindens", die „Garantie der eigenen Schüchternheit": Das stammt von ihm. Er glaubt nicht, daß „uns die deutsche Einheit und Freiheit auf der ersten Reichslokomotive davonfahren werde". Die Armeekosten sind ihm nicht unproduktiv, wenigstens nicht schlechter als „Dämme" am Strom. Die Reichsfluth sei rückläufig, die Ebbe im Anzug; die Ablehnung eines Gesetzentwurfes: „ein Schlagbaum auf dem Weg der Regirung"; „wenn der Tropfen demokratischen Oeles, mit dem der deutsche Kaiser zu salben sei, gerade ein Eimer werden solle . . ."; ja, der Kapitalist hat es gut, aber „der Grundbesitzer, der liegt immer geschlagen an Gottes Sonne". Der Deutsche ist sofort zu erbitterter Parteinahme gegen Den bereit, der „nicht die selben Knöpfe an der Uniform trägt"; die Liberalen und der deutsche Gedanke: lebendig haben sie ihn erhalten, freilich, aber „wie man einen Spatzen im Käfig hält oder einen Papagei"; Windthorst wird „eine Perle" genannt: mag sein, „für mich aber hängt der Werth einer Perle sehr von ihrer Farbe ab"; „das Oel seiner Worte ist nicht von der Sorte, die Wunden heilt, sondern von der, die Flammen nährt, Flammen des Zornes". „Friedfertiger als der Herr Vorredner bin ich jedenfalls . . . und wenn er mir als kriegerisch vorwirft, ich hätte irgendwo einmal von einem Strahl kalten Wassers zur Beruhigung aufgeregter Gemüther gesprochen, so kann ich mich nur darauf berufen, daß kaltes Wasser ein eminent friedfertiges, abkühlendes Element ist. Ich würde dem Herrn Vorredner rathen, recht viel Gebrauch davon zu machen."

Der Leser vergesse nicht, daß es sich um gesprochene, nicht um geschriebene Worte handelt. Wer zu Haus hübsch gemüthlich am Schreibtisch sitzt, eine Cigarre raucht, die Vögel durchs offene Fenster jubiliren hört und ungestört seine Sache hin und herwenden, seine Meinung dreimal sieben und sichten kann, ehe er sie laut werden läßt, Der wird, wenn er überhaupt Etwas zu sagen hat und auszudrücken weiß, seine Polemik sicherer, vielleicht auch, wenn ers Talent dazu mitbringt, sachlicher, strategischer führen können als der Redner, der mit seiner Person im Gefecht steht. Wiederum freilich findet der Redner in der Stimmung, der Gegenständlichkeit der Situation Waffen, wie sie dem einsam Schreibenden nie zu Gebot stehen können. Die Resonanz des lebendigen Wortes hat sehr eigenthümliche Anregungwerthe; immer ist der begabte, der „glänzende" Redner der Versuchung ausgesetzt, mehr zu sagen, als er verantworten kann. Erwägt man Das und sieht zu, wie Bismarck seine Worte in der Gewalt hat, sei es im lauten Sturm grundsätzlichen Meinungskampfes, sei es in der prickelnden Hitze polemischen Einzelgefechtes, so bewundert man immer wieder seine ungesucht sichere Schlagfertigkeit selbst (und gerade) unvermutheten Angriffen gegenüber. Zwischenrufe und Gelächter aufzugreifen, ist nach ihm fast eine Rednermode geworden. Aber solche Unterbrechungen ganz resolut zu benutzen, den Gegnern einen kalten Wasserstrahl mitten in die Heiterkeit oder in die Hitze zu versetzen: Das hat kaum einer unserer

Redner so erschrecklich gemüthlos verstanden wie Bismarck. „Ist dieses Lachen wirklich ein Argument? Ich habe gefunden, wenn ich eine Sache sage, gegen die Sie nichts einwenden können, so lacht einer der Chorführer laut und dann lachen Alle mit. Der Kanzler sagt etwas Lächerliches, ich gebe das Signal. — Tambourmajor!" Hierauf große Heiterkeit über die Lacher, die, wenn sie klug waren, mitgelacht haben werden. Bismarck lacht ohne Gewissensbisse über sich selbst: er gesteht ganz ruhig ein: „Auch Minister können Albernheiten reden." Er gehört zu den freien Köpfen, von denen Goethe sagt: „Ich lobe mir den heitern Mann am Meisten unter meinen Gästen. Wer sich nicht selbst zum Besten haben kann, Der ist mir keiner von den Besten."

Das führt zu Bismarcks Citaten. Man hat darauf hingewiesen, daß der Ministerpräsident an Citaten viel reicher gewesen sei als der Abgeordnete vom Lande; daraus sei zu erkennen, wie fleißig der frankfurter Bundestagsgesandte seine freie Zeit auf seine Bildung verwandt habe. Meines Erachtens ist Bismarcks Citirkunst sehr bescheiden und kontrastirt in dieser Bescheidenheit wirksam und wohlthuend gegen die Schönrednereien im älteren wie im neuen Stil. Besonders aus Shakespeare führt er gern Stellen an. Manchmal scheint er, vielleicht absichtlich, das Citat des Gegners mißzuverstehen; so rügt er die „Ausdrucksweise" Bambergers, der von Theatern gesprochen hatte, die dem „süßen Pöbel" gebaut würden. Bismarck nimmt das Wort Mephistos wörtlich, rein sachlich und weiß dadurch allerdings das Wohlwollen der Regirung für die „vom Glück weniger begünstigten Klassen, die der Herr Vorredner mit dem Namen Pöbel bezeichnet", gut anzubringen. Bei einzelnen seiner Citate kann man das Gefühl nicht unterdrücken: Das ist nicht gefunden, Das ist gesucht, ausgesucht für den besonderen Zweck. Doch niemals deckt ein solches Dekorationsstück ein sachliches Loch im konstruktiven Bau seiner Rede; immer ist es flüssig gemacht, eingeschmolzen ins Ganze, obwohl es da neben den sprachlich bemerkenswerthen Theilen, die aus dem Sprichwortschatz, dem Anschauungskreis des Volkes kommen, nicht gar viel zu bedeuten hat. Ein hübsches Beispiel, wie Bismarck auch aus harmlosen Theatereindrücken gelegentlich rednerisch Kapital zu schlagen weiß, bietet sein Vergleich der zahlreichen Gründe Eugen Richters mit dem Statistenaufzug in der „Jungfrau von Orleans". Anfangs überrascht, bemerke man beim dritten Vorbeimarsch: „Mein Gott, Das sind ja immer die selben Leute!" Daß er in der antiken Mythologie und Kunst zu Hause ist, versteht sich bei einem humanistisch Gebildeten von selbst; auffälliger ist schon, daß er auf seine alten Tage, mit siebenzig Jahren, noch Baldur, Hödur und Loki in Bewegung setzt; und schließlich verdankt er der Lutherbibel, die er (nach seinen Briefen an die Gattin) selbst auf kleineren Reisen zur Erbauung mit sich führte, so manche bildkräftige Wendung, wenn auch unmittelbare Entlehnungen ganzer Stellen in seiner Rede kaum vorkommen.

Aber all dieses Material, sei es dem Leben oder der Kunst entnommen, finden wir in den Reden anderer Leute auch manchmal sehr hübsch geformt. Das Eigenthümliche der bismärckischen Redeform, Das, was ihr eine Lebenskraft über Tag und Stunde hinaus giebt, war eben seine spezifisch künstlerische Gabe, verwickelte Angelegenheiten abstrakter Natur auf eine einfache und anschauliche Formel (besser sagte ich vielleicht: Form) zu bringen. Bismarck hatte Phantasie: die Fähigkeit, sich in Menschen und Dinge, ob gut, ob schlecht, schön oder häßlich, hineinzufühlen und

sie in ihrem eigensten Wesen logisch zusammenhängend von sich aus zu beseelen. Wer diese Zusammenhänge in anschaulich wahrnehmbaren Formen darstellt, ist ein Künstler. Wer sie als Politiker seinen als gut und nöthig erkannten Zwecken dienstbar zu machen weiß, ist, auch wenn er nicht darstellt, dennoch ein gestaltender Künstler. Wie köstlich kurz weiß Bismarck zu charakterisiren, mit welcher Leichtigkeit fühlt er sich in den Gegner hinüber, wie dramatisch gegensätzlich komponirt er oft! Er zeigt damit: Sehen Sie, meine Herren, ich verstehe Das ganz gut: Dies oder Jenes haben Sie noch übersehen, was Sie für sich anführen könnten. Und nehmen wir einmal an, Ihr Vorschlag würde Gesetz, was käme dann? Das und Das. Möchten Sie Das auf sich nehmen? Also. Glauben Sie mir; ich bin gar nicht so blind oder verbohrt, daß ich nicht auch die Kehrseite zu sehen wüßte. Aber sie verlockt mich nicht ... Politik ist Kunst: dieser Mann hatte das Recht, es zu sagen

Der alte Herr, der in Friedrichsruh jeder Liedertafel ein paar freundliche Worte zu sagen wußte, sah ja nun freilich anders aus als der schroffe Junker, der noch obendrein den Muth hatte, herausfordernd zu betonen: Ja, ich bin ein Junker und ich empfinde es mit Stolz, daß ichs bin. Aber es war im Grunde der selbe Mensch, verschieden in sich nicht breiter noch tiefer als Jugend und Alter gemeinhin. Die Jugend drängt vorwärts, das Alter träumt zurück. Sieht man aber die Reden des alten Herrn genauer an, so findet man unter den anschaulich vorgetragenen Reminiszenzen doch manche Keime, die frisch aus neu durchgeackertem Gedankenboden stammen. Der belebende Kampf freilich, den er selbst als heilsam und nothwendig, als Stahlbad der Geister erkannt hat, war ihm durch seine Entlassung abgeschnitten worden. Wenn er auch empfand: „Die Pflicht, zu reden, zielt in meinem Gewissen wie mit einer Pistole auf mich", so mochte er doch nicht mehr gleichwie der „Aar, der Uhu in einer Krähenhütte" angefallen werden in einer ungedeckten Stellung vor dem selben Kanzlertisch, von dem aus er so lange die Geschäfte des Reiches geführt, die Angelegenheiten Europas, ja, der ganzen Welt kritisch überwacht hatte. Er mochte es nicht, aber er brauchte es auch nicht. Denn auch aus dem dunklen Sachsenwalde scholl seine Stimme vernehmlich übers Land in die weite Welt, warnend, beschwichtigend, ermunternd; lebendig bis ans Ende. Und Alle horchten wir auf, wenn Bismarck sprach.

Dresden. Eugen Kalkschmidt.

Der Spiegel.

Sandro raffte eilig den kleinen Teppich zusammen, der über das Deck gebreitet war, legte ihn doppelt und vierfach, darauf seinen Mantel und bot den ganzen Pack der Kontessa als Sitz an. Kontessa Filippa hatte dem eifrigen Jüngling lächelnd zugesehen. Ihre Lippen waren in feiner Verschmitztheit gekräuselt und sie schien keinen Gebrauch von dem Liebesdienst machen zu wollen.

Sandro wurde purpurroth. „Ihr werdet ermüden, Eccellenza", sagte er höflich.

Nur um diesen Ton der bescheidenen Huldigung zu hören, hatte sie gezögert; und nahm nun auf dem Gallion Platz, das Antlitz dem Fahrzeug zugewendet, den Leib fest in den vordersten Winkel des Bordgeländers gepreßt. Zu ihren Füßen Sandro Ghetaldi. Ein Windhauch, der die trägen Segel überholte, strich ihr zärt-

lich die Löckchen von den Schläfen. Die Augen der Kontessa waren unbeweglich, weitgeöffnet auf das Segel gerichtet, als stände da der Entschluß geschrieben, den sie suchten. Aber die Fläche war weiß und leer, kaum angeathmet von dem Violenduft der verwelkenden Sonne. Da tauchte zwischen den Brauenschwingen der Kontessa senkrecht eine dunkle Falte auf.

Scheu sah der Jüngling dieses Adlerwappen des Gedankens. Was die Herrin nur hatte? Sie war nicht wie sonst. Verloren, sinnend; und gerade heute, am Vorabend des großes Tages, da ihren Gemahl der Scharlach der Republik, die goldenen Sporen König Sigismunds schmücken sollten? Warum? Vergeblich zerbrach sich Sandro den Kopf darüber. Diesen Kopf streichelte jetzt der Blick Filippas und ein Leuchten kam aus ihren Augen, vor dem alle Schatten weichen mußten.

„Du bist schweigsam, Sandro. Erzähle!" sprach sie heiter.

Er fuhr in seligem Erschrecken auf. „Was soll ich? Ich weiß nichts."

„Gut, so will ich Dir erzählen." Und plötzlich griff eine unbezähmbare Leidenschaft mit fünf Krallen in das Gesicht der schönen Frau. Nur einen Herzschlag lang: dann kams schon ruhig, als sei es ein Märchen, halb gesungen, halb gesprochen, von den zitternden Lippen. „Am Molo da liegt eine Bark bereit. Man kommt an Bord, das Gangspill kreischt und das Schiff zieht seine Bahnen. Darinnen . . . Wer ist drinnen, Sandro?"

„Ich . . . Ich weiß nicht, Eccellenza."

„Auf dem Schiff . . . Wer mags nur sein? Ein Knabe und seine Dame. Kennst Du die Dame? Wohin geht die Reise? Uebers Meer, wohin die glücklichen Winde blasen. Kennst Du das Ziel?" Sie weidete sich an seiner Hilflosigkeit.

„Ihr wollt in See gehen, Eccellenza?", rief er höchlich erstaunt.

Ein Blick der Kontessa, der seinen Blick auffing und achterwärts nach dem Steuermann hinlenkte, mahnte Sandro, die Zunge zu hüten. Doch die geheimnißvollen Andeutungen Filippas ließen seiner Neugier keinen Frieden. „Ihr wollt in See gehen, Eccellenza?" fragte er leiser. „Ich darf Euch begleiten? O, mich dürft Ihr gewiß nicht zurücklassen! Es geht gar über See? Ja? Wohin um aller Heiligen willen? Nach Persano? Das kann nicht sein. Nach Venedig also?"

Belustigt ließ sie ihn rathen.

„Sicherlich nach Venedig zu Signora Prodanelli. Nicht? Am Ende gar . . . Ist es denn möglich, Signora? Ihr werdet den Schwager, Konte Pietro in Salamanca, besuchen?"

Durstig trank ihre Liebe die Plauderworte. Die Hingabe an diesen edlen Jüngling — wie oft hatte sie vor ihm, dem Ahnungslosen, es erwogen! — wird sie keinen Kampf mehr kosten. Fliehen, mit ihm, ihm angehören, die Blüthezeit eines Menschenpaares lang: was lag noch jenseits von solchen Tagen, was vor ihnen, daß sie sie nicht erleben sollte?

Nur: der Gemahl! . . .

Das Boot war inzwischen an dem Leuchtthurm der Pettini vorbei ins offene Meer gelangt, um die Halbinsel zu umschiffen, und lag jetzt vor einem frischeren Wind. Rauschend theilte der Kiel die Fluthen. Sie schäumten bis zum Gallion auf und bedrohten die Kontessa auf ihrem Teppichthron. Als sie sich eben lachend retten wollte, ließ der Steuermann nach der Bucht abfallen und die Kontessa verlor auf dem schwanken Deck den Boden. Der Jüngling sprang herbei. Er mochte

zaghaft genug zugegriffen haben. Ihr Lächeln jagte ihm auch diesmal wieder das Blut in die Wangen. „Mein Kind", sagte sie, „mein Unverstand," ehe sie, einen Augenblick zu spät, den helfenden Arm freigab.

Beide ließ der Knall eines Böllers jäh umsehen. Da stand vor ihnen der Thurm von San Lorenzo schwer und trotzig in der Brandung; und von seiner Zinnenkrone stieg eine Rakete auf. Glockenläuten tönte aus der Stadt, eine Kanone um die andere wurde auf den Mauern gelöst und eine Rakete um die andere zerstob im Abendhimmel. Das Fest der Signoria hatte begonnen.

Nun lief das Boot auch schon in den Hafen ein. Wartende Diener halfen es vertäuen. Ehe sie noch recht fertig waren, erklomm Filippa, auf den Arm ihres Kavaliers gestützt, die Steinstufen des Molo und schritt der Sänfte zu. Unmuthig nahm sie die Abwesenheit ihres Gemahls wahr. Hatte sie denn wirklich erwartet, daß er zu ihrem Empfang erscheinen würde? Der Glanz seines neuen Amtes vertrug nicht ihre Schönheit neben sich. Geduld, Geduld! Der Eigendünkel wird sich morgen im Talar der höchsten Ehren blähen. Von Tausenden umjubelt, vom Bischof im Dom zu San Biagio gesalbt, Aeltester der Drei Räthe: so wird er sich zu Tisch setzen. Und just wenn seine freche Hand nach dem Pokal greift, um den berauschenden Trunk des Erdenglückes auf den letzten Tropfen zu genießen, just in diesem Augenblick wird der Rettore der Republik ein Hahnrei sein, ein Harlekin, den seine Frau mit dem Pagen betrogen hat, ein Karnevalsnarr für das Gelächter der Menge. So hat sie sichs ausgeheckt, so macht es ihr grausame Freude.

Nun stehen die Koffer schon zur Flucht bereit. Die Eccellenza hat ein Kleid von grünem Sammet angelegt und horcht ungeduldig aus dem Düster des Saales hinaus auf den vom Volk belebten Stradone, ob sich nicht bald in die verworrene Musik, in den Jubel und Pistolenknall das Pochen des Thürklopfers mischen werde.

Endlich! Stumm entschlüpft die wlachische Dienerin, um zu öffnen. Sandro Ghetaldi tritt ein. Auf seinem Antlitz strahlt noch der Widerschein all der geschauten Pracht, aus seiner Kehle klingt das Jauchzen der Gassen, als er verkündet, der Zug des Senates sei eben in den Palast verschwunden.

„Mach Licht, Elena", ruft die Herrin. Dann schickt sie, bei flackerndem Kerzenschein, noch einmal, zum letzten Mal, ihre Blicke die Wände entlang, über die vertrauten Bilder, auf das verhaßte Lager — und von ihm auf den Jüngling. Ahnt er, welche Wonnen ihm dieser verzehrende Blick für die Nacht auf dem Meer verheißt?

Und dann auf den Spiegel. Venezianisches Glas, von blutrothen Granaten umrahmt. Mit den Versprechungen dieses Spiegels hat Filippas Schönheit — der Abend weiß, wie oft — erbittert Filippas Los verglichen. Nach diesem Spiegel greift jetzt die Kontessa. Da sieht sie . . ., wo sich Wimper und Schläfe küssen, in dem Winkel den ersten Boten des Alters eingenistet, einen Krähenfuß.

Der Spiegel entgleitet der Bebenden.

Kontessa Filippa nimmt des Knaben Kopf zwischen beide Hände und küßt ihn; einmal, zweimal. Nur auf die Stirn. Zwei Thränen, die Niemand versteht, weinen einem Traume nach.

„Ein Spiegel zerbrochen! Sieben Jahre Unglück!" murmelt die Wlachin, während sie die Reisekoffer auspackt.

Charlottenburg. Roda Roda.

Selbstanzeigen.

Ins Freie! Novellen. Verlag von Dr. Franz Ledermann, Berlin, 2 Mark.

Menschen, die aus der Enge ihres Lebens, aus der Schwachheit ihrer Empfindungen, aus der Dürftigkeit ihrer Leidenschaften und aus der Kleinheit ihres Wollens hinausdrängen . . . Wie Ernst im Herbstausflug. Zum ersten Mal in seinem Leben lächelt ihm ein Weib Gewährung. Wie die „Großstadtmüde". Sie läßt sich von der Naturkraft ihres Jugendfreundes überwältigen; gern überwältigen. Während Ernst aber an seinem Erlebniß erstarkt, erliegt die Großstadtmüde dem Erlebniß, entflieht ihm. Man muß stark sein, um ins Freie, um zu sich selbst gelangen zu können, wie die Tochter des Cirkusbesitzers, die mit ihrem Athleten auf und davon geht. Alle haben ja ihr eigenes „Freie". So wird man verstehen, wenn ich Manches ernst nahm, Manches aber belächelte, das ins Freie strebte und trieb.

Großlichterfelde. Hans Ostwald.

Frauchen. Roman. Heinrich Minden, Dresden.

Frauchen hatte mit Bestimmtheit erkannt, daß es unmöglich sei, dies entsetzlich langweilige Leben noch etwa weitere fünfzig Jahre zu ertragen. Den Versicherungen der Tante, daß diese Langeweile sich bei pflichtgemäßer häuslicher Thätigkeit verlieren werde, glaubte sie nicht; denn ihr war diese häusliche Thätigkeit ein Gräuel. Da kam Valeska, ihre Schwägerin, aus der „Welt" in die kleine Stadt. Als eine Frau, die studirte, die sich die Hebung ihres Geschlechtes als Lebenslauf erwählt hatte, machte sie in Neustadt ungeheures Aufsehen. Sie revoltirte die Frauenwelt, man ahmte ihr nach und Frau Agnes überwand ihre Trägheit so weit, daß sie einen Beruf ergriff. Daß der Mann, ein Hauptmann, nun die Leitung des Hauswesens, die er immer als Kinderspiel bezeichnet hatte, mehr und mehr in die Hand bekam, war nur natürlich. Was Beide, Mann und Frau, in ihrem neuen Wirkungskreis erlebten und was die Folgen ihrer Erkenntniß waren: Dies und noch einiges Andere wird in dem Buch berichtet. Den Leser darf ich versichern, daß ich die Frauenfrage darin nicht beantwortet habe. Doch trägt nicht jeder Hinweis auf das „Natürliche" zur Erkenntniß bei? Und hilft es also nicht doch ein Wenig mit, die Lösung ungelöster Probleme zu befördern? Schade, daß nicht auch in Wirklichkeit so manche Männer und Frauen einmal verkehrte Welt spielen und des Anderen Thätigkeit und Sphäre dadurch gründlich kennen lernen.

Zehlendorf. Felix Freiherr von Stenglin.

Ich will Dir viele Schmerzen schaffen. Berlin, Otto Janke; 1 Mark.

Ein Frauenbuch! Wohl. Aber eins, das nur eine Frau schreiben konnte. Es giebt eine heilige Zeit im Leben der Frau. Der Volksmund sagt schön: die gesegnete. Von ihr nur wollte ich reden. Mit tiefer Andacht. Auch dann, wenn meine stille Heldin in übermüthigem Glückwunsch zu sich selber spricht: „Arm seid Ihr Männer doch! Mein Kind regt sich in mir! Was habt Ihr zu geben, das sich damit zu vergleichen wagt? Eure stolzeste Erfindung, Euer tiefstes Buch: ists ein Kind, kann es leben?" Von diesen gesegneten Tagen wollte ich reden, von den geweihten Flügeln, die die große Göttin jeder werdenden Mutter leiht, daß ihre

Seele in glücklichem Fluge sich aufschwingt. Von den geklärten, den Ewigkeitaugen Euch sagen, mit denen sie hinunterschaut in das Werden und Vergehen auf der Erde. Bis ihrer Leiden lichtvolles, lächelndes Erkennen sie ergreift, das Erkennen, daß wir nur leben, auf daß Andere, immer Höhere, immer Größere und Bessere leben dürfen. Man schelte das Buch nicht, das ein einfaches, stilles Frauenbuch ist und nichts Anderes sein will. Rose Raunan.

Walden. Von Henry D. Thoreau. Deutsch von Wilhelm Nobbe. Eugen Diederichs, Jena.

Ein paar Aphorismen aus dem Buch Thoreaus:

Jedermann hat die Verpflichtung, sein Leben, auch in Einzelheiten, so zu gestalten, daß es selbst in seiner feierlichsten und kritischsten Stunde als der Betrachtung würdig sich erweist.

Für Den, dessen elastische, kraftvolle Gedanken mit der Sonne gleichen Schritt halten, ist der Tag ein ununterbrochener Morgen.

Wir kennen nur wenige Männer, aber sehr viele Röcke und Hosen. Bekleide eine Vogelscheuche mit Deinem neusten Anzug und stelle Dich nackend neben sie: wer würde da nicht zuerst die Vogelscheuche grüßen?

Der Farmer bemüht sich, das Problem des Lebensunterhaltes durch eine Gleichung zu lösen, die komplizirter ist als das Problem selbst. Um seine Schuhbänder zu verdienen, spekulirt er in Viehheerden.

Wir sollen unseren Muth mittheilen, nicht unsere Verzweiflung, unsere Gesundheit und unser Behagen und nicht unsere Krankheit.

Der Mensch, der nicht glaubt, daß jeder Tag eine frühere, heiligere und heller vom Morgenroth durchglühte Stunde mit sich bringt als alle, die er bereits entweihte, hat am Leben verzweifelt.

Noch immer leben wir im Staub, wie die Ameisen. Und doch berichtet die Sage, wir seien schon vor langer Zeit in Menschen verwandelt. Wie Pygmäen kämpfen wir mit Kranichen. Irrthum häuft sich auf Irrthum, Stümperei auf Stümperei. Unser Leben wird durch Kleinigkeiten vergeudet. Ein ehrlicher Mensch braucht kaum mehr als seine zehn Finger zum Rechnen. Im ärgsten Nothfall kann man ja seine zehn Zehen zu Hilfe nehmen und den Rest in Bausch und Bogen acceptiren. Einfachheit, Einfachheit, Einfachheit! Ich sage Dir: Gieb Dich mit zwei oder drei Angelegenheiten, aber nicht mit hundert oder tausend ab. Rechne nicht mit einer Million, sondern mit einem halben Dutzend und führe Buch auf Deinem Daumennagel.

Die Menschen glauben, die Wahrheit sei in weiter Ferne, an den Grenzen der Welt, hinter dem letzten Stern, vor Adam und nach dem letzten Menschen. Allerdings: in der Ewigkeit liegt etwas Erhabenes und Wahres. Aber all diese Zeiten und Orte und Gelegenheiten sind jetzt und hier. Gott steht in diesem Augenblick im Zenith und wird in der Flucht aller Aeonen nicht göttlicher sein.

Die Zeit ist nur ein Strom, in dem ich fische. Ich trinke aus ihm, doch während ich trinke, sehe ich den sandigen Grund und entdecke, wie flach der Strom ist. Seine schwachen Wellen fließen dahin, doch die Ewigkeit bleibt. Ich will einen tiefen Trunk thun; ich will im Himmel fischen; dort liegen Sterne als Kiesel auf dem Grund.

Die Menschen sagten mir oft: „Sie fühlen sich gewiß recht einsam hier und möchten wohl gern, wenn es regnet oder schneit, und besonders in der Nacht näher bei ihren Freunden sein.“ Solchen Leuten möchte ich am Liebsten antworten: Diese ganze von uns bewohnte Erde ist nur ein Punkt im Raum. Wie weit wohnen, Ihrer Ansicht nach, die beiden entferntesten Bewohner jenes Sternes auseinander, dessen Scheibendurchmesser mit unseren Instrumenten nicht einmal annähernd gemessen werden kann? Warum sollte ich mich einsam fühlen? Ist unser Planet nicht in der Milchstraße? . . . Ich fand, daß keine Anstrengung der Füße zwei Seelen je einander um Vieles näher brachte.

Gesellschaft ist meistens zu wohlfeil. Wir treffen uns nach allzu kleinen Pausen wieder und haben darum keine Zeit gehabt, neuen Werth für einander zu erlangen. Den Werth des Menschen macht nicht seine Haut aus: wir brauchen ihn darum nicht zu berühren.

Die wahre Ernte meines Lebens ist etwas so völlig Körperloses und Unbeschreibliches wie die Himmelsfarben am Morgen oder Abend. Ein wenig Sternenstaub, ein Stückchen Regenbogen, den ich umklammert hielt . . .

In der Ferne hörte ich ein Rothkehlchen. Zum ersten Mal, wie mich dünkte, seit Jahrtausenden lauschte ich seinem Lied. Und in vielen Jahrtausenden werde ich dieses Lied nicht vergessen, den alten, süßen, bezaubernden Sang aus der Ewigkeit.

Wenn ein Mensch nicht Schritt mit seinen Mitmenschen hält, so kommt Das vielleicht daher, daß er eine andere Trommel hört. Er soll nach dem Takt der Musik marschiren, die ihm ertönt, einerlei, aus welcher Ferne.

Wie niedrig Dein Leben auch sein mag: heiße es willkommen und lebe es. Meide es nicht und schilt nicht darauf. Es ist nicht so schlecht wie Du. Es sieht besonders arm aus, wenn Du besonders reich bist. Wer immer tadelt, wird auch am Paradies Etwas auszusetzen haben.

Oft widmete ich einige Stunden der tiefen Nacht — auch im Hinblick auf das nächste Mittagessen — bei Mondschein im Boot der Fischerei, während Eulen und Füchse mir ein Ständchen brachten und von Zeit zu Zeit der knarrende Schrei eines unbekannten Vogels erklang. Solche Ergebnisse waren denkwürdig und von hohem Werth für mich. Unbewegt lag das Boot auf dem vierzig Fuß tiefen Wasser, ungefähr fünfundsiebenzig bis hundert Meter vom Ufer entfernt. Um mich herum tanzten Tausende kleiner Barsche und Weißfische, die mit ihren Schwänzchen im Mondlicht die Wasserfläche kräuselten, während ich durch eine lange, flächserne Schnur mit geheimnißvollen, nächtlichen Fischen, die vierzig Fuß tiefer wohnten, Bekanntschaft anknüpfte. Oder ich zog, wenn das Boot vor dem leichten Nachtwind dahintrieb, eine sechzig Fuß lange Angelschnur durch den Teich und fühlte ab und zu, daß sich ans Ende der Schnur ein Stück Leben voll stumpfen, ungewissen und blinden Begehrens heimlich heranschlich und schwerfällig einen Entschluß faßte. Mit seltsamem Erschauern spürte ich, zumal in dunklen Nächten, wenn die Gedanken mit unergründlichen und kosmogonischen Problemen in andere Sphären gewandert waren, dieses leichte Zucken, das meine Träume unterbrach und mich wieder mit der Natur verband. Ich dachte, daß ich meine Angel eben so gut in die Luft hinauswerfen könne wie hinein in das kaum dichtere Element. So fing ich zwei Fische mit einer Angel.

St. Louis. U. S. A. Dr. Wilhelm Robbe.

Die Spiritus-Centrale.

In einer Versammlung, deren Schauplatz Breslau war, ist die „Centrale für Spiritusverwerthung“ neulich wieder hart getadelt worden; auch die Regirung, weil sie das Spirituskartell allzu auffällig begünstige. Der Unwille, der in Breslau Ausdruck fand, ist allgemein und macht sich jetzt mit besonderer Energie Luft, da für die Centrale neue Grundlagen geschaffen werden sollen. Seit dem ersten Oktober 1899 besteht sie; als G. m. b. H. Ihr Zweck ist im Namen erkennbar. Produktion und Absatz des Spiritus stehen, so weit deutsche Fabriken und Brennereien in Betracht kommen, zum größten Theil unter der Kontrole des Kartells, das zunächst auf eine Dauer von neun Jahren, bis zum ersten Oktober 1908, abgeschlossen wurde. Obwohl man den von der Regirung unterstützten Spiritusring für einen der im Deutschen Reich mächtigsten Industrieverbände halten könnte, ist er hilfloser als etwa das kleinste Sonderkartell in der Montanindustrie. Vom ersten Tag seines Bestehens an hat man eigentlich nur aus der „Zeitschrift für Spiritusindustrie“, dem Organ der Centrale, etwas Anderes als Klagen über ihn gehört.

Der ursprüngliche Plan, für die Hauptmasse des im Inland erzeugten Spiritus den Absatz und damit auch die Preise auf dem heimischen Markt zu regeln, konnte nur in sehr unzulänglicher Weise durchgeführt werden. Wohl schlossen sich der Gemeinschaft gleich anfangs die meisten größeren Spritfabriken und die landwirthschaftlichen Brennereien an; aber der Centrale fehlte die wichtigste Voraussetzung für eine verständige Beeinflussung der Produktion: sie hatte nicht, wie das Kohlensyndikat, die Macht, die Erzeugung einzuschränken. Die Möglichkeit, die Bedingungen der Produktion zu regeln, liefert dafür keinen Ersatz; statt des Zwanges bietet sie höchstens ein Lockmittel. Für die am ersten Oktober eröffnete neue Campagne (die Spiritusjahre beginnen immer am ersten Oktober) ist der an die Brenner zu zahlende Abschlagspreis pro Hektoliter reinen Alkohols auf 42 bis 43,50 Mark, je nach der Größe der Betheiligung, festgesetzt worden; aber nur für den Fall, daß die Produktion gebunden wird; ohne Bindung sind höchstens 40 Mark zu zahlen. Durch das Angebot eines höheren Preises will die Centrale die Brenner für eine Einschränkung der Produktion gewinnen, weil ihr ein Zwangsmittel fehlt. Das Kohlensyndikat befiehlt, der Spiritusring schlägt vor: der Unterschied erklärt schon, warum die Centrale nicht mehr Erfolg hatte. Sie hat weder zu hindern vermocht, daß die Zahl der Brennereien von Jahr zu Jahr zunahm und deshalb stets mit einer Ueberproduktion gerechnet werden mußte, noch ist ihr gelungen, für stetige Preise zu sorgen. Der Preis schwankt vielmehr beständig. Die Tendenz nach oben ist freilich vorhanden; denn der Verband kann den Mangel einer wirksamen Kontrole über die Spirituserzeugung nur durch willkürliche Erhöhung der Preise ausgleichen. Der Spiritusring hatte die Verpflichtung übernommen, seinen Mitgliedern hohe Verwerthungpreise zu verschaffen; ohne dieses Versprechen wäre die Ausschaltung des Zwischenhandels überflüssig erschienen. Nun galt es also, zu zeigen, was der Ring kann. Im ersten Jahr wurde ein durchschnittlicher Erlös von 41,50 Mark erzielt, der die betheiligten Brenner befriedigte, da schon das erste Betriebsjahr im Zeichen einer Ueberproduktion stand. Der Abschlagspreis (eine à conto-Zahlung auf den einheitlich zu berechnenden Jahresverkaufspreis) an die Brenner hatte damals 38 bis 39 Mark betragen, so daß ihnen eine Nachzahlung von 3,50 und

2,50 Mark gewährt worden war. Aber schon im zweiten Jahr konnte die Centrale keine Nachzahlung über den Abschlag von 39 Mark hinaus leisten; und noch ungünstiger gestalteten sich die Verhältnisse im folgenden Jahr, das einen Rückgang bis auf 30 Mark brachte. Das Jahr 1901 bewies dann deutlich die ungenügende Organisation des Spirituskartells, das gegen die Folgen zunehmender Ueberproduktion nichts vermochte. Vielleicht wäre der Preissturz ohne den Ring noch viel schlimmer geworden; jedenfalls konnte die Centrale den Preisrückgang nicht aufhalten. Das aber hatte man von ihr erwartet. Nach den üblen Erfahrungen des Jahres 1901 hat sie dann in der vorhin geschilderten Art die Produktion einzuschränken versucht. Diese „Bindungen" werden aber durch hohe Abschlagspreise theuer erkauft. Der ganze Aufbau ist eben künstlich gethürmt. Ist die Krisis im Brennereigewerbe beseitigt? Nein. Sind rasche Preisrückgänge unmöglich gemacht? Nein. Was aber nützt ein Kartell, das dieses Ziel nicht zu erreichen vermag?

Zu welchen Auswüchsen das System der Abschlagspreise führen kann, zeigte die Saison 1904, die mit dem bisher noch nicht dagewesenen Satz von 57 Mark begann; der Maximalpreis des Jahres 1887 hatte, bei freier Konkurrenz, nur 51 Mark betragen. Den unerhört hohen Satz des vergangenen Jahres sollten nun die schlechte Kartoffelernte, die dadurch hervorgerufenen hohen Kartoffelpreise und die in greifbare Nähe gerückte Gefahr einer Spiritusnoth verschuldet haben. Natürlich haben diese Momente mitgewirkt, denn die Spiritusindustrie ist von der Kartoffel abhängig; da aber die Kartoffelmengen ständig zunehmen, dürften, wenn Erzeugung und Absatz des Spiritus ausreichend geregelt wären, vereinzelte Mißernten keine so fühlbare Wirkung üben. Die Kurve der Spiritusproduktion in den letzten Jahren läßt deutlich erkennen, daß es hier an der nothwendigen Voraussicht gefehlt hat und daß an den unhaltbaren Zuständen äußere Ursachen weniger schuld gewesen sind als die inneren Verhältnisse des Ringes. Bevor der Vertrag, dem die Spiritus-Centrale ihr Dasein verdankt, in Kraft trat, hatte die durchschnittliche Jahresproduktion 307 Millionen Liter betragen; 1898/99 stieg sie auf 382,3 Millionen, ging 1899/1900 auf 365,5 Millionen zurück, erhöhte sich 1900/01 auf 406, 1901/02 auf 424,4 Millionen, sank dann, in Folge der künstlichen Produktionbindung, auf 338,3, stieg 1903/04 wieder auf 385,3 und kam 1904/05 auf 379 Millionen Liter. Dem Ring ist der Versuch, Produktion und Verbrauch in ein richtiges Verhältniß zu bringen, nicht gelungen. Jetzt droht die Gefahr einer abermaligen starken Zunahme der Spirituserzeugung; und vor einem Jahr drohte eine Spiritusnoth. Damals gab es eine schlechte Kartoffelernte; diesmal wird mit einem „enormen" Ertrag gerechnet. Nun denke man sich, welche Folgen der Uebergang von 57 auf 42 Mark Abschlagspreis (innerhalb eines Jahres) für einen Verband haben muß, der so schlecht organisirt ist wie die Centrale. Sie hat natürlich noch sehr große Mengen Sprit übrig, die zum Preis von 57 Mark eingegangen sind; darauf müssen unter veränderten Umständen nun sehr erhebliche Abschreibungen gemacht werden und einstweilen kann der Ring die Verkaufspreise nicht ermäßigen. Um der Ueberproduktion auch von anderer Seite her zu Leibe zu gehen, hat sich die Centrale der bei den Syndikaten beliebten Taktik angeschlossen, ans Ausland zu Schleuderpreisen zu verkaufen und sich dafür an den inländischen Verbrauchern schadlos zu halten. Ferner hat sie (Das soll ihr als Verdienst angerechnet werden) auf eine erhöhte Verwendung des Spiritus zu technischen Zwecken hingearbeitet, die Her-

ſtellung von denaturirtem Spiritus gefördert und die Fabrikation von Trinkbranntwein zurückgedrängt. Für dieſe That mag ihr der „Bund zur Bekämpfung des Alkoholismus“ ein Ehrendiplom ausſtellen; die Brenner werden weniger entzückt davon ſein, denn ihnen hat ſie das Geſchäft zum Theil gründlich verdorben. Aber auch ſich ſelbſt hat die Centrale mit dieſer Taktik geſchadet: nicht nur Trinkbranntwein, ſondern auch denaturirter Spiritus iſt theurer geworden und der erhoffte Mehrgebrauch von Spiritus für Motoren und andere Kraftzwecke deshalb ausgeblieben. Der Kampf gegen das ausländiſche Petroleum, das der Spiritus verdrängen ſollte, hat keinen Sieg gebracht. Daß die Branntweintrinker auch die Koſten des für techniſche Zwecke und Export billiger hergegebenen Spiritus tragen müſſen, mag fromme Eiferer erfreuen; die Großdeſtillateure, Gaſtwirthe und Liqueurfabrikanten jammern aber, ihnen werde das Geſchäft verdorben. Man mag über die Nützlichkeit dieſer Weltbeglücker denken, wie man will: die Spiritus-Centrale braucht ſie als Abnehmer und dürfte ſie deshalb nicht als quantité négligeable behandeln.

Daß Regirung und Reichstag dem agrariſchen Ring gern gefällig ſind, erwähnte ich ſchon. Die Novelle zum Branntweinſteuergeſetz iſt 1902 den Wünſchen der Centrale weit entgegengekommen. Ihre Wirkung war ſo bedenklich, daß die Handelskammern von Nordhauſen und Hanau Ende vorigen Jahres vom Bundesrath ein Spiritus-Nothgeſetz erbaten. Vor Allem ſollte die Unterſcheidung von landwirthſchaftlichen und gewerblichen Brennereien aufhören. Nach dem Branntweinſteuergeſetz gelten eigentlich nur die landwirthſchaftlichen Brennereien als legitim; ihr Kontingent iſt beſonders reichlich und die vielgenannte „Liebesgabe“ ſichert ihnen einen Vorzug in der Beſteuerung. Die gewerblichen Betriebe aber werden ſchlecht behandelt. Das Branntweingeſetz geht in ſeinen Folgen noch über das Börſengeſetz hinaus. Die Regirung und mit ihr die Spiritus-Centrale, die ausrückten, um die Ueberproduktion zu bekämpfen, haben ſich blamirt, heucheln aber Unkenntniß dieſer jedem Vernünftigen deutlich erkennbaren Thatſache. Unter den Mitteln zur Reform der Reichsfinanzen ſpielt die Beſteuerung des Branntweins eine große Rolle. Ein Geheimer Finanzrath aus dem Reichsſchatzamt hat neulich ſogar behauptet, der Plan eines Branntweinmonopols werde bald wieder auftauchen. Die Centrale würde dabei gewiß nicht ſchlecht fahren; wenigſtens, ſo weit die zu ihr gehörenden Spritfabriken in Betracht kommen. Bekannt iſt ferner, daß die Centrale dem preußiſchen Eiſenbahnminiſter Ausnahmetarife nach den deutſchen Häfen verdankt; mit Hilfe dieſes Privilegs vermochte ſie den ringfreien Fabriken, die etwa die dreifachen Frachtſätze zu zahlen haben, den Abſatz nach dem Ausland faſt völlig zu ſperren. So verſucht ſie, nach allen Seiten ihre Macht zu ſtärken, und tritt nach außen in Wehr und Waffen in die Erſcheinung. Auf dem wichtigſten Gebiet aber, dem der Preisgeſtaltung, vermag ſie nichts auszurichten.

Genützt hat der Ring nur den Spritfabrikanten; die Brenner, alſo die Spirituserzeuger, haben im Durchſchnitt wohl kaum ſo viel aus ihren Betrieben gezogen, wie ihnen die freie Konkurrenz gebracht hätte. Die Spritfabriken aber zahlen ſehr ſchöne Dividenden. Herr Iſidor Stern, ein tüchtiger selfmademan, ders vom Lehrling bei der Poſener Spritfabrik bis zu deren Vorſtand und zum Leiter der Centrale gebracht hat, verſteht ſein Metier ganz vortrefflich: lächelnd zwingt er eine Fabrik nach der anderen, dem Ringe dienſtbar zu werden; und wo es nicht auf dem gebahnten Wege geht, kommt der Kluge von hinten ans Ziel. Die Berliner

Spritfabrik mußte vor einem Jahr ihre Existenz dem schrecklichen Isidor opfern; und nun ists auch gelungen, zwischen der Posener Spritfabrik und der Bank für Sprit- und Produktenhandel in Berlin die Interessengemeinschaft, gegen die zunächst eine Minderheit der Aktionäre scharf opponirt hatte, auf einem Umweg zu erreichen. Die posener Gesellschaft hat, auf Grund eines ihr zustehenden Bezugsrechtes, die Majorität der Spritbankaktien erworben und will sich nun von einer auf den fünfundzwanzigsten November einberufenen Generalversammlung für diesen Schritt Indemnität ertheilen lassen. Eine seltsame Sonderstellung nimmt die Breslauer Spritfabrik ein, die zwar dem Ring angehört, aber schon jetzt mit der Nordhäuser Spritfabrik ein Abkommen getroffen hat, das am ersten Oktober 1908, am Tage der Auflösung des Spiritus-kartells, in Kraft treten soll. Diese beiden Unternehmungen rechnen also offenbar darauf, daß die Centrale nicht erneuert wird. Schwer wird der Centrale auch der Kampf gegen die Ostdeutsche Spritfabrik, die, wie zum Hohn für den Ring, alljährlich mit besseren Erträgnissen aufwartet (für 1904 wurde eine Dividende von 9 Prozent vertheilt und das Gesellschaftkapital von 1453000 auf 1473000 Mark erhöht.) Der kleine Wilhelm Kantorowicz (Mitglied des Aeltestenkollegiums der Berliner Kaufmannschaft), der Leiter der Ostdeutschen, ist dem langen Isidor als Kaufmann gewachsen und überragt ihn an geistiger Kultur zweifellos; dafür zeugt schon sein lesbares Buch über die Psychologie der Kartelle. Amusant ists, den Direktor der größten der nicht zum Ring gehörenden Fabriken über die Centrale urtheilen zu hören. Kantorowicz meint, gerade beim Spirituskartell könne die Preisbewegung nicht schwer vorauszuberechnen sein; stabil seien trotzdem aber nur die Schwankungen geblieben. Die Centrale sei eben unfähig gewesen, die nächste Zukunft des Artikels zu übersehen. Bitter; aber wahr. Die Ostdeutsche läßt sich durch die Angriffe des Kartells nicht aus der Fassung bringen, sondern verfährt so, als sei der Ring überhaupt nicht mehr da, und fordert schon jetzt zu Abschlüssen für das Jahr 1908/09 auf. Zu den Gründern der Ostdeutschen Spritfabrik gehörten übrigens auch der (inzwischen verstorbene) Dr. von Hansemann auf Pempowo und Herr von Thiedemann, sein Genosse im Hakatismus. Feindschaft gegen die Agrarier konnte man diesen Herren doch wohl kaum nachsagen; daß sie sich trotzdem dem Spirituskartell nicht nur nicht anschlossen, sondern es sogar offen bekämpften, beweist jedenfalls, wie geringe Hoffnungen sie schon anfangs auf sein gedeihliches Wirken setzten.

Daß der Verband auf der alten Grundlage nicht erneuert werden kann, wird von den ihm angehörenden Brennern nicht mehr bezweifelt. Verträge, wie sie heute zwischen Spritfabrikanten und Brennereien innerhalb des Kartells bestehen, sind nicht länger möglich; der eine Kontrahent hat allzu sehr auf Kosten des anderen gelebt. Auch glaubten anfangs viele Brenner sich gezwungen, dem Ring beizutreten. Ohne wesentliche Zugeständnisse wird ein neuer Vertrag kaum zu erreichen sein. Den Abnehmern wäre wohl ein größerer Einfluß auf die Politik der Centrale zu sichern. Zwar giebt es einen siebenköpfigen „Beirath der Abnehmer", der aber den Entschlüssen des Herrn Stern nur Beifall zu nicken hat. Denn diese Sieben werden nicht von den Verbrauchern gewählt, sondern von der Leitung der Centrale ernannt; und man kann sich danach ungefähr vorstellen, wie diese Vertrauensmänner für die Abnehmer sorgen. Schließlich bliebe noch die Frage, ob denn die Erneuerung der Spiritus-Centrale überhaupt nöthig sei. Wenn Jemand darauf mit einem glatten Nein antwortete, hätte man keinen Grund, ihn einen Thoren zu schelten

Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berli
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 18. November 1905.

Deutsches Theater.

Herrn Max Reinhardt, Direktor des Deutschen Theaters in Berlin.

Trotzdem Sie jetzt in der vom goethischen Theaterdirektor ersehnten Lage sind und täglich sehen können, wie die Menge „mit Stößen sich bis an die Kasse ficht und, wie in Hungersnoth um Brot an Bäckerthüren, um ein Billet sich fast die Hälse bricht", trotzdem, geehrter Herr Reinhardt, habe ich das Gefühl, daß Ihnen nicht fröhlich zu Sinn ist. Ohne die Menge gehts nicht; deren guten Instikten aber, nicht den schlechten, wollen Sie Ihren Erfolg danken. Bis heute wenigstens haben wir keinen Grund zu dem Glauben, Ihnen sei nur darum zu thun, Geld zu verdienen; dagegen zeugt schon die unerschaute Kostenlast, mit der Sie Ihr immerhin enges Bretterreich bebürden, „daß Alles frisch und neu und mit Bedeutung auch gefällig sei". Das Gedräng um die Gnadenpforte wäre ja nicht geringer, wenn Sie auf die Mitarbeit der Herren Humperdinck und Pfitzner verzichteten und Ihr Bühnengeräth, statt es mit feinen Künstlern bis ins Kleinste zu besinnen, von den bewährten Firmen bezögen; wäre vielleicht noch dichter. Auch der Umbau, mit dem Sie aus einer schäbigen, dann gar noch lindauisch überpinselten Schaubude ein bequemes, den gebildeten Geschmack nirgends ärgerndes Spielhaus schufen, das vornehmste, das wir, seit Schinkels edles Werk am Schillerplatz schimpfirt ward, in Berlin haben, auch dieser theure Umbau konnte den Andrang nicht mehren. Fürchten Sie, nach solchen Worten, nicht, daß ich Sie für den berüchtigten hehren Idealisten halte, der den Immermann spielen will und nach hastigen Anläufen als ein Bettler aus Thaliens Land flüchten muß. Nein: als einen stillen, stets ruhig dreinblickenden, doch im Innersten glühenden Fanatiker sehe ich Sie; einen von seiner Idee Besessenen, der, mag sichs um ein

Weltreich oder um ein Brettergerüſt handeln, nicht raſten kann, ehe er ſein Ziel erreicht, ſeine Viſion gelebt hat. Darum aber kein unpraktiſcher Kopf zu ſein braucht; auch der ſchmächtige Lieutenant Buonaparte, der Größte in dieſer bleichen Schaar, war keiner. Könige zu entkrönen und eine Tochter Apoſtoliſcher Majeſtät zu ſich aufs Lager zu ziehen: ſo hoch ſchwindelt Ihr Ehrgeiz wohl nicht. Ihr Indien liegt näher. Mehr als ein Theepiskärrner, der ſich die Taſche füllt, möchten Sie aber ſein. Was man in den Zeitungen ſo einen Kulturfaktor nennt; nicht wahr? Der Schaubühne, die uns nicht Nietzſche erſt verachten gelehrt hat, das Intereſſe, die fördernde Liebe der feinſten und freiſten Geiſter zurückerobern. Die beſte Theaterkunſt bieten, die heute erreichbar iſt, und dieſe vom Poeten, Regiſſeur, Maler, Muſiker, Mimen in Eintracht gewirkte Kunſt wie das Bild einer heiteren, feſtlich gekränzten Göttin, ein dem profanſten Auge ſichtbares Palladion, in das noch kahle Gemäuer ſtellen, wo morgen deutſche Kultur hauſen ſoll. Das Berufsland Ihrer Wahl dereinſt anders zurücklaſſen, als Sie es fanden; an Bedeutung und Anſehen gemehrt. Wirken alſo und nicht nur Geld ſäckeln. Das möchten Sie. Und müſſen nun Tag vor Tag leſen, daß Sie mit gemeinem Köder die Menge locken und ſie nur an ſich ziehen, weil ſie bei Ihnen öfter noch als anderswo „ſtaunend gaffen kann". Leſen, daß Ihre Erfolge dem Pomp eines die Phantaſie lähmenden, die Kunſt entweihenden bunt beflitterten Ausſtattungweſens zuzuſchreiben ſind. Und darum, glaube ich, iſt Ihnen auch an vollen Kaſſen nicht fröhlich zu Sinn.

Zuerſt, als in Ihrer Nachbarſchaft ein Schlaukopf das Stichwort ausgab, habe ich drüber gelacht; und gedacht: Diesmal war der Kluge, der Gefahr witterte, wider Vermuthen doch nur klug genug, nicht klug zu ſein. Sie hatten uns den „Sommernachtstraum" geſchenkt; wirklich geſchenkt: denn die Wunder des Gedichtes waren noch auf keiner berliner, auf keiner deutſchen Bühne je wohl lebendig geworden. Da fing es an. Daß Sie im Neuen und Kleinen Theater Ibſen, Leſſing, Wilde, Hofmannsthal, Maeterlinck, Strindberg, Wedekind, Shaw, Beer-Hofmann, Gorkij, Schmidt-Bonn, Bahr, Ruederer und manchen Anderen mit feinſtem Kunſtverſtand geſpielt hatten, mußte man eben leiden. Noch waren Ihre Spielhäuſer des théâtres à côté, wie der Pariſer ſagt; nur Etwas für die Raffinirten und als Konkurrenz noch nicht gefährlich. Nun aber kam der Strom; kam und ſchwoll täglich. „Natürlich: er macht Shakeſpeares Luſtſpiel zum Ausſtattungſtück. Das zieht immer." Der Schwindel war eigentlich zu dumm. Nie iſt in Berlin der „Sommernachtstraum" mit geringerer Ausſtattung gegeben worden. Im Hoftheater wird das große Orcheſter und das Balletcorps aufgeboten, Geräth und Gewänder prunken viel üppi-

ger als bei Ihnen und Theseus wohnt wie ein rechter Opernpotentat. Sie haben sich (und uns) sogar den Schlußeffekt der prangenden Festhalle erspart und ließen auf den schlichten Schauplatz der Hochzeitlust und des Dilettantenspukes ein Stück hellen Sternenhimmels niederblinken. Weil Sie fühlten, daß man dieses Spiel der Elementargeister nicht gegen die Natur vermauern und verriegeln dürfe. Daß die Natur hier Alles ist: neckende Bewegerin und lachende Siegerin, Schicksal und Gott. Daß die Menschheit, die sich hier zu brünstigen Tänzen umschlingt, in ihrem Bannbereich bleiben muß, durch kein festes Gemäuer von ihr getrennt werden darf. Und weil Sie den Sinn des Gedichtes, in dem das Bewußtsein vom Willen, die Vernunft vom Naturtrieb geäfft wird, erfühlt hatten, setzten Sie alle Kräfte nur an den Versuch, diese Natur auf Holzbrettern zu blühendem Leben zu wecken. Ausstattung? Ihr Wald ist sehr schön; doch die vielgerühmte, vielbespöttelte Moosdecke war vor Jahren schon bei Beerbohm-Tree, als er den letzten Dandy auf die Bühne brachte, war auch vor Ihrer Zeit schon in unserem Hoftheater zu sehen und hat an beiden Stätten weder Entzückung noch Entrüstung gewirkt. Ihre Hippolyta hatte einen dürftigen Hofstaat. Titaniens Brautgeleit konnte von reicherer Phantasie bestellt sein. Und Ihr Hochzeitmarsch klang nicht Amazonen nur dünn. Der Ausstattung war, so fein Ihr Mitarbeiter Walser, der Beardsleyschüler, das Meiste ersonnen und ausgeführt hatte, der Erfolg nicht zu danken. Der wäre auch ohne die Vortäuschung echter Bäume gekommen. Durfte mans zugeben? Daß einem kleinen Schauspieler gelungen war, was die ins Theatergeschäft verschlagene Literatenzunft seit Dingelstedts guten Jahren nie mehr vermocht hatte: den tiefsten Punkt einer Dichtung zu finden und von ihm aus das Werk mit so starkem Licht zu durchstrahlen, daß es neu scheint, nie gesehen, und mit frischem Reiz die Menge kräftiger anzieht als ein Traraſtück von gestern? Das wäre die Selbstanzeige der Ohnmacht gewesen. Also: Ausstattung. Als ich Ihren Sommernachtstraum sah, saß mir gegenüber Graf Posadowsky; und ich konnte beobachten, wie dieser müde, zerarbeitete Mann von dem Zauber Ihres Spieles gepackt wurde, jung und lustig im grauen Bart. Hat er etwa Ihr Moos, Ihre Baumwurzeln und Glühwürmchen bewundert? Wahrscheinlich gar nicht gemerkt, daß es auf Ihrer Bühne ein Bischen anders aussah als sonst auf dem Schaugerüst. Und was dachte ich, der in fast allen Ländern Europens so viel und so gute Mimenkunst gesehen hat, daß er gegen Theaterwirkungen beinahe schon zu abgehärtet ist? In heller Kinderfreude ganz kindische Sachen; zum Beispiel: welcher Rausch über den Dichter kommen müsse, wenn er hier säße und sein Werk von so keckem und doch weisem

Künstlersinn nachgestaltet sähe. Dann las ich, Sie hätten den shakespearischen Geist ausgetrieben und an die leeren Stellen Plunderfetzen gehängt. Und konnte über die armsälige Dummheit solchen Geredes nur lachen.

Jetzt lache ich nicht mehr. Sie sind ins Deutsche Theater eingezogen, das Jahre lang ein vorzügliches Spezialitätentheater gewesen, dann das Asyl eines Obdachlosen geworden war und aus dem Sie nun wieder ein Schauspielhaus ersten Ranges machen wollen; das deutsche Theater, das die Pflicht solchen Namens kennt. In keiner Hauptstadt können zwei Bühnen von weltliterarischem Ehrgeiz sich auf die Dauer neben einander halten; Irving mußte, als Beerbohm-Tree sich, der polnischen Juden müde, zur Aufführung des Caesar dem Maler Alma Tadema verbündet hatte, in die Provinz ziehen, Antoine und Jarno sind, trotzdem der Franzos den Lear spielt, der Oesterreicher den Figaro spielen will, nicht Konkurrenten der Comédie und der Burg. Seit Herr Dr. Brahm im Emil Lessing-Theater (nach Gotthold Ephraim kann die Residenz unseres Sudermann doch nicht heißen; und der Geist des Regisseurs Emil Lessing ist in diesem Haus ja auch spürbarer als des Kleistbiographen) mit Calderon, Schiller, Hofmannsthal Ausflügeins Phantastische gewagt hat, war's klar, daß er nicht im Pferch seiner Spezialität bleiben, sondern mit Ihnen um den ersten Platz ringen wolle. Kein leichter Kampf für sie. Er hat, außer der urkräftigen Lehmann, keine Frau, von der zu reden lohnt; aber sehr starke Männer. Und weiß (was noch viel wichtiger ist), wie man mit Kritikern umzugehen hat; nourri dans le sérail, il en connaît les détours. Die Frau eines Rezensenten der Vossischen Zeitung steht, obwohl sie fast nie die Bühne betritt, bei ihm in gutem Lohn; andere Kritiker sind ihm befreundet, schmausen seine Schmäuse mit und müssen sich, auch wenns über „Stein unter Steinen" geht, als zuverlässig erweisen. Ich schätze seine Theaterleistung nicht sehr hoch. Er hat keinen neuen Dichter, nicht einmal (wenn ich Sie selbst ausnehme) einen neuen Spieler gefunden, sondern die beliebtesten um hohen Sold zusammengeworben und so für sein „Genre" (das leichteste, Sie wissens vom „Nachtasyl" her, das es je gab) nach und nach ein sehr gutes Personal aufgebracht. Er ist nicht Regisseur, kann seinen Leute nichts vormachen, sie aber so lähmen, daß jedes Stück, das ihm wider den Sinn ist, auf seiner Bühne mißglückt. Die alte Geschichte: Jeder vermag nur mit den Mitteln zu wirken, an die er glaubt. Diese nie veraltende Wahrheit hat auch Herr Lindau, Ihr Vorgänger, verkannt: wenn er, statt auf Wilde, Shaw, Heijermans, auf Augier, Bauernfeld, Blumenthal, Fulda, Lindau und Kadelburg gebaut hätte, säße er noch im Warmen; er ist nicht, wie dumme Schreiber meinten, weil er „nicht modern genug war", niedergebrochen, sondern, weil er zu

modern sein wollte und Stücke gab, die er zum Speien fand. Der Doktor Brahm ist von anderem Kaliber; gebildet, klug, fleißig und zäh. Als er ins Deutsche Theater zurück wollte (das Ihnen ja damals schon sicher war), empfahl ich, nicht laut, ein Bündniß, eine Fusion beider Unternehmungen; und konnte mich auf Ihren Kollegen Goethe berufen, der 1826 gesagt hat: „Ich sehe die Zeit kommen, wo ein gescheiter, der Sache gewachsener Kopf vier Theater zugleich übernehmen und sie hin und her mit Gastrollen versehen wird, und ich bin gewiß, daß er sich besser bei diesen vieren stehen wird, als wenn er nur ein einziges hätte." In unserem Falle hätten zwei gescheite Köpfe vier Theater geleitet; und ein Personal gehabt, wie wirs in Berlin noch nicht hatten. Kein Ueberbieten mehr bei Stücken und Spielern. Der Sozius brauchte sich nur um seine Lieblinge zu kümmern, denen sein Geist gleicht, und konnte Ihnen in den Reichen der Phantasie die Herrschaft lassen. Daraus wurde nichts. Sie zogen in die Schumannstraße und ließen melden, Ihr erster Abend werde uns Kleists großes historisches Ritterschauspiel vom heilbronner Käthchen bringen.

Als ichs hörte, ließ ich Ihnen abrathen. Dieses Drama stellt dem Regisseur so ziemlich die schwerste und undankbarste Aufgabe, die zu erdenken ist, leidet an einem bösen Grundrißfehler und wird gegen Ende so schwach und so wirr, daß die Wirkung nicht rein und stark austönen kann. Ob gerade diese Schwierigkeit, die noch nie überwundene, Ihren jungen Muth reizte, ob es für den „Kaufmann von Venedig", den ich, als ein sicheres Stück für den Anfang, empfahl, schon zu spät geworden war: Sie blieben bei Kleist und seinem Käthchen. Und wurden gezaust, daß kaum ein glattes Haar an Ihnen blieb. (Nicht überall; die beiden Rezensenten der Täglichen Rundschau fühlen und betonen immer, wie ungewöhnlich Ihre Leistung ist, und sind mit solchem Urtheil nicht ganz vereinsamt. In den Hauptzeitungen aber klingt selbst das Lob immer so, als könnten Sie sich neben den Herren Hülsen, Grube & Co. allenfalls sehen lassen.) Der vossische Theaterpietsch, der mindestens die Hälfte seiner Jahreseinnahme aus dem Konkurrenztheater bezieht, schrieb über Sie: „Um die Theilnahme zur Sensation zu steigern, hat Reinhardt sich auf die malerisch üppige Inszenirung geworfen; die Instrumentation darf nie die Oberstimme antreten"; und ähnliche Sätze, die, als er noch in Prag fronte, von allen Czechen für deutsches Sprachgut gehalten wurden. Dieser Mann, der noch in Berlin die jämmerliche Festspielerei des Herrn Neumann verherrlicht hat, fand an Ihrem Käthchen nichts, aber auch gar nichts Lobenswerthes. Ihre (sehr vorsichtigen, sehr respektvollen) Regiestriche „barbarisch"; Ihre Kunigunde (das Genialste der Aufführung; eine im Mimi-

schen, im grotesken Stil der Geberde unerreichte Leistung karikirender Kunst) von „bis zur Parodie übertriebener Geziertheit“; und so weiter. Ungefähr in der selben Tonart rauschten die meisten Quellen. Ausstattung, nichts als Ausstattung. Und Ihr Kapitalverbrechen: Sie haben die Szene am Forellenbach weggelassen. Wollen Sie nach der Arbeitlast dieser Wochen mal lachen? Ich schlage die gekrönte Kleistbiographie von Otto Brahm auf, von dem selben Doktor also, an dessen Katheder man Sie schlachten will, und finde, nach der Feststellung, daß die Käthchenhistorie für das Theater an der Wien geschrieben wurde, die Sätze: „Dort herrschte eine bestimmt ausgeprägte Richtung: das Zauberstück; und an diese Tradition schließt sich Kleist an. Auf Ausstattungseffekte, auf bunte, prächtige Bilder arbeitet er hin: die Ritter erscheinen zu Pferd, mit Fittichen, von Licht umflossen, zeigt sich der Cherub und Mohren und Trabanten werden zu einer Schlußapotheose entboten. Allein alles Das waren Behelfe, welche innere Schäden nicht zudecken konnten.“ Die üppigste Ausstattung wäre also nach des Dichters Sinn. Ihre war (nehmen Sies nicht übel auf) karg, karger als irgend eine, die ich je im Drama der Heilbronnerin sah; fast zu karg. Kunigundens Zimmer in der Strahlburg könnte wohnlicher, die Kaiserpracht in Worms, der Brautzug auf dem Schloßplatz glänzender sein. Was hat der Herzog von Meiningen für dieses Drama aufgewandt! Und ward nie darum getadelt. Auch unser Hoftheater bietet, Försters Inszenirung im alten Deutschen Theater bot dem Auge viel mehr. Und die Szene am Forellenbach? Auf der selben Seite sagt Brahm: „In seinem Interesse an der Heldin gestattet sich Kleist unbekümmert Szenen, wie jene am Bach, den die Schamhafte nicht überschreiten mag, — Szenen, die den Leser entzücken, den Zuschauer aber verwirren: denn für die Entwickelung der Fabel bedeuten sie nichts, kaum Etwas für die Entwickelung des Charakters“. (Müssen von jedem klugen Regisseur also, weil sie verwirren und aufhalten, gestrichen werden. Schon die unentbehrlichen Theile des Dramas fordern einen langen Abend.) Daß dieser Zeuge wider Ihre Ankläger aufgerufen werden und deren Beschuldigung so wirksam entkräften könne, hatten Sie nicht erwartet.

Ihr Käthchen hielt uns fast fünf Stunden in seinem holden Bann; und wir gingen mit frischem Kopf heim. In Utopia, rief Lessing unwirsch, mag man das Theater suchen, wo jeder Lampenputzer ein Garrick ist. Auch Ihr Mimencorps hat recht schwache Stellen. Sie wissens, können die Mounet und Matkowsky nicht aus der Erde stampfen und haben, scheint mir, einstweilen Ihr Findertalent ausreichend dadurch bewährt, daß sie uns fünf Frauen von starker Individualität und reifer Kunst auf die Bretter stellten, darunter vier, die

vorher unbekannt oder gering geschätzt waren. Ihr Friedrich Wetter strahlt nicht, hat als Knabe nie das Lachen gelernt, als Mann den Schalk stets vom Nacken geschüttelt; ist aber ein kräftiger, keuscher, kerndeutscher Ritter, in jeder Regung echt, ernst und ehrlich, kleistisch in jedem Wesenszug (eher Kleist als Strahl, möchte ich sagen) und ein Prinz aus Genieland neben dem in Schönheit verwitternden Mädchenschullehrer, der zwei Jahrzehnte lang von Publikum und Presse der Reichshauptstadt in solchen Ritterrollen gehätschelt wurde. Ihr Waffenschmiedstöchterlein jung, rein, lieblich, unterm Hollunderbusch zum Entzücken gar; doch zu ängstlich, kein Kaisersproß, kein Pflegling der Cherubim, in Haltung und Geberde zu sehr das Kind kleiner Leute. Und der alte Theobald, den Sie selbst uns gaben, hat mir, mit Verlaub, gar nicht gefallen (wurde dafür aber überall gelobt). Die Aufführung als Ganzes sicher die beste, die dem Drama seit Jahrzehnten bei uns ward; viel feiner als die der Meininger, viel mehr im Geist des Dichters als, trotz der Sorma, die im L'Arronge-Theater. Sie haben vom Text des Gedichtes so viel bewahrt, wie ein Theaterabend erträgt; und konntens nur, weil die Drehbühne die sonst an Verwandlungen der Szene verzettelte Zeit sparte. Der erste Akt, die Vehmrichter in nächtigem Dunkel, aus dem nur ihre Stimme zu uns tönt, die Politur ihrer in der Erregung bewegten Armschienen aufblinkt, von zwingender Stimmungskraft. Kunigundens Szenen in einem ganz neuen Stil, der den Dichter des Zaches und der Prinzessin Brambilla auch ohne Devrients Sekt in Rauschzustände entrückt hätte. Deutsche Menschen in deutscher Landschaft. Gewand und Geräth von Künstlerhand ausgesucht. Ein schöner, festlicher Abend. Ich wüßte nicht, was ich in unserem traurigen Theaterbetrieb je noch loben sollte, wenn ich an dieser Leistung mäkelte. Wieder war das Wesen der Dichtung richtig erkannt: zum ersten Mal war die Historie vom Käthchen und seinem Ritter ein deutsches Märchen, zum ersten Mal mit bewußter Absicht das Legendenreich gegen jeden Lufthauch der Alltäglichkeit abgesperrt. Die Thurneck ein Fabelscheusal, der Rheingraf ein Zecher und Raufbold aus uralten Mären, der Kaiser ein Bischen steif und gespreizt in seiner Majestät, wie ihn die Kinder träumen; und zwischen ihnen das verschwärmte Paar. Deshalb blieben wir fünf Stunden frisch und aufnahmefähig; nicht, weil Ihr Himmel und Ihre Bäume besser aussahen, als wir sie hinter der Rampe zu schauen gewöhnt sind. In Einem nur hatten Sies versehen. Käthchen muß in leuchtender Zuversicht, in fast unbeirrter, durch das Drama schreiten und nicht im Traum nur, auch wachend wissen, daß der Graf ihr wie ein Käfer verliebt ist und sie zu Ostern übers Jahr heuern wird. Sagen Sies ihr, lassen Sie ihr drei Tage Zeit: und Ihr Juwel wird dann noch ganz anders blitzen. Diesen Mangel hat von der Censorenzunft aber Keiner gemerkt.

Auch im „Kaufmann", den Sie folgen ließen, blieb das wirklich Verfehlte ungerügt. Der Gerichtsakt heimste das höchste Lob ein und besonders laut wurde, auch vom vossischen Schmock, die von Ihnen dafür gewählte Decoration gepriesen. Bildung macht frei. Als der Vorhang diesen Saal enthüllte, schrak ich auf. Ueber dem Sitz des Dogen waren die Pillen der Medici, das Wappen der Stadt Florenz, angebracht; im Gerichtssaal der Republik Venedig. Kein Unglück; doch wer Censuren vertheilt, sollte es immerhin merken. Auch sonst ließe sich gegen diesen Bildersaal (im Palast neben San Marco ist ein passenderes Muster zu finden) Allerlei sagen; er hat zu wenig Tiefe, ist nicht feierlich genug, der Aufbau zu steil, der Kläger Shylock zu sehr in den Winkel gedrückt. Ich will heute keine Kritik schreiben, bitte aber um die Erlaubniß, Ihnen sagen zu dürfen, daß Ihr Shylock im Aeußeren viel zu fein, im Innersten viel zu klein ist, ein Schachermauschel, kein Kerl, der lieber Menschenfleisch als Geld nimmt; daß Ihre Porzia, all in ihrer Munterkeit, ihrer wirklich bezaubernden Mischung von Geist und Grazie, mehr Damenhaltung haben, mehr Britin als Soubrette sein müßte; daß nicht sie, sondern der Doge die Gerichtsszene beherrscht und daß ein Doge von Venedig nicht behandelt werden darf, wie er bei Ihnen, sogar von dem Juden, behandelt wird. Das ist mein Fehlerregister. Andere haben Ihnen Anderes angekreidet. Der Mann der Tante Voß, daß Sie Lanzelot, der nichts ist und nichts sein kann als ein Clown, ein shakespearischer Rüpel, als Clown spielen ließen und die Szene des Marokkaners so ins wüst Groteske zerrten, wie der Wortlaut es heischt (und der Anschauung einer Zeit entspricht, der ein Sultan von Marokko ein Wilder war, ein Kanibale, nicht ein mit Komplimenten zu fütternder Bronzegentleman). Der Brahmine des Lokalanzeigers, daß Sie nicht den Tölpelstreich gemacht hatten, Gobbos rüden, ehrfurchtlosen Lümmel einer Frau zu geben, und daß „die große Szene Shylocks, wo er heimkehrend die Flucht der Tochter bemerkt, gestrichen war." Diese Szene hat Shakespeare nie geschrieben; Rossi hat sie sich eingelegt, kleinere Virtuosen haben sie von ihm übernommen: und Sie werden nun gerüffelt, weil Sie das unanständige Tragoedencouplet verschmähen. (Und Leute, diesolchen Blödsinn produziren, den Briten nicht kennen und zum Nachschlagen zu faul sind, dürfen vor fünfhunderttausend Hörern bei uns über Kunstwerke Urtheile fällen.) Im Ganzen sind Sie diesmal aber viel besser weggekommen. „Einzelne bedeutende Momente" verzeichnete selbst der vossisch Privilegirte; doch muß Ihre Spielvorbereitung „mehr nach innen verlegt", müssen Sie bescheidener werden. Auch von allzu lautem Prunk der Ausstattung war wieder viel die Rede. Trotzdem Sie wieder geringeren Auf-

wand getrieben hatten als Ihre Vorgänger. Ihr Venedig war endlich einmal echt, der Park von Belmont das schönste Bild, das ich je auf einer Bühne sah, die von Orlik gezeichneten Kostüme in Farbe und Schnitt reizvoll. Was aber haben in diesem Stück die Meininger, Barnay, Hochbergs Hoftheater sogar an Gondeln, Maskenzügen, Prinzentroß und Karnevalslärm geleistet! Nichts davon giebts bei Ihnen; gar nichts. Doch Sie zeigen uns das Temperament und die flinkzüngige Gentry des alten Venedig. Ihr Solanio ist, wenn er auch weniger spricht, kein schlechterer Kavalier als Bassanio (eher, unter uns, ein besserer). Ihr Antonio ist ein nobler, schwermüthiger Mann von Geist, dessen Ueberlegenheit fühlbar wird. Ihre Nerissa ein genialischer Schelm. Ihr Tubal (mit einem Rabbinerkopf Rembrandts) von klügster Diskretion. Ihre Jessika ein süßes Brunstthierchen aus Sems Samen. Ihr Hoher Rath glaubhaft. Und vor Ihrem Gericht gehts nicht so sänftiglich zu, als würde vor Schöffen um einen Schafskopf gehadert. Lachend erkennt man: dieses ganze Völkchen, Christen, Juden und Heiden, taugt nicht viel, jagt dem Goldglanz nach, lügt und trügt, fälscht den Sinn der Gesetze und wälzt sich geil neben dem Leidenslager des Nächsten; und zeugt, so niederträchtig menschliches ist, dennoch Leben, düngt in Lust und Wuth den Boden zu neuer Kultur. Trotz den Mängeln tritt der Geist der Dichtung illuminirt vors Gesicht. Und diesmal strömt Ihnen die Menge zu.

Nun aber lache ich nicht mehr; denn das Stichwort ist durchgedrungen und von allen Seiten schallts jetzt: „Ausstattung! Damit machts dieser Reinhardt; sehen muß mans, doch die Kunst geht dabei zum Teufel." Solcher Erfolg, denke ich, kann Ihnen keine Freude bereiten. Wenn Sie ein Pompliefe-rant wären, stünde ich als Hitzigster wider Sie. Daß Sies nicht sind und nie waren, will ich laut bezeugen. Wer leeren Prunk sehen will, die abscheulichste Ueberladung, mag ins Hülsenhaus gehen (das doch nie darob hart getadelt wird). Wenn Sie Prospekte nicht noch Maschinen geschont und die Sterne verschwendet haben, wars immer nöthig, hatte immer Künstlertakt im Rath gesessen. Aber nicht durch diesen Aufwand haben Sie uns, eine ganze Schaar längst vom Theater Enttäuschter, die Schaubühne wieder lieben gelernt. Sondern durch Ihren Ernst, Ihren Sinn fürs Wesentliche, Ihre fanatische Liebe zur Sache. Dadurch, daß Sie uns nie völlig werthlose Werke brachten; jedem Gedicht und jedem Schwank seine eigene Atmosphäre gaben; die Architektur und den Wesenston jedes Dramas deutlich, so gerade, wie die Optik und Akustik des Schauhauses forderte, erkennbar machten; keinen Poeten mißverstanden oder für den Pöbel zurechtfälschten; Wilde nicht wie Strindberg und Kleist nicht wie Shakespeare spielen ließen; die Spieler nicht in Ihren Willen zwängen, sondern stets

nur das Brauchbarste aus ihrer Natur herausholen wollten; die Schöpfung der Klassiker mit so jungem, von Tradition und Schlendrian so ungetrübtem Blick sahen wie Rossi einst Lear, Othello, Romeo, die Ristori Macbeths Gemahl; nie Surrogate ausboten, auch billige Bazarwaare nicht, und nie die Sucht verriethen, um jeden Preis den Vielen zu gefallen, sondern immer nur den Drang, das Werk gewissenhaft zu betreuen; daß jeder bei Ihnen verlebte Abend, ohne Ausnahme jeder, feine festliche Freude schuf; dadurch, daß Sie ein Künstler sind und mit eisernem Fleiß, mit der vollen Summe Ihrer Lebenskraft bescheiden und ehrfürchtig sich in den Dienst der Künstler stellen, die nicht, wie Sie, ohne Hände zum Raffael geboren wurden. Deshalb, so weit Sie von Ihrem Ziel auch noch sind, lieben wir Sie und wollen Sie nicht entmuthigt sehen. Entmuthigen aber (und am Ende Ihnen die Liebe verleiden) muß auf die Länge das blöde Geschrei von der Ausstattung. Da wir den Menschen nun einmal determinirt sehen wollen, in dem Milieu, das ihn mitschuf, können wir Shakespeares kahle Bühne nicht mehr brauchen; und warum dann nicht nützen, was die verfeinerte Technik gewährt, warum das Himmelsgewölb uns und den Zug der Wolken mit Lappen verhängen? „Ausstatten" lassen heute die Feinsten: Mahler, Berger, Martersteig. Stilisirungen werden kommen. Einstweilen sind Ihre Ausstattungen nicht prunkooller als die der anderen Berliner, meist schlichter sogar; nur von Künstlern erdacht, nicht aus der Fabrik geliefert. Nein: nicht mit buntem Plunder haben Sie uns gewonnen, sondern mit der Phantasiefülle Ihres weise gestaltenden Geistes. Und deshalb wünschen wir, daß Sie rüstig auf Ihrem Weg weiterschreiten.

Denn die Frage, ob die Bühne uns wieder Etwas bedeuten, dem Sehnen nach Kultureinheit wieder eine Hoffnung werden soll, ist verdammt ernst und wichtig. So wichtig fast wie der Schweinefleischpreis, der Zank rother Schreiber und die neuste Räubermär aus Rußlands tragikomischem Treibhauslenz. Und weil sie mich so wichtig dünkt, weil ich in Ihnen den Mann sehe, der, wenn er stark und fröhlich bleibt, das deutsche Theater unserer Träume gründen kann, deshalb habe ich, da keine andere Stimme spricht, Ihnen diesen Brief geschrieben. Der Schaffende muß fröhlich sein, rief der alternde Fontane, der wußte, wie Gram und Groll an den Kräften zehrt. Erhalten Sie Ihrer schweren Arbeit den Frohsinn! Daß Sie den lautesten Theil der Presse heute noch gegen sich haben, schadet nicht; durfte gar nicht anders sein. Auf Wiedersehen im Sonnenreich großer Kunst! Ich hoffe auf neue Festabende; und bin gewiß, daß auch Ihr mißhandeltes Käthchen ein Cherub durchs Holzpapierfeuer geleiten wird. M. H.

Konzertphantasie.

Der Saal ist voll, die Luft liegt schwül;
wir Beide mitten im dichten Gewühl.

Man schwatzt, man wartet. Die Zeit verrinnt.
Jetzt ein Zeichen: still! Das Konzert beginnt.

Und mitten drin fühl' ich plötzlich das Eine:
an meinen Arm rührt leise der Deine.

Die Töne wogen, der Taktstock fliegt,
Andacht über den Hörern liegt.

Ich sehe die zitternden Flammen flimmern;
ich sehe ein Schloß, ein weißes, schimmern,

Cypressen ragen, vom Mondlicht begossen,
von silbertanzendem Strom umflossen.

Ich sehe ein altes spitzbogiges Thor,
blitzende Reiter sprengen hervor.

Vom hellbeleuchteten Erkeraltan
sehn stille Jungfrauen die Reisigen an.

Die Schwerter klirren, die Lanzen splittern,
die weißen Jungfraun schluchzen und zittern.

Das Schloß wird ein Schiff und der Garten ein Meer
die Wellen rollen sturmschäumend daher . . .

Bestürzt blick' ich auf. Im Scheine der Lichter
seh ich der Nachbarn bleiche Gesichter;

Sie starren und lauschen. Worauf? Auf den Sturm?
Auf die schluchzenden Jungfraun im weißen Thurm?

Blendet sie auch der Glanz des Lichts?
Ach nein, ich versteh' und begreife nichts,

ich bin nur über das Eine im Reinen:
mein Arm berührte leise den Deinen . . .

Helsingfors. Johannes Gehquist.

Märchen.

Der furchtsame Buddha.

Gautama war siebenundzwanzig Jahre alt. Die Menschen wußten noch nicht, daß er Buddha, der Erleuchtete, sei. Denn wohl wuchsen ihm schon in seinem Inneren die Strahlenkeime und wollten hinaus und stießen ungestüm gegen die Wände seiner Schweigsamkeit; doch er schob vor seine Helle alle zweiunddreißig elfenbeinharten Riegel, so daß kaum ein Schimmer nach außen drang. Und Niemand merkte, daß in Gautama sich die Geburt der allbeglückenden Lehre vorbereite.

In dieser Zeit ging eines Tages Gautama mit seinem ahnenden Begleiter Channa durch die Stadt Kapilawastu. Als sie am Ufer des Flusses Rohini zu einem Bauplatz kamen, sandte Gautama einen Blick vorsichtiger Besorgniß zu dem Gerüst empor, das an der Vordermauer des Gebäudes hing, und wich in ansehnlichem Bogen aus. Da fragte Channa: „Wie ist Dies, Siddharta? Die Leute gehen unbekümmert unter dem schwebenden Gebälk dahin und Du meidest die Nähe des Bauwerkes, als wärest Du in Angst, das Gerüst könnte niederstürzen und Dir Schaden thun. Bist Du denn furchtsamer als die Anderen?"

Gautama blieb stehen, senkte nachdenkend die Augen und sprach halblaut zu sich: „Wie soll ichs ihm erklären?" Als er die Lider hob, erblickte er ein schwangeres Weib, das zufällig des Weges herkam. Und die Frau, die liebevoll eine keimende Zukunft im Inneren trug, schaute zaghaft, drohende Gefahren erwägend, zu dem Gerüst auf und wurde erfaßt von der fürsorglichen Aengstlichkeit Derer, die Kostbares in ihrer Hut zu wahren haben, und wich zur Seite. Und in ihrem Gesicht erwachte dann ein Morgendämmern zärtlichen Mutterglückes, als sei ihr bewußt geworden, daß sie soeben der Verantwortung für kommendes Leben, für den Knospensegen der Zukunft dienstbar gewesen sei.

Statt dem Begleiter eine Erklärung zu geben, wies Gautama auf dieses Weib. Und wie im Widerschein ihrer mütterlichen Glücksahnung erstrahlte das Antlitz Dessen, der die große, helle, heilige Lehre gebären sollte.

Der Nachruhm.

Gajus Julius Caesar und Hektor, der Sohn des Priamos, lustwandelten in der Unterwelt auf der Asphodeloswiese. Da wurden sie plötzlich von einer Sehnsucht nach dem Sonnenlicht überfallen. Sie erbaten daher vom Herrscher der Schatten einen kleinen Urlaub und stiegen aus Aides dunkler Behausung in das Reich des Tages empor. Sie ließen sich von den geflügelten Schuhen über den grauen Okeanos und dann nach Norden über die im Sonnenlicht strahlenden Meere und Länder der weitumwanderten Erde tragen. Und staunend erblickten sie wundersam geformte Schiffe auf dem Meer, aus denen ein Rauch aufqualmte, und auf dem Lande nie geschaute sonderbare Häuser und Geräthe.

Als sich die Sonne dem Westen zuneigte, schwebten sie auf einen sanft gerundeten freundlichen Hügel nieder, der sich mit grünlichem Widerschein in dem vorbeifluthenden großen Strom spiegelte. Sie setzten sich auf den mit Blumen durchwirkten Grasteppich und rückten, in Sinnen verloren, die vom Wind gelockerten Schleiergewande zurecht. Gajus Julius Caesar ordnete sorglich den Faltenwurf seiner Toga so, daß die dreiundzwanzig Wunden, die an die Iden des März gemahnten,

bedeckt wurden. Und auch Hektor ließ sichs, wie in einer unbewußten Schamhaftigkeit, angelegen sein, über die Blutmale seines Schattenleibes den Mantel zu breiten, zumal über die Stellen zwischen Knöchel und Ferse, die einst Achilleus durchbohrt und mit Riemen von Stierhaut durchzogen hatte, da der Wilde sich anschickte, den erschlagenen Hektor durch den Staub der Ebene zu den geräumigen Schiffen der Achaier zu schleifen und ihn den scharfzahnigen Hunden zum Fraß hinzuwerfen. Die Düfte des Lebens, die von der blühenden Scholle aufstiegen, legten sich wie eine betäubende Wolke um die beiden Helden, Falter flatterten über die Wiese, im Blau tummelten sich Schwalben und auf dem Abhang des Hügels unten tollten zwei Hunde, die irgendeinem Spazirgänger gehören mochten, keuchend in übermüthigem Spiel umher. Der Sohn des Priamos blickte mit Mißbehagen auf diese Hunde, wie man auf eine Schmach blickt, der man nur um Haaresbreite ausgewichen ist. Und er legte den Mantel straffer um die Füße.

Nach einer Zeit des Schweigens sagte Caesar: „Ob die Menschen wohl noch bewundernd unser gedenken?"

„Oder liebend?"

Caesar blickte fragend auf.

„Eine Nachwelt", sagte Hektor, „die unsere Namen in einem Ton zärtlicher Zuneigung ausspricht, ist mir lieber als eine, die in ehrfurchtvoller Bewunderung von fern her zu unseren Namen aufblickt. Aber ist es nicht sonderbar, daß unsere regste Sorge hier und jetzt dem Schicksal unserer Namen gilt?"

„Sonderbar und wohl auch thöricht!" entgegnete Caesar; „ja, ich gestehe, daß heute, seit der erste Sonnenstrahl uns getroffen hat, auch mich vornehmlich die Frage beschäftigt: Was ist aus unseren Namen geworden?"

Kaum hatte ers gesprochen: da erscholl hinter ihnen der Ruf: „Hektor! Caesar!"

Die beiden Helden schraken heftig zusammen und wandten sich mit einer jähen Bewegung um. Denn es war die Stimme eines lebenden Menschen gewesen. Und einem Sterblichen mußten doch hier die Schattengestalten aus der Unterwelt unsichtbar sein. Wer konnte das Auge haben, sie zu schauen?

Wahrhaftig: am Wiesenrain stand ein Mann. Ein Irdischer. Und er öffnete wiederum die Lippen und rief: „Caesar! Hektor! Herrrein da!"

Jetzt merkten die Helden, daß der Mann gar nicht ihnen die Augen zukehre. Er sah an ihrem Ruheplätzchen wie an einem leeren Ort vorüber; und nun hatten sie auch schon das Ziel seiner Blicke entdeckt: die beiden Hunde unten auf dem Abhang des Hügels antworteten mit munterem Gebell der Stimme ihres Herrn und sausten in hurtigem Wettlauf auf den Mann zu.

Den Hunden hatte der Ruf gegolten . . .

Von Scham erfaßt, ließ der göttergleiche Sohn des Priamos das Haupt sinken und klagte: „Die Hunde! Unsere Namen . . ."

Gajus Julius Caesar unterdrückte ein Seufzen und sagte dann tröstend: „Mein Hektor wird sich nicht ernstlich über diesen Dank der Nachwelt grämen; ists denn nicht ein Ruhm nach seinem Geschmack? An Zärtlichkeit fehlt es ja nicht." Und fuhr lächelnd fort: „Sieh hin!"

Und Hektors Auge sah, wie der Mann am Wiesenrain sich zu den freudig wedelnden Hunden neigte, sie mit Kosenworten anredete und sie zärtlich streichelte.

Wien. Erwin Rosenberger.

Rétif und Wilde.

Rétif de la Bretonne. Max Harrwitz, Berlin.

Voici bien la figure la plus étrange qui se soit jamais présentée sur le souil d'une littérature: mit diesen Worten beginnt Charles Monselet seine kleine biographisch-literarische Skizze, die erste und eigentlich bisher einzige selbständige Monographie, die über Rétif de la Bretonne geschrieben wurde. Und in der That: seltsam ist das richtige Wort für ihn, für den Menschen wie für den Schriftsteller. Eine seltsame, erstaunliche, in gewissem Sinn ungeheuerliche Erscheinung war dieser Mann, der so gänzlich von dem Typus des Rokokomenschen abweicht.

Wie der Marquis de Sade, so wie ich ihn zuletzt in meinen „Neuen Forschungen" geschildert habe, in seiner Person und in seinen Schriften alle Tendenzen, alle Strebungen der höheren Gesellschaft Frankreichs im achtzehnten Jahrhundert zusammenfaßt, so stellt sich uns in Rétif de la Bretonne der Geist des Volkes gewissermaßen in einem einzigen Menschen verkörpert, lebendig geworden dar, dieses französischen Volkes, dem im Grunde der Geist des Rokoko immer fremd und feindlich geblieben war, dessen unverdorbene, kräftige Instinkte selbst die gefährliche Berührung mit diesem Geist siegreich überwanden, so daß der elementare Ausbruch einer gewaltigen Volkskraft ermöglicht wurde, wie ihn die erstaunte Mitwelt in den beiden Jahrzehnten der großen Revolution und der napoleonischen Kriege erlebte. Dem Aristokraten De Sade läßt sich Rétif de la Bretonne, der Mann und der Schriftsteller des Volkes, gegenüberstellen. Wenn wir durch die Schriften des Marquis de Sade einen furchtbaren Einblick in die Welt des Lasters, genannt „Rokokogesellschaft", bekommen, so lehren uns Rétifs zahllose Bücher Leben und Leiden, Thätigkeit und Sitten des eigentlichen Volkes, der Bauern, der Arbeiter und Bürger, kennen. Und er schrieb nicht nur über das Volk: er schrieb auch für das Volk. Man kann Rétif mit Recht als den ersten französischen Schriftsteller bezeichnen, der den Versuch machte, den Geschmack an einer höheren literarischen Bildung und die Kenntniß der in den vornehmeren Kreisen cirkulirenden Ideen und geistigen Strebungen unter der großen Masse des Volkes zu verbreiten.

Noch interessanter aber als der Schriftsteller und Reformator ist der Mensch Rétif, sein Leben und sein Lieben. Gerade die Betrachtung dieser merkwürdigen Persönlichkeit hat seit Schillers und Goethes Tagen viele hervorragende Schriftsteller gefesselt und interessante Versuche zur Lösung des schwierigen Charakterproblemes „Rétif" hervorgerufen. In ihm vereinigten sich die primitivsten Instinkte des Volkes mit einem eigenthümlich rastlosen Streben nach höherer Kultur. Diese natürlichen Instinkte aber erwiesen sich schließlich immer mächtiger als alle Elemente einer harmonischen Bildung, die Rétif in sich aufnahm; sie prägen daher seinem Leben und seinen Schriften den Charakter auf, sie erklären die sonderbare Disharmonie und das Bizarre im Wesen dieses Mannes, der es eben nicht fertig brachte, die Natur durch die Kultur zu überwinden oder auch nur Beide ins Gleichgewicht zu bringen. Der Widerstreit zwischen den natürlichen Leidenschaften und den Einflüssen und Forderungen einer durch die Kultur bestimmten höheren

Lebensauffassung begünstigte von je her die Neigung zur Selbstbetrachtung, zur kritischen Analyse der eigenen oder auch einer fremden Persönlichkeit. Die Herrschaft des theoretischen Geistes im achtzehnten Jahrhundert kam besonders in den auf das Anthropologische, auf die Kenntniß des Menschen gerichteten Bildungsinteressen zum Ausdruck. Das Studium des Menschen in individueller, sozialer und politischer Beziehung nahm einen mächtigen Aufschwung. Die Konstruktion des „idealen Menschen", seine Schilderung in den „Staatsromanen", in den „Erziehungromanen", die unendliche Neugier auf die „Persönlichkeit" mit all ihren Fehlern, Schwächen und Lastern, wie sie namentlich in der geradezu ungeheuerlichen Skandal- und Klatschliteratur, den Korrespondenzen und der Memoirenliteratur des achtzehnten Jahrhunderts zu Tage tritt, endlich vor Allem die psychologische Selbstzergliederung in den Autobiographien und Memoiren bezeugen dieses intensive anthropologische Interesse im Zeitalter der Aufklärung.

Die „Menschenkunde" ist ja auch für uns noch das Problem der Zukunft. Auch unsere Zeit dürstet nach der Kenntniß des Menschen, wie er wirklich, seiner „Natur" nach ist, wie er diese Natur innerhalb der ihn umgebenden Verhältnisse zum Ausdruck bringt. Der Arzt, der Pädagoge, der Jurist und der Philosoph brauchen in gleichem Maß eine solche genaue Kenntniß des Menschen. Hier ist mehr als experimentelle Psychologie, die niemals den Zusammenhang, die innersten Beziehungen aufdecken kann: hier ist das wahre Leben selbst, der Mensch, wie er wirklich ist. Dem achtzehnten Jahrhundert gehören die Anfänge dieser Bestrebungen an, dem Geheimniß der menschlichen Individualität nah zu kommen. Dilthey hat in seinen kostbaren „Beiträgen zum Studium der Individualität" und in den „Ideen über eine beschreibende Psychologie" auf die Ursachen hingewiesen, aus denen im achtzehnten Jahrhundert eine neue Auffassung des Menschen sich herausbildete. Buckles und Taines spätere Milieutheorien wurden bereits damals antizipirt. Die Lehre von der physischen und sozialen Determination des menschlichen Einzelschicksals kam auf. Die Entwickelungsgeschichte eines Menschen inmitten aller sie bestimmenden Einflüsse wurde Gegenstand der Betrachtung, das menschliche Dasein gewann die Bedeutung eines naturgeschichtlichen Vorganges. So ist die höchste Auffassung der Biographie die als einer Naturgeschichte des Menschen. „Sie ist in gewissem Verstande die am Meisten philosophische Form der Historie. Der Mensch als die Urthatsache aller Geschichte bildet ihren Gegenstand. Indem sie das Singulare beschreibt, spiegelt sich doch in ihm das allgemeine Gesetz der Entwickelung." (Dilthey.) Auch Sören Kierkegaard weist an einer Stelle im „Tagebuch des Verführers" auf die große allgemeine Bedeutung des menschlichen Einzellebens hin. Er meint, wenn man Alles, was man erlebte, genau aufschriebe, so würde man nach und nach ein Philosoph. Wohl aus dem selben Gedanken heraus, daß in der Autobiographie so viele Geheimnisse des Menschendaseins sich offenbaren, sagt Hebbel: „Ich halte es für die größte Pflicht eines Menschen, der überhaupt schreibt, daß er Materialien zu seiner Biographie liefere. Hat er keine geistigen Entdeckungen gemacht und keine Länder erobert, so hat er doch gewiß auf mannichfache Weise geirrt und seine Irrthümer sind der Menschheit eben so wichtig wie des größten Mannes Wahrheiten."

Ganz besonders trieb im achtzehnten Jahrhundert zu der intensiven Beschäftigung mit dem eigenen Ich die Richtung auf das Gemüthsleben, das Her-

vortreten der Gefühlsseite und dunkler Regungen des Seelenlebens, wie sie heute in dem Worte „Stimmung“ zusammengefaßt werden und damals vor Allem in der „Sentimentalität“ und einem tiefen Naturgefühl ihren merkbarsten Ausdruck fanden. Dieser Zustand empfindsamer Schwärmerei, einer dauernden Erregung des Gefühlslebens förderte die Selbstbeobachtung und gab den Anreiz zu den den Autobiographien so nahestehenden „psychologischen Romanen“, wie Goethes „Werther“, Moritzens „Anton Reiser“ und anderen, in denen sich die „enquête d'âme“ auf eine neue und merkwürdige Weise offenbarte. Wir finden bei Rétif gerade diese „sensibilité“ als treibendes Agens der Selbstbetrachtung; auch in Rousseaus „Confessions“ spielt sie ja eine bedeutsame Rolle. Dieses starke Hervortreten der Gefühlsseite in der Selbstanalyse ist auch der eigentliche Grund, weshalb beide Schriftsteller, Rétif aber gewiß noch mehr als Rousseau, nicht nur in ihrer Lebensbeschreibung, sondern auch in ihren Romanen autobiographische Dokumente von größtem Werth geliefert haben. Von Rétif kann man sagen, daß er eigentlich nichts „erdichtet“, sondern Alles „erlebt“ hat. Das berühmte autobiographische Programm Rousseaus im Anfang der „Confessions“: „Ich beginne ein Unternehmen, das bis heute beispiellos ist und keinen Nachahmer finden wird: ich will meinen Mitmenschen einen Menschen in seiner ganzen Naturwahrheit zeigen, und dieser Mensch werde ich selber sein“, dieses Programm hat Rétif sich angeeignet, ja, in der exakten Ausführung den Schöpfer der modernen Autobiographie noch übertroffen; denn er hat Diltheys Forderung erfüllt: bei solcher Lebensgeschichte die Entwickelung des Körpers, die Einflüsse des physischen Milieu und die umgebende geistige Welt gleichmäßig zu berücksichtigen. Rétifs ganzes Lebenswerk ist die Geschichte eines einzigen Menschen. Sein eigenes Ich steht im Mittelpunkt all seiner geistigen Schöpfungen. Niemals wohl ist so viel Material zur Erforschung einer bestimmten Individualität zusammengetragen worden. Dr. Eugen Dühren.

Oskar Wilde. Gesammtausgabe. Wiener Verlag. Die Lyrik ist von Otto Hauser ins Deutsche übertragen worden.

Eine Probe:

Ave Imperatrix.

Der stürmschen Nordsee Königin,
England, vor dessen Füßen sich
Die Welten theilen, Herrscherin!
Was soll man sagen über Dich?

Die Erde liegt, ein leichter Ball
Von Glas, in Deiner hohlen Hand;
Und mitten gehn durch den Kristall,
Wie Schatten durch ein Zwielichtland,

Des rothen Krieges Lanzenreihn,
Die weit weißkämmige Fluth der Schlacht
Und die Mordfeuer, deren Schein
Als Fackel dient den Herrn der Nacht.

Die magern gelben Leoparden
— Der tückische Russe kennt sie gut —
Springen durch splitternde Petarden:
Ihr schwarzer Rachen jappt in Wuth.

Der Kriegsseelöwe Englands schoß
Vom Saphirgrund des Meers empor
Und jagt zurück der Stürme Troß,
Der Englands Stern zum Ziel erkor.

Erzmündiger Trompeten Schall
Geht über Pathans schilfige Seen
Und Indiens hoher Gletscherwall
Zittert vom Schritte von Armeen.

Und der Afghanenhäuptling, der
Im Schatten des Granatbaums weilt,
Greift an sein Schwert zu rascher Wehr,
Kommt vom Gebirg herabgeeilt

Der schnelle Marri, sein Spion,
Und meldet: Herr, es pocht fürwahr
Englands Kanonendonner schon
Dumpf an das Thor von Kandahar.

Denn Südwind sagt dem Ostwind Gruß
Wo kühn, in Schwert- und Feuerskraft,
England mit bloßem, blutgen Fuß
Den Pfad aufklimmt zur Weltherrschaft.

Verlassne Himalayahöhn,
Die Ihr den indischen Himmel tragt,
Wo saht Ihr jüngst im Schlachtgedröhn
Unsre Siegs-Flügelhunde, sagt?

Der Mandelhain von Samarkand,
Bokharas rothes Lilienbeet,
Der Oxus, wo am gelben Strand
Der weißturbanige Händler geht,

Bis hin, wo Ispahan, das stolze,
Der Sonne goldner Garten, blinkt,
Daher Zinnober, edle Holze
Die staubige Karawane bringt,

Und bis zu Kabuls Schreckensstadt,
Die dort am Fuß des Berges ruht,
Mit Marmorbrunnen weiß und glatt
Voll Wasser für die Mittagsgluth,

Wo durchs Gedränge des Bazars
Sie manches Mägdlein führen sahn,
Cirkassiens Kind, Geschenk des Zars
An einen alten bärtgen Khan:

Hier flogen kühn mit Schwingen breit
Unsre Kriegsadler schlachtumblitzt;
Die Taube aber kennt nur Leid,
Die fern in England einsam sitzt.

Lang lehnt das Mädchen unverwandt,
Wo oft ihr Freund den Gruß ihr bot, —
Umsonst: die Fahne in der Hand,
In tückischer Bergschlucht liegt er tot.

Und lang sehn Mond und Sonne, wie
Die Kinderschaar des Vaters harrt.
Daß er sie wieder nehm' aufs Knie;
Und jedes Haus, das öde ward,

Sieht bleiche Witwen voller Harm
Des Toten rostigen Säbel küssen,
Die Epaulette, — Reliquien arm,
Die nun ihr Herzleid sänftigen müssen.

Denn unsre Brüder ruhen nicht
In Englands friedlichem Gefild,
Daß wir mit Blumen ihnen dicht
Bedeckten den zerbrochnen Schild;

Nein, manche ruhn an Delhis Wall
Und viele im Afghanenland,
Und wo sich wühlt des Ganges Schwall
Mit sieben Mündeu durch den Sand,

Und andre, wo die Pforten sind
Des Ostens, und so manche Schaar
In Rußlands Wässern und am wind-
Umstürmten Kap von Trafalgar.

Wandernde Gräber! Schlaf ruhlos!
Schweigen des sonnenlosen Tags!
O stille Schlucht! O stürmischer Schoß!
Gebt wieder Euren Raub! Und sags,

Du, immerdar von Wunden roth,
Das nie den schwierigen Lauf gewinnt.
O Cromwells England! Thut es noth:
Für jeden Zoll von Land ein Kind?

Krön' Dich mit Dornen, statt mit Gold,
Sing' Trauerlieder statt von Glück!
Der Wind verweht, die Woge rollt,
Giebt Deine Toten nie zurück!

In Wind und Woge weit von hier
Treibt Englands Blüthe so umher
Lippen, nie mehr geküßt von Dir,
Hände, von Dir gedrückt nie mehr.

Was solls nun, daß die ganze Welt
In unsres Goldes Netzen liegt,
Wenn unser Herz verborgen hält
Dies Lied, das keine Zeit besiegt?

Was solls, daß unsrer Schiffe Macht,
Ein Wald, auf jedem Meer erscheint?
Zerstörung, Schiffbruch halten Wacht
Am Haus, darin man immer weint.

Wo sind die Tapfren, Starken, Schnellen,
Der Stolz von Englands Heldenbuch?
Ihr Grablied seufzt der Chor der Wellen
Und Wildgras ist ihr Leichentuch.

Geliebte, fern vom Heimathherde, —
Spricht toter Mund von Liebe noch?
Verlorner Staub! Fühllose Erde!
Ist Dies das Ende? O, nicht doch!

Es stört den heiligen Schlummer blos
Der edlen Toten unser Schmerz:
Ob dorngekrönt und kinderlos,
Doch schreitet England gipfelwärts;

Und treu späht ihre Wachtkolonne,
Bis, an dem Morgen ihres Siegs,
Die junge Republik als Sonne
Dem rothen Meer entsteigt des Kriegs.

Oskar Wilde.
(Deutsch von Otto Hauser.)

Amerika.

Die Konzentration des Bankwesens drängt zur Eroberung neuer Gebiete; und da in Europa für die Ausbeutung der besten Plätze schon vorgesorgt ist, suchen die Banken jetzt jenseits von den Weltmeeren neue Stützpunkte. Da lockt zunächst natürlich noch immer Nordamerika. Außerdem läuft am ersten März 1906 der deutsch-amerikanische Reziprozitätvertrag ab und die Frage ist nun: neues Abkommen oder Zollkrieg? Der ist nicht wahrscheinlich; für alle Fälle ists aber gut, in den Vereinigten Staaten selbst heimisch zu werden. Deshalb haben manche Institute sich drüben schon seit einer Weile Vertretungen geschaffen: die Deutsche Bank, die Diskontogesellschaft, die Berliner Handelsgesellschaft und das Haus S. Bleichröder sind durch die Firmen Speyer-Ellissen, Kuhn-Loeb, Hallgarten, Ladenburg, Thalmann & Co. vertreten. Jetzt hat auch der Concern Dresdener Bank-Schaaffhausenscher Bankverein in Amerika eine Liaison gesucht und gefunden: das berühmte Haus Morgan & Co. wird künftig gemeinsam mit ihm die internationalen Geschäfte machen. Billiger that es Herr Konsul Gutmann nicht; sein Gefährte mußte der kühnste und skrupelloseste Spekulant, der Trustkönig sein, vor dem zwei Erdtheile einst zittern gelernt hatten. Pierpont Morgan hat mit seinen beiden Hauptschöpfungen, dem Stahltrust und dem Ozeantrust, dem ja auch unsere beiden großen Schiffahrtgesellschaften angehören, freilich nicht viel Glück gehabt. Die Stammaktien des Stahltrusts sind, trotz der guten Eisenkonjunktur, seit 1903 ohne Dividende geblieben und im Kurs kaum über 30 hinausgekommen; auf die Preferred-Shares werden nur 1¾ Prozent vertheilt. Diese Ergebnisse, zu denen noch der niedrige Stand des sogenannten Surplus, einer Kapitalreserve (die von 31 Millionen Dollars in drei Jahren bis auf 10,67 Millionen zusammenschmolz), zu rechnen ist, stehen in merkwürdigem Mißverhältniß zu der Zahl der Aufträge, die im dritten Quartal dieses Jahres die bisherige Rekordziffer von 5598000 Tonnen (Ende März 1905) noch um 267000 Tonnen überstiegen hat. Daß trotz diesem Rekord, um den jedes deutsche Unternehmen den amerikanischen Trust beneiden könnte, der Gewinn so dürftig ist, liegt an der ungeheuren Ueberkapitalisirung, unter der die Gesellschaft leidet. Für die vertrusteten Hütten, Stahlwerke und Fabriken sind so unsinnige Preise gezahlt und zur Deckung dieser Beträge so oft neue Shares und Bonds ausgegeben worden, daß diesem Haufen von Aktien und Obligationen schließlich selbst die beste Konjunktur nicht mehr die erforderliche Rentabilität zu sichern vermag. Ob die Interessengemeinschaft mit dem Meister der Ueberkapitalisirung dem ohnehin schon nicht gerade als allzu solid verschrienen dresdener Concern Heil bringen wird, bleibt immerhin also abzuwarten. Bisher hat Pierpont der Erste eigentlich nur verstanden, von den Trusts, die er zu diesem Zweck schuf, sich seinen Besitz so theuer bezahlen zu lassen, daß der Käufer diese Ueberzahlung sein Leben lang als konstitutionelles Leiden empfand. Die Dresdener Bank wird die MorganWerthe in Deutschland einführen; auf die Versuche des Hauses Morgan, deutsche Aktien in Amerika zu emittiren, darf man einstweilen aber nicht zu hohe Hoffnungen setzen. Die Deutsche Bank hat ihre Northern-Geschäfte mit der Morgangruppe gemacht; der Mißerfolg dieser Transaktion ist kein gutes Omen für die Dresdenerin, deren löblicher Unternehmungsgeist vielleicht von größerer Vorsicht gelenkt werden könnte.

Weniger Bedenken als diese morganatische Ehe erregt der Plan der Deut-

schen Bank, gemeinsam mit Speyer & Co. und der Deutsch-Ueberseeischen Bank eine Centralbank für Mittelamerika mit dem Sitz in Berlin und einer Filiale ein Guatemala zu gründen. Kaum war das Projekt bekannt: da erklärte die Dresdener Bank, die der Deutschen auch in der Fremde gern Alles nachmacht, sie werde, zusammen mit Schaaffhausen, eine Auslandbank mit dem Sitz in Berlin und einer Filiale in Buenos Ayres errichten und diese Filiale schon im Januar eröffnen. Der Gedanke an Brasilien hätte näher gelegen, da die Dresdener Bank anno 1905 ja die erste brasilianische Anleihe, eine fünfprozentige hypothekarische Eisenbahn-Gold-Anleihe des Staates Sao Paulo, an die berliner Börse gebracht hatte. Brasilien war bis jetzt die Domäne der von der Diskontogesellschaft gestützten Brasilianischen Bank für Deutschland, die in Rio, Sao Paulo, Santos und Porto Alegre Niederlassungen hat und seit ihrem Bestehen mit ihren 10 Millionen Mark Aktienkapital recht befriedigende Ergebnisse erzielen konnte. Das Selbe läßt sich von den beiden anderen deutschen Banken sagen, die in Süd- und Mittelamerika arbeiten: von der Deutsch-Ueberseeischen Bank (Banco Aleman Transatlantico), die, zur Gruppe der Deutschen Bank gehörig, in Argentinien, Chile, Peru und Mexiko Niederlassungen hat, und von der Bank für Chile und Deutschland in Hamburg, deren Sitze in Valparaiso, Santiago und Concepcion sind. Diese Ueberseebanken arbeiten mit einem relativ geringen Aktienkapital (10 bis 20 Millionen), das für ihre Zwecke aber vollkommen ausreicht. Den Staaten Südamerikas fehlen nicht nur solide Kreditgeber, sondern auch sichere Hinterlegungstellen; eine Lücke war also auszufüllen und an der Ertragsfähigkeit südamerikanischen Bodens ist nicht zu zweifeln. Fraglich bleibt, trotz dem Aufschwung in Mexiko und Argentinien, nur, wie weit ein deutsches, zur Wahrung von Aktionärinteressen berufenes Bankinstitut sich dort vorwagen darf. Auf der Lichtseite der amerikanischen Wirthschaft ist die ungeheure Entwickelung des Eisenbahnwesens und die Prosperität des Ackerbaues sichtbar; doch soll man auch die Schattenseite nicht übersehen: die geringe Elastizität der Geldverhältnisse, denen noch immer eine Centralnotenbank fehlt. Daß man auch drüben die Mängel der Geldmarktsorganisation empfindet, bewiesen neulich wieder die Worte Vanderlips, des Vicepräsidenten der National City-Bank, der in Washington die Spekulation vor Uebertreibungen warnte und darauf hinwies, daß die häufigen Erschütterungen des amerikanischen Wirthschaftlebens zum großen Theil durch die Mängel des Banksystems bewirkt werden. Auch dieser Faktor kann bei richtiger Einschätzung, wenn jetzt die Handelsbeziehungen zwischen Deutschland und Amerika für die Zukunft geregelt werden, eine uns günstige Bedeutung erlangen.

Unser Vertrag mit den Vereinigten Staaten läuft, wie erwähnt, am ersten März 1906 ab und wir müssen ihn am dreißigsten November kündigen, weil in allen Ländern, mit denen wir Meistbegünstigungverträge haben, Amerika sonst im Genuß der Zollsätze unseres alten Tarifes bliebe und die schwer erkämpften neuen Tarifsätze um einen wesentlichen Theil ihrer Wirkung kämen. Das darf natürlich nicht geschehen. Soll man nun einen Handels- und Tarifvertrag erstreben oder sich mit der Erneuerung eines Reziprozitätvertrages begnügen, der nur unseren Exporteuren eine bessere Behandlung sichert? Den Zollkrieg wünschen in beiden Ländern wohl nur die wildesten Hochschutzzöllner. Statt sich heute noch bei der Frage aufzuhalten, wer zuerst entgegenkommen müsse, sollte man nüchtern prüfen, welcher Gewinn jedem der beiden Kontrahenten winken kann. Am zehnten Juli 1900 wurde vereinbart:

Deutschland gewährt der Union die selben Zollsätze wie den europäischen Ländern, mit denen es Handelsverträge hat; Amerika macht uns für einige Produkte, Weinhefe, Branntwein, nicht schäumende Weine, dagegen Konzessionen. Diese sehr geringen Zugeständnisse hat dann der hochschutzzöllnerische Dingley-Tarif Mac Kinleys noch geschmälert. Auch chicanirten die amerikanischen Zollbehörden den deutschen Import, wo sie nur konnten. Daß wir sie mit dem Verbot der Einfuhr amerikanischen Büchsenfleisches, sie uns mit der Verfolgung deutscher Weine ärgern konnten, wurde hüben und drüben mit Freude begrüßt. Jetzt aber darf man nicht an kleine und große Chicanen denken, sondern nur daran, was zu gewinnen, was zu verlieren ist. Beide Länder sind auf fremde Märkte angewiesen. Amerikas Lage ist insofern günstig, als es Getreidelieferant der ganzen Welt ist; seine ins Riesenmaß gewachsene Industrie braucht aber Absatzstätten eben so sehr wie die deutsche. Der amerikanische Export nach Europa hatte im Jahr 1904 einen Werth von 1,05 Milliarden Dollars; davon entfielen auf Deutschland 215 Millionen (gegen 155 im Jahre 1898; die Zunahme ist also beträchtlich). Nächst England ist das Deutsche Reich der Hauptabnehmer Amerikas; es kauft hauptsächlich Getreide, Fleisch, Petroleum, Obst und Maschinen. Käme es zum Zollkrieg, so könnten zwar deutsche Großgrundbesitzer ihr Getreide theurer verkaufen; einen Theil der Kosten hätten aber, da Amerika uns schwer entbehrliche Massenbedarfsartikel liefert, die unbemittelten Volksschichten zu tragen. Aus der wirthschaftlichen ist also eine soziale und politische Frage geworden. Der Agrarier fordert, Amerika, der Sozialdemokrat, Deutschland müsse bedingungslos nachgeben. Auch diesmal übertreiben beide Parteien. Der deutsche Export nach den Vereinigten Staaten beträgt im Jahresdurchschnitt etwa 450 Millionen Mark, also ungefähr die Hälfte Dessen, was Amerika auf deutschen Märkten absetzt. An der Ausfuhr nach drüben ist die deutsche Eisen- und Textilindustrie, die keramische, chemische und Lederindustrie beteiligt; für sie wäre der Verlust dieses Absatzgebietes sehr schlimm. Für die elektrotechnische Industrie, die drüben ja starke Verbündete hat, kommen die Vereinigten Staaten als Markt nicht in Frage, da ein Wettbewerb für deutsche Fabriken durch die amerikanischen Prohibitivzölle ausgeschlossen ist. Dagegen macht die nordamerikanische Elektrotechnik mit ihrer Massenfabrikation und ihren billigen Transportgelegenheiten der deutschen auf den südamerikanischen Märkten die schärfste Konkurrenz. Unsere Industrie klagt schon laut genug über die neuen Handelsverträge; wird ihr die Ausfuhr nach Amerika abgeschnitten, dann werden wir noch ganz andere Klagen vernehmen.

Aber auch Amerika braucht uns und es kann dem Yankee für die Dauer nicht gleichgiltig sein, ob er auf einem der besten Märkte künftig die volle Meistbegünstigung genießen oder diesen Markt allmählich verlieren und mit der ungeheuren Produktion ins Vorrathsgedräng kommen soll. Wird unser Import eingeschränkt, dann nehmen auch die europäischen Guthaben der Union nach und nach ab, für deren schlecht organisirten Geldmarkt solche Wirkung nicht zu unterschätzen wäre. Amerika ist auf die Zufuhr fremden Goldes angewiesen. Das sollten die Herren Fairbanks, Foraker und Genossen, die im Senat für den schrankenlosen Hochschutzzoll kämpfen, sich gesagt sein lassen. Sie wehren sich in Washington noch gegen jede Konzession; die new-yorker Handelskammer aber, die am Ende doch auch Etwas von der Sache versteht, ist nachdrücklich für den Abschluß eines Reziprozitätvertrages mit Deutschland eingetreten, dessen Nutzen kein Unbefangener mit triftigen Gründen bestreiten kann.

Ladon.

Johanna Bismarck.*)

Vor elf Jahren, an einem grau verhängten Novembermorgen, war der varziner Gutsherr früher als sonst je auf den Beinen. Viel Schlaf hatten die letzten Nächte ihm nicht beschert. Seit Wochen siechte die Frau neben ihm hin. Ein altes Leiden, dessen erste Mahnung schon vor Jahrzehnten hörbar geworden war, ein hagerer Körper, der längst nur noch aus Sehnen und Nerven zu bestehen schien und dem schleichenden Uebel zwar zähen Widerstand leisten, doch dem dorrenden Leben nicht neue Kraftquellen erschließen konnte: da blieb dem Angreifer nicht viel mehr zu zerstören. So lange es irgend ging, hielt die Tapfere sich aufrecht; der Mann durfte nicht geängstet werden. Bald aber versagte die muthigste Heuchelei selbst die Wirkung. Der kurzsichtige, nicht nur ein zärtlich wägender Blick mußte das Schwinden der Kräfte merken. Eine unruhvolle Woche, deren Schluß die vom Arzt gefürchtete Verschlimmerung brachte. Ein dunkler, banger Sonntag. Ist noch Hoffnung? Auch für die kürzeste Zeitspanne nur? Dem Frager ward traurige Gewißheit. Als dann

*) Als Bismarcks Frau im November 1894 starb, war der Band, der einen Theil der vom Deichhauptmann, Diplomaten, Minister an Johanna geschriebenen Briefe enthält, noch nicht erschienen; auch nicht das nützliche Buch, das Herr Robert von Keudell „Fürst und Fürstin Bismarck“ genannt hat. Von Frau Johanna wußte die deutsche Welt damals nicht viel. Und die paar Menschen, die ihr näher gekommen, in die Intimität zugelassen waren, durften nicht so frei von der Leber reden, wie es nöthig ist, wenn ein getreues Wesensbild entstehen soll. Noch lebte der Mann uns, lebte ihres Herzens empfindsamer Sohn. Nur eine Silhouette konnte ich damals geben. Im Haus hatte ich das Paar oft gesehen, manchmal auch ein Halbstündchen die Frau ohne den Mann; und in Varzin neben dem Fürsten gesessen, als er die letzte Depesche an sie (nach Homburg) schrieb: „Bei allem Sehnen nach Wiedersehen bitte dringend, nicht zu früh reisen; erst ganz genesen.“ Von den Anfängen dieses Ehebundes aber, seinem Wonnemond und Hochsommer, wußte ich nicht viel Kontrolirbares. Dann kam die Briefsammlung und das Buch Keudells. Wir lasen, was der Freier 1846 aus Stettin an Herrn von Puttkamer nach Reinfeld geschrieben hatte: „Nachdem ich Fräulein Johanna wiederholt in Kardemin gesehen, nach unserer gemeinschaftlichen Reise in diesem Sommer bin ich nur im Zweifel darüber gewesen, ob die Erreichung meiner Wünsche mit dem Glück und Frieden Ihrer Fräulein Tochter verträglich sein werde und ob mein Selbstvertrauen nicht größer sei als meine Kräfte, wenn ich glaubte, daß sie in mir finden könne, was sie in ihrem Mann zu suchen berechtigt sein würde“. Und vier Wochen danach aus Jerichow an die Braut: „Angela mia, sobald das Wasser (was übrigens noch gar nicht gekommen ist) verlaufen sein wird, fliege ich wieder nach Norden, die Blume der Wildniß, wie mein Vetter sagt, aufzusuchen. Die herzlichsten Grüße an Deine oder j'ose dire unsere Eltern. Sans phrase der Deinige vom Kopf bis zur Zehe. Küsse lassen sich nicht schreiben. Leb wohl.“ Aus Schönhausen, wo „die Bilder wüster Vergangenheit aufsteigen“, zwei Tage später: „Mit des Bräutigams Behagen sagte ich mir, daß ich auch hier nicht mehr einsam sei, und war glücklich in dem Be-

der zweite Wochentag dämmerte, war aus der schmalen Brust der Fürstin Johanna von Bismarck der Athem entflohen. Und neben dem schlichten Bette der toten Frau saß der Mann und weinte bitterlich. Den dünnen Schlafrock nur über dem Nachthemd, die nackten Füße in Halbschuhen; saß und schluchzte wie ein verwaistes Kind. Nur die Rücksicht auf sie, hatte er in den letzten Jahren oft gesagt, binde ihn noch an das entwerthete Leben. „Ich möchte meiner Frau nicht wegsterben; sonst ... Der utizensische Cato war ein vornehmer Mensch und sein Tod, nach der Phädra-Lecture, ist mir immer höchst anständig vorgekommen. Caesars Gnade hätte ich an seiner Stelle auch nicht angerufen. Diese Leute, auch Seneca, hatten doch mehr Selbstachtung, als heute der Modezuschnitt verlangt." Nun war die Gefährtin ihm weggestorben. Auf pommerscher Erde; in ihrem geliebten Varzin. Als sie, schon Gräfin und die Frau eines von der Glorie zweier glücklichen Kriege umleuchteten Ministerpräsidenten, zum ersten Mal hingekommen war, hatte sie an Herrn Robert von Keudell,

wußtsein, von Dir, mein Engel, geliebt zu sein und Dir wiederum zu gehören, leibeigen nicht nur, sondern bis ins innerste Herz. Auf jedem Gesicht schien ein Glückwunsch zu liegen, der in mir stets zu einem Dank gegen Dich wurde. Leb wohl, mein Schatz, mein Herz, mein Augentrost." Und so fort bis ins Jahr 1889: „Die Trennung ist ein Uebel, welches wir uns nicht durch Klagen gegenseitig schwerer machen wollen." Johannens Briefe sind leider nicht veröffentlicht (Herr Eugen Wolf hat in seinem hübschen Buch „Vom Fürsten Bismarck und von seinem Haus" ein paar abgedruckt, aus denen ein im Alter noch fröhlicher Sinn und die ungenirteste Neigung zur Selbstverspottung spricht). Nun aber ließ sich ein Bild dieser Frau und ihrer Ehe entwerfen. Vor einem Jahr, als die Herausgeber der Neuen Freien Presse darum baten, versuchte ichs; und will, da der Todestag der Fürstin wieder naht, diese Skizze nun auch den Freunden der „Zukunft" zeigen. Auf die Gefahr, den oder jenen kleinen Wesenszug, der hier schon erwähnt wurde, zu wiederholen. Besser könnte ichs auch heute nicht machen. Und die treue und tapfere Frau, die fast ein Halbjahrhundert lang dem Großen das Leben wärmte, darf nicht ganz vergessen sein. Bismarck selbst sprach nicht viel von ihr; auch nach ihrem Tod nicht. Die ihm Nächsten mit schönen Reden zu rühmen, war nicht seine Art. Einmal, im winterlichen Sachsenwald, kamen wir an eine Bank, wo er von seinem Spazirgang für kurze Minuten zu rasten pflegte und auf der nun ein Schneehäuflein schmolz. Da sagte er: „Das war nicht möglich, so lange meine Frau lebte." Dann zwei kurze Sätze: sie hätte sich keinen besseren Nekrolog gewünscht; keinen reicheren Lohn ihrer Treue. Ihre Tapferkeit wurde auch Ferneren sichtbar. Als ich zum letzten Mal von der schon recht hinfälligen Greisin Abschied nahm, wünschte sie, ich solle mich, wie jeder Gast (auch die Kinder des Hauses), ins Fremdenbuch schreiben. Das Buch und Bazaines Tintenfaß wurden gebracht. Diesmal zögerte ich. Am nächsten Tag sollte der Kaiser nach Friedrichsruh kommen. Der Zufall konnte den Blick auf die vorige Seite lenken. „Warum nicht gar?" sagte die Fürstin beinahe wüthend; „und wenns die selbe Seite wäre! Wir haben nichts zu verheimlichen; und wer zu meinem Mann kommt, muß ihm überlassen, welchen Gästen Der sein Haus öffnen will. Meinetwegen könnten Sie auch morgen noch bei uns bleiben."

den Civiladjutanten des Eheherrn, geschrieben: „Das arme Pommern! Wenn Regen- und Nebelschleier drüber hängen, möchte man rein verzagen. Anderthalb Stunden vor Varzin wirds erträglich; und Varzin selbst ist reizend. Richtige Oase in der langweiligen Wüste. Das Haus ist ziemlich scheußlich, ein altes, verwohntes Ungethüm; aber der Park so wunderreizend, wie man selten findet. Gott gebe, daß wir ungestört drei Wochen hier bleiben können (Louis wird doch vernünftig sein?) und Bismarck sich recht erholen und ausruhen kann in dieser wunderlieblichen grünen Stille!" Louis (Napoleon) blieb wirklich noch ein Weilchen vernünftig; aber Bismarck kam nicht zu rechter Ruhe. Johanna klagte über die „tägliche Depeschenüberschwemmung", über die „babyartige Aengstlichkeit" der berliner Herren, „die Alles, jeden Quark, herschicken zum Begutachten oder Entscheiden". Der Getreue soll helfen. „Sie kennen ja unseren großen Staatsschiffer hinlänglich und wissen, was ihn peinigt und was ihm ‚Wurscht' ist. Himmelhoch bitte ich: stop it! Ueberhaupt hat Varzin trotz aller Schönheit gar nicht so geholfen, wie ich gehofft. Mir und den Kindern gewaltig; aber was liegt an uns? Er ist doch die Hauptsache." Auch ihm hat Varzin dann, siebenundzwanzig Jahre lang, oft noch geholfen. Nach und nach fand seine Jägerlist „depeschensichere Plätze", wo die Boten ihn nicht leicht aufzuspüren vermochten. Siebenundzwanzig Jahre lang verlebte das Paar in dem „ziemlich scheußlichen Haus" die Stunden seines stillsten Glückes. Dann legte der Nebelschleier sich übers arme Pommernland. Kahl, mit spärlichen gelbbraunen Herbstprachtresten nur, erwacht heute der Park; die mächtigen Buchen und Eichen stehen entlaubt. Und im halbdunklen Sterbezimmer sitzt der einsame Greis. Wie im Wintersturm durch die Aeste eines entkrönten Stammes, geht durch die Glieder des Riesenleibes ein Beben. Nach einem halben Säkulum treuer Gemeinschaft verwaist. Mit achtzig Jahren genöthigt, sich in neue Lebensart zu schicken. Als Bräutigam schrieb er einst der Liebsten: „Wenn Bäume im Sturm Risse erleiden, so quillt das Harz wie lindernde Thränen aus ihnen und heilt." Heute erlebt ers. Noch sah er von den Nächsten nie einen sterben. Jetzt ist die einzige Juanita, Königin Giovanna, Jeanne la Sage, ihm gestorben. Wie wird ers tragen? Sorgend hattens die Kinder, die Freunde gefragt. Hart am Bettrand sitzt er in seiner stolzen Blöße und weint. Heilt der linde Strom auch diesen Riß, der nicht die Rinde nur traf, der bis ins Herz ging? ... Alten Menschen gab die gütige Natur als Gnadengeschenk die Fähigkeit, schnell zu verschmerzen. Auch dieser heiße Greis hat den Schlag verwunden. Doch wie Schillers Rebellengenie, als ihm der reine Gefährte entrissen war, konnte Otto Bismarck an diesem Novembertag sprechen: „Die Blume ist hinweg aus meinem Leben."

Des Lebens Blume? War diese Frau wirklich diesem Manne so viel? Du übertreibst gewiß. Wir Alle kannten sie ja. Eine unschöne, kleine, unansehnliche Frau. Dürr, gelblich, fast immer kränkelnd. Eine rechtschaffene Hausfrau und Mutterr. Gesunder Menschenverstand. Nordostdeutsche Junkerhärte. Oft bis zur Grobheit schroff und lutherisch fromm bis zu blindem Aberglauben. Die Grazien schienen ausgeblieben. Kein Glanz der Persönlichkeit. Keine von den alternden, alten Damen, neben denen der frischeste Reiz unserem Auge welkt. Ein kümmerliches Zimmerpflänzchen ohne Duft. Nichts für solchen Mann. Ein Irrthum junger Sinne, mit dem die Vernunft später rechnen lehrt, den Gewohnheit allmählich heiligt. Nie kann sie Diesen verstanden haben. Hat ihm nie auch das glanzvolle Glück bereitet, das er fordern durfte. Er wuchs ins Heroenmaß und sie blieb stets die pommersche Herrenhaustochter. Das alte Lied von der Genie-Ehe. Er ließ sies nicht entgelten, war zärtlich immer um sie besorgt und entzog ihr keins von den sakramentalen Rechten christlicher Ehefrauen. Aber die Blume des Lebens? In der Welthistorie dieses Lebens hat Johanna gewiß nur eine Nebenrolle gespielt. Sie wird ja in den Bismarck-Büchern auch kaum erwähnt, mit knappem Lob häuslicher Tugenden von den Panegyrikern selbst abgefunden. Und Du willst nun behaupten, ihr Tod habe ihn wie Verwaisung getroffen?

Das will ich behaupten. Ob die Legende noch so laut widerspricht, behaupten, daß in einem an jähen Tragoediengewittern nicht armen Leben diese starke Seele nur zweimal im Tiefsten erschüttert ward: im März 1890 und im November 1894; als der Kanzler rauh aus der Arbeit geschickt wurde und als dem Manne die Frau starb. Trotzdem ich weiß, daß Bismarck, wie jeder Visionär, im Grunde stets einsam war, — einsam sein mußte. Nicht zu Denen gehörte, deren Lebensregel Thackerays ironische Weltweisheit beschrieb. „In jeder Menschenlaufbahn", sagt der Dichter des ‚Esmond', „findet irgendwo der emsig forschende Blick ein Weib als treibende oder hemmende Kraft, als Hybris oder als Schlange, als niederziehendes Bleigewicht oder als Anstifterin zu heroischem Verbrechen." Eine geistreich schillernde Ueberschätzung weiblichen Vermögens, wie die Romantik und die Jeune Europe sie, mit anderem asiatischen Aberglauben, wieder in die Mode gebracht hatten. Adam ist zum Manfred entartet und das Ewig-Weibliche zieht Faust sogar, den Meerbezwinger, hinan. Das Weib ist des Mannes Mutter, des Mannes Schicksal. Einst hatte solcher Wahn den Frauenhaß asketischer Kirchenväter genährt; jetzt hat er Schopenhauer, Hebbel und Nietzsche, den Ibsen der Hedda und Hilde, Strindberg und den Wedekind von vorgestern zur Wehr aufgerufen. Des Mannes

zu wenig, des Weibes zu viel. Goethe ist, trotz Werther und Weislingen, Clavigo und Tasso, nicht an den Frauen gestorben. Was sie im Leben Bonapartes waren, wissen wir. Nicht Marie Luise, sondern die Parvenusucht nach Legitimirung der Macht ward ihm zum Verhängniß. Ducrot, une femme! Mitten in der Arbeit. Viel mehr verlangte er von ihnen nicht. Und Bismarck? Von keiner ließ er sich auf seinem Weg halten; Keine hat ihn je nachts in Duncans Schlafgemach gelockt. Die schönste Hexe hätte er ausgelacht, wenn sie ihm mit der Verkündigung genaht wäre: Du sollst König sein! Wie Holofernes mit letztem Grinsen noch die Mörderin auslacht, die mit seinem Haupt auch die Frucht seiner Lenden nach Bethulien heimträgt. Höflicher nur, weil ers zu so verfänglichem Abenteuer gar nicht erst kommen ließ. Aus seinem ganzen Leben kennen wir keins, auch keins von minder babylonischen Dimensionen. Der Leib mag sich, wie anderer jungen Männer, ausgetobt haben. Das bedeutete nichts. Wie eifrig man auch sucht, die Briefe, die Kleider des Junkers, Deichhauptmanns, Diplomaten durchschnüffelt: nirgends odeur de femme. Keine Sexualleidenschaft hat diesem Lebensweg sichtbare Spuren eingedrückt.

Das Gefühl, das den Einunddreißigjährigen trieb, Herrn von Puttkamer-Reinfeld um die Hand Johannas zu bitten, war in reinerer Luft erblüht. Eine flüchtige Rosalindenleidenschaft war vorausgegangen; der Rausch einer Sommernacht. In der ziemlich wüsten Junggesellenwirthschaft seines Kniephofes erwacht eines Tages die Tanzlust. Er läßt Kaleb satteln, seinen treuen Braunen, und reitet neun Meilen weit nach Polzin. Ein Badeörtchen. Da soll ein schönes Fräulein alle Köpfe umnebeln. Hin; und recht nach der ars amandi den Hof gemacht. Schon denkt der „tolle Bismarck", der schnell alle Rivalen ausgestochen hat, ernstlich an Verlobung. In der Nacht beschleicht ihn der Zweifel: Paßt sie fürs Leben zu mir? Der Morgen bringt Klarheit: die Charaktere lassen sich nicht zu einander stimmen. Im Zorn über seine jähe Hitze sprengt er davon, spornt den Braunen allzu sehr, wird, als Kaleb in einen Graben stürzt, gegen eine Hügelwand geschleudert, bleibt bewußtlos liegen und trabt spät erst auf dem geduldigen Thier heimwärts. Ungefähr um diese Zeit hatte er an seine Malle (die überlebende Schwester Malwine von Arnim) geschrieben: „Ich muß mich übrigens — hol' mich der Deibel! — verheirathen. Das wird mir wieder recht klar, da ich mich nach Vaters Abreise recht einsam fühle und milde, feuchte Witterung mich melancholisch, sehnsüchtig verliebt stimmt." Das war noch die Sprache der Lenzzeit, wo er Spinoza und Hegel, Strauß, Feuerbach, Bruno Bauer las und mit seinem „nackten Deismus" noch tiefer „in die Sackgasse des Zweifels" gerieth. Moritz von

Blankenburg, der Schulfreund, den er als Schwiegersohn des strenggläubigen Herrn von Thadden-Triglaf wiederfand, machte sich an das schwere Werk, die fleckig gewordene Junkerseele blankzuputzen. Er öffnete ihm den „Kreis aufrichtig lebender Christen"; da fand der Fremdling „Leute, vor denen ich mich schämte, daß ich mit der dürftigen Leuchte meines Verstandes Dinge hatte untersuchen wollen, welche so überlegene Geister mit kindlichem Glauben für wahr und heilig annahmen". Bei Blankenburgs in Kardemin lernte er das Fräulein von Puttkamer kennen. „Eine Perle des Pommerlandes" und, nach Keudells Zeugniß, „von Verwandten und Freundinnen sozusagen vergöttert." Wenn ein Märker ein pommersches Edelfräulein freit, pflegt es ohne den Wirbelwind heftiger Affekte abzugehen. Auch anno 1846 scheint kein Blitzstrahl Loderflammen aus den Herzen geschlagen zu haben. In Kardemin, Triglaf, Reinfeld sah man einander, reiste mit Blankenburgs dann nach Berlin; und sacht, wie der Fruchtkeim unter dem letzten Schnee, erwachte das wärmende Gefühl: Wir Zwei gehören fürs Leben zusammen. Ein Gefühl aus gemäßigter Zone, wie es in das „christliche Klima" des triglafer Kreises paßte. Nach der Weihnacht schrieb Bismarck in Stettin den Freierbrief. Sieben Monate danach war Hochzeit.

Der Werber war den Eltern willkommen, trotzdem sein Ruf und seine Wirthschaftverhältnisse Manches zu wünschen ließen. Ein schöner, auffallend stattlicher Mann. Als Reiter, Jäger, freilich auch als Zecher berühmt. Mit dem Nimbus Eines, „der schon oft bei Hofe war". Ein Meister der Salonunterhaltung, die nie auf abgeweidete Gemeinplätze, auch nicht auf allzu steile Berggipfel führt. („Il est plus causeur qu'un Parisien", sagte die Kaiserin Eugenie später von ihm.) Wenn seine helle, geschmeidige Stimme ein Thema anschlug, bildete rasch sich ein Kränzchen um seinen Stuhl. Kein Wunder, daß er Johannen gefiel. Wie die Braut aussah? Winzig neben dem blonden Riesen (der damals einen Vollbart trug). Schwarz, schmächtig, sehr mädchenhaft. So recht Genaues wissen wir nicht. Schön hat sie Keiner genannt. Herr von Keudell, der sie seit 1845 kannte, sagt: „Ihre Gesichtszüge waren nicht regelmäßig schön, aber durch sprechende blaue Augen eigenthümlich belebt und von tiefschwarzem Haar umschattet." Der Bräutigam sieht die Liebste besser; er spricht von ihrem „grau-blau-schwarzen Auge mit der großen Pupille". Wer Bismarcks „Briefe an seine Braut und Gattin" gelesen hat, merkt an der Wirkung, daß diesem Landjüngferlein persönlicher Charme nicht fehlte. Angela mia, mon adorée Jeanneton, chatte la plus noire: so kost nur ein bis über die Ohren Verliebter. Aus allen Sprachzonen werden Verse

citirt, ganze englische Gedichte für die Braut säuberlich abgeschrieben. Ein Briefsteller für Liebende könnte nicht mehr verlangen. Der Stil verräth (auch viel später übrigens noch) heinische Schule; heinische Neigungen sogar: die Sehnsucht nach dem Harz und der Nordsee stammt sicherlich aus den „Reisebildern". Und es ist oft ergötzlich, zu sehen, wie die Lust an witzelnden Antithesen die rechtwinkelige Ausdrucksform ehrbarer Frommheit zu grotesken Zacken umbiegt. „Das neue Leben danke ich nächst Gott Dir, ma très-chère, die Du nicht als Spiritusflamme an mir gelegentlich kochst, sondern als erwärmendes Feuer in meinem Herzen wirkst." Trotzdem der Altersunterschied nicht groß ist (Johanna wird im April Dreiundzwanzig), ist der Ton oft väterlich. „Wo solltest Du künftig eine Brust finden, um zu entladen, was die Deine drückt, wenn nicht bei mir? Wer ist mehr verpflichtet und berechtigt, Leiden und Kummer mit Dir zu theilen, Deine Krankheiten, Deine Fehler zu tragen als ich, der ich mich freiwillig dazu gedrängt habe, ohne durch Bluts- oder andere Pflichten dazu gezwungen zu werden?" Das ist gar nicht heinisch; furchtbar korrekt. Nicht immer klingts so väterlich überlegen; auch rebellische Jugend führt manchmal das Wort. Aus Berlin (wo über die Patrimonialgerichte verhandelt wird) schreibt er: „Sollte Deine Krankheit ernster Natur werden, so werde ich wohl jedenfalls den Landtag verlassen, und wenn Du auch im Bett liegst, so werde ich doch bei Dir sein. In solchem Augenblick werde ich mich durch dergleichen Etikettefragen nicht beschränken lassen. Das ist mein fester Entschluß." Schade, daß wir nicht wissen, was Jeanne la méchante darauf geantwortet hat. Eine andere Antwort können wir leichter ahnen. Das „arme Kätzchen" liegt krank und der Kater ruft vom Dach herab: „Könnte ich Dich gesund umarmen und mit Dir in ein Jägerhaus im tiefsten, grünsten Wald und Gebirge ziehen, wo ich kein Menschengesicht als Deins sähe! Das ist so mein stündlicher Traum; das rasselnde Räderwerk des politischen Lebens ist meinen Ohren von Tag zu Tag widerwärtiger." So schwärmt, so seufzt und haßt ein verliebter Thor; nichts erinnert an den tollen Kniephofer, nichts an den rauhborstigen Abgeordneten für Jerichow, „der in des Landmanns Nachtgebet hart nebenan dem Teufel steht". Mit dem Liebchen allein im stillen Jägerhaus; in der kleinsten Hütte ist Raum: nur nichts mehr vom Staatsräderwerk hören. Auch ihr Traum wars. Als er, nach dreiundvierzig Jahren, dann Wirklichkeit wurde, als das alte Paar im Sachsenwald, unter seinen pommerschen Buchen, saß, mochte der Mann das gewohnte Rasseln der Räder noch immer nicht missen. „Wenn ich mich angezogen und die Nägel geschnitten habe, bin ich mit meiner Tagesarbeit eigentlich fertig und komme

mir höchst überflüssig vor." Oft hörte ich solche Klage. Nach den Flitterwochen hätte ers in dem Hüttchen nicht länger ausgehalten. Er wußte es selbst; schon 1847 schrieb er: „Der Widerspruchsgeist läßt mich immer ersehnen, was ich nicht habe." Und auch die Frau wußte es wohl; trotzdem sie manchmal anders sprach. „Mit seinem ehrlichen, anständigen, grundedlen Charakter" paßt er nicht in den „nichtsnutzigen Schwindel der Diplomatenwelt" und sollte „all dem Unsinn entrinnen". Dann kommt ein tiefer Seufzer: „Aber er wirds leider wohl nicht thun, weil er sich einbildet, dem theuren Vaterlande seine Dienste schuldig zu sein, was ich vollkommen übrig finde." Damals hat Johanna die Wesensart des Gefährten klarer erkannt als in der Stimmung, die ihr die kühne Behauptung auf die Lippe trieb, eine Wruke auf seinem Gut sei ihm wichtiger als die ganze Politik.

Gar zu gern hätte sie ihn so gehabt. Welche Liebende möchte das Männchen nicht für sich allein? Johanna hätte auf allen Glanz sicherlich ohne den kleinsten Seufzer verzichtet. Tafelgenüsse, Putz, Geselligkeit großen Stils bedeuteten ihr nichts; sie fand: „Durch viele Vergnügungen wird man langweilig und träg." Im Elternhaus war das resolute Fräulein, das sogar in einer Feuersnoth den Bachfischkopf nicht verlor, an Bescheidenheit gewöhnt worden. Die Mutter sehr fromm, Musterhausfrau, immer damit beschäftigt, an Leib und Seele der Tochter herumzureiben, zu bürsten, zu scheuern; der Vater „mit seinem heiteren laissez aller", das seine Enkel Marie und Bill von ihm geerbt haben mögen; der ganze Zuschnitt der Häuslichkeit knapp, der Schmuck des Lebens karg, wie der Ertrag ostelbischen Bodens. Dagegen gings schon bei Deichhauptmanns üppig zu. Und Preußens Vertreter im Bundestag konnte seiner Jeannette (die nun Nanne hieß) manchen großen Herzenswunsch erfüllen. Musik war, bis sie ihn fand, der Inhalt ihres Lebens gewesen. Als Beethovens F-moll-Sonate gespielt wurde, hatte sie die erste Thräne in seinem Auge gesehen und empfunden: Der ist nicht so hart, wie er scheint. Mozart und Schubert, Haydn und (namentlich) Mendelssohn: alles Musikalisch-Schöne war ihr ein unerschöpflicher Glücksquell. In der Weihnacht 1855 stand im frankfurter Gesandtenheim neben dem Tannenbaum ein herrlicher Flügel aus Andrés, des Mozart-Verlegers, Fabrik. Gespart mußte freilich noch werden. Als Bismarck zwei Jahre später die Schwester Malwine mit den Weihnachteinkäufen betraute, warnte er behutsam: Das Opalherz für Johanna darf nicht mehr als zweihundert Thaler kosten; Brillantohrringe aus einem Stück wären sehr schön, sind aber zu theuer; für das Ballkleid, „sehr licht weiß moirée antique oder so Etwas", ja nicht über hundert

Thaler ausgeben; ein vergoldeter Fächer, „der sehr rasselt", und eine weiche Wagendecke, „mit Dessin von Tiger, Köpfe mit Glasaugen drauf", zusammen höchstens zwanzig Thaler. In Petersburg, wo man „als Gesandter mit dreißigtausend Thalern zu großer Einschränkung verurtheilt ist", waren für die Weihnachtfreuden der Frau gar nur „so um dreihundert Thaler herum" flüssig zu machen. Ohne Diplomatenamt, ohne die Amtspflicht zu leidiger Repräsentation wäre die Decke nicht kürzer gewesen. Und der Mann hätte sich nicht im täglichen Aerger abgenützt und der Frau, den Kindern mehr von seiner Zeit zu geben vermocht. Das wäre ein Leben geworden! Man hätte zu Haus musizirt — in Konzerte ging Bismarck ungern, denn Musik, meinte er, muß, wie die Liebe, geschenkt sein —, leidenschaftliche, heroische Musik gemacht (die heitere, gelassene, die er „vormärzlich" nannte, sagte ihm nicht viel), hätte nur Leute, die in die Stimmung des Hauses paßten, bei sich gesehen und ohne Haß selig sich vor der Welt verschlossen.

Doch es sollte nicht sein; und ließ sich am Ende auch so, wie es wurde, ertragen. „Zwölf Jahre haben wir in unaussprechlichem Glück zusammen verlebt; die kleinen Wolken, die sich mal hin und wieder erhoben, sind gar nicht zu rechnen. Wirklicher Schmerz ist nur gewesen, wenn wir getrennt waren." Das ist ein Jubelschrei aus dem neunundfünziger Lenz. Höher hinauf ging nun die Lebensreise. Petersburg, dann Paris. Ministerpräsident, dann Kanzler. Graf, dann Fürst. (Als er die Standeserhöhung erfuhr, sagte er lächelnd zu seiner Tochter: „Eigentlich ists schade; ich war eben im Begriff, eins der ältesten Grafengeschlechter zu werden.") Seitdem gabs für die Frau schon mehr zu klagen. Aus einem dreiundsechziger Brief an Herrn von Keudell: „In den kläglichsten Mollauten seufzt die Sorge um Bismarck ununterbrochen durch mein Herz. Man sieht ihn nie und nie. Morgens beim Frühstück fünf Minuten während Zeitungdurchfliegens; also ganz stumme Szene. Darauf verschwindet er in sein Kabinet. Nachher zum König, Ministerrath, Kammerscheusal, — bis gegen fünf Uhr, wo er gewöhnlich bei irgend einem Diplomaten speist, bis Acht, wo er nur en passant Guten Abend sagt, sich wieder in seine gräßlichen Schreibereien vertieft, bis er um halb Zehn zu irgend einer Soiree gerufen wird, nach welcher er wieder arbeitet, bis gegen ein Uhr, und dann natürlich schlecht schläft . . . Wie sich das Demokratenvolk gegen meinen besten Freund benimmt, lesen Sie hinlänglich in allen Zeitungen. Er sagt, es sei ihm Nitschewo, aber ganz kalt läßt es ihn doch nicht." (Gerade in diesen Tagen war er von Sybel „notorisch unfähig" genannt und der Feigheit geziehen, von Simson einem Seiltänzer verglichen worden, der

höchstens dafür Bewunderung verdiene, daß er noch immer nicht falle.) Dazu Duellgefahr, Attentate, Anfeindung von alten Freunden und Standesgenossen, Krankheit, höfische Friktionen, Kriege: manchmal wohl zum Verzagen. Wars da nicht ganz natürlich, daß im Innersten dieser Frau von Tag zu Tag der Haß gegen das abscheuliche Ding wuchs, das sich mit dem Namen „Oeffentlichkeit" spreizt? Den Mann hatte es ihr fast schon genommen; allmählich zerrte es nun auch die Söhne in sein unsauberes Geräder. Abgearbeitet, übernächtig, nervös kamen die Liebsten morgens an den Kaffeetisch; müde, in verärgerter Hast, nehmen sie abends das Mahl. Sogar der „schauderhaft fleißige" Herbert, das Nesthäkchen, das im Innersten mehr von der Mutter als vom Vater hatte, mußte sich, nach all der sauren Nachtarbeit im Dienst des Kaisers, im Reichstag, in der Presse höhnen und schimpfen lassen.

Und wozu das Alles? Wenns wenigstens noch einen Zweck hätte! Aber sie wußte aus alter Erfahrung ja, wie der Hase lief. Zuerst schrie und tobte Alles gegen ihren Otto; Monate, Jahre lang. Dann zeigte sich, daß er richtig gesehen, aus der Summe des in dieser Stunde Möglichen das Nothwendige errechnet hatte: und Alles jauchzte ihm zu. So wars immer gewesen. Warum macht Ihr ihm dann erst das Leben schwer? Warum jubelt Ihr nicht ein Bischen früher? Weil Euch der Schnickschnack von Konstitutionalismus (oder wie Ihrs nennt) am Herzen liegt? Weil Ihr dem eitlen Affen, der in Euch steckt, Zucker geben wollt? Unsinn! Bildet Euch doch am Ende nicht ein, klüger zu sein als Der? Habt höchstens ein flinkeres Mundwerk. Wißt gar nicht, warum er just so und nicht anders redet; vielleicht wegen des Königs (den man auch immer gegen ihn hetzt), des Kronprinzen, der siedehitzigen Augusta, der Russen, Franzosen, Polaken. Verstimmen könnt Ihr ihn, doch nicht auf ihm spielen. Dazu ist dieses Instrument viel zu fein . . . Einmal war sie im Parlament gewesen, als er eine Rede hielt; nie wieder. Sie ertrug es nicht, konnte nicht hören, wie jeder Rohrspatz ihn anpfiff. Ich erinnere mich, wie sie ihre Schwiegertochter Marguerite bestaunte, die im Reichstag gewesen war, als Herbert von wüthenden Demokraten aller Schattirungen niedergeschrien werden sollte. „Ich hätte mit Stuhlbeinen geworfen." Ein anderer Ausruf bewies mir einmal, wie wenig diese Ministersfrau sich in vierzig Jahren um die Formen des Parlamentarismus bekümmert hatte. Im Reichstag war Caprivis Militärvorlage berathen worden. Beim Durchblättern der Berichte fiel der Fürstin auf, daß der entscheidenden (allgemein als entscheidend betrachteten) Abstimmung, mit der die zweite Lesung schloß, am nächsten Tage noch eine Abstimmung folgen sollte, und sie fragte: „Wie ist denn Das, Otto-

chen? Ich denke, die Geschichte ist gestern zu Ende gekommen?" Und der Fürst fand sofort die dem Frauenverstand einleuchtende Antwort: „Liebes Kind, gestern war Standesamt und heute ist kirchliche Trauung." Haarscharf und mit ganz leiser Ironie: denn seiner Johanna wäre das Standesamt Hokuspokus, nur die kirchliche Trauung wahre Eheweihe gewesen. Sie achtete nicht darauf; hätte auch auf den parlamentarischen Firlefanz nicht geachtet, wenn ihr Herbertchen nicht an der Debatte betheiligt gewesen wäre. Militärvorlage? War ihr vollkommen „Wurscht". Sie war ihr Leben lang viel zu sehr Frau, um „sachlich" zu denken. Jede Sache kann gut oder schlecht ausgehen, nützlich oder schädlich wirken: wer will Das im Voraus wissen? An die Menschen muß man sich halten. Measures, not men? Wie konnte der Mann, dem wir das hübsche Familienidyll vom wakefielder Pfarrer verdanken, nur so blitzdummes Zeug schreiben! So dachte sie. Nur auf die Menschen kommts an. Wählt den Richtigen: und er wird die Sache machen. Zu oft hatte sies erlebt. Zu oft in den ekligen Zeitungen gelesen, der Minister, der Kanzler führe mal wieder den falschen Weg: und immer wars dann bergan gegangen, zu lichterer Höhe empor. Der Dümmste, meinte sie, müßte es nachgerade doch merken. Am Liebsten hätte sie sich die Ohren verstopft, wenn das garstige Lied angestimmt wurde. Was war ihr die hohe Politik? Das Ungethüm, das ihr den Mann und die Jungen fraß. Und dieser merkwürdige Mann neben ihr glaubte, ohne das Scheusal nicht leben zu können! Hilft also nichts: auch die Frau muß sich dafür interessiren. Weils doch eben nun einmal der Hauptinhalt seines Lebens ist. Die Grundverschiedenheit ihres Interesses lernte ich deutlich erkennen, als ich am fünfzehnten Juni 1893 in Friedrichsruh neben dem Fürsten auf der Veranda saß. Es war der Tag der Wahlen im Reich. Die Fürstin trat heraus und sagte, sie sei so schrecklich aufgeregt; wenn nur erst eine Nachricht käme. „Liebes Kind", war die Antwort, „die Sache ist wirklich nicht so wichtig; eine Mehrheit für die Militärvorlage, die mir ja nicht gefällt, ist unter allen Umständen sicher." Die Frau sah erstaunt auf. Militärvorlage und Mehrheit? Das kümmerte sie nicht. Sie hatte an ihren Herbert gedacht, den eine Niederlage im Wahlkampf gewiß schmerzen würde.

Herbert war das echte Kind ihres Wesens. Der schöne, hochgewachsene Mann hatte vom Vater die Statur, den blau strahlenden Blick, von der Mutter das Temperament, die reizbaren Nerven, das Talent, sich an allen erdenklichen Dingen zu ärgern, den raschen Wechsel der Stimmung zu Lust und Leid. Mutter und Sohn liebten heute und haßten morgen; liebten und haßten heftig. Von der Mutter kam ihm auch der Drang, Alles in Einem, in der Spiege-

lung eines Auges zu ſehen und wie ein weicher Teppich dem Einen ſich unter die Füße zu ſpreiten. Keine ganz ungefährliche Begabung für einen Mann, der feſt auf eigenen Füßen ſtehen, ſich im bunten Marktgewühl balgen muß. Glück aber und Gnade für eine Frau, die den Herd eines großen Mannes zu bewachen hat. Große Männer ſind ſelten bequeme Lebensgefährten. Komplizirte Gefühlsbedürfniſſe könnten ſie neben ſich kaum lange ertragen; weder mit einer ſtolzirenden „Individualität, die ſich ausleben will“, noch mit einer geräuſchvoll thätigen Schaffnerin hauſen. Die kleine Jeannette von Puttkamer war vielleicht noch nicht einfach genug für den Rieſen, dem ihr ſchmächtiger Leib Rieſen gebären ſollte. Die Brautbriefe mögen ihn manchmal durch jüngferliche Melancholie, byroniſchen Weltſchmerz, kränkelnde, unklare Schwärmerei arg verſtimmt haben. Johanna von Bismarck gab ſich dem Einen ganz, zwang ſich in ſtrengſter Selbſtzucht zu einfachſter Natürlichkeit. Ohne Wehmuth ſchied ſie von den beiden großen Paſſionen ihrer Mädchenzeit. Nach der Hochzeit wurde das methodiſche Muſikſtudium aufgegeben und nur noch, wann und wie es dem lieben Hausherrn gefiel, muſizirt; und als das erſte Kindchen da war, hörte auch das Reiten auf, das ihr für eine vielbeſchäftigte Mama nicht ſchicklich ſchien. Bald waren drei Junge im Neſt; ſtets aber blieb die Loſung: „Was liegt an uns? Er iſt die Hauptſache.“ Dabei hatte ſie nicht den geringſten Hang zur Vergötterung. Davor ſchützte ſchon ihre tiefe Frommheit. Ihr „Ottochen“ (in den Briefen nennt ſie ihn nach norddeutſcher Adelsſitte immer Bismarck) blieb ein einfacher Menſch, ein gütiger, kluger, innerlich vornehmer Erdenbewohner, von dem ſie eben nur wußte, daß er ſtets um ein großes Stück weiter ſah als die anderen. Neben Solchem ſich zur kantigen Individualität auswachſen wollen: lächerliche Anmaßung! Er iſt die Hauptſache. Geräuſchvolle Wirthſchaft wäre ihrer leiſen Art ſelbſt widrig geweſen. Die ſorgſamſte Wirthin; auf die kurze Wegſtrecke von Friedrichsruh nach Berlin bekam jeder Gaſt von ihr Speiſe und Trank mit und der Kömmling, der Scheidende durfte die paar Schritte, die von der Bahnſtation zum Sachſenwaldhaus führen, beileibe nicht zu Fuß machen. Nicht die Muſterhausfrau aber, die im Töchterleſebuch ſteht. Verbürgte Sagen meldeten ſogar, Ihre Durchlaucht laſſe ſich an allen Ecken und Enden betrügen; ſitze zwar manches Stündchen über dem Wirthſchaftbuch, addire andächtig und freue ſich königlich, wenn die Summe fünfzehn Pfennige weniger ergiebt, als die Leute aufgeſchrieben haben. Frage aber niemals nach den Marktpreiſen, nach der Verbrauchsmöglichkeit, und leſe, zum Beiſpiel, ruhig darüber hin, wenn ein Tageskonſum von ſechzig bis achtzig Eiern verzeichnet wurde. Um den Küchenzettel

kümmerte sie sich mit beinahe zärtlichem Eifer; für den Mann dünkte das Beste sie kaum gut genug; und Schweninger mußte harte Kämpfe bestehen, ehe er sie dahin brachte, daß sie den Liebsten nicht mehr durch eifriges Zureden zu Tafelexzessen verleitete. So recht gelangs erst, als sie merkte, wie gut dem Fürsten das Regime des neuen Doktors bekam. Seitdem hatte der pechschwarze, gar nicht nach der Kirchenschnur fromme Bayer ihr Herz gewonnen. Damit Ottochen ihn nicht fünf Minuten entbehre, kletterte sie auf ihren schwachen Beinen zwei Stiegen hinauf und herunter, um dem Professor die Cigarrentasche zu holen. Der hatte sie freilich in mancher schweren Stunde getröstet. Oft schlich sie nachts, wenn der Fürst unwohl war, auf bloßen Füßen, fast unbekleidet, in den Gang neben seinem Schlafzimmer, horchte, in einen Winkel geduckt, auf seine Athemzüge und mußte mit sanfter Gewalt von dem wachsamen Arzt ins Bett gebracht werden... Leicht ists nicht, die Frau eines großen Mannes zu sein; für die Johannen noch viel schwerer als für die Christianen. Diese Großen empfangen von den Nächsten meist mehr, als sie, die nie den „freien Kopf" des aus dem Geschäft heimgekehrten Durchschnittsbürgers haben, ihnen geben können. Diesen Unterschied empfinden nur feine Nerven. Bismarck empfand ihn und war unermüdlich in zartem Vergüten. Wenn er mit sanfter Stimme, noch immer im Ton des Bräutigams, Johanna ansprach, klangs wie eine Bitte um Entschuldigung: Sei nicht bös, mein Kind; mich schmerzt es ja selbst, ist aber nicht meine Schuld, daß ich Dir von meinem Leben nicht noch mehr geben konnte.

Nie hat er ihr zugemuthet, was wider ihre Natur war. Sie brauchte nur in die Gesellschaften zu gehen, die ihr behagten. Ihr Recht ließ er nicht kürzen. Einst hatte die Frau Königin (wie der alte Wilhelm den ihm angetrauten Feuerbrand nannte) herausgefunden, die Frauen der Minister säßen an der Hoftafel „weiter oben", als ihrem Rang gebühre. Eine Schranze erhielt den Auftrag, zu ergründen, wie der schwierige Herr der Wilhelmstraße sich zu einer Aenderung stellen würde. Der machte keine Staatsaktion daraus. „Meine Frau", sprach er, „gehört zu mir und darf nicht schlechter placirt werden als ich. Mich aber können Sie hinsetzen, wos Ihrer Majestät beliebt. Wo ich sitze, ist immer ‚oben'." Sprachs und kehrte dem begossenen Hofpudel den Rücken. Johanna selbst aber mochte ihre Pflichten und Rechte nach freiem Ermessen bestimmen; er durfte dem sicheren Takt ihres Herzens getrost vertrauen und wußte, daß sie sich inbrünstig bemühen würde, jedes Ding mit seinen Augen zu sehen. Diese Inbrunst half Johannen über die vielen Fährlichkeiten hinweg, die in solchem Erleben nicht fehlen konnten. Bismarcks Frau wäre aus

ihrem Glücksgefühl entwurzelt worden, wenn sie den Mann zu spornen, zu hemmen, mit kritischem Blick zu betrachten versucht, wenn sie dem Nutzen oder Nachtheil seines Handelns auch nur nachgefragt hätte. Kampf gegen die Orthodoxie beider christlichen Kirchen, gegen die „Hyperkonservativen", einen Kleist, einen Arnim sogar, gegen den ganzen Troß junkerlicher Deklaranten: Das waren harte Schläge für ein gut puttkamerisches Pommernherz. Doch er thats; und so mußte es sein und war wohl auch das Beste: sonst hätte ers ja nicht gethan. Diese Frau taugte für diesen Mann; die Addition gab keinen Bruch. Nach der täglichen Reibung des Dienstes fand er im Haus eine völlig unpolitische, nur von dem gesunden Egoismus der Familienmutter erfüllte Frau. Keine unkluge aber; kein Gänschen: schon ihre Briefe zeigen, daß sie regen Geistes war und höhere Bildung, namentlich höhere Empfindungfähigkeit hatte als manche aufgedonnerte Plauderdame. Fand eine Frau, die, all in ihrer Zärtlichkeit, doch den Mann nicht mit Arachnearmen umklammern, in lauter Liebe auflösen wollte, sondern in stummem Respekt vor seiner Lebensleistung stand. Johanna schwor darauf, daß in den endlosen Stunden öffentlichen Dienstes die meiste Zeit unnütz vertrödelt werde und ganz leicht erspart werden könnte, wenn die Kleinen den Großen nur ruhig gehen ließen. Vor seiner Arbeit aber, deren Werth sie sich nicht abzuschätzen getraute, hatte sie ehrliche Achtung. Und um diese Arbeit nicht mit beschwerlichem Anspruch zu stören, hatte sie sich neben der Werkstätte des Riesen ein kleines Leben für sich allein zurechtgemacht. Sprach er zu ihr, so war sie beglückt; blieb er schweigsam oder zog Andere ins Gespräch, so war gerade Solches ihm eben Bedürfniß. Ihre ewige Sorge war, durch ihr Versehen könne das winzigste Sandkorn ihm die Gedankenbahn beschweren. So leicht sie sonst heftig wurde: ihm hätte sie niemals mit schrillem Wort widersprochen; auch nicht, wenn er die empfindlichste Stelle berührte. Eines Mittags (ich war der einzige Gast, auch kein anderer Hausgenosse am Tisch) fragte er: „Ich habe da draußen allerlei fromme Traktätchen gefunden; wie kommt Das ins Haus?" „Ich habe sie für die Leute angeschafft, zur Erbauung." „Den Leuten steckst Du die Sachen zu? Das geht wirklich nicht, liebes Kind; ich muß mir ausbitten, daß in meinem Hause nichts getrieben wird, was an Seelenfängerei erinnert." Nie vorher und nie nachher hörte ich ihn auch nur mit so leiser Schärfe im Ton zu der Frau reden. Die schwieg; und hat im Haus wohl nie wieder erbauliche Schriften vertheilt. Aufs Schweigen verstand sie sich. Sie hehlte den Körperschmerz, saß still am Tisch, aß nichts und trank nichts und mochte nicht, daß mans bemerke. Stunden lang zwang sie sich abends den Schlaf aus den Augen,

sprach kaum ein Wörtchen, nickte für ein paar Minuten ein, horchte dann wieder auf und wehrte jeden Versuch, mit ihr Konversation zu machen, mit artiger Entschiedenheit ab. Wenn ein Fremder ihr Tischnachbar war und sich um Unterhaltungsstoff quälte, wies sie ihn mit leichter Kopfneigung an den Hausherrn, als wollte sie sagen: „Hören Sie da lieber zu! Das ist viel wichtiger; mir sind Sie gleichgiltig und ich — seien Sie nur ehrlich! — bins Ihnen auch." Ehrlich sein, sich geben, wie man ist, ohne Pose, ohne redensartliche Drapirung: Das war ihr die Hauptsache. Mit ihr brauchte man sich nicht zu beschäftigen; nicht im Hause und draußen erst recht nicht. Als ich, im Februar 1891, der wiederholten gütigen Einladung gefolgt, im Reiseanzug rekta an den Frühstückstisch geführt war und in dem von Schneelicht und praller Wintersonne erhelltem Gemach zum ersten Mal nun vor dem höflichen Hünen stand, grüßte ich, in der Erregtheit des Augenblickes, die Hausfrau flüchtiger, als sich ziemte. Später bat ich dann um Entschuldigung. „Weshalb denn? Daß Sie nur für ihn Augen hatten, fand ich ganz natürlich. Und alles Natürliche ist nach meinem Geschmack." Gerade die Unbeholfenheit der ersten Minuten hatte mir ihr Wohlwollen erworben.

Drei Jahre danach war der Generaloberst Fürst Bismarck (von dem ihm bei der Entlassung verliehenen Herzogstitel hat er nie Gebrauch gemacht) im berliner Schloß der Gast seines Kriegsherrn gewesen. Ueberall wurde von „Versöhnung", von wichtigen politischen Abmachungen geflüstert. „Glauben Sie nur ja kein Wort davon!" sagte die Fürstin. „Ottochen hat Ballgeschichten erzählt; von Politik war überhaupt nicht die Rede." Sie zeigte mir eine Photographie von der Einzugsstraße und ließ, nach ihrer Gewohnheit, manches kräftige Wörtlein über die Lippe. „Was mich dran freut, ist nur, daß Ottochen doch noch einmal in Gala durchs Brandenburger Thor gefahren ist; sonst..." Nachmittags, als wir von der Spazirfahrt heimkamen, hatte der Fürst auf einen dem Hause gegenüberliegenden Hügel gedeutet und gesagt: „Da, denke ich, werde ich mich einmal mit meiner Frau begraben lassen. Hier ists gastlicher als in Schönhausen, wo ich doch eigentlich schon lange ein Fremder bin." Abends, beim freundlichen Schein der altfränkischen Oellampe, nahm der Sinnende das Thema wieder auf und schien sich in humoristischer Ausmalung des Feierlärmes, der nach seinem Tode anheben würde, nicht genug thun zu können. Frau Johanna, die auf ihrem Sofa, unter Lenbachs Meisterbild des alten Kaisers, im Halbschlummer kauerte, schrak endlich auf und rief ganz verstört: „Aber Ottochen, wie kannst Du nur so traurige Sachen reden!" „Liebes Kind," war die Antwort, „gestorben muß einmal sein und ich will

wenigstens noch rechtzeitig dafür sorgen, daß mit meinem Leichnam kein Unfug getrieben wird. Ich möchte nicht, wie die Berliner sagen, eine schöne Leiche sein; eine mit der bekannten Aufrichtigkeit, die heimlich ‚Uff!' macht, inszenirte Trauerkomoedie, so zwischen Vogelwiese und Prozession, wäre so ziemlich das Einzige, was mich noch schrecken könnte." Die ward ihm von der tapferen Pietät des Sohnes erspart. Noch im selben Jahr aber mußte er, fern vom Sachsenwald, die Frau aufs letzte Lager betten.

Jeanneton, Nanne, das liebe Kind, den immer still kränkelnden, immer ein Bischen kümmerlichen Pflegling. Die Frau, die von seinem Blick lebte, nichts für sich begehrte, zu jeder Entsagung, jedem Persönlichkeitopfer für den Einzigen mit tausend Freuden bereit war. Der Gott, Natur, Ehemann sich zu beglückender Dreieinheit verband. Keine geistreiche, keine elegante, nicht einmal eine schöne Frau; auch das grau-blau-schwarze Auge mit der großen Pupille leuchtete längst nicht mehr im Glanz hoffender Jugend. Was sie an Schönheit hatte, war früh gewelkt. Doch sie war von den (nach Rochefoucaulds Wort) Seltenen, dont le mérite dure plus que le beauté. Die Treuste der Treuen. Der Mann, der an ihrer Bahre stand, hatte es ein Leben lang dankbar empfunden. Wen hatte er nun noch mit zarter Vaterhand zu betreuen, zu „eien", wie der Bräutigam einst verhieß, der galante Greis selbst noch so gern that? Die Brut war ihm lange entwachsen, hatte lange ihr eignes Nest gebaut... Als Eckermann, auch an einem Novembertag, in Göttingen erfuhr, Goethes Sohn sei gestorben, war „seine größte Besorgniß, daß Goethe in seinem hohen Alter den heftigen Sturm väterlicher Empfindungen nicht überstehen möchte." In Weimar war sein erster Weg dann zu Goethe. „Er stand aufrecht und fest und schloß mich in seine Arme. Ich fand ihn vollkommen heiter und ruhig. Wir setzten uns und sprachen sogleich von gescheiten Dingen; und ich war höchst beglückt, wieder bei ihm zu sein. Wir sprachen über die Frau Großherzogin, über den Prinzen und manches Andere, seines Sohnes jedoch ward mit keiner Silbe gedacht." Hohe Eichen lassen vom Wind die Krone nicht lange zausen. So wars auch in Varzin. Nach der Weiherede des Pastors brach der Witwer aus einem Trauerkranz eine weiße Rose, griff nach dem fünften Band von Treitschkes „Deutscher Geschichte" und ging auf leisen Sohlen sacht aus dem Zimmer. „Das soll mich auf andere Gedanken bringen", sagte er in der Thür. Das Band, das ihn fast ein halbes Jahrhundert ans Alltagsleben geknüpft hatte, war zerrissen. Die Frau nun doch „weggestorben". Die weiße Rose gebrochen. Nur die große Leidenschaft als Inhalt der Herrscherseele zurückgeblieben.

M. H.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 25. November 1905.

Nebelung.

Am Kalendertag des Einsiedlers Felix von Valois, den die Trinitarier zu ihren Stiftern zählten, waren seit der Unterzeichnung des zweiten pariser Friedensvertrages neunzig Jahre vergangen. Das Datum konnte gerade jetzt in deutschen Hirnen frohe und trübe Erinnerung wecken. Als, nach Waterloo und dem letzten der Hundert Tage, Vandamme bei Meudon geschlagen, Davout zum Rückzug gezwungen, Frankreichs Hauptstadt dem Sieger übergeben war, hatte Blücher an Knesebeck geschrieben: „Mein Tagewerk ist vollendet: Paris ist mein! Meinen braven Truppen, ihrer Ausdauer und meinem eisernen Willen verdanke ich Alles." Schnell hatten im Reich des Korsen die Heere der koalirten Mächte dann den Norden und Westen besetzt und Friedrich Dohna, Scharnhorsts Schwiegersohn, konnte die Rosse seiner tapferen Reiter in der Loire tränken. Hell glänzte, wie einst in der Fritzenzeit, Preußens Stern: die Wucht, der nie unnützlich ausschweifende furor preußischer Kerntruppen hatte in vier Tagen den Krieg entschieden. Frankreich war wehrlos. In Paris geboten Müffling und Pfuel; und der Saal in der Orangerie von Saint Cloud, der im Brumaire der Schauplatz des Staatsstreiches gewesen war, wurde nun die Werkstatt berlinischer Militärschneider. „Teufelskerle" nannte Kaiser Franz, als er in Blüchers Hauptquartier die Offiziere begrüßte, nicht ohne Neid die Preußen; und Metternich sagte offen zu Stein, ein österreichisches Heer hätte nach Ligny mindestens sechs Wochen zur Erholung gebraucht. An Lobsprüchen fehlte es den Männern Friedrich Wilhelms also nicht; nur greifbarer Lohn ward dem Sieger nicht gegönnt. Lord Castlereagh und Wellington hatten mit noch heute bewundernswerther Meisterschaft die Regie geführt. Die Abtrennung von Elsaß-Lothringen, sagt Treitschke, „war möglich, wenn die Alliirten sich zunächst unter

sich einigten und dann die Bourbonen in das verkleinerte Königreich zurückriefen; sie war unerreichbar geworden, wenn man darüber mit einem befreundeten König verhandeln mußte". Damit sie unerreichbar werde, ließ Wellington, ehe die drei Monarchen noch in Paris angelangt waren, unter dem Schutz britischer Bayonnette Ludwig den Achtzehnten in die Tuilerien einziehen. Durch diese List, schrieb Hardenberg in sein Tagebuch, war die Koalition in einen amphibischen Zustand versetzt. In den Hauptquartieren der beiden Kaiser ließ man sich die Ueberrumpelung gern gefallen; freute sich am Ende gar ihrer. Wars denn nicht Anmaßung, daß dieses kleine Preußen im belgischen Feldzug den Russen und Oesterreichern kein Lorberblättchen gelassen hatten? So flinken Nebenbuhlern auch freiwillig noch auf die Höhe zu helfen, wäre die größte Dummheit gewesen; schlimm genug schon, daß der Ruhm ihre Adler bestrahlte. Blücher bat seinen König, „die Diplomatiker anzuweisen, daß sie nicht wieder verlieren, was der Soldat mit seinem Blut errungen hat." Gneisenau forderte für Preußen Mainz, Luxemburg, Ansbach-Bayreuth und Nassau, für Bayern Entschädigung in Elsaß-Lothringen und schrieb an Hardenberg: „So hoch hat Preußen noch nie gestanden!" Das war vielleicht richtig; doch der Soldat sah nicht, daß Preußen im Rath der Großmächte vereinsamt war und die drei Verbündeten sich in dem Wunsch zusammenfanden, den Staat Friedrichs nicht zu gefährlicher Kraft heranwachsen zu lassen. Wenn Preußen erstarkte, war Oesterreichs deutsche Hegemonie, Englands Spielplan auf dem Kontinent bedroht; und wenn Preußen an seiner Westgrenze nicht mehr verwundbar blieb, war es auch nicht mehr auf Rußlands Wohlwollen angewiesen. Dazu kam der britisch-russische Wettbewerb um die Liebe der belle France. Wellington ließ seine Truppen im boulogner Wäldchen lagern und war ängstlich bemüht, den Nationalstolz der Franzosen und die besondere Eitelkeit der Pariser zu schonen. Alexander, der in Heidelberg unterwegs in den Dunstkreis der redseligen Frau von Krüdener, der Friedensbarbara, gerathen und von dieser flachen Modechiliastin zum Weltheiland geweiht worden war, ließ nur Milde noch von der gesalbten Lippe träufen und kündete der Menschheit, die Stunde christlichen Vergebens sei nun gekommen. Auch Metternich, der sein Oesterreich nicht den Gefahren oberrheinischer Machtstellung aussetzen wollte, mimte den sanftmüthigen Mann und mahnte, den Franzosen nicht Unerträgliches aufzubürden. Unbarmherzig und unerbittlich, hieß es, sind wieder nur die Preußen. Heischt ihr Staatskanzler nicht Saarlouis, Diedenhofen, Metz und blickt gierig gar nach Burgund? Wagt ihre Soldateska nicht, am Geburtstag des Königs ihre Quartiere zu illuminiren? Hat der unbeugsame Wille ihrer Feld-

Digitized by Google

herren nicht erreicht, daß die gestohlenen Kunstschätze ausgeliefert werden mußten? Trug am dritten Augusttag nicht das Haus ihres Königs die herausfordernde Inschrift: Parcere subjectis et debellare superbos? Im Ernst: auch dieser Vorwurf ward ihnen nicht erspart. Und die Deutung des vergilischen Spruches bewies selbst der Kurzsicht, daß der Gallierstolz noch nicht gebrochen war und die Bürger von Lutetia sich, trotz den Niederlagen, dem Weißen Schrecken, der Raserei blinder Parteiwuth, noch nicht als Unterlegene fühlten.

Zu verdenken wars ihnen nicht; denn um ihre Gunst warben mit hitzigem Eifer die beiden größten Mächte der Koalition. Für den vielleicht nicht allzu fernen Tag orientalischer Verwickelungen wollten Russen und Briten sich den französischen Beistand sichern und Alles deshalb meiden, was die Psyche des jäh von steiler Höhe herabgeworfenen Volkes unheilbar verbittern könne. England hoffte auf die Erhaltung der entente cordiale mit Frankreich, über die man sich im Januar verständigt hatte, und Lord Castlereagh betonte immer wieder, das einzige Ziel des Krieges sei die Beendung der Revolution gewesen, dieses Ziel sei erreicht und der Sieger dürfe an eine Veränderung des französischen Länderbestandes erst denken, „wenn sie dem Auge der Menschheit als eine nothwendige und sittlich gerechtfertigte Maßregel erscheinen wird". Einstweilen müsse er Frankreichs Versprechen glauben; werde er durch kriegerischen Ehrgeiz wieder enttäuscht, dann sei es Zeit, noch einmal zu den Waffen zu greifen. Jetzt müsse man den legitimen König gegen Verschwörer und Rebellen stützen, ihm die Reorganisation des Heeres erleichtern, der besiegten Nation milde Behandlung gewähren. „Die Koalition verringert selbst ihre Macht, wenn sie den König entehren oder im Ansehen mindern läßt." Capodistrias, der, mit Nesselrode und Pozzo di Borgo, in Paris für Rußland das Wort führte, mochte hinter so lockendem Angebot nicht zurückbleiben. Nur gegen Bonaparte, las man in der Denkschrift des in alle Sättel gerechten Griechen, haben wir Krieg geführt, nicht gegen Frankreich; die Gebote christlicher Sittenlehre würden verleugnet, wenn wir dem unschuldigen Lande das Gewaltrecht des Siegers aufzwängen. Unsere Aufgabe kann nur sein, die Legitimität zu wahren und das alte Herrscherhaus der Bourbons vor neuer Erschütterung zu schützen. Gentz selbst, das Füchslein, sprach mit sittsamem Tadel von den „engherzigen Anschauungen" der Preußen, die aus einem nur gegen den Jakobinergeist geführten Krieg territorialen Vortheil zu ziehen suchten. Und die preußischen Staatsmänner waren doch wirklich bescheiden. Vom Elsaß, von Lothringen forderten sie nichts; im Elsaß sollte, nach Steins Vorschlag, Erzherzog Karl von Oesterreich regiren (den aber Bruder Franz lieber im Pfefferland gesehen hätte). In neun Jahren

hatte Frankreich die deutschen Staaten dreimal zum Kriege gezwungen. Wars da unbescheiden, daß Hardenberg Ersatz der Kriegskosten, Erfüllung des im ersten pariser Friedensvertrag Versprochenen und eine greifbare Friedensbürgschaft verlangte? Daß er, nach dem Schlachtruf eines deutschen Dichters, Vaubans Stachelgurt von Frankreichs Grenze reißen und seinem Adlerland an der Saar und der oberen Mosel starke Stützpunkte schaffen wollte? Napoleon hatte dem armen Preußen mehr als fünfzehnhundert Millionen Francs abgepreßt; nur zwölfhundert forderte Hardenberg jetzt für die vier koalirten Mächte von Frankreich. Wie nach ihm ein größerer Preuße, sah und sagte auch dieser Kanzler schon, daß der Krieg nicht nur gegen die Revolution und die Parvenuherrschaft geführt worden sei, sondern gegen Ludwig den Vierzehnten, gegen die seit der Zeit des Sonnenkönigs ruhelose Eroberergier der Franzosen; prophezeite auch er, selbst im Vollgenuß mildester Friedensbedingungen werde Frankreich den Tag von Waterloo niemals dem Sieger verzeihen. Doch weder sein sachlicher Ernst noch Humboldts dialektische Kunst vermochte Etwas über den Rath der Drei; sogar dem Freiherrn von Stein verschloß sich jetzt Alexanders Ohr; und Gneisenaus Memorandum, der letzte Versuch, das Herz des Zaren zu rühren, wurde mit kühlem Dank zu anderen Akten gelegt. Seit Oesterreich die deutsche Sache verrathen hatte, blieb keine Hoffnung. Stein war noch so naiv, Briten und Russen vor dem Glauben zu warnen, Deutschlands Leid könne ihrer Politik nützlich sein. Nützlich? Wer dachte an Nutzen? Einer noch selbstloser als der Andere; und Alle hinter moralischen Bedenken fest verschanzt. Castlereaghs frommer Blick hing in Ehrfurcht an dem „Auge der Menschheit". Metternich erschauderte bei dem Gedanken, der Heilige Krieg wider den rebellischen Satanas könne in einen profanen Eroberfeldzug ausarten. Capodistrias rief, die Politik dürfe nicht entsittlicht, Gewalt nicht der Grundsatz der Staatskunst werden. All honourable men. Und Talleyrand konnte lachen.

Der Kluge nützte die Stunde. Er wußte, daß von den drei Größten nichts Schlimmes zu fürchten sei. Hatten sies nicht ruhig eben erst hingenommen, als der von ihrer Gnade regirende König den koalirten Heeren, wider die übernommene Pflicht, Rechnung und Sold schuldig blieb? Nur Preußen (das zu arm geworden war, um sich in Geldsachen den Luxus der Nachsicht erlauben zu können) hatte durch Androhung von Requisitionen das ihm Gebührende endlich erlangt. Die Antwort auf die für den Friedensschluß wichtigsten Fragen hing aber nicht von Preußen ab. Als der Zar, um den Deutschen einen Beweis väterlichen Wohlwollens zu geben, im September eingewilligt hatte, Landau, Saarlouis und ein Stück des Maasufers zu fordern, that Talleyrand,

als muthe das Ultimatum der vier Verbündeten dem Haus Bourbon unauslöschliche Schmach zu. Bisher, hieß es in seiner feierlichen Septembernote, hat der Allerchristlichste König die vier Vettern als Bundesgenossen gegen den Aufruhr betrachtet; das Ansinnen, von dem alten Frankreich auch nur eine Scholle abzutreten, würde er, würden auch die von ihm Bevollmächtigten gar nicht erst zur Kenntniß nehmen. Viel war jetzt ja nicht mehr abzuhandeln. Die Sprache des nie zu verblüffenden Ministers und seines Königs, die man ein hochmüthiges Gewinsel nennen könnte, wirkte auf den in die Heilandsrolle gewöhnten Alexander immerhin so stark, daß er, trotzdem nun selbst Wellington „eine moralische Lektion" nöthig fand, die Grenzfestungen Condé und Givet von dem Wunschzettel strich. Die Reinheit der Absicht, der Geist der Mäßigung und Uneigennützigkeit, die den Staatenbund unüberwindlich gemacht haben, müssen auch beim Friedensschluß sichtbar werden: so hatte zwei Wochen vorher der russische dem preußischen Staatskanzler gepredigt. Der Tag der Heiligen Alliance war gekommen. Mit eigener Hand schrieb der Freund der Krüdener die Urkunde, die alle christlichen Könige einlud, dem Bund beizutreten, dessen einziger Souverain „unser göttlicher Erlöser Jesus Christus" sein solle. Mit eigener Hand schrieb Friedrich Wilhelm sie sauber ab. Und da Metternich meinte, das leere Geschwätz könne weder den Papst noch den Sultan ernstlich kränken, meldete auch Kaiser Franz sich als Bundesmitglied. Der Gossudar rief: und Alle, Alle kamen. Nur England blieb fern, weil Castlereagh, mit schärferem Blick als der österreichische Kanzler, die Möglichkeit voraussah, eines Tages die Türkenmacht gegen Rußland zu brauchen. Der Zar konnte getrost abreisen, der Friedensvertrag unterzeichnet werden. Am zwanzigsten November. Preußen bekam Saarlouis, das Besatzungrecht in Luxemburg und fünfundvierzig Millionen. Alexander der Erste hatte den Grundstein zu dem Haus gelegt, dessen Richtfest wir Alexander den Dritten mit den Häuptern der Republik Gambettas feiern sahen. England, das sich im ersten Pariser Frieden Malta und Ceylon, das Kapland und die Seschellen, Helgoland und andere werthvolle Kleinigkeiten gesichert hatte, trug von dem zweiten das Protektorat über die Jonischen Inseln heim und war im Mittelmeer nun fast unüberwindlich geworden. Doch die Hauptfreude der Drei war: Preußen hatte nichts Wesentliches erreicht, Deutschland das alte Erbtheil nicht zurückgewonnen, Mitteleuropa blieb, wie es von Richelieu gewollt war. Und England, Oesterreich, Rußland hatten sich münzbaren Anspruch auf die Dankbarkeit der Franzosen erworben.

*

Als in Paris die großen Herren die Feder eintauchten, um den Friedensvertrag zu unterschreiben, wurde im märkischen Dorf Schönhausen ein acht-

monatiges Knäblein gestillt, das berufen war und auserwählt ward, diesen Vertrag mit der Degenspitze zu durchlöchern. Was hörte das erwachsende Kind? Daß die Landsleute, um den fremden Eroberer aus den Grenzen der Heimath zu jagen, Gold und Silber, die Eheringe sogar eingeschmolzen, gedarbt und die magere Kost mit Zinn oder schlechtem Blei zertheilt und in den Gaumen befördert hatten. Daß nach solcher nationalen Anstrengung das schwere Werk abergelungen war; auch, als es wiederholt werden mußte, gelungen. Zwei siegreiche Kriege: und doch kein nennenswerther Ertrag. Noch murrte das Preußenvolk, flüsterte mit gefurchter Stirn, bessere Zeiten könnten erst kommen, wenn es selbst, statt der trägen Fürsten und schwachgemuthen Edlinge, die Leitung der Staatsgeschäfte übernommen habe; und mancher Patriot sprach zornig Blüchers Novemberwort aus dem Jahr 1815 nach: „Preußen und Deutschland steht, trotz all seinen Anstrengungen, immer wieder als der Betrogene vor der ganzen Welt da." Gewiß hats der Sohn Wilhelminens Mencken früh gehört; vielleicht auch das tröstlicher klingende, das Karl von Villers, ein in deutscher Wissenschaft heimisch gewordener Franzos, 1806 den Trauernden zugerufen hatte: „Die französischen Heere haben die deutschen geschlagen, weil sie stärker sind; aus dem selben Grund wird der deutsche Geist den französischen einst besiegen". Als aus dem Knaben ein Jüngling geworden war, erfuhr er noch mehr. Wie Hardenberg vorausgesagt hatte, war Waterloo nicht vergessen. Das Rachegericht brodelte über langsamem Feuer. Der Bourbon wurde weggeschickt, weil er die Revanche schuldig blieb, der Napoleonide mit Jubel begrüßt, weil sein Name sie hoffen ließ. Den Briten, Russen, Oesterreichern war Sieg und Einzugstriumph verziehen, nur der Prussien im ganzen Lande verhaßt. Auch im Elsaß, dessen „entdeutsche Zucht" Rückert bejammert hatte; auch dort pries der Bürger sich glücklich, weil er bei Frankreich geblieben war. Neue Kombinationen und Gruppirungen waren entstanden; noch aber lebte in Paris und London, Wien und Petersburg der alte Wunsch, dem Fritzenstaat den Weg auf den Machtgipfel zu sperren. Das dünkte den zum Mann gereiften schönhäuser Junker nur ganz natürlich. War von den Vieren denn zu verlangen, daß sie ihren Besitz und ihre Hoffnung freiwillig mit einem Fünften theilten? „Wo Eines Platz nimmt, muß das Andre rücken; wer nicht vertrieben sein will, muß vertreiben: da herrscht der Streit und nur die Stärke siegt". Stark mußte Preußen werden, so stark, daß es den Widerstand einer einzelnen Großmacht nicht zu fürchten brauchte. Und bescheiden mußte es bleiben, durfte noch lange nie allzu laut reden, mit Weltgebietermiene sich niemals vordrängen und, wie günstig auch die Konjunktur schien, nur um großen Gegen-

ſtand ſich regen. Denn noch immer waren Koalitionen möglich; ſchlimmer dräuende ſogar, als Wenzel Kaunitz ſie gegen Fritz geplant hatte.

Aus dieſem Gedankengang iſt Bismarck ans Steuer getreten; und daß er gut durch Klippen und Nebel gelenkt hat, wagt heute Keiner mehr zu leugnen. Er ſaß im Vereinigten Landtag, als Zar Nikolaus zu Lamoricière, dem Geſandten Frankreichs, ſagte, wenn wider Erwarten der für die Einigung der deutſchen Stämme geeignete Mann ſich fände, si cette masse en armes devenait menaçante, ce serait notre affaire à vous et à moi. (Alſo, nur ohne Krüdenerphraſen, Fortſetzung der Politik Alexanders.) Er war ſchon für den Bundestag auserſehen, als Neſſelrode, um die fünfundzwanzig Herrſcherjahre Nikolais zu verherrlichen, ſeinem Kaiſer die (in Deutſchland allzu wenig bekannte) Denkſchrift vorlegte, in der die Auflöſung des läſtigen franko-britiſchen Bündniſſes geprieſen, die Preußen in den Tagen von Warſchau und Olmütz angethane Schmach verzeichnet und dem ruſſiſchen Schiedsrichter der Ruhm zugeſprochen iſt, d'avoir préservé tout à la fois l'Allemagne d'une nouvelle guerre de trente ans et l'Europe d'une conflagration générale. Wars eine Kleinigkeit, in dieſem Europa, ohne einen ſtarken, zuverläſſigen Freund, das Deutſche Reich zu gründen? Die Habsburg-Lothringer aus Deutſchland zu drängen, in Böhmen zu ſchlagen und gleich danach zu verſöhnen? Rußland den Sieg über Frankreich hinnehmen zu laſſen? Unter den Augen Britaniens, der zur See und damals auch noch als Handelsbeherrſcherin unangreifbaren Weltmacht, im Weſten und Oſten Afrikas die deutſche Flagge zu hiſſen? Und Alles ohne den Beiſtand der Oeffentlichen Meinung, die ſeit der Revolution (deren Wehen ſie erſt entbunden ward) der Sympathie eher als dem Intereſſe zu folgen pflegt und dem ſtörrigen Markjunker nie verzeihen konnte, daß er, weil er die Stoßkraft ſeines Landes ſtärken mußte, die Demokratie nicht aufkommen ließ. Auf wechſelnden Wegen ſchritt er ans Ziel und ſchämte ſich gar nicht, eine Strecke weit auch zu kriechen, wenn ein dem Vaterland erſprießliches Hälmchen aus dem Boden zu raufen, aufrecht nicht unverletzt durchs Dickicht zu kommen war. Mit Rußland muß man ſich, ſo lange es irgend geht, auf guten Fuß ſtellen: ſonſt fühlen die Weſtmächte ſich als Herren unſeres Schickſals und aus der polniſchen Ecke zieht ein Gewitter herauf, das mit Blitz und Schlag auch unſerem Verhältniß zu Oeſterreich gefährlich werden kann. Italien iſt für eine Weile zu brauchen; ehe es ſich gefoppt fühlt und merkt, daß ſein Lebensintereſſe es an Frankreich weiſt, muß es entbehrlich geworden oder erſetzt ſein. Mit Frankreich iſt noch auf Jahrzehnte hinaus und vielleicht länger nichts zu machen; in Europa muß mans drum vom eigenen Fett

zehren lassen, in seinem Kolonialreich ihm, wo man irgend kann, vorwärts helfen; und wachsam vorsorgen, daß neuer Preußenhaß ihm nicht aktive Bundesgenossen wirbt. Bleibt England. Bis wir so weit sind, daß die Auseinandersetzung mit dem Inselreich (wegen des Siedlungraumes und des Marktabsatzes) unvermeidlich wird, fließt viel Wasser durchs Rheinbett. Und dann hängt die Entscheidung an der Frage, ob Rußland zu einem asiatischen Krieg bereit und gerüstet oder den Weg aller Orientmächte gegangen ist. Warum jetzt schon dran vordenken? Keiner hat der Vorsehung je in die Karten geguckt.

So sah Bismarck deutsche Staatsmannspflicht. Nie hat er ernstlich über des Nachbars böses Trachten geklagt; that ers, dann wars Phraseologie für den Haufen. Nie darüber gejammert noch auch nur gestaunt, daß die in älterem Besitzrecht Wohnenden dem jungen Reich das Leben sauer machten. Das war die natürliche Folge langer Zersplitterung und Ohnmacht; und in mancher Wirkung auf den Volksgeist sogar recht heilsam. Nie hat er nach der Rolle des arbiter mundi gelangt, ist nie die flink vorauseilende Zunge künftiger Thaten geworden. Sein Deutschland sollte nicht ängstlich, doch bescheiden sein; vor Händeln sich hüten, unvermeidbare aber, wie Laertes, so wacker ausfechten, daß dem Gegner die Spur empfangener Stöße die Lust nach neuer Herausforderung wehre. Der 1815 Geborene fand, Preußen und Deutschland habe es in kurzer Frist weit genug in der Welt gebracht, dürfe nicht muthwillig nun den Neid der Götter und Menschen reizen, müsse sich, wenn nicht Ehrennothwehr es auf den Plan rufe, eine beträchtliche Weile still halten. War diese Meinung etwa nicht richtig? Wer den Frankfurter dem Pariser Frieden verglich, mußte erkennen, daß die Machtstellung Deutschlands, trotzdem es nicht neue Freundschaft erworben hatte, über alles Ahnen hinaus gestärkt war. Und was sind im Leben eines Volkes fünfundfünfzig Jahre? Eben so lange (und länger vielleicht) mußte der Germanenstaat sich nun gedulden, bis er ohne Fährniß wagen durfte, seine Grenzen zu weiten; und schweigend inzwischen sich rüsten.

*

Oft hat bekümmerter Patriotismus nach dem Ursprung des Zwistes gefragt, der den alten Kanzler von der Seite des jungen Kaisers riß. Hier ist er. Nicht das Persönliche wars. Das hätte Bismarck, seufzend zwar, hingenommen. Auch nicht die Behandlung der Sozialdemokratie. Daß er mit der nicht so schnell, wie sein Jugendmuth hoffte, „allein fertig werden" könne, hätte Wilhelm der Zweite bald eingesehen. Unvermeidlich war die Trennung nur, weil über Deutschlands internationale Politik keine Verständigung mehr möglich war; über die Weltpolitik im weitesten Sinn des mißbrauchten Wortes. Im

dritten Bande der „Gedanken und Erinnerungen“ hat ein starkes, von Leidenschaft diktirtes Kapitel die Genesis dieses Zwiespaltes erzählt. Das werden die heute Mündigen nun wohl leider nicht lesen. Glaubt denn aber die große Schaar der Bismarckbewunderer, ihr Heros hätte sieben Jahre lang so schroff, wie ers that (und schroffer war es nicht vorstellbar), der Politik des Kaisers opponirt, wenn sie seinem vorausdenkenden Sinn nicht unheilvoll erschienen wäre? Schätzt ihre Biertischbegeisterung ihn so gering, daß sie hinter all seinen Stachelreden nur den winzigen Groll des weggejagten Lakaien sucht? Der sprach nicht aus dem großen Greis; sondern die Ueberzeugung, daß die Methode kaiserlicher Politik das Reich nach kurzer Glanzzeit in Lebensgefahr reißen müsse. Das hat der Fürst hundertmal ohne Menschenfurcht ausgesprochen. Der Psychologe konnte sich über den Gegensatz nicht wundern. Ein Landedelmann, d n die enge und karge Preußenwirthschaft erzogen hatte, mußte Deutschlands Pflicht und Rechtsanspruch anders sehen als ein im Glanz frisch gefirnißter Kaiserei Erwachsener, der obendrein noch der Sohn Viktoriens und ihres in prunkvoller Repräsentation und unklarem Machtgefühl schwelgenden Friedrich war. Der hielt, wie sein Manager später einmal gesagt hat, vielerlei Kombinationen für möglich (und keine vielleicht für ganz unmöglich). Der konnte inbrünstig glauben, was in dem einen Jahrzehnt zwischen 1860 und 70 gelungen war, sei auf weiterem Feld in eben so kurzer Frist des Geschickes Mächten abzuringen. Damals: Deutschland geeint; jetzt: Deutschland in der Welt vornan. Von der Hand des Ahnen das Schwert, von der Hand des Enkels der Dreizack geschmiedet. Damals die Auseinandersetzung in den Grenzen des alten Reiches, wozu ja auch die Rückeroberung von Elsaß-Lothringen gehörte; jetzt die der deutschen Vitalität gebührende Gebietserweiterung. Eins wurde dabei zunächst leider vergessen. Als König Wilhelm sich das zum Machterwerb nöthige Werkzeug schuf, hatte er nicht vor Europens Ohr gesagt: Ich brauche das Heer, um Dänemark, Oesterreich, Frankreich niederzuwerfen. Hätte er so gesprochen, dann wäre selbst der genialste Minister nicht ans Ziel seines Willens gelangt. Wilhelm der Zweite war seit 1890 nicht vom Genie bedient, wollte es nicht sein: und sieht heute keinen seiner dominirenden Wünsche erfüllt. Vielerlei ward versucht, doch nie krönte fortwirkender Erfolg das unermüdlich erneute Mühen. Aus allen Erdtheilen kam Enttäuschung. Wäre Bismarck der Wicht gewesen, als den mancher „Verehrer“ ihn sieht: noch im Grab könnte er triumphiren.

Er ruht; und keine Kunde aus seinem Deutschland dringt in die Gruft unter Tannen. Parva licet componere magnis? Da Herodot die skythische der attischen Küste, Vergil die Arbeit der Bienen dem Wirken kyklopischer

Blitzschmiede vergleicht, mag auch heute noch dem Kleinen gestattet sein, nach dem Größten sich vor den Blick zu stellen. War es Spottlust, Skandalsucht, perverse Freude am Aergerniß, was mich trieb, immer wieder auf die Fehler und Irrungen wilhelminischer Politik hinzuweisen, seit dreizehn Jahren, doch nicht ganz ungefährdet, stets vor der Exponirung des in der Volkheit Ersten zu warnen? Abneigung von dem Rednerstil, dem Kunstgeschmack des Mannes, der, wie er auch als Persönlichkeit beschaffen sei, auf seinem hohen Sitz als ein blinkendes Feldzeichen, dem fernsten Betrachter sichtbar, über die Nation hinleuchtet? Nur ein gewissenloser Halunke ließe sich von so niedriger Regung verlocken. Und wie müßte man über die Gebildeten eines Volkes urtheilen, die zu Abertausenden, in von Jahr zu Jahr wachsender Schaar, so unwürdigem Gaukelspiel Auge und Ohr liehen? Nein; und wenn armsälige Schreibsklavenseelen es noch so oft auf Befehl wiederholen: kein werthvoller Mensch glaubt an die Mär von aretinischer Geilheit nach Skandal, von der Spekulation auf Klatschsucht und noch ekleren Trieb des Heerdenthieres, das auf zwei Zinken in die Sonne stiert. Die Erkenntniß, manchmal vielleicht nur die Ahnung nahender Gefahr hieß mich reden; und weil Hunderttausenden längst die selbe Sorge mit dunklem Fittich durchs Hirn schwirrt, fand auch die schwache Stimme Gehör. Die sich daran ärgern, sollten das Ueberwuchern der offiziellen und offiziösen, der konservativen und liberalen Lüge hindern. Wenn nicht beinahe alle Quellen, aus denen die Oeffentliche Meinung den Durst zu stillen gewöhnt war, vergiftet wären, drängten sicher nicht so Viele an den schmalen Born. Irgendwo muß ausgesprochen werden, was ist; heute noch, wie vor neunzig Jahren. Als, nach dem zweiten Pariser Frieden, der Deutsche Bund durch seine Sprachrohre täglich freche und alberne Lügen ins Volk schreien ließ, schrieb Görres grimmig in seinen „Merkur": „Wie die Vendomesäule ein fortwährendes Zeichen unserer Schande ist, so soll im Rheinischen Merkur die fortwährende Protestation des Volkes gegen alles Halbe und Schlechte niedergelegt werden, auf daß die Nachwelt erkenne: die Zeitgenossen waren damit nicht einverstanden!" Das ist kein bequemes Programm; doch kann die Noth der Zeit es erzwingen.

Sie zwingt auch, 1905 wie 1815, zu unverzierlichter Rede. Wir sind wieder allein; und der Kanzler läßt, auch darin Hardenberg sehr unähnlich, in seiner Zeitung nun Elegien über das bitterell Unrecht anstimmen, das die Nachbarschaft unserem frommen Sinn Tag vor Tag thue. Der deutschen Politik wird ruhige Würde, Festigkeit, Wahrhaftigkeit nachgerühmt, der Ankläger schwarm als skrupelloses Gesindel geschildert. Auf die Rundfrage einer pariser Zeitschrift seien fast nur Antworten eingelaufen, in denen Deutschland beschimpft

wird. Das wenigstens ist richtig. Aber für uns auch erfreulich? Die Frage (deren Form mir Deutschlands Anspruch auf konventionelle Höflichkeit zu verletzen schien und die ich deshalb nicht beantwortet habe) war an die bekanntesten Politiker und Publizisten aller Länder gerichtet; und daß ihr Spruch jetzt fast einstimmig so schlecht lautete, kann uns nicht gleichgiltig sein. Statt zu greinen, sollten wir lernen; statt mit frommem Augenaufschlag über Undank zu jammern, unsere Fehler erkennen. Oder dürfen wir etwa, wie Herr Chauvin, nicht mehr einräumen, daß auch wir irren und straucheln? Was da oder dort ein Reporter erfindet, zählt nicht; was uns von ernsthaften Leuten vorgeworfen wird, ist selten ganz unbegründet. Wir haben zu ungeduldig ins Weltarbitrium der überlegenen Großmacht gestrebt, oft zu laut geredet, in zu viele Töpfe geguckt, das Geschäft und die Ruhe gestört; und sind zu oft nach hastigem Anlauf zurückgewichen. Ohne schwächliche Schonung muß den Regirenden gesagt werden, daß keine einzige ihrer Rechnungen gestimmt hat. Und auch die noch ausstehenden wird der Empfänger nicht honoriren. Trotz allen Freundschaftbeweisen, trotzdem jetzt kein deutsches Kriegsschiff gegen die makedonische Lüderwirthschaft demonstrirt, wird der Padischah nicht aus Zärtlichkeit fürs Deutsche Reich die Gläubigen zum Heiligen Krig wider Briten und Franken aufrufen. Trotz all unseren Komplimenten und Präsenten, allem angelsächsischen Familienzank werden die Vereinigten Staaten in der Entscheidungstunde nicht gegen England zu haben sein. Auf der seit 1890 beschrittenen Bahn gehts wirklich nicht weiter. Gute Kinder hoffen nun zwar auf die neuen Kreuzer und Torpedoboote, die der Reichstag bewilligen soll und wird. Die ändern aber nur unsere absolute Wehrkraft, nicht ihr Verhältniß zu der anderer Staaten und Staatengruppen. Und wenn sie zu spät fertig würden? Wenn England im nächsten Lenz die Blutprobe wagt? Die Furchtlosesten rechnen mit dieser Möglichkeit, auch in unserer Armee und Marine; und im verbündeten Italien wird schon von allen Seiten bang erklärt, während eines britisch-deutschen Krieges (der ohne Mitwirkung Frankreichs, also den casus foederis, doch nicht mehr zu denken ist) müsse das Land der neuen Römer selbst den Schein der Einmischungabsicht meiden. Rußland ohnmächtig; die Franzosen durch thörichte Mißgriffe deutscher Dilettanten endlich wieder in Britaniens Arme getrieben und fest überzeugt, daß ihre Feldartillerie und Gewehrmunition besser ist als die deutsche; in Asien Japan, in Afrika, wo ein kurzsichtig vorbereiteter Feldzug den Nimbus des deutschen Namens geschmälert hat, die mit geringem Kostenaufwand leicht noch zu schürende Wuth der Schwarzen als Helfer; seit dem vorigen Sommer auch von Deutschland eine nur Englands besonderen Interessen nützliche Neutralitätpflicht anerkannt, die dem Kontinentalreich im Kriegsfall die wichtigsten

Etapenſtraßen ſperren muß: günſtiger könnte die Gelegenheit für die Enkel der Caſtlereagh und Wellington kaum ſein. Wer Das ſagt, plaudert kein Staatsgeheimniß aus. In allen Kaſinos und Offiziermeſſen wird davon geſprochen, in vielen Induſtriekontoren und Bankbureaux ſeit Wochen das Für und Wider erörtert. Ohne Furcht; nicht ohne Sorge. Rußlands Zuſtand würde uns wohl erlauben, die Oſtgrenze zu entblößen; wären wir dann aber noch vor einem Polenaufſtand ſicher? (Seltſam iſt übrigens, daß Niemand fragt, wer die ruſſiſchen Strikes und Putſche, die doch nicht billig und nicht, wie im Weſten, aus vollen Kaſſen organiſirter Arbeiterverbände zu nähren ſind, denn eigentlich bezahle.) Und ſeit wir die letzte, als herrlichſter Triumph ausgeſchriene Dummheit gemacht, ſeit wir Frankreich gezwungen haben, ſich mit uns über das Programm der Marokko-Konferenz zu einigen, fehlt uns der triftigſte Grund, für die Koſten eines recht unſicheren Seekrieges uns reichlichen Erſatz über die Vogeſen zuholen.

*

Für ein Halbjahrhundert ward 1870 genug erreicht. Wenn das Deutſche Reich achtzig Millionen Menſchen zählte, konnte es weiter zu Europa reden. Die Zwiſchenzeit mußte zu ſtillſter Vorbereitung benutzt werden. Werthe ſchaffen, Handel treiben und keinem Nachbar oder Vetter verrathen, daß man expanſive Politik plane: Das mußte die Loſung ſein. Zu ſpät. Kriegsſchiffe bringen das Verlorene nicht zurück. Kriegsſchiffe ſind als moderne Maſchinen auch nach Togos leichten Siegen noch unerprobt, ſind aber der ſichtbarſte, für den Gegner greifbarſte Ausdruck der Kapitalkraft des Landes, das ihnen die Flagge gab. An Kapitalkraft iſt aber Deutſchland leider noch nicht „in der Welt vornan"; kann es von England auch ohne Koalition überboten werden. Was alſo ſoll nun geſchehen? Wollen wir auf Eduards Huld hoffen, warten, bis er dem Neffen wieder freundlich lächelt, oder auf eine Karte den höchſten Satz wagen? ... Wie wäre es, wenn man Briten und Franzoſen erſuchte, in Paris ſich, ſtatt in Algeſiras, mit uns zu offener Ausſprache an den Konferenztiſch zu ſetzen? Die Väter haben dafür geſorgt, daß die Söhne, ſo viel ihre Haſt auch verſäumt hat, 1905 nicht behandelt würden, wie die Heucheltrias 1815 deutſche Menſchen behandeln durfte.

Lebensfahrt.

Bänger fühl' ich jetzt, beklommen,
Wie die Barken, drin wir schweben,
Fern vom Strand der Schatten kommen,
Fern zum Strand der Schatten streben —
Und den Leuchtthurm, der mir nannte
Schimmernd einen nahen Port,
Seh' ich weit in unbekannte
Meere schwinden fort und fort.

Selig hab' ich einst den Nachen,
Thau im jungen Haar, bestiegen,
Daß die Wellen flüsternd sprachen:
Kannst die Ferne Du besiegen?
Welle wiege, Welle gleite —
Singend stand ich leicht im Kahn;
Doch je länger ich ihn leite,
Länger leitet mich die Bahn.

Und seit sich mein Herz besonnen,
Daß ich nie den Hafen sehe,
Ist mir süß in Duft zerronnen
Alles Suchens Lust und Wehe.
Träumend wieg' ich mich im blauen
Meer: auch Stillestehn ist gut.
Kann ich nicht das Ziel erschauen,
Schau ich tief doch in die Fluth.

Wien. Hans Müller.

Spencer und Comte.

Das deutsche „und" in „Goethe und Schiller" oder in „Kant und Hegel" ging Schopenhauer und Nietzsche empfindlich wider den Strich. Das Verschmelzen zweier Namen von großem Klang verwischt im Assoziationprozeß die fügsame Feinheit der persönlichen Note, so daß sich unvermerkt eine firmahafte Einerleiheit oder Gleichwerthigkeit der beiden Vereinigten einzuschleichen pflegt.

Die philosophiegeschichtliche Rubrizirung hat noch ein sträfliches „und" gezeitigt: Comte und Spencer. Als Spencers Name zuerst nach Deutschland herüberdrang, wurde er sogleich „stellungpflichtig". Die Lehrbuchschreiber nahmen

ſein Nationale auf, kleideten ihn dialektiſch ein, zogen ihm die Uniform Comtes an: und ſo avancirte Spencer in den Rangliſten der philoſophiegeſchichtlichen Lehrbücher zum Compagniechef im Garderegiment des comtiſchen Poſitivismus. Mochte Spencer noch ſo energiſch dagegen Einſprache erheben und um Verſetzung in eine andere Truppengattung bitten: es half nicht. Comte und Spencer: dabei blieb es. Er mußte Ordre pariren. Pardon wurde ihm nicht gegeben.

Seit einigen Jahren plaidire ich für eine Reviſion dieſes für beide Theile fatalen „und". Mir iſt längſt klar geworden, daß Spencer letzter Ausläufer oder Nachzügler der deutſchen Naturphiloſophie (Schelling, Oken, Von Baer) und nicht Schleppenträger Comtes iſt. In meiner Sammlung „Berner Studien zur Philoſophie und zu ihrer Geſchichte" haben mehrere meiner Schüler, noch zu Lebzeiten Spencers, die Frage erörtert, wie ſich Spencers Weltanſchauung zur klaſſiſchen Philoſophie der nachkantiſchen Schule verhält. Da Spencer aber in ſeinen Werken keinerlei Hinweis auf deutſche Vorgänger giebt und uns auch bekannt war, daß der größte engliſche Philoſoph kein deutſches Buch leſen konnte, ſo hielten wir die ſich aufdrängenden Analogien zwiſchen Spencers Agnoſtizismus und Evolutiontheorie mit Kants Unerkennbarkeit des „Dinges an ſich" und Schellings Entwickelunglehre für eine logiſche, nicht aber für eine hiſtoriſche Kontinuität. In der logiſchen Kontinuität folgen nämlich gewiſſe Gedankengänge, ſofern die Prämiſſen gleich ſind, aus anderen, in der hiſtoriſchen nur auf andere; die hiſtoriſche bietet ein post hoc, die logiſche ein propter hoc. Da wir die Fäden, die Spencer mit den deutſchen Naturphiloſophen verknüpfen ſollten, nicht ſehen konnten, mußten wir uns dabei beſcheiden, ſeinen Schellingianismus als die logiſche Konſequenz ſeines eigenen Denkens, aber nicht als unmittelbare Einwirkung der Schellingianer zu deuten.

Heute liegt nun neues Aktenmaterial vor und ich kann die Reviſion des Prozeſſes Spencer c/a Comte mit ganz anderem Nachdruck fordern als früher. Ich habe hier ſchon von Spencers Autobiographie geſprochen, deren deutſche Uebertragung (von meiner Tochter Helene und mir) bei Robert Lutz in Stuttgart erſchienen iſt. An dem da geſammelten Quellenmaterial können die Lehrbuchſchreiber künftig nicht mehr vorübergehen. In ſeinen Selbſtbekenntniſſen ſpricht ſich Spencer unumwunden zu Gunſten der deutſchen Naturphiloſophen aus und leugnet eben ſo rückhaltlos einen entſcheidenden Einfluß Comtes auf die Bildung ſeines Syſtems. Schon die frühſte Erwähnung Comtes zeigt, daß Spencer ſein erſtes Werk entworfen hat, ohne von Auguſte Comte mehr als den bloßen Namen zu kennen.

„Es war ein unglücklicher Umſtand, daß ich damals von Auguſte Comte nur wußte, daß er ein franzöſiſcher Philoſoph ſei; mir war nicht einmal bekannt, daß er unter einem beſtimmten Titel ein Syſtem verbreitet hatte, noch gar, daß deſſen einer Theil die Ueberſchrift Statiques Sociales trug. Hätte ich Dies gewußt und wäre deshalb auf meinen urſprünglichen Titel zurückgekommen, ſo wäre

keinem Menschen eingefallen, auf irgend eine Beziehung zwischen Comte und mir zu schließen: so durchaus anderer Art ist das System, das ich soziale und politische Moral nannte, und so verschieden von denen Comtes sind die darin vertretenen Ideale in Bezug auf Leben und menschlichen Fortschritt.

Der Anlaß zur Beschäftigung mit comtischen Ideen war für Spencer dadurch gegeben, daß sein Freund Lewes (dessen „Geschichte der Philosophie" die trübe Quelle war, aus der Spencer seine philosophiegeschichtlichen Kenntnisse schöpfte) und dessen Freundin Miß Evans (George Eliot) Anhänger und Verehrer Comtes waren. Bei dem herzlichen Verkehr mit dem Freundespaar konnte Spencer nicht vermeiden, Comte zu lesen. Am zwanzigsten Januar 1853 schreibt er an seinen Vater: „Comte studire ich eifrig und werde demnächst einen wohlvorbereiteten Angriff gegen seine Lehre wagen." In der Autobiographie heißt es dann weiter:

„Eigentlich hätte ich sagen sollen: Ich bin eifrig dabei, Miß Martineaus abgekürzte Uebersetzung von Comte zu lesen. Diese war vor Kurzem herausgekommen, und da Mr. Lewes und Miß Evans warme Anhänger von Comte waren, war ich einigermaßen neugierig, dessen Ansicht genauer kennen zu lernen. Wie aus einem vorangegangenen Kapitel hervorgeht, hatte ich seine Exposition bereits im Original durchgesehen. Während ich mich seiner Doktrin der drei Stadien gegenüber neutral verhielt, hatte ich seine Klassifikation der Wissenschaften sogleich verworfen. Auch Lewes' Skizze des comtischen Systems, das im Leader erschienen war, hatte ich gelesen. Die Anhänger von Comte glauben, daß ich ihm sehr viel Dank schuldig sei. Das ist allerdings der Fall, aber in ganz anderem Sinn, als sie vermuthen. Außer der Aneignung seines Wortes Altruismus, das ich vertheidigt habe, und seines Wortes Soziologie, für das kein passenderes Wort vorhanden war (wegen dieser beiden Aneignungen wurde ich angegriffen), verdanke ich ihm nur Eins: daß er meinen Widerspruch geweckt hat. Denn mein Widerspruch führte zur Entwickelung mancher meiner eigenen Anschauungen.

Da eine gewisse Gruppe von Schlüssen für mich nicht in Betracht kam, war das Gebiet der möglichen Schlüsse schon etwas beschränkt und erleichterte mir also meine eigenen Schlußfolgerungen. Nur in dieser Richtung war die ‚Positive Philosophie' von Nutzen für mich (der erste Theil, denn ich habe weder den biologischen noch den soziologischen noch, so weit ich mich erinnere, den chemischen Theil gelesen). Wahrscheinlich hätte ich, wäre ich nicht bei Comte auf eine Klassifikation der Wissenschaften gestoßen, mit der ich mich keineswegs einverstanden erklären konnte, niemals mein Augenmerk auf den Gegenstand gerichtet. Hätte ich mich niemals damit befaßt, so wäre ich den Forschungen ferngeblieben, die zu meiner Genesis der Wissenschaft führten. Durch diese aber gelangte ich zu Ideen, ohne die ich das ordnende Prinzip eines großen Theils der Prinzipien der Psychologie wohl nicht gefunden, ja, ohne die ich vielleicht dieses Buch überhaupt nicht geschrieben hätte. Comtes Einfluß auf meine Gedanken war also ganz anders, als die Comtisten behaupten.

Spencers Artikel über Comte sollte in der Edinburgh Review erscheinen. Am neunundzwanzigsten Januar 1855 schrieb Herbert an seinen Vater: „Heute

früh erhielt ich das Beiliegende, das sich auf meinen Artikel über Comte bezieht. Ich kann so weit damit zufrieden sein". Im Februar 1855 meldet er aber dem Vater: „Du siehst, daß aus meinem Artikel für die Edinburgh wegen einer früher eingegangenen Verpflichtung nichts wird." Die persönliche Begegnung mit Comte (Oktober 1856) hat die seelischen Beziehungen zwischen den beiden Denkern nicht nur nicht vertieft, sondern eher noch gelockert. Von der dramatischen Spannung, wie die persönliche Begegnung Leibnizens mit Spinoza (Näheres in meinem Buch „Leibniz und Spinoza", Berlin, Georg Reimer) sie ausgelöst hat, finden wir bei Spencer kaum eine andeutende Spur. Die Schilderung dieser Begegnung ist vielmehr von geradezu gewollter Nüchternheit. Spencers Bericht lautet:

„Auf der Reise dorthin fuhr ich über London, wo ich mich einige Tage aufhielt. Zwei Vorfälle, die mit diesem Umweg im Zusammenhang stehen, scheinen mir erwähnenswerth. Als ich Lewes in Richmond besuchte, traf ich dort auch Miß Evans und legte ihr noch einmal ans Herz, sie möchte doch Romane schreiben, worauf sie mir unter dem Siegel der Verschwiegenheit gestand, daß sie bereits angefangen und ‚Die traurige Geschichte von Amos Barton' unter der Feder habe. Der zweite bemerkenswerthe Vorfall ist, daß, als ich in London Chapman besuchte und er erfuhr, wohin ich reise, er mich bat, ihm einen Dienst zu leisten. Er erklärte mir, daß bei der Veröffentlichung von Miß Martineaus abgekürzter Uebersetzung der Philosophie Positive das Uebereinkommen getroffen wurde, Comte solle einen gewissen Antheil an dem zu erzielenden Gewinn haben. Zwei Jahre waren nun verstrichen und Comte hatte, glaube ich, Anspruch auf fast zwanzig Pfund. Ich übernahm es gern, ihm diese Summe zu überbringen, um so lieber, als mir die Empfehlung zusagte und ich natürlich begierig war, ihn kennen zu lernen.

Mein erster aus Paris abgesandter Brief an meine Mutter enthält eine nicht gerade schmeichelhafte Schilderung Comtes. Sicherlich war seine Erscheinung nicht dazu angethan, tiefen Eindruck zu machen. Von seinem Gesicht konnte man höchstens sagen, daß es, obgleich keineswegs anziehend, im Unterschied von den unbedeutenden Gesichtern, die man täglich sieht, scharf ausgeprägte Züge hatte. Was unsere Unterhaltung betrifft, so erinnere ich mich nur, daß er mir, als ich ihm von meiner Nervosität erzählte, das Heirathen empfahl. Er meinte, die Gesellschaft einer theilnehmenden Frau müßte von heilsamem Einfluß sein. Das war übrigens ein Punkt der Uebereinstimmung zwischen ihm und einem Anderen, mit dem er sonst in den meisten Fragen auseinanderging: Professor Huxley. Dieser versicherte mich einmal in seiner humoristischen Art, ich müsse es mit der Gynäpathie versuchen. Allerdings mußte er zugeben, dies Heilmittel habe den ernstlichen Nachtheil, daß, falls man nicht die gewünschte Wirkung damit erzielte, man nicht mehr davon lassen könne."

Wenn man bedenkt, wie grenzenlos die Verehrung für Comte war, die das Freundespaar Lewes und George Eliot in Gesprächen und Schriften gezeigt hatte, und ferner erwägt, daß John Stuart Mill, den Spencer als Menschen über Alle stellte, damals noch in Comte das Mirakel aller Philosophie sah und anstaunte, dann kann die verletzende Gleichgiltigkeit, womit

Spencer seine Zusammenkunft mit Comte ganz nebenbei erwähnt, nur auf eine Absicht zurückgeführt werden. Ein engeres Anlehnen an Comtes Lehre oder gar ein intimeres Anschmiegen an seine fesselnde Persönlichkeit konnte ihn in den Verdacht bringen, ein Nachtreter des Franzosen zu sein, und gegen diese Zumuthung wehrte er sich mit der Kraft des Instinktes. Im Jahr 1864 bot sich Spencer der willkommene Anlaß, seinem Groll gegen die Unterstellung, er habe sein System Comte entlehnt, deutlichen Ausdruck zu geben; ich citire wieder die Autobiographie:

„Der Anlaß war das Erscheinen einer Kritik der First Principles von Auguste Laugel in der Revue des Deux Mondes. So sehr mich diese Kritik im Ganzen befriedigte, verdroß sie mich doch in einem Punkt. Laugel nahm nämlich stillschweigend an, daß ich einer philosophischen Richtung angehöre, von der ich in Wirklichkeit durchaus abwich, zumal mir einige ihrer Haupttheorien in tiefster Seele zuwider sind. Laugel meinte, die Methoden und wissenschaftlichen Erkenntnisse der Philosophie Positive Comtes seien der in England als ‚Naturphilosophie' bezeichneten Richtung analog, und sah deshalb in den Naturphilosophen Anhänger der ‚positiven Philosophie'. Diese irrthümliche Bezeichnung führte zu einer unerquicklichen Verwechselung. Die von Comte mit Positivismus bezeichnete Philosophie wurde von seinen Anhängern natürlich als ‚seine' Philosophie ausgegeben. So verbreitete sich nach und nach — zuerst nur unter seinen Schülern, dann aber auch bei einem urtheillosen Publikum — die Ansicht, Alle, die zu der von Comte als ‚positive Philosophie' bezeichneten Richtung gehörten, seien seine Anhänger. Wenn auch Laugel vielleicht nicht in diesen Irrthum verfallen war, so unterstützte er doch das Mißverständniß. Er sprach von mir als einem jener Denker, die man gewöhnlich als ‚positive' Philosophen bezeichnet (und betonte dabei insbesondere die Relativität des Wissens). Diesen falschen Schein glaubte ich zerstören zu müssen. Ich verbrachte die größere Hälfte des März mit der Arbeit, meine Stellung gegenüber der comtischen Philosophie zu bezeichnen. Um Comte volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, erschien es mir wünschenswerth, die Korrektur meiner Schrift einem Anhänger Comtes zur Durchsicht zu geben. Ich wandte mich an Lewes, der, wenn auch nicht sein Jünger im vollsten Sinn, doch sein Anhänger und Interpret war. Ich bat ihn um seine Kritik und er versprach sie gern. Manchen unwesentlichen seiner Bemerkungen konnte ich wohl beistimmen, in den Hauptpunkten jedoch mußte ich seine Vorschläge ablehnen. Dieses Verhalten veranlaßte eine Korrespondenz zwischen uns, die mich sehr aufregte."

Der Brief an Lewes, den wir als Anhang zum Bande der Autobiographie veröffentlichen, ist noch unbekannt und erscheint in unserer Uebertragung hier zum ersten Mal. Sein wesentlicher Inhalt lautet:

Besten Dank, lieber Lewes, für Ihre kritischen Bemerkungen, die zum Theil sehr wesentlich für mich waren, zumal sie mich vor Uebergriffen bewahrten, die verhängnißvoll werden konnten. Was Ihre anderen Einwendungen anbetrifft, so will ich nur kurz auf die wichtigsten eingehen. Wenn Sie sich dann der Mühe unterzogen haben werden, meine Gegenargumente und Kommentare zu den von Ihnen geäußerten kritischen Bedenken anzuhören, soll die Angelegenheit zwischen uns endgiltig geschlichtet sein.

Ich hatte allerdings Unrecht mit der Behauptung, daß Comte die Geisteswissenschaft verwirft; ich hätte sagen sollen, er bekenne sich nicht zur subjektiven Analyse des Geistes. Daß Dem so ist, entnehme ich Ihrer eigenen Beweisführung, da Sie Mill in diesem Punkt als seinen Gegner bezeichnen.

Der Satz, den ich Mills These von den drei aufeinanderfolgenden Stadien, dem theologischen, metaphysischen und positiven entgegenstelle, bedeutet nach Ihrer Meinung „gar kein Gegenargument". Wenn Comte sagt, die drei Methoden seien „verschiedenartig und widersprechen einander sogar von Grund aus", während ich behaupte, daß die Methode ihrem Wesen nach die selbe bleibt; wenn Comte ferner drei mögliche definitive Konzeptionen zuläßt, während ich behaupte, es gebe nur einen einzige, so denke ich doch, der Ausdruck Gegenargument sei sehr wohl begründet.

Sie werfen ein, ich hätte Comtes „Auffassung der Soziologie als besonderer Wissenschaft" den ihm eigenen Doktrinen nicht zugezählt. Ich sehe nicht ein, inwiefern Dies eine nur ihm gehörige Theorie sein soll. Die Erkenntniß einer Gesellschaftwissenschaft läßt sich, wie Masson zeigt, sicherlich schon bei Vico und später bei Kant nachweisen, wenn auch vielleicht etwas unbestimmt. Was Comte Eigenes schuf, ist die Ausarbeitung dieser Konzeption. Gewiß werden Sie auch nicht leugnen, daß bei den deutschen Denkern schon Ansätze zu einer Gesellschaftwissenschaft vorhanden sind, wenn sie auch einigermaßen seltsam und unhaltbar sein mögen. Bevor Sie nicht beweisen, daß vor Comte Niemand an einen gesetzmäßigen Verlauf sozialer Phänomene glaubte, können Sie auch nicht behaupten, der Gedanke einer Gesellschaftwissenschaft sei eine nur Comte eigenthümliche Auffassung.

Dann fragen Sie, weshalb ich die Idee einer auf die Einzelwissenschaften gebauten Philosophie nicht zu den ihm eigenthümlichen Theorien zähle. Ich kann diesen Gedanken eben so wenig wie den vorhin erwähnten als einen rein comtischen anerkennen. Ich verweise Sie auf Ihre eigene „Geschichte der Philosophie" zum Beleg dafür, daß schon Bacon einen Begriff von einer solchen Philosophie hatte; und sein Gedanke ist, so weit er ihn ausführt, sehr richtig. Bacons Auffassung ist nur angedeutet, aber wahr, die Comtes dagegen bestimmt, aber unwahr. Ich sehe wirklich nicht ein, weshalb das Verdienst, die Wissenschaften zu einem Ganzen klassifizirt zu haben, Comte allein zugeschrieben werden soll.

Sie protestiren dagegen, daß Comte die Erkenntniß der Ursachen von der positiven Philosophie ausschließen soll. Sollte Dem nicht so sein: was bedeutet dann die von ihm geforderte Unterscheidung zwischen der Vollendung der metaphysischen Phase und der positiven?

Ihrer ersten Bemerkung und vorangegangenen Gesprächen entnehme ich, daß ich mich nach Ihrer Meinung von Comte abhängig fühlen müßte... Sie sagen, Comtes Gedanken haben bei Hunderten Eingang gefunden, die seine Werke niemals zu Gesicht bekamen. Das ist durchaus richtig. Wenn Sie aber damit sagen wollen, daß ich vor der Niederschrift meiner Social Statics einem solchen Einfluß zugänglich war, muß ich einwenden, daß davon keine Rede sein kann, zumal sich meine Lecture bis zu jener Zeit auf die Einzelwissenschaften, auf Parteipolitik und leichte Unterhaltungliteratur beschränkte. Manchmal that ich einen Blick in die älteren philosophischen Schriftsteller. Das einzige Werk, aus dem ich meines Wissens comtische Ideen geschöpft haben könnte, ist Mills ‚Logik'; und die las ich erst mindestens zwei Jahre nach Vollendung der Social Statics, wovon Sie sich leicht

überzeugen können. (Dies bezieht sich auf George Eliot, die mir ein Exemplar der ‚Logik' geschenkt hatte.)

Ich glaube, sowohl Sie wie andere Anhänger Comtes sehen Vieles für comtische Gedanken an, was in Wirklichkeit nur der allgemeinen wissenschaftlichen Atmosphäre angehört. Jemand, dessen Bildungsgang ein hauptsächlich literarischer war, kann sich schwer in den Geisteszustand eines durchaus naturwissenschaftlich Gebildeten hineinversetzen, insbesondere aber nicht in das Verhalten Eines, bei dem außer der naturwissenschaftlichen Bildung eine entsprechende Veranlagung vorhanden war und wo das praktische Wissen dem theoretischen stets zu Hilfe kam, wie es bei mir der Fall war. Sie fragen: Hat nicht Comte den Versuch einer auf positiver Methode aufgebauten Soziologie gemacht und ist es nicht eben Das, was Sie anstreben? Wenn Sie sagen, ich wolle etwas Aehnliches, so ist Das richtig. Behaupten Sie, Comte gebühre die Priorität, so ist auch Das wahr. Wenn Sie aber sagen, ich verdanke ihm meine Theorie, so kann ich solche Worte nicht hinnehmen. Wenn Sie glauben, ich sei vor der Niederschrift meiner Social Statics mit comtischen Ideen vertraut gewesen, so können Sie höchstens annehmen, ich habe den Begriff des sozialen Organismus von ihm übernommen (da dieser der einzig übereinstimmende Punkt zwischen uns ist). Wenn Sie jedoch nicht dieser Ansicht sind, so weiß ich wirklich nicht, worauf Sie Ihre Forderung, ich solle Comte zu Dank verpflichtet sein, gründen. Meine heutige Auffassung von einer Gesellschaftwissenschaft weicht von der in den Social Statics niedergelegten nur ab, weil sie inzwischen zu weiterer Entwickelung gelangt ist. Ich erkläre mich, außer in einigen ethischen Fragen untergeordneter Natur, mit Allem, was ich in den Social Statics vertreten habe, heute noch einverstanden; die später entstandenen politischen Abhandlungen zeigen eine Weiterentwickelung durch Hinzufügung von Konzeptionen, die, wie Sie aus der Ihnen eingesandten Zusammenfassung ersehen können, weder mit den comtischen verwandt sind noch gar von ihnen eingegeben sein können. Ich bleibe dabei, daß von den Social Statics eine geradlinige Entwickelung vorwärtsführt, die unmöglich von Comte herrühren kann. Wohl aber läßt sich die Entwickelung meiner Theorie auf die Erweiterung des von Baer gefundenen Prinzips und auf dessen Rationalisirung zurückführen, die ich unternommen habe.

Den zweiten wesentlichen Punkt berührt Ihre Frage: Wars nicht Comte, der zuerst eine Philosophie aus den einzelnen Wissenschaften aufbaute, und streben Sie nicht genau das Selbe an? Hier scheint mir der Hauptdifferenzpunkt zwischen uns zu liegen. Ich muß Sie darauf hinweisen, daß Sie hier zwei durchaus verschiedene Dinge durcheinanderwürfeln. Sie fordern für Systeme, die nicht nur ihrer Art und Ordnung nach verschieden sind, sondern überhaupt zu ganz verschiedenen Klassen gehören, den selben Ursprung. Was bezweckt Comte? Eine zusammenhängende Darstellung des Fortschritts der menschlichen Begriffe zu geben. Was strebe ich an? Eine zusammenhängende Darstellung des Fortschritts der äußeren Welt. Comte will das Nothwendige und das Wirkliche als Ausfluß von Ideen beschreiben. Ich beabsichtige, das Nothwendige und das Wirkliche als Ausfluß der Dinge darzustellen. Comte will den Ursprung unserer Naturerkenntniß deuten, ich den Ursprung der zur Natur gehörigen Phänomene erklären. Dort wird auf etwas Subjektives, hier auf etwas Objektives gezielt. Wie sollte da das Eine der Urheber des Anderen sein? . . . Eine Philosophie der Wissenschaften hat etwas durch-

aus Abstraktes zum Gegenstand. Eine Philosophie der Natur dagegen behandelt etwas rein Konkretes. Und wie das Eine aus dem Anderen hervorgegangen sein soll, will mir nicht einleuchten. Ein Konkretes kann ein Abstraktes, ein Abstraktes nie ein Konkretes erzeugen. Comtes System ist ein Organon der Wissenschaften. Das System, an dem ich arbeite, wurde von Martineau als Kosmogonie bezeichnet. Beim Erzeugen von Gedanken nun sollte ein Organon wiederum ein Organon, eine Kosmogonie eine andere hervorbringen. Wenn Sie bei mir nach Vorläufern Ausschau halten und dabei auf Hegels und Okens Kosmogonie verwiesen, als auf Konzeptionen, die mich beeinflußt haben mögen, so werde ich mich nicht dagegen verwahren. Ich kannte Hegels und Okens Kosmogonien in ihren allgemeinen Zügen; und mögen sie auch noch so verschieden von meinem eigenen System sein, so gehören sie doch immerhin zu der selben Klasse und mögen als veranlassende Momente mitgewirkt haben. Weshalb Sie in dem Bestreben, etwas meiner Kosmogonie Verwandtes ausfindig zu machen, auf ein Organon der Wissenschaften verfallen, begreife ich nicht.

. . . Ob Sie nun über mein Verhältniß zu Comte künftig eben so denken werden wie bisher: daß meiner beharrlichen Weigerung genügende und bestimmende Beweise (wenigstens für mich selbst) zu Grunde liegen, werden Sie jedenfalls einsehen . . . Bevor man mir nicht beweisen kann, daß meine heutige Auffassung der Gesellschaftwissenschaft von der in den Social Statics niedergelegten mehr abweicht, als die natürliche Entwickelung einer Idee bedingt, so lange sich ferner nicht beweisen läßt, daß eine Kosmogonie nicht auf geradem Wege aus vorangegangenen Kosmogonien entsprungen sein kann, sondern der direkte Ausfluß eines Organons der Wissenschaften sein müsse, so lange man mir nicht nachweisen kann, daß ich irgendwelche allgemeine Anschauung von Comte übernommen habe oder durch seine Lehre von einer ehemals vertretenen Ansicht abgekommen bin: werde ich fortfahren, zu behaupten, daß ich von ihm nicht beeinflußt bin, außer in einigen geringfügigen Fragen, die ich von ihm übernehme. Anzuerkennen ist auch der durch beharrlichen Antagonismus bewirkte Einfluß. Bis mir also keine anderen Beweise erbracht werden, werde ich jede Gegenbehauptung für unbegründet erachten.

Ihr aufrichtig ergebener Herbert Spencer.

Dieser Brief ist ein document humain. Klar erweist er auf der einen Seite die volle Unabhängigkeit Spencers vom Positivismus Comtes, auf der anderen aber die eingestandene Zugehörigkeit zur deutschen Naturphilosophie, insbesondere die Abhängigkeit von Oken und Karl Ernst von Baer. Die logische Kontinuität mit Schelling und Hegel, die ich längst behauptet habe, verwandelt sich durch dieses dokumentarische Material in eine historische. Der große englische Denker gehört jetzt nicht mehr zum Troß des französischen Positivismus, sondern zur Nachhut der deutschen Naturphilosophie. Das deutsche Urtheil über Spencer muß auf Grund des hier veröffentlichten Briefes revidirt werden. Die philosophiegeschichtliche fable convenue „Comte und Spencer" gehört nun in die Rumpelkammer, in das Museum irrthümlicher Klassifizirungen.

Bern. Professor Dr. Ludwig Stein.

Josef Block.

Unter den Vielen, „deren Schaffen zu eingehenderer Betrachtung auffordern würde, wenn sie in einer an Künstlern weniger reichen Stadt als München arbeiteten", hat Muther in seiner „Geschichte der modernen Malerei" auch Josef Block erwähnt. Das war vor elf Jahren. Block zog dann nach Berlin; aber diese glückliche Stadt, in der die Meister der Siegesallee wirken, ist heute anscheinend eben so „reich an Künstlern" wie damals München; darum hat Block eingehendere Betrachtung auch hier noch nicht gefunden. Auf den großen Jahrmärkten der Kunst, wo Einer den Anderen überschreien muß, um gehört zu werden, ging die Menge an seinen Bildern, die nur mit leiser Stimme zu sprechen vermochten, achtlos vorüber. Jetzt zieht eine Gesammtausstellung seiner Werke im Künstlerhaus die Summe aus dem Schaffen seiner letzten Jahre, die uns zeigt, daß Block, mag er auch keineswegs zu den Ganzgroßen der Kunst gehören, jedenfalls den begründeten Anspruch auf weit mehr Beachtung erheben darf, als ihm bisher, namentlich seit etwa einem Jahrzehnt, zu Theil geworden ist.

Freilich: sie werden nicht nach Jedermanns Geschmack sein, diese Gemälde, die verschmähen, durch billige Kraftmeiereien Temperament zu heucheln, die weder „hingehaut" noch auf die Leinwand „geschmissen", sondern nur mit einer beinahe zärtlichen, ganz unmodernen Liebe zur Farbe gemalt sind. Man könnte aus jedem seiner Werke ein beliebiges Stück bemalter Leinwand herausschneiden und hätte daran immer noch, was der Atelierjargon einen „guten Farbenfleck" heißt. Diese Liebe zu breiten, leuchtenden Farbenflächen und die Fähigkeit, den stofflichen Charakter der Dinge überzeugend herauszubringen, lassen Block, den Piglhein-Schüler, in seinen besten Schöpfungen fast altmeisterlich wirken. Das Letzte, die ergreifende Innerlichkeit, haben ihn seine erlauchten Vorbilder, Rembrandt und die Venezianer, allerdings noch nicht gelehrt; und gerade in den religiösen Werken, wo nur schlichteste Größe seelische Erschütterungen zu geben vermag, tritt ein Hang zum Posirten und Theatermäßigen peinlich hervor. So scheint in seinem Bilde „Die Ehebrecherin vor Christus" die Gruppe der Pharisäer viel zu arrangirt; ihre Gesten gemahnen bald an die Bühne, bald an die Börse und das Weib aus Jerusalem machte Josef Block zur Dame aus der Thiergartenstraße. Aber mit den geistigen Dissonanzen versöhnen in diesem Schulbeispiel für Blocks Tugenden und Fehler den Betrachter die malerischen Vorzüge des Bildes, der düstere Pomp der purpur- und braunrothen Töne, die mit dem dunklen Orange und schwarzen Grün mancher Gewänder eine malerische Harmonie im Sinne später Rembrandt-Schüler ergeben. Was an diesem Gemälde stört, der Mangel an Luft, die gedrängte Unruhe in den Figuren und besonders das Theaterhafte: all Dies

hat Block in der „Grablegung" von 1905 überwunden. Hier verfügt jede Gestalt über volle Arm- und Bewegungfreiheit; jede wirkt für sich allein groß und mächtig, ohne daß die Einheit der Komposition dadurch beeinträchtigt wird. Das stumpfe Schwarz des Hintergrundes bietet den leuchtenden Gestalten eine treffliche Folie. Daß Block die Tragik des Vorwurfes nicht vollkommen bewältigte, sei ihm gern verziehen; selbst die Allergrößten wurden diesem Thema nicht immer gerecht. Scheint auch in seinem „David und Saul" die Stoffmalerei der Seelenschilderung noch überlegen, sind die Gestalten in erster Linie nur Träger prachtvoller Gewänder, so erfüllt Blocks viertes Gemälde religiösen Inhaltes, „Christus und das Weib von Samaria", die unerläßliche Forderung, die wir an jeden Künstler stellen, der uns die Gestalten der Bibel lebendig machen will: der Maler erwächst zum Dichter. Diese beiden Menschen, die, im blauen Leuchten des südlichen Abends, an Jakobs uraltem Brunnen sitzen, scheinen, gerade weil sie so idyllenhaft einfach sich geben, voll feierlicher Erhabenheit; und wie eindringlich wußte Block den Gegensatz zwischen dem demüthigen Lauschen des Weibes, „das schon fünf Männer gehabt", und der milden Majestät des Heilands zu zeichnen, wenn er der Fragenden antwortet: „Wer aber das Wasser trinken wird, das ich ihm gebe, Den wird ewiglich nicht dürsten!" Dies Bild steht im Werk Blocks für sich allein; sonst geht er dem nicht Rein-Malerischen beinahe geflissentlich aus dem Weg. In seiner Judith hätte er den seelischen Kontrast zwischen den Mienen des schlafenden Holofernes und dem Antlitz der Mörderin schildern können, die mit dem Dolch an sein Lager schleicht; es reizte ihn nicht. Den Schlummernden gewahren wir kaum und auch das Angesicht der bethulischen Heldin ist unserem Auge fast gänzlich entzogen. Nur ihren blinkenden Nacken schauen wir und, herrlich schimmernd, das blutige Roth ihres Gewandes, das ungemein fein zu dem tintorettohaften Roth des Vorhanges steht, den Judiths Hand eben zurückgeschoben hat.

Auch der modernen Gottheit Salome hat Block in seiner besonderen Weise gehuldigt, der Nymphomanie und alle perverse Erotik fern liegen. Gleich den Großen der Renaissance hielt er sich genau an die Worte der Schrift, die nur von einem „Mägdlein" berichtet, das, wie andere nach einem Spielzeug, als Tochter eines orientalischen Despoten einen Menschenkopf begehrt. Das Mägdlein ist ein Königskind: darum behängte Block den blanken Leib über und über mit Gold und der gleißenden Pracht seltener Steine, die auf dem weißen kalten Fleisch in warmen Tönen leuchten und funkeln. Mehr wollte Block nicht geben. Die goldene Schüssel in Salomes Händen interessirte ihn mehr als das Haupt des Täufers darauf. Denn Blocks Malerei ist in erster Linie Augenkunst. Malt er einen betenden Mönch, dem statt des erflehten Heilands die wollüstige Schönheit eines nackten rothhaarigen Weibes plötzlich vor

Augen ſteht, ſo denkt er an keinen Wettkampf mit der infernaliſchen Kunſt des Félicien Rops, betont auch nicht, wie etwa Albert von Keller, das Krankhaft-Viſionäre, ſondern begnügt ſich, blühendes Fleiſch gegen einen ſchwarz-braunen Hintergrund zu ſtellen. Aber ſolches Thema fordert, namentlich bei dem großen Format des Gemäldes, doch noch eine andere als die blos maleriſche Löſung; darum wird man Blocks Kunſt beſſer in den kleinen Bildern, der entzückend feinen Odaliske, der Dame mit der Vaſe und den zwei Stilleben, gerecht werden, die nichts wollen als: unſerem Auge in gefälliger Weiſe ſchmeicheln.

Der nature morte iſt auch in ſeinen Damenportraits eine bedeutende, manchmal ſogar die beſte Rolle zugefallen. Blocks ladylike Kunſt ſtellt Seidenroben, Perlen, Federhüte und Boas zu Zimmerſtücken von dekorativer Eleganz zuſammen; aber die glücklichen Beſitzerinnen all dieſes Prunkes dünken uns mitunter gar zu ſüß, gar zu phyſiognomielos; ſie ſcheinen, um eine Wendung Winckelmanns zu gebrauchen, nicht mit Fleiſch, ſondern mit Roſen auferzogen. Daß Block aber mehr zu geben, auch das Geiſtige herauszubringen vermag, beweiſen, abgeſehen von dem ungemein temperamentvollen Portrait einer älteren Dame in Schwarz, ſeine Herrenbildniſſe, vor allen ein Selbſtportrait von ſympathiſcher, gänzlich poſenloſer Schlichtheit, ſein „Träumer", der Manchen allerdings zu weichlich dünken wird, und das vielleicht beſte Bild der Ausſtellung überhaupt, das fabelhaft lebendige Portrait eines ſoignirten Herrn im Geſellſchaftanzug. Hier gelang es Block beinahe, über das Portrait herausgehend, einen Typus zu geſtalten. Hier, wo alles Beiwerk fehlt, wo es keinen Raum gab für Farbenſpiele und Spielereien, wo das ſtrenge einfarbige Schwarz gegen einen eben ſolchen Hintergrund ſteht, hier war Block gezwungen, allein durch die Darſtellung innerlichen Lebens zu wirken; und daß es ihm gelang, läßt Alles für ſeine Entwickelung hoffen. Noch iſt ſeine Kunſt ungleich und voll von Widerſprüchen, noch muß er Bühnenpathos und genrehafte Süßlichkeit gänzlich abſtreifen, damit man ſich an ſeinen Farben, an ſeiner Fähigkeit, in großem Zug zu komponiren, wirklich freuen kann. Seine letzten Bilder aber ſind zum Glück auch die beſten; darum können wir getroſt glauben, daß Block nicht zu den Vielen gehört, die, wie ein böſes Witzwort ſpottet, ihre Zukunft bereits hinter ſich haben.

Emil Schaeffer.

Die Herrſcher.

Ein weiſer Mann hatte die Erziehung von mehreren Jünglingen zu leiten. Als die Lehrzeit vollendet war und die Jünglinge ihn verlaſſen wollten, gedachte er, ihr Herz zu prüfen. Es waren drei Fürſtenſöhne; nur der vierte war unbekannter Herkunft. Niemand wußte, ob auch er das Kind eines Fürſten ſei.

Während der Meister den Jünglingen die Hand zum Abschied reichte, stellte er die Frage: „Wie gedenkt Ihr das Reich der Welt zu gewinnen? Wie gedenkt Ihr über die Menschen zu herrschen?“

Da trat der erste Fürstensohn vor. Er war ein starker Jüngling mit herrischem Kinn, mit kühner Adlernase und geschwungenen Brauen. Er preßte die Lippen zusammen und sagte: „Die Menschen sind feig. Durch Furcht will ich sie zwingen. Ehern soll mein Wille auf ihnen lasten. Nie will ich mich anders zeigen als von furchtbarer Majestät umgeben, vom Schritt gepanzerter Mannen umdröhnt. Meine Stimme soll donnern über die Lande und mein Blick Entsetzen erregen wie der Blitz des Himmels. Also will ich die feigen Menschenherzen meistern und über sie herrschen.“

Doch der weise Mann schüttelte das Haupt.

Da trat der zweite Fürstensohn hervor. Er war ein sehr schöner Jüngling mit sanften Augen, mit goldblonden Locken und schmalen, weißen Händen. Er sprach: „Ich möchte keine Furcht in die Menschenherzen jagen. Die Menschen brauchen Liebe. Liebend will ich sie beherrschen und nie Anderes als Liebe von ihnen fordern. Nie zeige ich mich mit Gepränge und furchtbarer Majestät. Ganz einfach will ich gehen, mich unter die Leute mengen, als gehörte ich zu ihnen. Jedem will ich lächeln, Jedem Freude bereiten. So werde ich dankbare Herzen mein Eigen nennen und das Reich der Welt erobern, wie die Sonne ihr Reich erobert: mit Wärme und freundlichem, auf Alle herabstrahlendem Licht.“

Doch der weise Mann schüttelte das Haupt.

Da trat der dritte Fürstensohn zu ihm. Er war nicht stark und nicht schön, aber sehr reich. Man merkte es an seinem Gewand, das von Gold und edlem Gestein starrte. Auch war sein Ausdruck voll Zuversicht. Er sprach: „Was Furcht, was Liebe! Ich bin nicht stark und nicht schön, aber ich will Euch trotzdem übermeistern. Die Menschen sind alle käuflich; und ich habe Geld. Mein Vater besitzt das reichste Bergwerk. Aus dem Schoß der Erde kann ich solche Schätze raffen, daß ich auch Leute bewerthen kann, die kostbar thun und im Preis hochstehen. Was ich kaufe, ist mein. Mit Gold will ich die Menschen beherrschen.“

Doch abermals schüttelte der weise Mann sein Haupt.

Nun trat der Jüngling hervor, dessen Abkunft räthselhaft war und der vielleicht gar nicht aus fürstlichem Geschlecht stammte. Er war nicht stark, nicht schön und nicht reich. Er hatte eine häßliche, armsälige Gestalt, war klein und verwachsen; auch trug er ein dürftiges Gewand. Nur um Aeuglein und Mund blitzte ein kluger, boshafter Zug. Er stellte sich vor den Meister hin, breitspurig auf seinen dünnen Beinchen, und sagte frech, mit spöttischem Lachen: „Ich bin nicht schön, nicht stark und nicht reich. Ich bin auch kein Fürstensohn, sondern der Schande Kind. Dennoch werde ich das Reich der Welt gewinnen, dennoch werde ich besser, als es Furcht, Liebe und Gold vermögen, über die Herzen der Sterblichen herrschen. Denn ich verstehe, ihnen zu schmeicheln.“

Da umarmte ihn der weise Mann und sprach: „Ja, Du wirst in Wahrheit ein Herrscher, mein Sohn, während Jene nur scheinbar herrschen. Denn Du kennst die Menschen.“

München. Alexander von Gleichen-Rußwurm.

Selbstanzeigen.

Thierfabeln und andere Irrthümer der Thierkunde. Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde, Stuttgart. 1 Mark.

In meinem vorjährigen Buch: „Ist das Thier unvernünftig?" leitete mich der folgende Grundgedanke: Wir beurtheilen viele Handlungen der Thiere unrichtig, weil wir nicht berücksichtigen, daß sie vielfach eine abweichende Sinnesorganisation besitzen, ganz abgesehen davon, daß bei ihnen die Gewohnheit eine sehr große Rolle spielt. Auch das neue Buch will Irrthümer bekämpfen. Viele naturgeschichtliche Ansichten werden allgemein als ausgemachte Wahrheiten angesehen, während sie es in der That nicht sind. Bei vielen ist es mindestens zweifelhaft, ob sie wahr sind. Gerade für uns Menschen der Gegenwart, die wir stolz darauf sind, daß wir es in allen Zweigen der Wissenschaft so herrlich weit gebracht haben, ist eine solche Unkenntniß eigentlich beschämend. Nicht nur in unseren Schulbüchern wimmelt es von Irrthümern, sondern selbst in wissenschaftlichen Werken sind sie anzutreffen. In einem kürzlich erschienenen Prachtwerk steht, zum Beispiel, wieder die Behauptung, daß Affen nicht schwimmen können; sind ferner Affen fast immer mit Menschenaugen abgebildet u. s. w. Wenn berühmten Zoologieprofessoren solche Irrthümer unterlaufen, so kann man sich vorstellen, wie es anderswo aussieht.

Th. Zell.

Michael Servetus. L. Oehmigkes Verlag, Berlin.

Nicht ein „Theaterstück" wollte ich schreiben, sondern Leben und Schicksal Michael Servets künstlerisch gestalten und mit Anlehnung an den mystischen Pantheismus dieses genialen spanischen Arztes, der dem Fanatismus Calvins zum Opfer fiel, einer Weltanschauung poetischen Ausdruck geben. Die dramatische Form hat sich mir aber mit elementarer Gewalt aufgedrängt. Ob sich nun eine Hofbühne jemals entschließen wird, den Reformator Calvin in der nicht gerade liebenswürdigen Rolle eines Ketzerverbrenners auftreten zu lassen? Und die anderen Bühnen? Jamben Dekorationenwechsel und historisches Kostüm sind bei den Herren Direktoren, schwerere Gedanken beim Publikum von vorn herein nicht allzu beliebt. Beide müßten aber den Michael Servetus, ehe sie ihn ablehnen, doch wenigstens gelesen haben.

Richard Paasch.

Das Fräulein. Novellen. Wiener Verlag 1905.

„Weibliche Sittsamkeit" ist eine Tugend, deren Forderungen bisher wie die Mode oder vielmehr mit der Mode wechselten, stets aber als mit unbedingter Autorität geltend betrachtet wurden. Wer sie, trotz ihrem oft unverhüllten Widersinn, zu Gesetzen stempelte, ward niemals festgestellt; dennoch wurden sie vom ganzen weiblichen Geschlecht anerkannt und von den Meisten auch blindlings befolgt. Die Wenigsten freilich dachten darüber nach, zu wessen Vortheil diese Gesetze entstanden seien. Die Fesseln, die jede Art von Sittsamkeit dem Weib anlegte, mögen von schwächeren Geschlechtsgenossinnen, die fürchteten, zertreten zu werden, oder vom Mann erfunden sein, dessen Kraft allein zur dauernder Niederhaltung weiblichen Geistes nicht ausgereicht hätte und der in der Sittsamkeit und deren Hemmungen

gute Helfer im Kampf um die Vorherrschaft sah. Einerlei. Vielleicht wollte der Mann eine Mauer errichten, die dem Weib jeden Ausblick in die Welt wehren sollte, unter dem Vorwand, es vor dieser Welt zu schützen. Diese Mauer hätte einem kraftvollen Ansturm nun zwar nicht standgehalten; aber die Eingekerkerten fanden gar nicht den Muth dazu; zitterten sie doch vor dem Medusenhaupt der Schande, dessen gräßlicher Blick jede Flüchtende draußen versteinern sollte. Ueber das wirkliche, oft ungeahnte Höhen erreichende Schicksal der einzelnen Kühnen drang nämlich niemals wahrhaftige Kunde zurück. Dafür sorgten die Schriftsteller, die poetische Schleier darüber breiteten. Der große Meister, der sie zum ersten Mal, der Frau zum Heil, zerriß, hat diese Schleier Lebenslügen genannt. Ibsen erst hat den Frauen das Recht erkämpft, sich ohne Scheu über ihre eigenen Empfindungen und Wünsche klar zu werden. Seitdem bekam der Chorus der in den Mauern Eingeschlossenen einen anderen Text. Was früher als Ehrbarkeit, Tugend und Sittenstrenge in die Welt geklungen war, hieß jetzt Reue und Neid, Enttäuschung und Hoffnungslosigkeit, unbelohnte Entsagung und zwecklos vernichtete Lebensfreude. In der rührenden Unschuld von einst begann man jetzt Unwissenheit zu sehen, willenloser Gehorsam entpuppte sich als Schwäche und Feigheit und opferbereite Selbstentäußerung als Mangel an Pflichtgefühl gegen die eigene Würde. Immer niedriger wird also die Mauer, weil gar viele emsige Karren Stück vor Stück zum Meer der Freiheit tragen, das endlich aufschäumend die letzten Reste mitfortreißen muß. Und wenn die Einzelnen auch nur Kärrnerarbeit leisten: Jede hilft doch bei dem großen Werk mit, die Lüge niederzureißen, die Sittsamkeit hieß, und den hehren Thron aufzubauen, den die neue Zeit der Wahrheit und Sittlichkeit weihte. Mehr wollte auch ich nicht mit der schlichten Lebensgeschichte einer Gouvernante. Treu, ehrlich und sittsam war „Das Fräulein" ihr Leben lang; doch nie fand sie den Lohn. Sie wußte eben noch nicht, daß auch „Lohn" eine Lüge sei, ein Märchen für Kinder, und daß im Leben nur die eigene Kraft aus eigenem Wollen zum Glück führt.

Wien. Alice Schalek.

Geisteskrankheit und Naturwissenschaft, Sitte, Genialität und Schicksal. Otto Gmelin, München.

Den Zweifel an dem Gedanken, das menschliche psychische Geschehen unterliege anderer Nothwendigkeiten als das Geschehen in der Natur überhaupt, veranlaßte mich, die Stellung des Geisteskranken dem Kosmos, dem Nebenmenschen und sich selbst gegenüber einer kurzen Analyse zu unterziehen.

Dresden. Dr. Heinrich Stadelmann.

Die steinerne Stadt. Verlag von Ernst Schur, Großlichterfelde. 3 Mark.

Die „Steinerne Stadt" ist Berlin, im weiteren Sinn überhaupt jede Großstadt, der neue Typus des Gemeinwesens, in den wir erst hineinzuwachsen beginnen, an dem wir selbst mit all unserer Gegenwartarbeit mitwirken. All die Fragen und Zweifel habe ich künstlerisch zu gestalten versucht, die dem denkenden Menschen, der diesen Riesenkomplex durcheinanderstrebender Willensrichtungen nicht nur betrachtet, sondern innerlich erlebt, auftauchen. Dieses neue Wesen erscheint uns noch fremd und grausam, wie ein Moloch, dem wir dienen müssen, unter dem wir

leiden. Wir sehen das Rasen unersättlicher Strudel, in die wir mit hineingerissen werden. Die Erbarmungslosigkeit dieser Gewalt erschüttert und entsetzt uns. Dennoch klingt das Ganze nicht in Haß oder Pessimismus oder ironischen Skeptizismus aus, sondern in Hoffnung. Der immer stärker und umfassender sich entwickelnden Weltliebe gehört die Zukunft. Sie leitet allen Egoismus in werkthätige Kraft hinüber. Ich habe versucht, der Großstadtpoesie, die bisher bei uns nur in spärlichem Umfang und als Abklatsch äußerlicher Geschehnisse vorhanden war, durch diese künstlerische und seelische Vertiefung neue Möglichkeiten zu zeigen. Bisher wurde die Großstadt als entarteter Typus angesehen; ich möchte, daß man die stolze und schöne Kraft in ihr wahrnimmt und sieht: auch sie ist nur ein Uebergang zu neuen Gemeinschaftsformen Darum ist das Buch nicht für die Gedankenlosen bestimmt, sondern nur für Solche, die ihre Zeit miterleben, mitfühlen. Und ich glaube, daß der tiefer Hörende daraus die Stimme einer neuen Generation vernimmt, die neue Ideale mitbringt und für sie zu kämpfen gewillt ist. Ich habe mich in dem Buch bemüht, phrasenlos zu sprechen und die Melodie der unendlichen Natur im Wort zu erhalten, ohne mir zu verhehlen, daß das Sprachgefühl der Gegenwart in der Dichtung gerade zu dem entgegengesetzten Pol hinstrebt, zum kokettirenden Spiel mit allerlei (ästhetischen) Wortformen, die nicht aus dem Eigenen genommen sind, sondern den Werth vergangener Litaraturperioden ausnutzen, so daß das literarische Bild der Gegenwart sich wie ein Kostümfest vergangener Stile giebt. Das Inhaltsverzeichniß lautet: Betrachtung, Beginn, Nachtblick aus dem Fenster, Sonntag, Heimath, Der weite Platz, Gewitter über der Stadt, Der Abend, Die Krüppel, Sonnenuntergang nach Regen, Jugend und Alter, Symbol des Seins, Die dunklen Gassen, Die Kinder, Die verschlossenen Häuser, Vor Morgen, Die Brücke über dem Wasser, Ihr, die Ihr das Kleinste umfangt, Ueber den Häusern.

Großlichterfelde. Ernst Schur.

Knud Hjortö: Staub und Sterne. Autorisirte Uebersetzung aus dem Dänischen. Leipzig, Insel-Verlag, 1905.

Der Held dieses Buches ist ein Dichter im Weltraum und ein Ehrgeiz, Zukunft, Gesundheit, Leben Einbüßender im kleinen Alltag des Lebens. Das Allgefühl steigt und das Ichgefühl erlischt. Die dichterischen Visionen sind das Wesenhafteste dieses Herrn der Welt. Die Lebensohnmacht beschleicht ihn und langsam empfindet er selbst Das als gleichgiltig und nichtig. Und er beginnt, sich selber zu zerstören. Die Art, wie diese Entwickelung in dem Werk zum Ausdruck kommt, scheint mir von besonderem künstlerischen Interesse. Anderen Einsamkeitbüchern gegenüber, wie „Niels Lyhne", „An offener See", „Der Mann im Nebel", wird das Problem hier kühler, tragikomischer behandelt; Satire und Tragik schließen sich zu einer Einheit zusammen, die dem Buch in anderem Sinn fehlt. Daß der Autor das Pathologische im Charakter seines Helden nur sekundär wirken läßt und mit Takt und Reserve behandelt, ist bemerkenswerth; die Versuchung zum Gegentheil lag nah. „Staub und Sterne" ist die erste größere Arbeit des Dänen Hjortö, die ich deutsch veröffentlichte. Das Werk dieses ernsten und mit üppiger Phantasie begabten Dichters wird, so hoffe ich, auch in Deutschland seine Leser finden.

Elberfeld. Hermann Rin.

Interventionen.

Interventionen, sagen die Weisen, bedeuten immer den Anfang vom Ende. Ganz richtig ists wohl nicht. Wenn das Kursgebäude nicht wankt, braucht man es freilich nicht zu stützen. Ob dieser Stützversuch, den der Deutsche eine Intervention nennt, gelingt: Das hängt von der Aufnahmefähigkeit und Widerstandskraft der intervenirenden Finanzgruppe ab. Die Firma Mendelssohn & Co. ist sehr stark; den Anforderungen aber, die der von Schrecken umlagerte Markt der russischen Werthe jetzt an die intervenirende Macht stellt, kann auf die Dauer selbst der Stärkste nicht gerecht werden. Dieser einen Bankfirma ist heute das Schicksal der ganzen Börse anvertraut. Das zeigte sich mit beängstigender Deutlichkeit am ominösen dreizehnten November. Bis gegen zwei Uhr war die Börse ruhig gewesen; dann ertönte plötzlich der Schreckensruf: „Mendelssohn intervenirt nicht mehr!“ Bleichen Antlitzes, wahnwitzig gestikulirend, stürzten Alle, die sich noch auf den Beinen halten konnten, an die Schranken, wo die bekannten Russenmakler, umwogt von einem brandenden Meer von Köpfen, Armen und Notizbüchern, mit schmetternder Stimme die jäh gesunkenen Kurse der letzten beiden russischen Anleihen und der Russischen Bank für auswärtigen Handel in die Menge riefen. Herr Fischl, Mendelssohns Vertreter, war verschwunden; und die kurze Abwesenheit dieses Retters aus aller Russennoth hatte der Contremine Gelegenheit gegeben, einen neuen Vorstoß gegen die Kurse zu wagen. Es war eine wüste Szene. Als die Russen von 1902 den niedrigsten Kurs von 84½ erreicht hatten, theilte sich plötzlich die Menschenmauer, die sich um die Makler gebildet hatte, und durch die Gasse stürzte der schmerzlich Vermißte. Die sonst so ruhigen Züge des liebenswürdigen Herrn Fischl trugen nun den Ausdruck des Entsetzens und der Empörung. Ein kurzes Weilchen nur fern: und solche Desorganisation! Das hatte er doch nicht für möglich gehalten. Rasch wurden die Kurse wieder in die Höhe getrieben; und man athmete erleichtert auf: Mendelssohn läßt uns nicht im Stich! Bedächtigere aber fragten sich, nicht zum ersten Mal: Wie lange wird das Russenkonsortium noch im Stande sein, die Riesenmengen des auf den Markt strömenden Materials aufzunehmen? Neben Mendelssohn stehen ja die Häuser Bleichröder und Robert Warschauer & Co. (jetzt Darmstädter Bank); auch Diskonto- und Handelsgesellschaft gehören zum Russenkonsortium. Was hilfts? Die Russenbanken haben starke Gegner. Die Deutsche Bank hat der Ueberladung unseres Marktes mit Russenpapieren immer opponirt. Vielleicht (man sah ihre Häupter an der Börse in eifrigen Gesprächen mit den Russenführern) hat sie in kritischer Zeit jetzt eine andere Taktik gewählt. Solche Schwenkung wäre für die Börse ungemein wichtig. Bedrohlich bleibt die Lage aber in jedem Fall.

Wer nicht an der Börse heimisch ist, möchte nun gern wissen, wie es bei solchen Interventionen zugeht; ob die Bank Alles auf eigene Rechnung macht oder ob sie zum Theil durch fremdes Kapital, im jetzt besonders interessirenden Fall also durch die russische Regirung, unterstützt wird. Da sich Alles natürlich hinter den Coulissen abspielt, erfährt man weder, wie viel aufgenommen ist, noch, bis zu welcher Grenze intervenirt werden soll. Daß kein solides Bankhaus bei solchen Versuchen seine Existenz gefährden wird, ist klar. Das Russenkonsortium hat zweifellos Rückendeckung in Rußland; aber der Werth solcher Sicherung hängt von der staatlichen Ordnung ab; und daß anarchische Zustände gefährlich sind, braucht nicht-

bewiesen zu werden. Niemand weiß, wer morgen in Rußland die Macht haben wird. Einer, der auf diesem Gebiet gut unterrichtet zu sein pflegt, erzählte mir, Witte habe vor einiger Zeit persönlich bei dem ihm befreundeten Chef des Hauses Mendelssohn ein Darlehen von mehreren Millionen aufgenommen, um verfügbare Mittel in der Hand zu haben, so lange die Aufnahme einer neuen offiziellen Anleihe unmöglich ist. Ob diese Darstellung objektive Wahrheit giebt, konnte ich nicht nachprüfen; ist sie richtig, dann wäre dem Russenkonsortium damit angedeutet worden, es brauche sich mit der Aufnahme russischer Papiere nicht zu stark zu engagiren.

Daß die durch Interventionen herbeigeführten Kurse kein zutreffendes Bild der wirklichen Lage geben, sieht auch der Laie sofort ein. Man könnte sie als Nothkurse bezeichnen; wer zu diesen Preisen verkaufen will, wird eben nur so lange Glück damit haben, wie die stützende Mauer hält. Fällt sie, so stürzen die Kurse ins Bodenlose. Deshalb schätzen Viele den Nutzen des Intervenirens gering und sagen: Lieber ein Ende mit Schrecken als ein Schrecken ohne Ende. Die Frage, ob eine Intervention nützlich oder unnützlich ist, kann aber nur von Fall zu Fall beantwortet werden. Winkt die Möglichkeit, durch künstliches Stützen der Kurse einen Uebergang zu schaffen, so wäre es ein Vergehen gegen die Gesetze der Volkswirthschaft, nicht einzugreifen. Scheint die Katastrophe aber unvermeidlich, so soll man das Publikum nicht erst über die Gefahr hinwegtäuschen. Wie steht es nun um Rußland? Eine Partei hat Vertrauen, die andere sagt den Staatsbankerot voraus; beide verfechten ihren Glauben mit guten Gründen. Nur ein Prophet könnte voraussagen, was schließlich geschehen wird.

Nicht immer entspricht der Erfolg den aufgewandten Kosten. Als vor zehn Jahren die Armenierunruhen und der Sturm auf die Osmanenbank die europäischen Märkte beunruhigten, intervenirte besonders eifrig das wiener Haus Rothschild, in der Hoffnung, die Folgen der Krisis zu mildern. Die Firma gab Millionen aus; trotzdem hat die wiener Börse sich von dem damals empfangenen Stoß nicht wieder erholt. Sie ist seitdem (man kanns ohne Uebertreibung behaupten) aus der Reihe der internationalen Plätze ausgeschieden. Daß sich gerade auf dem Rentenmarkt die Nothwendigkeit stützenden Eingreifens so oft ergiebt, ist eine natürliche Folge der Art, wie Staatsfonds untergebracht werden. Das Anlagen suchende Publikum, das sie kauft, muß, schon im Interesse der allgemeinen Kaufkraft, vor Verlusten möglichst geschützt werden. Die Regirungen der Anleihestaaten bieten ja auch einen mehr oder minder starken Rückhalt; und die Häuser, von denen die Emission ausging, haben schließlich eine gewisse moralische Verpflichtung übernommen. Auf dem Markt der deutschen Anleihen war den Interventionen bisher kein rechter Erfolg beschieden, obwohl das Preußenkonsortium eine Großmacht ist. Neben den beiden schon erwähnten Gruppen von Banken, die bei Interventionen gemeinsam vorzugehen pflegen, ist noch die Rothschildgruppe zu nennen, der von deutschen Firmen die Diskontogesellschaft, die Darmstädter Bank, Bleichröder und Mendelssohn angehören.

Die durch solche Helferdienste bewirkten Anomalien des Kurszettels werden bei einer anderen Art von Interventionen besonders fühlbar. Neben den guten Anleihen sind bekanntlich Hypothekenbankobligationen beliebte Anlagewerthe. Die Hypothekenbanken nehmen nun, um den Kurs ihrer Pfandbriefe möglichst stabil zu erhalten, das angebotene Material auf, wenn sich dafür nicht gleich andere Käufer finden. Vortheilhaft ist es natürlich für ein solches Institut nie, wenn es ge-

zwungen ist, sein Portefeuille zu stark mit eigenen Schuldverschreibungen zu belasten; so lange es sich aber um solide Unternehmen handelt, wird der Rückfluß der Pfandbriefe nie allzu stark werden. Für eine Weile kann der Strom schwellen, wenn die Bewegung des Zinsfußes auf dem offenen Geldmarkt die Verzinsung einzelner Serien von Hypothekenbankobligationen nicht als genügend erscheinen läßt. Ein direkter Nachtheil aber entsteht aus den bei der Emission neuer Pfandbriefe üblichen Gebräuchen. Bei vielen Obligationen dieser Art stehen die letzten Serien höher im Kurs als die älteren, trotzdem Unterschiede in der Qualität nicht vorhanden sind. Warum? Weil die Hypothekenbanken für die Unterbringung ihrer neuen Emissionen stets so hohe Vergütungen zahlen, daß die vermittelnden Banken und Bankiers sich nur für die letzte Serie interessiren, die übrigen aber ihrem Schicksal überlassen. Deshalb müssen die Hypothekenbanken den Kurs kontroliren, also durch Käufe interveniren, um das angebotene ältere Material bei sich unterzubringen. Die Pfandbriefinstitute haben natürlich kein Interesse daran, zu hohen Preisen zurückzukaufen; und so ergiebt sich die für das Publikum höchst unerfreuliche Konsequenz, daß es theuer gekaufte Obligationen nur zu einem niedrigeren Kurs loswerden kann, während es beim Erwerb neuster Pfandbriefe dann wieder einen hohen Preis anlegen muß. Wären die Pfandbriefkäufer so schlau, nur ältere Serien solcher Papieren, bei denen die Preisunterschiede nicht auch einen Unterschied in der Qualität zum Ausdruck bringen, zu kaufen, so würde der Unfug der hohen Provisionen schnell aufhören, die Hypothekenbanken brauchten nicht mehr so oft zu interveniren und auf dem Pfandbriefmarkt würden die Kurse sich dem Verhältniß von Angebot und Nachfrage besser anpassen. Die Regulirung wäre bequemer und sicherer.

Die Großbanken haben, wegen ihrer vielfachen Beziehungen zum gesammten Wirthschaftleben, ihrer zum Theil sehr großen Engagements in der Industrie, nicht zum Wenigsten aber in Folge der Verantwortung, die ihnen die Verwaltung fremden Kapitals auferlegt, ein sehr starkes Interesse daran, Börsenkrisen nach Möglichkeit vermieden zu sehen. So sah man auch jetzt die Haute Banque, die sich an dem eigentlichen Börsenverkehr ja nur wenig betheiligt, als Warnerin auftreten, sobald sich die ersten Anzeichen von Schwäche bemerkbar machten. Die Deutsche Bank aber hat sich nicht mit der Warnung begnügt, sondern nachher auch kräftig auf dem Industrieaktienmarkt intervenirt, als die Kurse ins Wanken geriethen. Faulen Zauber nennens die Einen, Pflichtbewußtsein die Anderen. Möglich, daß der Deutschen Bank daran lag, ihren neu zu emittirenden Aktien noch einen halbwegs guten Markt zu schaffen; aber nützlich ist es jedenfalls, wenn Publikum und Börse wissen, daß sie nicht ganz ohne Schutz sind, sobald die Noth am Größten wird. Mit Recht konnte deshalb Geheimrath Rießer, der ja selbst einst an der Spritze stand, es ein Verdienst der berliner Banken und Bankhäuser nennen, daß sie in kritischen Zeiten, besonders im Jahr 1900, durch thatkräftiges Eingreifen das Schlimmste verhindert haben. Die Kehrseite der Medaille zeigt freilich die hohe Belastung der eigenen Effektenbestände und die dadurch bedingte Verschlechterung der Liquidität. Das ist besonders unangenehm bei Jahresschluß. Die Bilanzen sollen günstig wirken; und oft werden dann, um allen irgendwie wegzubringenden Ballast zu beseitigen, ganze Posten von Effekten über den Jahreswechsel hinaus anderswo lombardirt. Soll man nun gar noch neues Material hinzunehmen und die Effektenposten anwachsen lassen? Diese Frage ist gerade jetzt brennend. Wir nähern uns dem Jahresende; und die

Börse bedarf ständig des Eingreifens der Banken. Wie werden diese Institute sich in der Zeit der Bilanzaufstellung verhalten, wenn der Kursrückgang andauert?

Nicht jede Hoffnung auf Intervention wird erfüllt. So hat die Deutsche Bank der viel geschmähten, aber oft ganz nützlichen Schaar der Konzertzeichner einmal einen argen Streich gespielt. Als sie im Mai 1903 die Aktien der Reichelt Metallschrauben-Fabrik an die Börse brachte, war die Nachfrage so groß, daß sie nur zu einem um 10 Prozent über den Einführungskurs hinausgehenden Preis befriedigt werden konnte. Wie fast immer, waren unter den Zeichnern sehr viele, die nur des Kursgewinnes halber subskribirt hatten, den ihnen der Verkauf der Effekten am Tag nach der Zeichnung bringen sollte. Diese Hoffnung vereitelte die Deutsche Bank, da sie das auf den Markt strömende Material nicht aufnahm, sondern den Kurs ruhig um 9 Prozent zurückgehen ließ. Der Bank ist damals dieses Verhalten sehr verdacht worden, schon weil dadurch auch solide Elemente abgehalten werden könnten, sich an der Subskription auf neue Papiere zu betheiligen. Der Vorwurf, nicht interveniert zu haben, ist in diesen Tagen auch dem berliner Bankhaus Koppel & Co., mit Bezug auf die Aktien der Deutschen Gasglühlichtgesellschaft, gemacht worden. Ende Oktober dieses Jahres wurde die beantragte Erhöhung des Grundkapitals (um 746 000 Mark) auf 3,90 Millionen von den Aktionären genehmigt. Koppel hat nun eine Garantie für die Durchführung der Transaktion übernommen; das Haus will selbst die neuen Aktien zum Kurs von 325 aufnehmen, den alten Aktionären aber 630 Stück davon zum Kurs von 335 zum Bezug anbieten. Ein allgemeiner Brauch ist, daß Garantiesyndikate bei neuen Emissionen für die Zeit, in der das Bezugsrecht läuft, den Kurs der alten Aktien stützen, um den Bezug der neuen nicht werthlos werden zu lassen. Die Firma Koppel & Co. aber, der offenbar nicht viel daran liegt, daß die Aktionäre ihr Bezugsrecht ausüben, ließ den Kurs von 357 bis auf 337 sinken und sorgte erst dann, nach einer lauten Ermahnung, dafür, daß der Kurs wieder in die Höhe ging. Für die Aktionäre der Deutschen Gasglühlichtgesellschaft war es natürlich kein Vergnügen, ein werthvolles Bezugsrecht wie Schnee in der Sonne hinschmelzen zu sehen. Die Aktionäre der Deutsch-Luxemburgischen Bergwerksgesellschaft können, wenigstens so weit die neuen Aktien des Unternehmens in Frage kommen, über ungenügende Intervention kaum klagen; das Garantiekonsortium hat sich durch neue Kapitalmächte so gefestigt, daß schon diese Gruppirung ein gewisses Zutrauen einflößen muß. Ursprünglich bestand das Konsortium aus der Darmstädter, der Bergisch-Märkischen und der Rheinischen Bank. Dann trat zunächst der Concern Dresden-Schaaffhausen bei; ihm folgten Nationalbank und Deutsche Bank und jetzt ist auch noch die Diskontogesellschaft hinzugekommen. Das ist wohl mehr, als Bernhard Dernburg je in seinen kühnsten Träumen sah. Interventionen wären hier leicht möglich, sind am Ende aber gar nicht einmal nöthig. Denn Deutsch-Luxemburger sind sacht um 20 Prozent gefallen, ohne daß es ein großes Getöse gab. Zum Schluß soll die Deutsche Bank noch wegen ihrer Intervention auf dem Goldminenmarkt gelobt werden, der eigentlich schon seit dem Transvaalkrieg bös aussieht. Die Minenfirma der Deutschen Bank, A. Goerz & Co. Ltd. in London, hat nun ein Kaufsyndikat mit einem Kapital von 250 000 Pfund Sterling gegründet, dessen Zweck die Aufnahme preiswerth angebotener Minenshares sein soll. Das sind kluge Interventionen. Der Glaube an ihre Heilkraft darf natürlich nie zu blindem Vertrauen verleiten. Ladon.

Notizbuch.

Alfonso, der junge König von Spanien, war nun endlich auch in Berlin. Der übliche Straßenputz: dürftig, bunt, geschmacklos. Das übliche Programm: Truppenbesichtigungen, Galadiners, Jagden, Galavorstellung. Nirgends langweilen reisende Monarchen sich so wie in der Hauptstadt des Deutschen Reiches; fühlen sich nirgends so unfrei, von früh bis abends genirt; bekommen vom Sehenswerthen nirgends so wenig zu sehen. In Paris zeigte man dem schlanken Jüngling, dessen feiner Kopf mehr an Habsburg als an Bourbon erinnert und die Fürstenportraits des Meisters Velazquez im Gedächtniß auftauchen läßt, allerlei Hübsches: die Boulevards, Versailles, die Markthallen; führte ihm die Elite des Bühnenvolkes vor und ließ ihm Zeit, mit geistreichen Leuten zu plaudern und die Reizreste der schönen Otero zu bewundern. Da war der blasse Postumus, den der Vater im letzten Stadium der Schwindsucht gezeugt hat, vergnügt wie ein harmloses Kind und das Attentat sogar trübte ihm nicht die Laune. Auch Berlin hat Manches, was die Mühe des Reisens lohnt. Museen, Fabriken, Orchester, Laboratorien, Waarenhäuser, Theater. Auch in Berlin leben Gelehrte, Künstler, Industrielle, Kaufleute, die ein Fremder von Distinktion wohl gern aus der Nähe betrachtet. Nichts davon wird reisenden Monarchen gezeigt. Noch immer gethan, als sei an der Spree die Residenz des Soldatenkönigs. Das preußische Heer ist sicher eine große Sache, die in ihrer Art auch ästhetischen Genuß schaffen kann. Doch ins innere Leben dieses Organismus vermag der Reisende, dem Regimenter im Paradeschmuck vorgeführt werden, nicht zu blicken und die Häufung militärischer Schauspiele wird ihm leicht zur Last. Muß er schon auf die Eisenbahn: warum nicht nach Hamburg, Köln oder Frankfurt, statt nach Magdeburg und Hannover? Glaubt man wirklich, daß Döberitz ihn interessirt? Deutsche Landschaft, deutsche Menschen, deutsche Kunst: von Alledem sehen diese Besucher fast nichts. Die berüchtigten neuberlinischen Marmormetzeleien, die uns schon genug Spott eingetragen haben. Hofleute, die auf der ganzen Erde nur an der Stickerei auf ihrem Frack zu unterscheiden sind. In Berlin gabs im Hoftheater „Coppelia“: sehr schön, aber ein französisches Ballet, das man in Paris und Madrid eben so gut sehen kann. Im Neuen Palais „Damenkrieg“: ein feines Exempel von Scribe, das berliner Hofmimenkunst aber nicht zu voller Geltung bringen kann. Zweimal also französisches Theater. In Hannover dann eine verstaubte Soldatenposse von Moser, deren Schnodderwitz keinem Ausländer die Lippe kräuselt. Warum nicht einen Akt „Götz“ mit Matkowsky und, mit Fräulein Destinn und den Herrn Krauß und Bertram, das schönste Stück aus den Meistersingern? Das Joachim-Quartett oder unsere Hofsymphoniker unter Strauß? Ein kleines Drama aus unserer Zeit, in dem die besten Spieler der Hauptstadt mitwirken? Warum nicht, wie anno Heinrich in New-York, ein Diner der Industriekapitäne? Die armen Potentaten lernen, auch wenn sie noch so weit reisen, die Welt niemals kennen. Hätte man dem jungen König den Rhein, das Ruhrkohlenrevier, den hamburger Hafen, in Berlin Messels Waarenkathedrale, ein paar Fabriken, eine Elektrizitätcentrale, eine Großbank, die Werkstatt eines Chemikers und Konfektionärs gezeigt, ihm nicht Alles verborgen, was deutsche Kunst einst geschaffen hat und heute noch schafft, ihm, statt ihn mit Besuchen und Gegenbesuchspflichten zu überbürden, Zeit gelassen, sich selbst in der Stadt das Sehenswerthe zu suchen, dann könnte der Zögling des Paters Montaña von Deutschland und von Berlin nun zu Haus doch Etwas erzählen. Jetzt kann er höchstens berichten, daß man ihn sehr nett behandelt, ihm sogar erlaubt hat, zuzuhören, als der Kaiser Rekruten vereidigte, sich da-

bei auf einen katholischen Habsburger berief und, im Land Fritzens, rief, er werde in seiner Armee keine Spötter dulden. Vorbei ... Uns den Besuch für ein politisches Ereigniß aufzuschwatzen, hat man diesmal nicht gewagt. Die offiziellen Reden waren noch unbeträchtlicher als sonst. Während der König in Berlin war, sagte in Madrid sein Ministerpräsident, Spanien sei mit dem franko-britischen Kolonialabkommen ganz einverstanden. Und vierzehn Tage vorher hatte Alfonso selbst zu Loubet gesagt: L'Espagne désire vivement concerter ses intérêts avec ceux de la France; ce concert qui, jusqu'ici, a été parfait, suivra son cours naturel, à l'avenir. Das klingt nicht, als sei die Pyrenäenhöhe unübersteiglich geworden und als dürften wir für die Staatskomoedie der Marokko-Konferenz getrosten Muthes auf spanische Unterstützung hoffen.

* * *

Merkwürdig war wieder die Rhetorik, die während der Besuchszeit in unser Ohr drang. Daß die Bürgermeister sich jedesmal, wenn irgend ein gleichgiltiger Herr durchs Stadtthor fährt, dazu hergeben, am Wagenschlag ihr Sprüchlein zu sagen: darüber wundert kein Deutscher sich mehr. Und nur bei uns gilt doch der Brauch; in allen anderen Ländern spart man solche Ehre für den heimkehrenden Sieger und überläßts den Potentaten, ob sie bei ihrem Besuch ins Rathhaus gehen und dort, wo sichs gehört, vom Stadthaupt begrüßt sein wollen. Ein paar Sätze aus der Galatafelrede des Kaisers. „Euer Majestät werden sich überzeugt haben durch den Empfang seitens der Bürgerschaft meiner Residenz, wie warm und innig die Herzen meiner Unterthanen Ihnen entgegenschlagen; es ist auf Euer Majestät die warme Sympathie, die mein Volk für Ihren durchlauchtigsten dahingeschiedenen Vater gezeigt hat, übertragen." Wer mag so seltsamen Irrthum wirken? Deutsche Herzen, die dem König von Spanien warm und innig entgegenschlagen, wären in Berlins Stadtbereich nicht zu finden, und thätet Ihr tausend Laternen anzünden. Der Vater war, als die Pariser ihn ausgepfiffen hatten, in Deutschland einen Augenblick populär; von dem Sohn weiß man nichts und kümmert sich deshalb nicht um ihn. Uebrigens sollte der Kanzler dafür sorgen, daß in offiziellen Reden nicht mehr von „Unterthanen" gesprochen wird; seit Völker und Fürsten Verträge schließen, ist der subditus personalis (perpetuus oder temporarius) aus dem Rechtsleben des modernen Bürgerstaates verschwunden. „Mit innigstem Antheil und regstem Interesse hat mein Volk die Entwickelung Eurer Majestät von Jahr zu Jahr verfolgt und mit Jubel begrüßt es heute den König von Spanien." An den Fingern einer Hand, glaube ich, sind die Deutschen herzuzählen, die je auch nur eine Minute an die Entwickelung Alfonsos gedacht haben; Leute, die jubeln, sind immer zusammenzubringen, wenn man die Straßen ausputzt, Stunden lang dem wichtigsten Verkehr absperrt (der freie Bürger freut sich in unserem Klima offenbar solcher Willkür) und die Zierden des Marstalles ohne Eintrittsgeld zeigt. „Euer Majestät dürfen versichert sein, daß aus dem Herzen meiner Unterthanen sowohl wie meines Hauses und aus meinem stets Gebete zum Himmel aufsteigen werden für das Wohl Eurer Majestät, des spanisches Volkes und Eurer Majestät erlauchten Königshauses. Auf dieses Gebet leere ich mein Glas." Die Schlußwendung ist originell; die Sitte, auf ein Gebet zu trinken, hatte der deutsche Komment uns bisher verheimlicht. Ob in Deutschland für Spanien und dessen Dynastie viele Gebete aufsteigen werden, dünkt Manchen wohl mindestens zweifelhaft. Zu den Rekruten sprach, vor Alfonsos Ohr, der Kaiser: „Von heute an seid Ihr mein!" (Womit das staatsrechtliche, auch das militärische Verhältniß nicht bezeichnet sein kann, wohl, wir dürfens hoffen, nicht bezeichnet werden sollte.) Anderen Rekruten wurden, vor demselben Zeugen, die Bilder Leopolds von Oesterreich und

ſeines Eugenius, des edlen Ritters, vors Auge gerückt. Prinz Eugen wurde ſein Leben lang am wiener Hofe vom Haß der ſpaniſchen Kamerilla verfolgt; ein Spanier läßt ſich drum nicht gern an den „kleinen Kapuziner“ erinnern, deſſen Wahlſpruch war: „Oeſterreich über Alles!“ Lieber an den frömmelnden Kaiſer Leopold, den Mann Margarethas von Spanien, der ſtreng nach dem ſpaniſchen Ceremoniale lebte. Proteſtantiſchen Soldaten aber könnte man ein nützlicheres Vorbild erdenken als dieſen Herrn, der, in Oeſterreich und in Ungarn, ſeine ganze Energie an die Ausrodung des Proteſtantismus ſetzte.

* * *

Warum Chriſtinens Sohn gerade der „Damenkrieg“ vorgeſpielt wurde, weiß vielleicht das Oberhofmarſchallamt; immerhin wars gut, daß nicht wieder „Charleys Tante“ gewählt wurde, die Cirkusposſe, die der Kaiſer ſich in Homburg neulich zum dritten Mal vorſpielen ließ. Und Coppelia? „Bei der Hauptprobe des neueinſtudirten Ballets ‚Coppelia‘ ging Alles glatt bis zu einem ſlaviſchen Tanz, dem das richtige Tempo in der Tanzweiſe nicht beizubringen war. Der Kaiſer hatte im Zuſchauerraum Platz genommen und unterrichtete, als es bei der Probe nicht klappen wollte, Kapellmeiſter, Regiſſeur und Darſteller in ſehr deutlicher Weiſe, wie die Tonarten fallen, wie die und jene Wendung ausgeführt werden müſſe. Darob allgemeines Staunen. ‚Ja, ja, Sie ſehen mich an‘, ſagte der kaiſerliche Regiſſeur (gemeint iſt: der Balletregie führende Kaiſer), ‚es iſt aber doch ſo!‘ Natürlich wurde Alles gemacht, wie der Kaiſer es wollte.“ Aus einem der Hauptblätter von Byzanz habe ich im vorigen Jahr dieſe Notiz abgedruckt. Seit der denkwürdigen Einſtudirung wird beim Programmentwurf für eine Galavorſtellung jetzt, wie es ſcheint, zuerſt immer an „Coppelia“ gedacht. Markſtein in der Balletgeſchichte.

* * *

Ein Verſtoß wider Anſtand und Wirthspflicht bleibt noch zu erwähnen. Wird der König bald heirathen? Wann? Wen? So gings, während Alfonſo bei uns war, Tag vor Tag. Die Begleiter wurden interviewt. Wann? Wo? Aus welcher Familie? Dann hieß es gar, aus Mecklenburg ſei eine junge Prinzeſſin herbeigeholt worden, damit der König ſie ſehe und, wenn ſie ſeinem Auge wohlgefällig ſei, heirathe. Auf das arme Mädchen, das ſo taktlos auf den Markt gezerrt wurde, wird nun wie auf eine Verſchmähte gewieſen. Als durch ein falſches Urſprungszeugniß, das in Paris einem berliner Artikel ausgeſtellt ward, in der ſpaniſchen Preſſe Verſtimmung entſtand, wurde der Kanzler mobil. Klüger wäre es geweſen, dem Unfug früher ein Ende zu machen. Was gehts uns an, wo Alfönschen Brautſchau hält? Müſſen deutſche Fürſtentöchter wie Meßwaare ausgeboten werden? Gehört zu den oberen und oberſten Hofchargen jetzt auch ein Schadchen? Königen, die nichts Paſſendes finden, bleibt als letzte Zufluchtſtätte ja noch die Voſſiſche Zeitung.

* * *

In Wien, wo man die Einfahrtſtraße mit gewachſenen, nicht, wie bei uns, mit papiernen Blumen geſchmückt hatte und Herr Lueger ſich nicht in Pferdekopfhöhe redneriſch zu bemühen brauchte, ſoll Alfonſo fröhlicher geweſen ſein. Netteres Programm, nicht ſo anſtrengend; und im Kreis lieber Verwandten. Kurze Reden, in denen die alte öſterreichiſch-hiſpaniſche Freundſchaft erwähnt wurde. Auch dieſe Erinnerung wäre zu meiden geweſen. Die Oeſterreicher haben Spanien immer Unglück gebracht und die Oeſterreicherin Maria Chriſtine hat das Werk ihrer Ahnen vollendet. Stets blieb ſie am Manzanares die Fremde; ſchien nie bemüht, Land und Leute kennen zu lernen, den Charakter und die Bedürfniſſe des Volkes zu erforſchen. Oft ward ihr vorgeworfen, ſie ſorge nur für die Wahrung der ſteifen Ceremonialformen und ſei im tiefſten Grund ihres engen,

abergläubigen Herzens froh, wenn kein Strahl den dunklen Sinn der Menge erhelle. Unter Christinens Regentschaft ist dem Reich, dem einst die Sonne nicht unterging, Alles geraubt worden, was es noch zu verlieren hatte: Kolonialbesitz, Wohlstand, Prestige, innere Einheit. Der kränkelnde Postumus, der in seinem goldenen Käfig von Spaniens drängenden Wünschen und Spaniens Leid weniger erfuhr als ein andalusischer Hirtenknabe, hat eine schlimme Erbschaft angetreten. Heer und Flotte untüchtig; die Führer mit ihrem Willensdrang mehr persönlichem Vortheil als dem Heil der res publica zugewandt. Ein Staatshaushalt, der jährlich fast eine Milliarde Pesetas verschlingt. Keine dem hastigen Wettbewerb jüngerer Kulturvölker gewachsene Industrie, kein modernen Verkehrsmöglichkeiten angepaßter Handel; und den Ackerbau lähmt die Rückständigkeit des Betriebes. Der Bauer, der Kleinbürger wagt nicht mehr, auf bessere Tage zu hoffen. Der Proletarier schwört auf Iglesias, den Anarchisten, und harrt ungeduldig der Stunde, da Bakunins Saat aufgehen und der rothe Schrecken das Land reinigen, neuer Ernte den Boden bereiten wird. Die Frau ist in blind gläubigem Fanatismus dem Priester unterthan; seinem Wort horcht sie und flüchtet aus Angst und Noth in die finster ragenden Klöster, in die vorgeschobenen Forts der geistlichen Weltmacht, die wie ein schwarzer Gürtel die Hauptstädte einschnüren. Korruption aller Art hat überall ihre Minengänge gegraben. Mit staatlicher Beihilfe werden Monopole erschachert, die den Aermsten Wucherzins abpressen und einen Klüngel bereichern. Alles ist hohl, morsch, zum Untergang reif. Wenn Alfonso sich nicht nur amusiren und als Chauffeur auszeichnen, sondern seinem Reich die Möglichkeit einer modernem Anspruch genügenden politischen und wirthschaftlichen Organisation schaffen will, findet er schwere Arbeit. Schade, daß in den deutschen Städten ihm Alles verborgen ward, was seiner Erziehung zu einem brauchbaren Monarchen förderlich sein konnte.

* * *

Aus Hamburg erhielt ich den folgenden Brief:

„Sehr geehrter Herr Harden, Sie sprechen im ersten Novemberheft von dem fraglichen Werth des zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten geplanten Professorenaustausches. Das giebt mir Anlaß, hier auf einen Plan hinzuweisen, der in Hamburg jetzt eifrig erörtert wird. Der Präsident des Hanseatischen Oberlandesgerichtes, Herr Dr. Sieveking, hat (im Verlag von Otto Meißner) eine kleine Schrift herausgegeben, die den Titel trägt: ‚Die hamburger Universität'. Diese Universität soll nach dem Muster der besten amerikanischen Hochschulen errichtet werden. Die Einzelheiten des Planes kann Jeder aus Sievekings Brochure leicht kennen lernen. Wichtig scheint mir zunächst, daß nicht nur in Hamburg gebildete und nachdenkliche Leute zu einem Projekt Stellung nehmen, dessen Verwirklichung (die ja nicht genau Sievekings Vorschlägen zu entsprechen braucht) die Hochschulen des Deutschen Reiches um eine ganz neue, eigenartige und in die Zukunft weisende Schöpfung vermehren würde. Bei der Abgrenzung des Hörerkreises der künftigen hamburger Universität handelt sichs nicht um die übliche University Extension, sondern um Einrichtungen, die auch dem nicht akademisch Vorgebildeten ermöglichen sollen, sich eine abgeschlossene, zugleich seinem praktischen Beruf nützliche wissenschaftliche Bildung zu erwerben. Die Frage ist nicht nur für den hamburgischen Staat, sondern für ganz Deutschland deshalb so wichtig, weil Hamburg mehr und mehr eine Stellung im deutschen Leben erlangt, die es sich selbst vor dem Zollanschluß nicht erträumt hatte. Dabei denke ich nicht nur an den deutschen Welthandel. Deutlicher und beredter, als ichs vermöchte, hat Das Karl Lamprecht schon 1899 gesagt; er hat damals, in einem Vortrag, auf die führende Rolle hingewiesen, in die Hamburg mit der Zeit hineinwächst. Schon

Sievekings Plan beweist, daß sich diese Führerschaft allmählich auch auf rein geistigem Gebiet geltend zu machen trachtet. Und da nun einmal in Deutschland jede Frage, die das Universitätleben berührt, auch heute noch immer über die akademischen Kreise hinaus warmen Interesses sicher sein kann, ist es nur in der Ordnung, diese hanseatische Anregung auf das weiteste Forum zu ziehen. Sehr ergeben Dr. Heinrich Spiero."

* * *

„Ein Beitrag zu dem unerfreulichen Verhältniß zwischen der preußischen Regirung und der berliner Stadtverwaltung. Das Ministerium hatte dem ‚Werkring', dessen Ziele hier neulich von einem Mitglied dargelegt worden sind, eine Geldunterstützung versprochen, damit an der nächstjährigen Gewerbekunstausstellung in Dresden auch eine geschlossene Künstlervereinigung aus Berlin theilnehmen könne. Voraussetzung war jedoch, daß die Stadt einen eben so hohen Beitrag gebe. Das ist dem ‚Werkring' von dieser Seite auch versprochen worden und im Vertrauen darauf haben die Künstler ihre praktischen Arbeiten, die beträchtliche Auslagen erfordern, in Angriff genommen. Jetzt zieht die Stadt plötzlich das gegebene Versprechen zurück und auch die Staatsunterstützung wird nun fortfallen. Wahrscheinlich wird also Berlin auch in Dresden wieder, weil es nicht würdig vertreten ist, von den kleinsten Provinzstädten beschämt werden. Es ist ein neuer Beweis, wie unfähig unsere Stadtverwaltung ist, die nicht materiellen Interessen und die Würde der Hauptstadt des Deutschen Reiches wahrzunehmen. Und doch steht an der Spitze ein Bürgermeister, der in seinen liberalen Romanen von Architektinnen zu erzählen weiß, die sich zu modernen Anschauungen ‚durchringen'. Aber Literatur und Leben ist auch bei Bürgermeistern Zweierlei." Das schreibt mir ein Künstler. Ich glaube er thut dem Bürgermeister, den er meint, Unrecht. Wenn es nach Herrn Dr. Reicke (der zweiter, nicht erster Bürgermeister ist und ein ziemlich eng begrenztes Dezernat hat) ginge, sähe es in Berlin wohl auf manchem Gebiet kommunaler Kunstpolitik anders aus.

* * *

Was ich im letzten Oktoberheft (unter dem Titel „Personalia") über die Leistung deutscher Diplomatie sagte, scheint manchen Betitelten geärgert zu haben. Zuerst wurde munter dementirt. Graf Alvensleben soll das Nahen des Asiatenkrieges nicht rechtzeitig nach Berlin gemeldet haben? Unsinn; in Berlin wußten die Maßgebenden ganz genau, daß der Krieg unvermeidlich sei. Erstens von Waldersee, der auch den Sieg der Japaner schon vorausgesagt habe; und zweitens von Alvensleben. Diese unfähigen Tschinowniks lügen mit einer Dreistigkeit, die bessere Diplomaten nur mit äußerster Anstrengung aufbringen. Als Waldersee in Japan war, hoffte der Mikado selbst noch, den Krieg vermeiden zu können; und er wäre vermieden worden, wenn die Alexejew, Abasa & Co den Zaren nicht so schlau belogen hätten. Waldersee war ein sehr komplizirter Herr, der sein Urtheil gern mächtigen Wünschen anpaßte. Erweislich wahr ist, daß er mehr als einmal die Ueberzeugung ausgesprochen hat, wenn es zum Krieg komme, werde Rußland zuerst, wie immer, geschlagen werden, schließlich aber siegen; und dieser Glaube hat lange auch den Großen Generalstab des deutschen Heeres beherrscht. Erweislich wahr ist ferner, daß nicht nur der preußische Finanzminister, sondern auch das Auswärtige Amt in den ersten Februartagen des Jahres 1904 den Frieden für gesichert hielt und vom Ausbruch des Krieges jäh überrascht wurde. Wozu also der dumme Schwindel? Weiter. Herr von Schoen, Alvenslebens Nachfolger, ist ein Gigant. Meinetwegen; ich frage nur noch einmal: Wo hat ers bewiesen? Als Hofmarschall des Herzogs von Koburg? Als er in Berchtesgaden die Söhne des Kaisers spaziren führte? Als Anekdotenerzähler an Bord der „Hohen-

zollern"? In Kopenhagen sicher nicht; da hat, während er das Deutsche Reich vertrat, England Alles erreicht, was es haben wollte. Wer dagegen den „begeisterten Empfang des Kaisers" anführt, mag sich an Schulkinder wenden; ich spreche zu erwachsenen und ernsthaften Leuten. Und bin zu höflich, um die Spottnamen aufzuzählen, mit denen sehr Maßgebende vor Kurzem noch den Giganten bedachten. Auch in der klug und anständig redigirten Kölnischen Volkszeitung wurde (in einem aus Berlin stammenden Artikel) die Berechtigung meiner Kritik bestritten. Richtig sei nur, daß bei uns unverschämt gelogen werde. Besser als Fürst Bülow könne es aber kein Anderer machen. Denn wir sind allen Ländern „zu stark, militärisch und auch wirthschaftlich zu mächtig; man fürchtet, auf dem Weltmarkt durch unseren Wettbewerb erdrückt zu werden, man fürchtet im Fall eines Zusammenstoßes auch die Ueberlegenheit unserer Armee: und die Furcht ist die Mutter des Hasses. So zeigt sich in den verschiedensten Ländern eine starke Neigung, gegen Deutschland zusammenzugehen. Das können wir aber auch durch die schlauste Politik nicht ändern". Der Mann, der Deutschland in solchem Glanze sieht, ist zu beneiden. Mit dem Politiker, der die verhängnißvollen Fehler des Fürsten Bülow noch immer nicht erkannt hat, mag ich nicht streiten, weil er, nach meiner Ueberzeugung, nicht weiß, was geschehen ist, geschehen konnte und mußte, gar nicht ahnt, was seit anderthalb Jahren zu erreichen war und verloren ist; weil auch ihm selbst der dichte Lügenschleier das Licht verhängt. Nur persönlich möchte ich mich mit ihm, dessen Stimme redlich klingt, auseinandersetzen. Er behauptet, ich hätte den Freiherrn von Eckhardtstein „gelobt". Ich habe nur gesagt, dieser Schwiegersohn Maples sei, weil er mit Cityleuten in Berührung kommt, über die Kriegsgefahr besser als die im Dunstkreis der Zunft Lebenden unterrichtet gewesen, habe in Berlin aber mit zwei Sturmwarnungen keinen Glauben gefunden. Das ist erweislich wahr. Wenn der für Köln Politisirende die „Zukunft" öfter gelesen hätte, wüßte er, daß der Freiherr von Eckhardtstein keinen Grund hat, mit mir zufrieden zu sein. Würde auch nicht schreiben, da ich „schon im Sommer Geheimnisse gewußt habe, die jetzt erst bekannt geworden und bestätigt sind, auch von vielen Dingen Bescheid wisse, die sich am Hof zutragen", sei anzunehmen, daß mich „sehr vornehme Leute instruiren; und Das sind wahrscheinlich Persönlichkeiten, die den Reichskanzler beerben möchten". So tief ist deutsche Publizistik leider heruntergekommen, daß solcher Glaube begreiflich wird. Ich kenne keinen Menschen, der den Reichskanzler beerben möchte; nach dem Fürsten Bülow, der Deutschlands Lage so unbequem gemacht hat, wie selbst unter Chlodwig noch Niemand fürchten konnte, Kanzler zu werden, ist ein onus, das kein Vorständiger erstreben wird. Und die Instruktionen? Ich habe sechs Jahre lang in Bismarcks Haus verkehrt: und nie hat der Fürst, dem Alter und Autorität es doch eher als jedem Anderen erlauben konnten, mir auch noch so leise den Wunsch angedeutet, Dies oder Jenes von mir geschrieben zu sehen; hätte ers gethan, dann wäre ich, so schwer der Verlust mir geworden wäre, nicht wiedergekommen. Wenn nun gar aus dem Epigonenhaufen sich Einer einbildete, mir Instruktionen oder auch nur Winke geben, mich seiner Privatpolitik dienstbar machen zu können, dann würde ich ihn, ohne mich zu ärgern, artig, doch schnell ans Hausthor geleiten. Je bois dans mon verre; so klein es sein mag. Und muß den „vornehmen Herren", mit denen ich auf ihren Wunsch zusammenkomme, bezeugen, daß sie nie versucht haben, mich zum Werkzeug ihres Willens zu werben.

* * *

„Das erste Glas gilt dem Hüter des Deutschen Reiches, dem Fürsten, der weitschauenden Auges die Geschicke unseres Vaterlandes leitet, dessen machtvolle Persönlichkeit überall den Glanz und das Ansehen des deutschen Namens stützt und schirmt, dem Für-

sten, der durch Mäßigung und Weisheit, aber auch durch die Entschlossenheit seiner Regierungpolitik den Frieden gefördert hat, dem Fürsten, unter dem Handel und alle Gewerbe in Deutschland sich so entwickelt haben, daß, dank der Thatkraft, dank der Arbeitfreudigkeit, dank der Geschicklichkeit des deutschen Volkes, das Deutsche Reich eingerückt ist in die erste Reihe der Handel und Gewerbe treibenden Nationen. Wenn unsere Gedanken einig sind in dem Wunsch für das Glück und die Größe unseres Vaterlandes, so können wir unsere Wünsche nicht würdiger zusammenfassen als in dem Ruf: Kaiser Wilhelm der Zweite lebe hoch!" Diese Rede lasen wir in der vorigen Woche. Wer spricht so? Ein Hofmann? Ein Konservativer mit Söhnen in der Armee? Ein Oberbürgermeister, dem noch die Kette, der rothe Vogel oder der Geheimrathstitel fehlt? Nein: Herr Johannes Kaempf, Stadtältester von Berlin, Präsident der Aeltesten der Kaufmannschaft, im Reichstag Vertreter der Freisinnigen Volkspartei. Demokrat also; was man so einen Volksmann mit Rückgrat nennt. Wortführer der Partei, die täglich verkündet, im Deutschen Reich werde gegen Handel und Gewerbe regirt, das Börsen- und Branntweingesetz, die Fleischsperre und der neue Zolltarif bringe die Industriellen und Händler an den Bettelstab. Wenn dieser Johannes sich im Parlament wieder einmal über die systematische Schädigung des Handels erhitzt, liest ein boshafter Agrarier ihm gewiß die weihevolle Festrede vor. Ob der gestrenge Herr Eugen Richter in seiner Krankenstube davon erfuhr? Vielleicht hätte er seinem sonderbar schwärmenden Jünger dann gerathen, seine Thatkraft, Arbeitfreudigkeit und Geschicklichkeit hinfüro im Herrenhaus glänzen zu lassen.

* * *

Zwei neue Männer auf Deck. Der Oberlandesgerichtspräsident Beseler wird Preußens Justizminister. Eine gute Wahl. Schon vor anderthalb Jahren wurde hier gesagt, ein besserer Mann sei im engen Kreis der tauglichen Kandidaten nicht sichtbar. Die Leitung der Kolonialgeschäfte ist dem Erbprinzen Ernst zu Hohenlohe-Langenburg übertragen worden. Nachdem der Generaldirektor des Norddeutschen Lloyd, Herr Dr. Wiegand, wie es heißt, das Amt dankend abgelehnt hatte. Daß ers ablehnen werde, konnte Niemand bezweifeln; doch Einer, der von Hamburg nach Bremen hinüberblickt, hatte vielleicht Grund, dem lästigen Friesen das Odium dieser Ablehnung zu wünschen. Der Erbprinz zu Hohenlohe soll als Regent von Koburg und Gotha ein achtbares Verwaltungtalent gezeigt haben. Die deutschen Kolonien kennt er nicht; hat sich für Kolonialangelegenheiten öffentlich bisher auch nicht interessirt. Da eine Reise nach Afrika heutzutage eine kurze Spazirfahrt ist, sollte man unsere von schwerem Gebresten heimgesuchten Kolonien nicht einem Mann anvertrauen, der sich aus Büchern, Karten, Berichten erst mühsam ein Bild von ihnen machen muß. Kennt, wenn Herr Dr. Stübel weg ist, im ersten Beamtenglied überhaupt noch Jemand Deutschlands überseeischen Besitz? Wunderlich ist auch der Gedanke, daß ein dem (internationalen) höchsten Adel Angehöriger dem frisch gefürsteten Kanzler untergeben sein, ein dem König von England nah Verwandter das deutsche Interesse gegen Britanien wahren soll. Daß die Hohenlohes noch nicht abgethan seien, war nicht erst seit gestern bekannt. Daß dieser Staatssekretär, schon weil er den Kaiser öfter sieht, immer mehr sein wird als andere Staatssekretäre, ist klar. Eine seltsame Wahl. Vielleicht war sie das Resultat zweier Wünsche, die ein Weilchen unvereinbar schienen. Des Wunsches, einen Mann, der einst an die höchste Spitze treten könne, im grellen Licht der Oeffentlichkeit und namentlich auch im Parlamentsfeuer einzuexerziren; und des anderen, einen gefährlichen Konkurrenten auf dem unbequemen Posten des Kolonialgeschäftsleiters rasch und ruhmlos verbraucht zu sehen. Wer Stübels Erbe antritt, müßte schon von besonderem Kaliber sein, wenn er hoffen dürfte, von diesem Sorgenstuhl aus einst den Kanzlersitz erklettern zu können.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 2. Dezember 1905.

Kommerzienrath Israel.

Am zweiundzwanzigsten November 1902 ist der Wirkliche Geheime Rath Friedrich Alfred Krupp in seiner Villa Hügel gestorben. Er war öffentlich, in England, Frankreich, Amerika, Italien, zuletzt auch in Deutschland, krankhafter Perversion des Geschlechtssinnes beschuldigt, öffentlich eines Sexualverkehrs angeklagt worden, den Paragraph 175 unseres Reichsstrafgesetzbuches mit Gefängniß und mit dem Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte bedroht. Er hatte die Hilfe der Staatsanwaltschaft angerufen, eben hatte das Ermittelungverfahren begonnen: da starb er, plötzlich; und hatte, trotzdem er an Emphysem und asthmatischen Beschwerden litt, doch nicht als ein Siecher gegolten, der nicht weit über die Fünfzigergrenze hinauskommen werde. Selbstmord? Alle glaubten es; und glaubens noch heute. Ungeschickt abgefaßte und durch keine Namensunterschrift legitimirte Berichte gaben von der Todesursache ein recht unklares Bild. Die Sektion der Leiche, die schonungloſe Veröffentlichung des Befundes wurde gefordert, doch nicht gewährt. Und seitdem ist der Glaube nicht auszuroden, daß Friedrich Alfred Krupp ein Schuldiger war, den der Selbstmord der Schande entziehen sollte. Alle, die ihn genau kannten, setzten vergebens ihr Wort und ihr Ansehen dafür ein, daß Krupp nie eine „unzüchtige Handlung“ begangen, zu widernatürlicher Unzucht nie auch nur den geringsten Hang gezeigt habe. Der Kanonenkönig, sprach in Essen der Kaiser, war von „unantastbarer Integrität“; „die vergifteten Pfeile der Verleumdung haben ihn um seinen ehrlichen Namen gebracht und durch die hierdurch hervorgerufenen Seelenqualen getötet. Das ist eine That, so niederträchtig und gemein, daß sie Aller Herzen erbeben gemacht und jedem Patrioten die Schamröthe auf die Wange treiben mußte über die unserem ganzen Volk angethane

Schmach". Vergebens. Jetzt ist, fast auf den Tag drei Jahre nach Krupps Tod, der Kommerzienrath Hermann N. Israel gestorben, ein rüstiger Vierziger; und diesmal ist der Selbstmord verbürgt. Kein Industriemonarch, doch einer der beiden steinreichen Chefs des alten, berühmten berliner Leinwand- und Wollwaarenhauses N. Israel. Auch er war (in kleinen Blättern) homosexuellen Verkehrs beschuldigt worden. Ein verabschiedeter Lieutenant, mit dem er gereist war, hatte ihn des Verstoßes wider den § 175 angeklagt. Wars ein Erpessungversuch? Darüber wissen wir nichts; wissen aber, daß selbst der Reichste nicht reich genug wäre, um einem so gerüsteten Erpresser den Mund zu stopfen. Da der Kommerzienrath unter seinem Eide den strafbaren Verkehr ableugnete, wurde der Lieutenant a. D. wegen versuchter Nöthigung verurtheilt; und stellte nun den Antrag, gegen Israel das Verfahren wegen wissentlichen Meineides zu eröffnen. Die Staatsanwaltschaft am Landgericht I lehnte den Antrag ab, weil die Verdachtsgründe ihr nicht stark genug schienen. Die kammergerichtliche Berufunginstanz fand den Angeschuldigten der That „hinreichend verdächtig". Als der Kommerzienrath den Eröffnungbeschluß erhalten hatte, ging er auf seine Yacht, schoß sich eine Kugel in den Kopf und stürzte sich sterbend ins Wasser. Wenn der Schuß nicht genügte, war der Tod ihm dennoch gewiß. Kein Mund zeugte für ihn. Freunden soll er gesagt haben, er sei unschuldig, fühle sich aber zu schwach, um bis zum Verhandlungtermin aufrecht zu bleiben.

Der Selbstmord giebt auf die Schuldfrage keine unzweideutige Antwort. Und ist hier, wie im Fall Krupp, von Schuld überhaupt ernstlich zu reden? Ob Israel, nach Krafft-Ebings unterscheidender Definition, „blos pervers" oder „krankhafter Perversion" verfallen war: nach moderner Auffassung ist der Urning nicht ein Verbrecher, sondern ein Kranker; wäre es anders, dann müßten viele Diplomaten, Höflinge, gekrönte Herren sogar ihre Häupter in Schande betten. Die Ankläger selbst behaupteten nur, Israel habe mit erwachsenen, zu solchem Verkehr längst willigen Personen geschlechtlich verkehrt. Davon hätte Niemand Schaden gehabt. Wars nöthig, den Kinaeden in den Tod zu hetzen? Und das Vergehen ist nicht erwiesen. Vielleicht glaubte Israel, trotz der Abnormität seines Geschlechtsverlangens, ganz ehrlich, in den Grenzen erlaubten Verkehrs geblieben zu sein; fühlte sich von Sexualschuld vielleicht auch völlig frei. Und suchte doch den Tod. Ein Kommerzienrath und Millionär, der für deutsche Flottenmacht schwärmt, auf seine Kosten in einer Jugendwehr Knaben für den Matrosendienst drillen läßt, als reicher Erbe vom Schicksal verzärtelt, ein Mann, der in Ehrenämtern sitzt und dem die berlinisch-israelitische society die Wünsche vom Blick ablieſt: und nun von der Meute umstellt, von der Sippe bewitzelt, von den Freunden gemieden, des Meineides verdächtig.

Kann er sich reinigen? Wer bürgt denn dafür, daß nicht zwei, drei Gierige vor Gericht wider ihn zeugen? Etwas bleibt immer hängen. Die schlechte, unfruchtbare Ehe, das seltsame Interesse an der Jugendwehr, die Rheinfahrt mit dem verabschiedeten Lieutenant: nicht zu unterschätzende Verdachtsmomente; und keine Strafkammer will sich in das Gerede bringen, sie sei mit dem reichen Juden allzu sänftiglich umgegangen. Alle paar Tage wird ihm ein Blättchen ins Haus geschickt; das Sündenregister roth angestrichen. Das Geschäftspersonal, Mädchen, Diener und Kutscher habens sicher längst gelesen. Und von Allen, denen er Wohlthat erwies, kommt Keiner und spricht: Vor jedem Tribunal bürge ich für Deine Unschuld. Die stärksten Nerven könnten da reißen. Alle Martern eines langwierigen Kriminalverfahrens durchmachen? Die Verfehlung unseliger Stunden öffentlich bekennen? Am Ende wars nur unvorsichtige Zärtlichkeit. Was hilfts? In der Akustik des Gerichtssaales klänge das Bekenntniß wie eines Verbrechens. Mit dem bemakelten Namen ins Ausland fliehen und dort weiterzittern: ob mans erfährt, ob ein Kömmling plaudert, die gesellschaftliche Stellung zerstört und zu neuer Flucht zwingt? Nein: durch die Thatsache des Selbstmordes ist die Schuld noch nicht erwiesen.

Fromme Seelen durften an Israels Leiche vom Walten der Nemesis Adrasteia reden. Vor anderthalb Jahren erzählte ich hier, wie die Häupter des Hauses N. Israel zwei Männer, die vierzig Jahre lang für die Firma gearbeitet hatten, auf vagen Verdacht um Freiheit und Ehre brachten. Die Herren Julius und Berthold Besas, einst Mündel und Lieblinge des alten Israel, wurden der Unterschlagung beschuldigt. Zur Führung des Entlastungbeweises ließ man ihnen keine Zeit. Der Kommerzienrath behandelte sie wie überführte Verbrecher und forderte auf der Stelle brüsk ein rückhaltloses Geständniß; sie sollten schriftlich erklären, wie viel sie unterschlagen hätten und auf welche Weise sie Ersatz schaffen würden: sonst werde die Sache sofort der Kriminalpolizei übergeben. Die Bestürzten weigern diese Erklärung und betheuern ihre Unschuld; sie werden weggejagt und dem Portier wird befohlen, ihnen und ihren Verwandten die Schwelle zu sperren. Strafverfahren. Nach neunmonatiger Untersuchunghaft werden die Angeschuldigten freigesprochen; wird festgestellt, daß sie ihr Vermögen ehrlich erworben haben und daß die Unregelmäßigkeiten nicht durch Personen, sondern durch Mängel der Kassenorganisation bewirkt worden waren. Die Bitte um eine Ehrenerklärung wird von Israels abgelehnt. Als ihnen das Beispiel des Grafen Hektor Kwilecki vorgehalten wird, der, ehe noch die Jury sprach, seinen Verwandten alle Beschuldigung abbat, sagt der Kommerzienrath: „Der hatte auch kein Detailgeschäft!“ Wer ein Detailgeschäft hat, darf Irrthum und Unrecht nicht ein-

gestehen. Bald danach kam das üble Gerücht auf. Homosexualität. Meineid. Und wie der Kassirer, wurde nun der Chef auf bloßen Verdacht hin verurtheilt.

Er hat bitter gebüßt; und ich will ihm keinen Stein ins Grab nachwerfen. Nur noch ein Wort über die Rolle sagen, die unsere Presse in diesem Fall gespielt hat. In einem „Offenen Brief" hatten die Herren Besas erzählt, alle Versuche, Berichtigungen und aufklärende Notizen in die berliner Zeitungen zu bringen, seien gescheitert. „Man wies uns mit der lakonischen Erklärung ab, daß in dieser Angelegenheit nichts ohne die ausdrückliche Zustimmung der Firma R Israel gebracht werden könne. Wir mußten die betrübende Erfahrung machen, daß über den Kommandirenden Generalen der Presse noch eine Großmacht steht: der annoncirende Waarenhausbesitzer, dessen Reklamen die Redaktionkassen füllen." Das, sagte ich damals, ist die schwerste Beschuldigung, die sich erdenken läßt; darf ein dem Hause Mosses verschwägerter, halbe und ganze Zeitungseiten mit Inseraten füllender Großhändler sich Alles erlauben, ohne ein Aufflackern holzpapiernen Zornes fürchten zu müssen? Er darf. Auch als ich die Sache ans Licht gebracht hatte, blieb Alles still. Keine Stimme sprach für die über Bord Gestoßenen, in der Synagoge sogar von einem Rabbi als eine Schande in Israel Gebrandmarkten. Das Osterinserat der Firma R. Israel hatte billige Gartenmöbel empfohlen. Und jetzt? Das selbe Schauspiel. In den großen Zeitungen habe ich kein Wort darüber gefunden, daß der Kommerzienrath Hermann R. Israel homosexuellen Verkehrs beschuldigt, des Meineides angeklagt war und als Selbstmörder geendet hat; keine Sterbenssilbe. Ueber den Erpressungprozeß, in dem er als Zeuge aufgetreten war, wurde nicht berichtet. Im Inseratentheil standen jetzt lange Traueranzeigen; im redaktionellen Theil war der würdige Verlauf der Totenfeier ausführlich geschildert. Nicht die leiseste Hindeutung auf das traurige Ende eines der reichsten und bekanntesten Männer der Hauptstadt; selbst in den Blättern nicht, die sonst eifernd der winzigsten Sensation nachjagen. Wer sein Wissen aus der Presse bezieht, muß heute noch glauben, Israel sei als ein makelloser Ehrenmann eines natürlichen Todes gestorben. Das selbe unverbrüchliche Schweigen wie im Fall Besas. Nur werden in den israelischen Inseraten jetzt nicht Gartenmöbel, sondern Weihnachtgeschenke und wollene Winterstoffe empfohlen.

Der Zweck des Schweigegebotes ward nicht ganz erreicht. Alle, deren Urtheil dem Kommerzienrath wichtig gewesen wäre, wissen, was er im letzten Lebensjahr gelitten hat und wie er gestorben ist. Ich habe kein Familiengeheimniß verrathen. Das Kulturbildchen dünkt mich aber der Betrachtung werth. Kranke Menschen, Märtyrer eines verirrten Sexualtriebes werden bestraft und geächtet. Wer in der Angst um sein Bischen Ehre, in dem Bewußtsein, keines

Menschen Recht gekürzt und keinen Schaden gestiftet zu haben, die zu beeidende Zeugenaussage färbt, kommt ins Zuchthaus. Vor der Leiche des Selbstmörders hält der Korrekte sich in frommem Schauder die Nase zu. Und die Presse verschweigt gegen bare Bezahlung prompt jede Schande: Sexualverirrung, Meineidsverdacht, Selbstmord. Sie ist nicht bestechlich. Krupp war reicher als Israel und hätte sich doch vergebens bemüht, mit Geldopfern das Durchsickern des Gerüchtes zu hindern. Aber Israels sind Inserenten, sichere, die Papierplantagen reichlich düngende Kunden, denen man unter keinen Umständen wehthun darf. Also kein Wort über Israels Bedrängniß. Und da von der Moral unserer Satten nur der Ertappte verurtheilt wird, kann der Kommerzienrath als ein humaner Held gefeiert und unter Weihereden bestattet werden. Gern gönne ichs ihm. Hat die Presse aber nicht Kunden von sehr verschiedener Art? Sind Nachrichten nicht fast eben so wichtig wie Annoncenaufträge? Gehört nicht auch die Regirung zu ihren Geschäftsfreunden? Wie viel von Alledem, was täglich geschieht, von den Fehlern und Unterlassungsünden der durch Geld oder andere Macht Maßgebenden mag uns verschwiegen werden? Die Presse, rief schon Lassalle, „ist nicht nur zu einem ganz gemeinen, ordinären Geldgeschäft, wie andere auch, geworden, sondern zu einem viel schlimmeren, durch und durch heuchlerischen Geschäft, das unter dem Schein des Kampfes für große Ideen und für das Wohl des Volkes betrieben wird." Wüsteste Uebertreibung. Wir wahren der Menschheit heiligste Güter und richten stets ohne Ansehen der Person. Herr Rudolf Mosse hat als beeideter Zeuge vor Gericht erklärt, ein Inseratenauftrag könne niemals bestimmend auf die Haltung seines Blattes einwirken; gewiß optima fide. In seiner Bildergalerie, seinem Wintergarten oder auf den kahlen Feldern seines Rittergutes sollte er sich aber einmal die Frage vorlegen, wie er mit einem Redakteur verführe, der den Lesern verschwiegen hätte, daß ein Offizier, ein Pfarrer oder Agrarier des homosexuellen Verkehrs und grober Verletzung der Eidespflicht bezichtigt worden sei und sich erschossen habe. Alles verschwiegen: Prozeß, Anzeige, Eröffnung des Strafverfahrens, Selbstmord. Ob der Redakteur ihm nicht der Bestechlichkeit verdächtig schiene? Wenn er, der, als Zeitungbesitzer und fast ungefährdeter Alleinherrscher im Inseratenreich, an der Annoncenspekulation doppelt verdient, die Antwort gefunden hat, sollte er weiterfragen, ob Der wirklich Tadel verdient, der auch die Presse, die tausendzüngige Richterin, von Zeit zu Zeit auf den Sünderstuhl zwingt... Ich möchte nicht pathetisch werden. Kann aber den Ausdruck der Ueberzeugung nicht zurückhalten, daß der Fall Israel in der Geschichte der berliner Presse ein Schandfleck ist und daß ich Meinunghändler, die solche Schmutzspur nicht scheuen, nicht zu achten vermag.

Das Kinderschutzgesetz.

Viel Arbeit und wenig Spiel, körperliche Noth, geistige und sittliche Verkümmerung: so sehen weite Strecken im Lande unserer Kinder aus. Als Markstein neuer Urbarmachung mag man das Kinderschutzgesetz vom dreißigsten März 1903 betrachten. Neben den jungen Fabrikarbeitern, deren beispielloses Elend viele Jahrzehnte früher die ersten Staatseingriffe erzwang, soll die außerhalb der Großindustrie in jeder Art der Werkstätten, in Handel und Verkehr thätige Jugend vor Ausnutzung und Ueberbürdung geschützt werden. Dem Erlaß des Gesetzes vorausgegangene, doch durchaus nicht erschöpfende Erhebungen ergaben weit über eine Million schulpflichtiger Erwerber. In Wirklichkeit ist ihre Zahl noch größer. Und keine Statistik, ruft Agahd, der unermüdliche Vorkämpfer auf diesem Feld, in tiefer Betrübniß aus, hat ermittelt, wie viele Kinder schon vor Beginn der Schulpflicht gegen Lohn arbeiten.

Am ersten Oktober 1904 trat das neue Kinderschutzgesetz in Kraft. Auf ein Jahr seiner Geltung blicken wir zurück. Mit Spannung forschen wir in den Berichten der Gewerbe-Aufsicht nach seinen Wegspuren. Handelt es sich doch neben einer der wichtigsten Fragen des öffentlichen Lebens — denn was wäre wichtiger als das Wohl der Kinder? — um einen ersten Eingriff in die Heimarbeit. Das Gesetz umfaßt sowohl die für fremde Unternehmer als die für ihre Eltern erwerbend thätigen Kinder. In den eigenen Heimen auch, vor dem Mißbrauch der elterlichen Rechte will es die Kleinen schützen. Ein Schritt von unabsehbarer Tragweite, der aber nur die natürliche Folge unserer heutigen sozialpolitischen Erkenntniß ist. Die Zunahme jugendlicher Verbrecher mahnt in unheimlicher Feuerschrift: Ihr müßt dem lastenden Fluch entgegenwirken! Die große Schuld der Zeiten ward zum drohenden Gläubiger.

Aus diesem Geist wurde das Kinderschutzgesetz geboren. Es verbietet: Erwerbarbeit fremder Kinder unter zwölf, eigener Kinder unter zehn Jahren; Verwendung noch nicht dreizehnjähriger oder schulpflichtiger Kinder bei ungeeigneten Thätigkeiten, auf Bauten, in gesundheitschädlichen Werkstätten, an Sonn- und Festtagen, nachts, zwischen acht Uhr abends und acht Uhr morgens, vor Schulbeginn und länger als drei, in den Ferien vier Stunden; ferner fordert es zwei Stunden Pause am Mittag und eine Stunde Pause nach dem nachmittägigen Schulunterricht. Trotz dem hohen Werth dieser Bestimmungen kann es nicht überraschen, daß sie im ersten Geltungjahr noch keine allgemeine und, bei der Decentralisation des deutschen Aufsichtdienstes, vor Allem keine einheitliche Behandlung erfahren haben. Die Aufgabe ist äußerst schwierig und man begreift die zuwartende Haltung vieler Beamten um so besser, als die neuen, nicht leichten Pflichten meist mit den vorhandenen Kräften erfüllt werden mußten. Nur in Sachsen griff man zu einer Reform im Aufsicht-

amt: fünf Inspektorinnen wurden zur Durchführung des Kinderschutzes mit selbständigen Befugnissen betraut. Auch in Württemberg waren Revisionen und Berichterstattung wesentlich in den Händen der weiblichen Beamten. Mehr oder minder eingehende Auskünfte liegen ferner aus einzelnen preußischen und bayerischen Bezirken vor, während Baden und Hessen genauere Mittheilungen auf Grund statistischer Erhebungen in Aussicht stellen.

Die vorliegenden amtlichen Berichte bestätigen, wenige bayerische Bezirke ausgenommen, „mit erschreckender Deutlichkeit" den großen Umfang der Erwerbarbeit schulpflichtiger Kinder. Oft werden die Schüler der untersten Klassen besonders gern herangezogen, weil sie, bei ihrer kürzeren Unterrichtszeit, leichter zur Verfügung stehen. So wird der Sinn der Schulregelung Unsinn. Kinder fanden sich in jeder Art ungesunder Industrien: in Glasschleifereien, Lumpensortirereien, beim Steineklopfen und bei ähnliche Verrichtungen. Manchmal wurden sie vom fünften und sechsten Lebensjahr an dauernd beschäftigt, sehr oft bei Arbeiten, „denen die kleinen Finger kaum gewachsen waren." Nachtarbeit bis Zehn, Eins und länger, Arbeitzeiten von acht, elf und über vierzehn Stunden wurden festgestellt, so unglaublich es im Lande alten Elementarschulzwanges und in einer Zeit klingen mag, die von der Vertiefung der Pflichten gegenüber dem Kind viel zu reden weiß. Löhne von zwei und vier Pfennigen für fünf- und sechsstündige Arbeit! Sie steigen bis zu fünf Pfennigen für die Stunde. In Zwickau fädelte ein achtjähriges Mädchen täglich über neun, in den Ferien über zwölf Stunden lang Nadeln ein und bekam dafür in jeder Woche eine Mark als Gesammtlohn.

Im Wesentlichen handelt es sich hier nur um Stichproben. Ich denke, sie genügen, um Zweifel an der Nothwendigkeit des Eingriffes zu widerlegen. Auch der in den Berichten erörterte Unwille der Hausindustriellen, selbst die stark betonte trübe Thatsache, daß viele Eltern glauben, auf den Verdienst der Kinder angewiesen zu sein, ändert hieran nichts. Hören wir doch nur eine Variation des ewigen Gesanges, der bei jeder neuen Schutzmaßregel ertönt. Es geht nicht, rief man, riefen auch die Eltern vor fast hundert Jahren bei dem ersten Erbarmen mit den furchtbar mißbrauchten und mißhandelten Fabrikkindern. Es geht nicht: so klang es bei der Kürzung der Frauenarbeit, dem Verbot der Sonntagsarbeit, der Bäckereiverordnung. Und es geht doch, geht sogar schließlich sehr gut, wenn es nur gehen muß. Freilich: ohne vorübergehende Härten und Unbequemlichkeiten im Einzelnen kein Fortschritt. Bald genug kommt aber, was der Allgemeinheit dient, auch dem Einzelnen zu Gut Im großen Radwerk des Wirthschaftlebens ersetzt sich jede Ausscheidung ungesunder Elemente durch geeignetere Kräfte. Alles greift hier ineinander: wo die jämmerlich entlohnte Kinderarbeit wegfällt, wird die Arbeitlosigkeit Erwachsener vermindert, dem sweating system Einhalt gethan, muß automatisch fast ein Lohnaufstieg sich vollziehen.

Tiefer als der genannte Einwand steht das besonders von den sächsischen Inspektorinnen berührte Bedenken, daß die Kinder durch die größere Freiheit zu Unfug und zum Umhertreiben auf der Straße veranlaßt würden. Unter diesem Vorwande der Kinderarbeit das Wort reden, heißt, den Fuchs zum Gärtner, die Ausbeutung zur Fürsorge machen. Erscheint die Klage nicht widersinnig gegenüber einem Mindestmaß von Bewegung und Ausspannung, der körperlichen und geistigen Nothwendigkeit des Spiels? Hier kann die Frage nur lauten: Wie sind unsere Volkskinder, besonders da, wo die Mütter in der Fabrik arbeiten, zu beaufsichtigen und was muß geschehen, um ihnen Spielhallen und Spielplätze zu verschaffen, sie zum Spiel zu erziehen?

Auch die Inspektoren freuen sich der jetzt gegebenen Möglichkeit zum Kampf gegen Krebsschäden, die sie unangreifbar wuchern sahen. Und schon, obwohl das Gesetz meist noch ein Fremdling ist, dessen Bekanntschaft man durch offene Fehde oder List zu entgehen strebt, macht sich hier und da sein Wirken zwanglos geltend. Freiwillige Entlassung der Kinder aus verbotener Thätigkeit kam oft vor. Mehrfach ersetzte ein Arbeiter zur Zufriedenheit des Unternehmers eine Anzahl Kinder. Und schon bestätigte sich auch die alte Erfahrung, daß mit dem Maßhalten Eifer und Arbeitkraft wachsen: oft ward in drei Stunden nun das Selbe geleistet wie früher in fünf.

Alle Referenten klagen, die meisten Eltern wollten das Gesetz für die eigenen Kinder nicht gelten lassen; und die Beaufsichtigung der häuslichen Arbeitstätte sei nicht geordnet. Hier liegt Alles noch im Dunkel. Besteht doch die bei Beschäftigung fremder Kinder vorgeschriebene Meldepflicht nicht gegenüber den Angehörigen. Und aufs Gerathewohl in alle Schlupfwinkel der Heimarbeit hineinzuleuchten, ist der überlasteten Aufsichtbehörde unmöglich.

Die erste Grundlage systematischer Ueberwachung ist genaue Terrainkenntniß Der zahlenmäßige Anhalt, wie ihn die hessischen und badischen Erhebungen bezwecken, ist deshalb zunächst für alle Bundesstaaten zu beschaffen. Unerläßlich ist aber auch die Verpflichtung der Eltern, die für sie erwerbend thätigen Kinder anzumelden. Von unüberschätzbarem Werth wäre die Ausdehnung der Meldepflicht auf alle Unternehmer, die Heimarbeiter beschäftigen. Mit der energischen Kontrole der Meldungen und mit peinlich geführten Heimarbeiterlisten hätte die Ortspolizei den Gewerbe-Inspektoren vorzuarbeiten.

Als sittliche Pflicht bezeichnet Agahd das Mitwirken der Lehrer. Mit Recht verurtheilt er die Meinung, ihr Nachweis ungesetzlicher Kinderarbeit könne als Spionage gelten. Thatsächlich aber sind die Lehrer, obgleich sie die Ueberbürdung der Kinder beklagen, vor näherer Auskunft oft zurückgescheut. Diese Scheu wird erst schwinden oder doch erheblich nachlassen, wenn neben die sittliche die amtliche Verpflichtung tritt. Schon sind in Bayern und Württemberg die Lehrer angewiesen, Gewerbeaufsicht und Polizei durch Mittheilungen und Anregungen zu unterstützen.

Vor Allem muß zur Bewältigung der neuen Aufgabe mit ihrer mühevollen Kleinarbeit die staatliche Aufsicht verstärkt, ergänzt und möglichst in gesonderten Zweigen organisirt werden, wobei wesentlich Frauen und Assistenten aus dem Arbeiterstand in Betracht kommen. An sich war in diesem Sinn der sächsische Beschluß, eine besondere weibliche Behörde mit der Durchführung des Kinderschutzes zu betrauen, ein entschiedener Fortschritt. Nur wurden die Inspektorinnen nach der Pudeltaktik — werft ihn ins Wasser, er wird schon schwimmen — ohne genügende Vorbildung und ohne jede Vorarbeit auf ihren verantwortlichen Posten gestellt. Kein Wunder, daß sie ihn noch nicht ausfüllen konnten. Dagegen lag die Aufgabe bei der württembergischen Beamtin in den besten Händen. Länger im Dienst, in günstigerer Atmosphäre auch, griff sie ihre Pflicht mit Bestimmtheit und feinem Takt an und ließ sich nicht, wie die Sächsinnen, durch Unkenrufe schrecken. Doch auch sie ist der Ansicht, daß eine rasche Heilwirkung des Gesetzes mit den vorhandenen Mitteln nicht zu erzielen sei. Sollen seine Segnungen in absehbarer Zeit in alle Dunkelkammern der Kinderausbeutung dringen, so müssen die Durchführungbestimmungen verbessert werden. Auch das Gesetz selbst ist noch weiter auszubauen; jetzt kann es den Gegnern aller Erwerbarbeit schulpflichtiger Kinder nur als Abschlagzahlung gelten.

Und der Kinderschutz stellt noch weitergehende Forderungen. In der Landwirthschaft und im Gesindedienst sind die Kinder noch heute dem Raubbau an ihrer Jugendkraft und der Verwahrlosung preisgegeben, ohne daß der Staat sie zu schützen vermag. Und andere flammende Mahnungen schlagen aus den Berichten der Gewerbe-Inspektoren empor. Lesen wir doch von Kindern, die morgens nüchtern zur Schule gehen und erst etwas Warmes erhalten, wenn die Eltern zur Vesperzeit aus der Fabrik heimkehren. Man erinnert heute an Schillers Wunsch nach ästhetischer Erziehung des Menschen und spricht von der Kunst im Leben des Kindes. Ihre Bedeutung bleibe unangetastet. Doch so lange noch ein Kind ohne Frühstück die Schule betritt, geistige Nahrung nehmen soll, ehe dem Körper sein nothdürftigstes Recht ward, müßte lauter als dieses Schlagwort ein anderes ertönen: Das Brot im Leben des Kindes. In England ist eine Bewegung entstanden, aus deren Reihen der Ruf ertönt: Zuerst Brot, dann die Schule! Man will jedem Schulkind des Inselandes, ohne es in Armenpflege zu geben, ein warmes Frühstück sichern. Soll der Elementarschulzwang in Wahrheit der Kultur dienen, so darf sein Einfluß nicht an müden, unterernährten Geschöpfen zu Schanden werden.

Die Bedeutung dieser Fragen müssen wir dem Zeitbewußtsein einhämmern. Das Kinderschutzgesetz ist auch ein Weckruf. Einen Thorweg öffnet es und läßt viele Straßen erkennen. Und fern, fern am Horizont dämmert ein Neuland für die Kinder des Volkes.

Helene Simon.

Ein neuer Roman.*)

Einer hat mal von mir gesagt, ich verstünde von der Kritik so viel wie die Giraffe vom Strümpfestricken. Der Mann hat vollkommen recht und richtig gesprochen. Und — Gott Lob! — mir fehlt auch gänzlich die Zeit zum Bücherlesen: aus den vierundzwanzig Stunden unseres Tages habe ich längst zweihundertundvierzig machen müssen, um nur einigermaßen die Zeit zu finden, für die mir freundlichst gesandten Zuschriften aller Art, für die mir gütigst zugehenden Bücher, Manuskripte u. s. w. danken zu können. Wäre ich durch irgend Etwas gezwungen, Alles zu lesen, was ich bekomme, dann müßte ich meinen Tag von vierundzwanzig auf zweitausendvierhundert Stunden schrauben. Vielleicht, daß ich dann auch etwas Muße fände, um für mich selbst ein Weniges arbeiten zu dürfen.

Wie komme ich nun dazu, den ausgezeichneten Roman von Georg Engel gelesen zu haben? Das Schicksal und sein Bajazz, der Zufall! Das Schicksal? Der Zufall? Wer unterscheidet die Beiden? Wodurch unterscheiden sie sich? Wo laufen sie ineinander? Wo laufen sie auseinander? Na, ob Schicksal, ob Zufall, ich ahn' es nicht: aber ich wurde so lange gebeten, das Buch zu lesen, bis ich mal meine ganze Korrespondenz mit einem fürchterlichen, erlösenden Fluch bei Seite schob und Hann Klüth las, Hann Klüth, den Philosophen.

Kritisiren versteh' ich nicht. Aber es wird mir allerseits erlaubt sein, daß ich mich mit Klingklanggloria über dies Buch freuen darf. Und wer Freude hat und empfindet, Der möchte sie doch, wenigstens in den meisten Fällen, gern mittheilen.

Man muß diesen Roman, wie alle „fortlaufenden" Bücher, wenn irgend möglich, in einem Zuge lesen. Das geht nun aber nicht gut, weil er zu dick dazu ist. Aber in zwei Tagen hab' ich ihn, ohne jede Hast, zu Ende gelesen. Und dann bin ich gleich darauf spaziren gegangen und hab' ihn mir durch den Kopf gehen lassen.

Ein pommersches Fischerdorf. Darin ganz wahr gesehene Menschen. Zuerst: sie sind mit großem Humor gezeigt. Der köstliche Lügenlotse Oll Kusemann, der taubstumme Riese Muchow, Malljohann, Fischer Siebenbrod und sein Stiefsohn Hann Klüth, der Philosoph, der „Held" dieses Romans. Und wie hat der Dichter in diese Menschen hineingehorcht! Wie hat er ihre Seelen „auseinandergeschnitten"! Wie tief ist er eingedrungen in diese ganze Fischergemeinschaft, in dies Stranddorfleben! Und mit allen diesen Menschen ist immer „die Natur", oft in grandioser Schilderung, eng verbunden. Welche entzückenden „Episoden" schenkt er uns! Wahrlich, er eignet zu Denen, die

*) Hann Klüth, der Philosoph. Roman von Georg Engel. Deutsches Verlagshaus Vita, Berlin.

sehen, die vor Allem mitfühlen können, die ihr Herz in den Herzen von Denen klopfen und hämmern hören, die sie „vorführen" (Verzeihung für dies Wort). Und nicht nebenbei gesagt: Er ist ein Dichter, der ein gutes, würdiges, klares, flüssiges Deutsch spricht. Nur die allzu vielen Gedankenstriche hätten wegbleiben können.

Line, die Pflegetochter des klüthschen Hauses, ist, wenn ich so sagen darf, „die Heldin" des Romans. Sie ist mit größter Liebe und mit kleinsten, feinsten Strichen herausgearbeitet. Alle Menschen des Romans, der in drei Bücher (Moorluke, Frau Welt, Philosophie und Liebe) eingetheilt ist, hier zu nennen, wäre zu viel und thäte auch dem Vorherwissen des Lesers nicht gut. Aber Einen muß ich noch erwähnen: den Konsul Hollander, der uns wundervoll hingestellt ist. Solche Konsuln giebt es, namentlich in den kleinen Städten, von Königsberg an bis nach Eckernförde, Apenrade und Hadersleben, längs der ganzen Ostseeküste.

Die, die den Roman lesen werden, werden eine große Herzensfreude erleben und mir danken, daß ich sie auf ihn hingewiesen habe.

Und das Leben dichtet „ohne Ende". So schließt dieser treue, liebe, tiefe Roman von Georg Engel.

Altrahlstedt. Detlev von Liliencron

Einfälle.

Die Pedanten des Unglaubens sind der Aufklärung eben so hinderlich wie die Pedanten des Glaubens.

Das „Selbstverständliche" ist der Sitz aller Dummheit.

Der Dumme kann vom Klugen im Umgang nichts lernen; der Kluge lernt aber viel im Umgang mit Dummen.

„Wo Begriffe fehlen, da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein"; und wo die Anschauung fehlt, da stellen nicht selten die wunderlichsten Begriffe sich ein.

Jede gesellschaftliche Einrichtung ist als zweckmäßiges Mittel gedacht und aufgerichtet worden und noch keine ist auf die Dauer der Wendung entgangen, Selbstzweck zu werden.

Wer auf nur einer Saite spielt ist, darum noch kein Paganini.

Der Journalismus ist praktisch: wenn ein Theil von der Korruption lebt, lebt der andere von ihrer Bekämpfung.

Von tausend Erzeugern ist noch nicht Einer ein Erzieher.

„Frecher, unehrerbietiger Tadel von Anordnungen im Staat" wurde ehemals in Preußen bestraft, und zwar um so strenger, in je höherem Ansehen der Verüber solchen Unfugs stand. Daß diese Norm seit fünfzig Jahren beseitigt ist, wird kaum Jemand beklagen; heutzutage aber möchte man sich oft eine Strafbestimmung gegen freches Lob staatlicher Anordnungen wünschen.

Viele rühmen sich der Kultur ihrer Zeit oder ihres Landes, wie Dienstboten der Reichthümer ihrer Herrschaft.

In der Debatte kommt es darauf an, Recht zu behalten; in der Unterhaltung: dem Gegenpart das Gefühl zu geben, daß auch er nicht ganz im Unrecht ist.

Das Malerische ist Das, was sich der Malerei bei ihren der Natur gegenüber sehr beschränkten Mitteln als Objekt empfiehlt, sei es nun frei von Dem, was ihre Mittel übersteigt, oder besitze es Das, was mit diesen Mitteln darzustellen oder über die Natur hinaus zu verändern (stilisiren) mit besonderem Glück möglich ist. „Malerisch" als Ausdruck der Naturbewunderung ist daher im Munde des Malers Fachenthusiasmus, der den Nichtmaler gar nicht angeht; im Munde des Laien eine vollkommene Niaiserie Manche Künstler, Richtungen und Schüler nennen auch Das malerisch, was sie gerade pflegen und können oder zu können sich bemühen.

Das Kausalitätbedürfniß ist ein Bedürfniß nach nützlichen Verhaltungmaßregeln für den Wiederholungfall.

Abwendung, die keinen Ersatz sucht, ist keine Untreue.

Im Querschnitt einer Zeit werden die schlechten, im Längsschnitt der Zeiten dagegen die besten Bücher am Meisten gelesen.

Die Nachtreter eines großen Mannes verfahren sehr oft wie der römische Schuster, der sein Leder auf einem antiken Marmorkopf klopfte.

Es giebt gute Didaktiker, die schlechte Pädagogen sind, — und umgekehrt.

Alles Streben ist so unlöslich mit vorübergehenden Abirrungen, Fehlern und Schwächen versetzt, daß auch die bleibend richtige Tendenz, in ihren kürzesten Einzeläußerungen gesehen, dem passivem Beobachter meist als falsch erscheint; etwa wie der Kinematograph die Bewegung in eine Folge von Gegenwarteinzelheiten zerlegt, die für das Auge falsch sind. Wer aber sich selbst bewegt, empfindet jeden Einzelmoment nur als Bruchtheil des Ganzen.

Dr. Arthur Berthold.

Klaus Kniphof.*)

Eine hamburger Ballade.

(1522.)

König Christiern, wo ist Deine goldne Kron?
Sie sitzt auf Frederiks Haupt.
Dein Dänemark und Dein Königsthron?
Herzog Frederik hat sie geraubt.
Klaus Kniphof, Du mein getreuer Knecht,
Nimm Briefe zu Kaper und Krieg.
Vier Kiele noch tragen mein gutes Recht,
Führ Du sie zu Kampf und Sieg!

„Der fliegende Geist" im Sturme zog
Der „Gallion" voran,
Stolz flaggt und flattert der Danebrog
Vom „Vartum" und „weißen Schwan";
So stachen sie von Brabant in die See
Und wurden die Herren der Fluth,
Durchfurchten das Luv und kreuzten in Lee
Und nahmen dem Kaufmann das Gut.

*) Herr Ewald Gerhart Seeliger, ein junger Schlesier, der an der norddeutschen Wasserkante heimisch geworden ist, läßt (im Verlag von Alfred Janssen) eine Balladensammlung erscheinen, die den Titel „Hamburg" trägt, dem Senat der Hansestadt gewidmet und von dieser Behörde, wie ich in der Zeitung las, auch mit einem Ehrensold belohnt worden ist. Nicht ohne Grund. Der Eingewanderte, der früher schon vom Störtebecker zu singen und von der Wattenküste zu sagen wußte, hat viele im Werden der alten Stadt wichtige Momente erkannt und für die Darstellung hanseatischer Thatkraft den rechten Ton gefunden. „Kreuze kühn durch alle Meere, muthig wirf die Anker aus, daß Dir Reichthum, Kraft und Ehre füllen das gewölbte Haus. So wachse, auf Dich selbst gestellt. Heil Dir, Hamburg, Dein Feld ist die Welt!" Soll der Hamburger sich solcher Worte nicht freuen? Auch andere Deutsche dürfens. Das Buch, das vom Kinderbischof und vom Bäckerstrike, von Beseke und Panning, der Bönhasenjagd und der Cholera, von Goeze, Klopstock und Heine erzählt, ist eine ansehnliche Talentprobe. Nicht frei von Anklängen (welcher junge Poet vermochte denen sein Ohr zu verschließen?), auch nicht das Werk eines fertigen Mannes und in der manchmal allzu saloppen Form anfechtbar; wildes Draufgängerthum, das bei dem Original der natürliche und nothwendige Ausdruck einer Wesensart sein mochte, wirkt in der (wahrscheinlich meist unbewußten) Nachahmung leicht wie Koketterie. Doch diese Hansejänge sind frisch, lebhaft, kräftig, keck, deutsch und gesund. Der Balladenton, um den so Mancher sich heute vergebens müht, ist oft gut getroffen. Ein Buch für norddeutsche Jugend. Gern erfülle ich deshalb den Wunsch des Dichters, den Lesern der „Zukunft" eine Probe seiner sorglosen, mühlosen Kunst zu geben.

Ein großes Klagen von Hamburg ging
Zu Karlos Kaiſermacht,
Sie zwang die Erde in ihren Ring,
Ihr fronte der Sonne Pracht;
Und Chriſtiern, ohnmächtig männlicher That,
Hin log er aufs Pergament:
Ein Räuber iſt Kniphof, ein Schelm und Pirat,
Nie gab ich ihm Brief und Patent!

Hamburg, lieb iſt Dir der Friede und werth;
Doch ruft Dich des Schiffers Noth,
Aufzuckt aus der Schneide Dein ſcharfes Schwert
Und trinkt das dampfende Roth.
Vier Kraffeln führt Simon Parſeval,
Zwei Bojer führt Dithmar Kohl:
So trieben ſie die Elbe zu Thal.
Klaus Kniphof, hüte Dich wohl!

Die Büchſen aufgrimmten löwenſtark.
Drauf, auf die Hamburger, drauf!
Doch Rohde rief: Das geht uns ans Mark,
Suchen wir freieren Lauf!
Iſt Keiner, der über Sand und Priel
Den Kurs uns finden kann?
So holt den gefangenen Fuchs aus dem Kiel,
Den hamburger Steuermann!

Deert Voß nahm das Ruder in ſeine Hand
Und ſagte nicht Ja und nicht Nein.
Er ging über Stag und tief in den Sand
Knirſchten vier Kiele ſich ein;
Dann ſchickte er einen Schrei hinaus,
Sieghaft wie ſchmetterndes Erz,
Niels Rohde riß ſeine Plempe heraus
Und zerſtach ihm das Heldenherz.

„Wohlan!“ ſchrie Klaus Kniphof, „die Schiffe geklart!
Wir ſchießen ſie lahm und tot!“
Die großen Kraffeln ſtoppten die Fahrt
Und ſpien Brandkugeln und Lot.
Es ſchlug zuſammen manch tapferen Mann
Das ziſchende Bleigeſchoß;
Da flogen die beiden Bojer heran:
Dumpf rammte ihr enternder Stoß.

Niels Rohde traf in die Kehle ein Pfeil,
Feſtbiſſen die Graggen den Bord,
Im Blutrauſch raſten Kolben und Beil,
Das Schwert ſchrieb Wunden und Mord;

Schwach wurde Klaus Kniphofs junger Muth
Vor ſo viel Jammer und Leid,
Ein hamburger Hauptmann nahm ihn in Hut
Und deckt ihn mit ärmlichem Kleid.

Vier Dänenſchiffe lohen empor,
Den Toten ein Flammenfanal,
Die Lebenden zogen durchs Millernthor
Zum Tod und zum Siegesmahl.
Klaus Kniphof voran; und in langer Reih,
Gefeſſelt von Hand zu Hand,
Seine Mannen ſchreiten, zu Zwei und Zwei
Ans Ankertau geſpannt.

Mit Pfeifengejauchz und Trommelgetrumm
Ging es die Straßen entlang,
Böllerkrachen und Glockengeſumm;
Der Kaufmann gab Gott den Dank.
Sie wurden zum Winſerbaum gebracht.
Dort ſaßen ſie Held bei Held
Gefangen bis in die dritte Nacht:
Dann war das Urtheil gefällt.

Aufkreiſcht das Gitter, die Fackel glüht roth,
Zwölf Richter wandeln heran:
Klaus Kniphof, bereite Dich zum Tod,
Dich trifft des Raubes Bann!
Ich bin kein Räuber; mein hoher Regent
Nahm mich in Eid und Pflicht!
Da wieſen ſie ihm das Pergament:
Dein König kennt Dich nicht!

Klaus Kniphof wird bleich und mit zitternder Hand —
Laut ſtöhnte er auf und tief —
Riß er hervor unterm letzten Gewand
Seines Königs geheimen Brief;
Den hielt er mit raſcher Treuethat
In der Fackel flackernde Gluth:
Sie fraß eines Königs feigen Verrath
Und leckte des Siegels Blut.

Und wieder ſchritt Kniphof voran ſeiner Schaar,
Bis er die Richtſtatt erreicht,
Müde der Gang und weiß das Haar,
Von der Schmach eines Königs gebleicht.
Ergeben und willig, in Demuth und Reu
Dem Henker den Nacken er bot:
Er blieb ſeinem falſchen König getreu
Bis in den bitterſten Tod.

Hamburg. Ewald Gerhart Seeliger.

Theater.

Vor ein paar Wochen, als ein Virtuöschen den „Kean" des wilden Papa Dumas wieder auf eine berliner Bühne gezerrt hatte, las ich, solches Zeug, das, ehe es Schimmel ansetzte, schon erbärmlich gewesen sei, dürfe man dem modernen Deutschen nicht mehr anbieten. Der suche im Schauspielhaus edleres Vergnügen; wolle Menschen sehen, in die Intimität menschlicher Beziehungen aufgenommen sein, den Athem der Wirklichkeit spüren. Die ganze Leier. Und Kean sei einfach unter aller Würde. Oft hatte ichs gelesen; und jedesmal an die heftige Begeisterung gedacht, die das heute gescholtene Stück einst im Hirn Heinrichs Heine wirkte. Seit der Aufführung des „Kean", schrieb der ärmste Heinrich an Lewald, sei das „große dramatische Talent" des „geborenen Bühnendichters" Dumas wieder anerkannt und sein Ruhm leuchtend aus dem Gewölk hervorgetreten, das ihn, auf Hugos Wink, für eine Weile dem Blick entzogen habe. „Dieses Stück, welches sich gewiß auch die deutsche Bühne zugeeignet hat, ist mit einer Lebendigkeit aufgefaßt und ausgeführt, wie ich noch nie gesehen; da ist ein Guß, eine Neuheit in den Mitteln, die sich wie von selbst darbieten, eine Fabel, deren Verwickelungen ganz natürlich aus einander entspringen, ein Gefühl, das aus dem Herzen kommt und zu dem Herzen spricht, kurz: eine Schöpfung. Mag Dumas auch in Aeußerlichkeiten des Kostüms und des Lokals sich kleine Fehler zu Schulden kommen lassen: in dem ganzen Gemälde herrscht nichtsdestoweniger eine erschütternde Wahrheit; es versetzte mich im Geist wieder ganz zurück nach Altengland und den seligen Kean selber, den ich dort so oft sah, glaubte ich wieder leibhaftig vor mir zu sehen." Heine verdient als Kunstkritiker nicht besonderen Respekt, hatte am Ende aber kein geringeres Unterscheidungvermögen als unsere modisch gekleidete Rezensentenzunft; war ein Dichter und hatte den Ton des großen Kean noch im Ohr. Das Stück hat er überschätzt (wenn man von Ueberschätzung da reden darf, wo ein Temperament einer Wirkung gehorchte). Wird es heute aber nicht unterschätzt? Die „Neuheit der Mittel" empfinden wir, nach siebenzig Jahren, nicht mehr (empfinden sie, zum Beispiel, ja kaum noch in der viel jüngeren „Froufrou" von Meilhac und Halévy, der Zola noch 1880 une observation très fine et très vraie nachrühmte, deren Heldin er le type d'un personnage strictement moderne dans une peinture charmante d'un coin de notre société nannte und die von den Neusten nun auch längst auf den Kehrichthaufen geworfen ward). Und die Gefühlstöne klingen uns zu klug vorbereitet, in Ansatz und Volumen zu sicher erwogen, als daß wir glau-

ben könnten, sie kämen recta aus einem erregten Menschenherzen. So aber solls ja auch sein. Nicht eine unter dem Wirbelwind neuer, ungeahnter Leidenschaft erschauernde Seele sollen wir sehen, nicht einen Menschen hören, der seiner Zärtlichkeit, seiner orgiastischen Laune und eifersüchtigen Wuth zum ersten Mal den Ausdruck suchte, sondern den großen Mimen, der, weil er tausendmal schon im Rampenschein geschwärmt und getobt, gesäuselt und gedonnert hat, alle Affekte als Meister beherrscht, im tiefsten Jammer (wie Talma an der Leiche des auf der Erde ihm Liebsten) sich selbst, um fürs Coulissenreich zu lernen, belauscht und immer, auch wenn das abgehärtete Herz in Lust oder Leid schneller als sonst schlägt, immer an die Wirkung aufs Publikum denkt. Daß es so ist, giebt dem alten Theaterstück Reiz und Werth; von der Psychologie des Schauspielers verräth es noch heute mehr als Daudets und Clareties jüngere Komoediantentypen. Kean ist nicht etwa von einem blinden Theaternarren gesehen, sondern von einem Satiriker und sollte nicht als ein Held großer Menschheit gezeigt werden, sondern (wenn Rossi ihn, als wilden Gaukler, als einen Zauberer, der mit Gefühlen jonglirt und auf seiner Bretterhöhe manchmal auch den gemeinsten Tric nicht verschmäht, spielte, wars zu merken) als ein seltsames Tropenthier, dessen gefleckte Psyche zu betrachten lohnt.

Der Typus ist fast schon ausgestorben. Unsere Mimen sind nüchterne, verständige Leute, gar nicht selten gescheite und kritische Köpfe; sie kommen nicht mehr aus der Tiefe, dem Fahrenden Volk, sondern meist aus anständigen Bürgerfamilien, werden, wenigstens in den größeren Städten, gut bezahlt, wohnen in theuren Gegenden, verkehren in den Häusern aufstrebender Kommerzienräthinnen und haben in ihrer Lebenshaltung die Sitten der mittleren Bourgeoisie angenommen. Deshalb spielen sie meist auch Durchschnittsmenschen ganz nett und versagen erst, wo eine überragende Persönlichkeit darzustellen wäre. An Kulturthierchen fehlts nicht; nur die Löwen und Tiger sucht man vergebens. Wer heute den Bretterkönig ungeschminkt in den Rampenbereich bringen wollte (ein nicht ohne Witz unternommener Versuch des Herrn Blumenthal ist vor zehn Jahren, weil er nicht von schlichtem Ernst befohlen und überwacht war, mißglückt), Der hätte mit einer anderen Realität zu rechnen als der pariser Mulatte. Viel Buntes blüht da nicht. Ein Vertragsbruch gilt schon als Genieprobe. Kleine Freuden und kleiner Hader; ein Gönnerverhältniß zur Literatur, manchmal zu den basses couches der Wissenschaft (man „studirt" heutzutage die Rollen, die man früher nur lernte) und, mitten in nicht allzu unbequemen Sexualabenteuern, ein Sehnen ins ehrbar Korrekte. Mir scheint der Dramatiker selbst das besser lohnende Objekt; lieber als den Kean sähe

ich den Ben Jonson up to date auf den Brettern. Den Mann, der das ganze Jahr lang nur für sein Stück lebt. Sein Höfchen hat: das Häuflein, das auf ihn schwört und selig ist, wenn es zum Ruhm des Großen pünktlich den Gong schlagen darf. Kann er arbeiten? Nein. Nicht hier; zu kalt, die Tage zu kurz, zu viele Einladungen, die Kinder zu nah und die Ehehälfte zu umfangreich und bethulich. Vielleicht gehts in Venedig? Auch nicht; die sterbende Stadt macht den Meister melancholisch. Der Wirbelwind von Paris entstäubt bis zum Grand Prix noch eher wohl das Phantasiereich und scheucht die nach der letzten Leistung hingebettete Gestalterkraft zu neuer That auf. Sonst bliebe im Lenz nur noch der Versuch mit reiner Landluft, Tennis oder Golf und vegetarischer Kost. Endlich gelingts. Unser Poet ist bei der Arbeit; hofft, bis zum Herbst fertig zu werden. (Er wirds sicher, spätestens im Oktober; denn die Jahresbilanz sähe übel aus, wenn auf neue Tantiemen nicht zu rechnen wäre; und wo so Ungeheures auf dem Spiel steht, läßt die Muse sich niemals vergebens erwarten.) Erste Andeutungen. Ein großer Stoff, wie gerade jetzt ihn die Stimmung verlangt. Vorlesung im Kreis der Intimen. Diesmal! Leuchtenden Blickes kündens die Getreuen: Diesmal ists wirklich gut. Im vorigen Jahr konnte man streiten (wer auch leise nur den Werth des Geschaffenen anzweifelte, war ein niederträchtiger Schuft); jetzt aber müssen selbst die Frechdachse sich verkriechen. Eine ernste, vornehme, gewaltige Arbeit. Direktor Kassemacher hat sie auch sofort angenommen; zwei Stunden nach dem Empfang des Manuskriptes; und verspricht sich Enormes davon. Unser Poet in der Glorie. Macht sich natürlich den besten Termin aus. „Ist eingetroffen, um an den Proben theilzunehmen". Einzige Sorge: die elende Rezensentenbande. Ja, wenn man ein unbefangenes Publikum hätte, das mitgeht! Mehr verlangt man doch wirklich nicht. Aber die Leute sind aufgehetzt. Einerlei: gegen eine Welt von Widerständen setzt sich dieses Werk durch. Premiere. Ridiculus mus. Aufnahme lauwarm, am Schluß entschieden unfreundlich. Da habt Ihrs: sie gehen nicht mit. Offenbare Gehässigkeit. Und die Kritiken! Nur die Zuverlässigsten sind bei der Stange geblieben. Das Martyrologium wird aufgeblättert. Natürlich: Ausländer muß man sein, verrückt, pervers oder wenigstens ein Schwein. Sonst ist bei uns nichts zu holen. Schicksal des Schaffenden in Deutschland. Dreißig Aufführungen, meint der Kassirer, könnten sich zusammenläppern (wenn inzwischen nichts Wirksameres kommt). Das bedeutet halbe Häuser. Und dafür hat man sein Bestes hingegeben, sein Herzblut! So gehts weiter bis in den nächsten Herbst. Dann hören wir, das vorige Werk sei ja nicht ganz gelungen, habe immerhin mindestens einzelne schwache Stellen gehabt; aber diesmal! Hier ist ein Wunder: glaubet nur!.. Den Prachtkerl hätte ich gern aufs Schaugerüst.

An einem Oktoberabend trat der ein Veilchen Vergessene mir wieder vor den Sinn. Herr Sudermann ließ ein neues Theaterstück aufführen und mußte erleben, daß ihm, als er sich nach dem dritten Akt mit stolzer Demuth vor seiner Kundschaft verneigte, begeisterte Jünglinge den Namen des Schauspielers Bassermann entgegenschrien (eines allzu verwöhnten und durch solche Verwöhnung schon ein Bischen verdorbenen Lieblings, der sich in dem Effektengeschäft dieses Aktes nicht stark, aber schlau gezeigt hatte). „Ich finde, wie Sie, die Leistung des Herrn Bassermann höchster Anerkennung werth und freue mich, ihm mit meinem auch Ihren Dank, den weiter hallenden, abstatten zu dürfen". So (ungefähr) hätte ein Kluger zu den Brüllern gesprochen; und danach doppelten Beifall eingeheimst. Darf der Gerechte aber von dem Genie im Schlachtgetümmel noch kalte Klugheit fordern? Genus irritabile vatum. Dazu gehörte Matzikens größter Sohn seit den Tagen der Sprudeljugend. Den Bundesbruder, der ihm, in der Landsmannschaft der Litauer, zu sagen gewagt hatte, das poetische Werk, dessen der Studiose sich rühmte, werde wohl „guter Mist" sein, ließ er, wie Fama meldet, in derselben Stunde noch fordern. Und war in tiefster Seele empört, als er in einer Bierzeitung von einem witzigen Kommilitonen also angeredet ward: „Heil dem Jüngling, den des Musenrosses Hufschlag vor die bretterreiche Stirn schlug, süßen Sang daraus hervorzulocken!" Darf man dem vom Ruhm Gekrönten verargen, daß er den Ruf der Bassermannischen wie schnödesten Schimpf empfand? Der Narrenbrauch, den Spieler auf Kosten des Schreibers zu preisen und uns zu erzählen, Herr Hinz oder Fräulein Kunz habe aus dem Nichts mit Götterkraft einen Menschen geschaffen, ist sicherlich dumm; doch nicht viel gescheiter die Sitte, nur den Autor nach dem Aktschluß an die Rampe treten zu lassen. Die Menge will den Mimen sehen, der sie belustigt oder erschüttert hat: ists da so unnatürlich, daß sie dem fremden Herrn, der im Gehrock oder Smoking oben den Diener macht, den Namen des Lieblings entgegenschreit? Der Autor, der ungerufen kommt, darf nicht klagen, wenn artikulirte Laute ihm künden: Nicht Dir, sondern dem Spieler galt unserer Hände Arbeit! Herr Sudermann schien es fürchterlich zu finden. Das behäbige Lächeln schwand von der Lippe und eine heftige Handbewegung sollte den Rufern zuheischen: „Ihr Ochsen könnt mich nicht ärgern!" Im Kreis treu Blickender gab er selbst die Deutung; und das Losungwort: Alles ist wider mich! Das erklärt (und verklärt) dann jede Niederlage; ist aber ein gar zu bequemes Selbsttäuschungmittel. Niemand ist wider ihn. Alle sind guten Willens; dankbar für jede derbe Wirkung, jeden halbwegs erträglichen Witz. Nur wird das Saisonstück ihnen nicht mehr zum

Ereigniß; sie haben schon zu viele begraben. Der Lieferant aber wähnt, wenn er die Bretter beschreite, halte die Kulturwelt den Athem an. Er sieht Parteiung, im Dunkel dräuende Bosheit, wittert rechts und links Widerstände, die seine Löwentatze niederzwingen müsse, und seufzt, wenn die Enttäuschten ihrem Unmuth Luft machen, über die schlechten Zeiten und die traditionelle Undankbarkeit des Deutschen gegen seine Dichter. Denn das Stück, das Stück ist gefallen.

Diesmal hieß es „Stein unter Steinen." Warum? Wie die lebendige Erde, vernehmen wir, so wird auch der lebendige Mensch zu Stein, wenn die Schicht, die über ihm ist, ihn lange drückt. Naturwissenschaftliche Weltanschauung. Im Ernst. Ein elbinger Realschuldirektor erhielt, als er aus dem Amt schied, das folgende Telegramm: „Meinen hochverehrten Lehrer, der einst Liebe und Verständniß für das Naturleben in mir erweckte und den Grund zu einer naturwissenschaftlichen Weltanschauung legte, der ich Alles schulde, was ich je errang, bitte ich, am heutigen Tage den Ausdruck wärmster, nie verlöschender Dankbarkeit von mir entgegenzunehmen. Hermann Sudermann". (J. R.). Das war eine That löblicher Pietät; und ein Glaubensbekenntniß. Nehmen wir das Steinbild also hin, ohne erst pedantisch zu fragen, ob das Erdrund, wenn Druck versteint, nicht längst schon mit anthropoiden Felsblöcken und Kieseln übersät sein müßte. Nur eine Frage dürfen wir stellen: Wird, was im farbigen Abglanz gezeigt werden sollte, uns wirklich gezeigt?

Druck macht den Menschen zum Stein: Das soll die moralische Anstalt dem Betrachter erweisen. Auf der Bühne sehe ich Fräulein Lore Eichholz. Der Vater ein roher Trunkenbold, der nicht nur Fremdwörter verwechselt und verfaselt, sondern auch die Tochter bis aufs Blut quält. Der Liebste, von dem sie ein Kind hat, ein Lüdrian und geckiger Prahler. Vater schimpft, säuft, rülpst und wirft dem Mädchen die „Mestize" (er meint den Bastard) vor. Der Steinmetz, dem sie sich gab, will sie nicht heirathen und bietet ihr vor den Kameraden Hohn und Verachtung. (Ich vergaß, gleich zu sagen, daß der Schauplatz der Vorgänge das Haus und die Werkstatt eines Steinmetzmeisters ist, in dem Titel des höchst ernsthaft gemeinten Stückes also auch ein Witz steckt.) Ist diese Lore in all dem Jammer nun zum Stein geworden? Nein. Ihr Herz ist von Gold, ihr Leib blüht wie ein Röslein unter der Junisonne, in ihrer Brust spricht die sanfte Stimme des Mitleids und selbstloser Nächstenliebe. Freilich hat sie Glück. Meister Zarncke behandelt sie gut, läßt sie und ihr Kindchen mit seiner Tochter verkehren; und die Tochter ist mit ihr gar auf Du und Du und sucht ihr den untreuen Gecken zu werben. An der Lore soll die Versteinerunglehre also wohl nicht demonstrirt werden. Weiter. Struve, ein Arbeiter, der schon

oft im Zuchthaus saß und dems an Druck nicht gefehlt haben kann. Kreuzfidel, witzig sogar; der Clown auf dem Hof und in der Kantine. „Ick huste auf Eure Freiheit. Seine Ordnung muß der Mensch haben. Seine Ordnung hat der Mensch blos im Zuchthaus." Struve denkt deshalb auch gar nicht dran, von der süßen Gewohnheit schwerer Einbrüche zu scheiden. Der kann noch weniger als die Lore Gegenstand der Beweisaufnahme sein. Bleibt Jakob Biegler. Auch ein entlassener Sträfling. Als er bei einem Flickschuster wohnte, hat die geile Frau Wirth in ihn verführt, der Ehemann auf frischer That ertappt und an Leib und Leben bedroht. In solcher Fährniß griff Jakob nach dem Schusterstein und schlug den Mann nieder, dessen Ehe er, nicht als Erster übrigens, gebrochen hatte. Das war nicht Nothwehr, sagen die Geschworenen und sprechen Biegler des Totschlages schuldig. Seit er aus dem Zuchthaus entlassen ist, kann er, trotzdem ein Fürsorgeverein sich seiner annimmt, keine Arbeit finden; wird überall, wo ein humaner Unternehmer ihn einstellt, von der Genossenschaft bald weggescheucht. Ist er versteint? Ein Kindergemüth; edel, hilfreich und gut. Ich weiß bis heute noch nicht, was diese Fabel eigentlich doziren soll.

Auch das Wirken der naturwissenschaftlichen Weltanschauung hat sich meinem Blick noch nicht enthüllt. Naturwissenschaft, mag sie aus Elbing oder aus Shrewsbury bezogen sein, lehrt doch erkennen, daß der Mensch von Umwelt und Erleben determinirt wird, nicht ganz gut oder ganz schlecht ist, sondern (wir müssen banal bleiben) aus Gut und Bös wunderlich gemischt. Und was sehen wir im Steinmetzenreich? Meister Zarncke: eine Heilandsnatur, der kein Fäserchen vom häßlichen Erdenrest anhaftet. Nimmt am Liebsten entlassene Sträflinge in seine Werkstatt. Läßt sich von der Fülle schlimmer Erfahrungen nicht schrecken. Bietet Jacobo Biegler, den er nicht kennt, Brot und Wein an und redet ihm, nur weil der Mann aus dem Zuchthaus kommt, drängend, wie einem kranken Jüngferchen, zu, doch gefälligst in seinen Dienst zu treten. Giebt Struve, als der Bruder Lustig auch bei dem Wohlthäter einen Einbruch versucht hat, den Schlüssel zu dem Magazin, wo die mit Diamanten besetzten Steinsägen aufbewahrt werden. Und lebt in einem Paradies, in dem man mit solcher Methode Geschäfte machen und zu Wohlstand gelangen kann. Zarnckes Tochter Marie: ein Engel. Ein buckliger und hysterischer zwar, dessen Weh und Ach nur aus einem Punkt zu kuriren wäre. Diese Marie stößt von Zeit zu Zeit ein Brunststöhnen aus, sagt zu Papa dann, der nichts Uebles darin findet: „Es ist der Frühling!" (und müßte entweder mit dem Rohrstöckchen oder mit strammer Grenadierzärtlichkeit traktirt werden). Aber ein Engel. Wenn sie Lorens Liebsten, den hübschen, geschniegelten Steinmetzen Gött-

lingk, sieht, wird ihr, sie weiß nicht, wie; in beide Hände aber nimmt sie ihr armes Herz und fleht den Herrlichen an, mit Lore vor den Altar zu treten. Vater und Tochter sind unter derben Leuten aufgewachsen, Tag vor Tag durch den Schmutz des Lebenspferches geschritten: und doch rein geblieben wie die Heiligen aus dem Kalender. So reden sie auch. „Spreu sind wir im Winde; es kommt nur drauf an, von wo er bläst. Die Sterne stehen am Himmel wie für die Ewigkeit. Und sie fallen alle. Aber darum werden wir Menschen nicht ärmer. Höchstens Die, denen sie als Zwanzigmarkstücke in die Tasche fallen." Das ist der Vater. „Schande! Was ist Schande? Unser Leib ist ein Tempel und Gebären ist Gottesdienst." Das ist die Tochter. Und Loré Eichholz und Jakob Biegler! In den Wunderhöfen, die Victor Hugo uns aufthat, finden wir nicht edlere Wesen. Neben dem Sublimen darf aber, nach bewährtem Romantikerrezept, das Groteske nicht fehlen. Vater Eichholz und Göttlingk (der Name des unwiderstehlichen Werkstattherrgöttchens könnte von dem richtigen Kotzebue erdacht sein) sorgen dafür. Die haben alle Laster; saufen, lügen, trügen und sind, wenns gerade mal nützlich scheint, sogar zu Mordplänen bereit. Und der Schöpfergeist, der diese Fibelwelt vor uns erstehen ließ, will Alles, was er je errang, der naturwissenschaftlichen Weltanschauung schulden.

Die Handlung? Biegler, der als Steinmetz ein Künstler von Gottes Gnaden ist, kriecht bei Zarncke als Wächter unter. Wird durch einen Theaterzufall, einen recht plump herbeigezwungenen, aber bald entlarvt und von den Arbeitern, die doch Struve gern dulden und die Schrulle des Brotherrn längst kennen, geächtet. Anders als sonst in Menschenköpfen malt im Kopf dieses „Schaffenden" sich die Welt. Hat Herr Sudermann, der für sein Sträflingstück emsig die Akten kriminalistischer Seminare durchstöberte, je mit einem Industriearbeiter gesprochen oder auch nur in der Proletarierpresse Belehrung gesucht? Wenn Biegler erzählte, was ihm geschehen ist, würde er nicht vernehmt, sondern als ein unschuldiges Opfer niederträchtiger Klassenjustiz gefeiert. Das darf nicht sein; also schweigt er und läßt sich stumm einen gemeinen Mörder schimpfen. Der alte Eichholz haßt ihn als seinen Erben im Wächteramt, Göttlingk als Einen, der mehr kann als die Zunftgenossen und als Lorens Vertheidiger. Denn da der eitle Lümmel, dem, weil er den Goliath posirt und immer sein aus Italien heimgebrachtes Messer parat hat, Keiner zu widersprechen wagt, das Mädchen wieder mal wie eine verlaufene Dirne behandelt, bäumt Biegler sich gegen ihn auf und jagt ihn (der Schusterstein liegt bereit und „mit so 'nem Stein hab' ich schon Einen erschlagen!") ins Bockshorn. (Die Szene erinnert an den Höhepunkt ins Saars kräftigerer und

saubererer Steinklopfernovelle.) Seitdem hat der arme Jakob zwei Todfeinde. Noch in der selben Nacht soll er dran glauben. Die Arbeiter sind in die Kantine gegangen, ohne den Riesenblock festzumachen, der nächstens behauen werden soll. Nur ein Bischen noch ihn lockern: und er fällt und erschlägt den unbequemen Wächter. Keine Spur aber kann die Thäter verrathen. Doch über den Sternen ahnt auch der die Welt naturwissenschaftlich Anschauende das Walten eines allweisen, allgütigen Richters. Der Block stürzt, als Biegler, der, trotz Lorens Warnung, den Wächtergang angetreten hat, dicht an seinem Fallbereich ist; der Bedrohte kommt aber mit heiler Haut davon, heirathet Fräulein Eichholz und wird, auf Wunsch der plötzlich bekehrten Steinmetzen, auch in der Werkstatt Göttlings Nachfolger. Mariechen ist madonnenhaft selig und Zarncke strahlt. Und wenn sie nicht gestorben sind, dann leben sie noch heute.

Während das Stück so, langsam und feierlich wie ein Mysterium, heruntergespielt wurde, kam mir immer wieder die Frage: Mußte dem Schoß der Hölle wirklich ein Scheusal entbunden werden, um zu verkünden, daß der Lieferant solcher Waare kein Dichter ist? Das wäre auch ohne infernalische Nachhilfe bald ruchbar geworden. Ringsum, in den Logen, müde Gesichter; in den Pausen flüstern selbst die Treusten einander zu, die Sache sei eigentlich rechtschaffen langweilig. Was soll einen Menschen, der aus unserem Erleben kommt, denn da interessiren? Der Verbrecher, der keiner ist, sondern ein Jesus im Nachtwächterrock? Die Possenphilanthropie Meisters Zarncke? Buckelchen mit den Lenzgefühlen? Ob Jakob erschlagen wird oder die Lore heimführen kann? Nicht zehn Minuten würden wir an das Zeug vergeuden, wenns, im Feuilleton oder unter den faits divers, in der Zeitung stünde: und müssen hier drei Stunden dran wenden. Früher hätte man das Ding ein „Volksstück" genannt, alle langen Reden herausgestrichen und dem fidelen Struve erlaubt, die Zuchthauscouplets, die er jetzt spricht (Herr Rittner machts sehr nett) mit Orchesterbegleitung zu singen. Das wäre gegangen. Psychologische und technische Mängel, unmögliche Situationen, die stete Sucht, das eine Wort, das Irrthum und Wahn wegräumen müßte, zu meiden: Alles. Ein paar Witze und hübsch pointirte Worte wären anerkannt worden und das Haschen nach dem gröbsten Effekt hätte nicht gestört. Jetzt bringt man die Angelegenheit auf eine „erste Bühne"; der Biograph Kleists und Schillers, ein Mann, der noch nie dem verheißenden Werk eines Unberühmten die Theaterpforte entriegelt hat, scheut diese Verantwortlichkeit nicht; und jeder Satz wird, wie kostbare Weisheit, vor uns ausgespreitet. Nun merkt man, daß es eine Geschichte für Kinder ist. Tilgt Miezchens Brunstgeschnurr, da und dort einen rüden Ausdruck: und

die Kinder werden es gern hören. Nichts für Erwachsene. Die regt es nicht einmal zu starkem Widerspruch auf. Die langweilen sich noch (der geduldigste Leser hats schon lange gefühlt), wenn sie daran zurückdenken.

Der Ruf der Firma reicht weit und ein Mißtrauen, das ich nicht tadeln kann, schmälert den Rezensionen die Wirkung. Mancher geht hin, um selbst zu sehen, weil er der schlau ersonnenen Mär geglaubt hat, Herr Sudermann habe so viele Feinde und Neider. Seit Jahren fast in jedem Winter drum die selbe Geschichte: am ersten Abend nach kurzem Glanz offene Ablehnung; dann fünfzig Aufführungen. Manchmal auch hundert und mehr; nur der „Sturmgeselle" mußte, als Opfer liberaler Wuth, früh sterben. Diesmal klang aber das Echo so rauh, daß Herr Sudermann sich entschloß, zu thun, was er nie gethan hatte: ein noch nicht aufgeführtes Stück zu veröffentlichen. „Das Blumenboot, Schauspiel in vier Akten und (mit) einem Zwischenspiel." Und flink war die Parole ausgegeben: das Steinstück ist nur so nebenbei entstanden und Allerlei dagegen zu sagen; aber das Blumenboot über alle Vorstellung herrlich. Auch dieser Genuß liegt nun hinter mir. Der Titel wieder ein Symbol. „Schönheitfreudige Lebensauffassung." „Das Leben soll werden wie ein Blumenboot; Musik ringsum und verschleierte Lichter und Lachen und ein Glückstraum." „Wir können keinerlei Ballast brauchen. Auch der eigene Mann darf nur Einer von Denen sein, die so vom Ufer her zu uns herübergrüßen." Das Stück selbst von der Gattung, die man in Paris drame romanesque nennt. Eine ungemein verwickelte Familiengeschichte, die einen spannenden Zeitungroman gäbe. Ganz im Stil solcher langwierigen Gespinnste auch die Personalbeschreibung. „Alter Elegant mit sorgsam gekräuseltem Haar und hochgesträubten Schnurrbartzipfeln. Pose des alten Salondiplomaten. Hochfahrend. Gekünstelte Sicherheit." Ecce homo. „Neunzehnjährig, schlank, biegsam, mit federnden Bewegungen. Frühreifes, Alleswissendes, pietätloses Gegenwartkind." Tota mulier. „Schöne Vierzigerin, ergraut, auf der Grenze zwischen Weib und Matrone. Spuren von Leidenschaft und Liebreiz. Schönrednerisch. Lächelnde Ueberlegenheit, bisweilen in herrscherhafte Schärfe umschlagend." Die aus „Sodoms Ende" bekannte Nummer. Futter für ruhige Bürger, die sich den Großstädter ungeheuer lasterhaft und dämonisch denken. Verruchtes Thiergartenvolk; besonders verrucht das frühreife, Alles wissende, pietätlose Gegenwartkind. Heirathet nur unter der Bedingung, daß der Eheherr sie vom Hochzeitmahl direkt ins Tingeltangel führt (deshalb das „Zwischenspiel"; das uns Artisten und Cabarethürchen kennen lehrt, wie keines Irdischen Auge je welche sah). Ist dicht daran, aus bloßer Sportluft, zum Zeitvertreib, die Ehe zu brechen.

für die sie sich, wie der Mann, von vorn herein volle Freiheit ausgemacht hat. Begnügt sich aber mit dem Erfolg, der älteren Schwester (deren Gatte der Bravste der Braven und die einzige Stütze des morschen Hauses ist) einen Galan gekuppelt zu haben. Und ist im vierten Akt, nachdem der Bravste Schwester Raffaela in flagranti ertappt und den Galan totgeschlagen hat, so weit, daß sie „in Entschlossenheit aufleuchten", die treuste, tüchtigste Frau werden und, gemeinsam mit ihrem inzwischen auch bis auf die Knochen chemisch gereinigten Fred, die Firma Hoyer & Wendrath retten kann. Dreizehn Monate, lesen wir auf der letzten Seite, hat es gedauert, bis dem Schaffenden dieses Werk gereift war; und ein ganzes Jahr ists schon fertig. Einen frischen Kranz wird es dem Autor nicht bringen; ihn nicht mit dem heiß ersehnten Poetenruhm krönen. Auf mich wirkt es wie ein mühsam ins Dramenmaß gepreßter Roman. Kein ganz zu verachtender. Niedlich gefeilte Sätzchen und manchmal ein kecker Versuch zu ernster Gesellschaftsatire. Keck, nicht muthig. Die Leute, auf die gezielt werden sollte, heißen in unserer Alltagswirklichkeit nicht Hoyer und Erfflingen, sondern Blumenberg und Veilchenfeld (ein Theaterstück, in dem sie so hießen, käme in Berlin aber selbst unter sudermännischer Flagge nicht auf die Bühne), sehen, im Putz und im Nachthemd, Männlein und Weiblein, ganz anders aus und fühlen sich deshalb von diesen Pfeilen gar nicht getroffen. Im Grunde ists nur parfumirter Quark. Schade. Ein unselbständiges und fleckiges, doch nicht geringes Talent hat sich in den dunklen Winkeln des luftlosen Bretterreiches verirrt und findet nun in die Bescheidenheit der Natur nicht den Weg. Sucht ihn nicht einmal mit redlichem Bemühen. Will nur überrumpeln; die Neugier spannen; mit der Enterdragge den Erfolg festhalten. Wie oft hat ers versucht! Vielleicht gelingt das Nachtmanöver endlich wieder vom Blumenboot aus.

Und dann? Dann tost die Jagd weiter. Wird weiter geglaubt, die Kulturmenschheit halte den Athem an, wenn der Unermeßliche auf den Plan ritt, und eine Schaar tückischer Zwerge braue in schmutziger Höhle den Gifttrank, an dem der Riese verstechen soll. Wieder, Jahr vor Jahr, für den Saisonerfolg gearbeitet und das letzte als das der Bewunderung würdigste Werk ausgeschrien. Der Typus ist neu; und ein Unsereinem unlösbares Räthsel. Auch der Beste schreibt mal was Schlechtes, ist aber, während er schreibt, schon von der Hoffnung beglückt, seine Arbeit könne Einem gefallen, einen Einzigen freuen; denkt gar nicht an die Möglichkeit einer Wirkung auf Abertausende; und merkt, wenn er fertig ist, bald, daß ihm das Ding mißrathen ist. Keine Regung solchen Empfindens im Sinn des Dramenlieferanten. Pünktlich hält er den Termin ein, betet jedes Kind seiner Lenden an und klagt, wenn es zu

früh hingerafft ward, über tückische Höllenkünste. Wie mag es in diesen Hirnen aussehen? Anders als in denen Keans und seiner nüchterneren Nachfahren; nur die Spiegelsucht haben sie Alle gemein. Ceterum censeo: der modische Prachtkerl, der bisher nur vorüberhuschte, muß als Objekt aufs Schaugerüst.

*

Erinnerst Du Dich, lieber Leser, aus dem Martial noch des Advokaten, der, statt nach der Schnur über die drei Ziegen zu reden, um die der zu verhandelnde Rechtsstreit sich dreht, über Kannae, die Punier und Mithridat ein Langes und Breites schwatzt? So ist mirs heute ergangen; nur war die Absicht nicht so advokatorisch. Nicht über neue Theaterstücke wollte ich reden, sondern über ein altes Drama: das vor vierzehn Tagen Versäumte nachholen und ein paar Worte wenigstens über den „Kaufmann von Venedig" sagen, der den Schwarm beinahe jeden Abend jetzt ins Deutsche Theater lockt. Da Heines Shylockauffassung für unsere Bühne wichtig geworden ist, schlug ich das Buch der „Französischen Zustände" wieder auf, kam auf Kean und die Keankritiker, die neuen Typen des Komoedianten und Stückefabrikanten, von Shakespeare zu Sudermann. Unverzeihlich. Reuevoll kehre ich zu den Ziegen zurück, die ich vertheidigen wollte. (Der Vergleich mit Mithridates ist doch nicht roh zu nennen.)

„Der Jude von Venedig war die erste Heldenrolle, die ich Edmund Kean spielen sah. Ich sage: Heldenrolle; denn er spielte ihn nicht als einen gebrochenen alten Mann, als eine Art Schewa des Hasses, wie unser Devrient that, sondern als einen Helden. So steht er noch immer in meinem Gedächtniß, angethan mit seinem schwarzseidenen Rockelor, der ohne Aermel ist und nur bis ans Knie reicht, so daß das bluthrothe Untergewand, welches bis zu den Füßen hinabfällt, desto greller hervortritt. Ein schwarzer, breiträndiger, aber zu beiden Seiten aufgekrempter Filzhut, der hohe Kegel mit einem blutrothen Band umwunden, bedeckt das Haupt, dessen Haare, so wie auch die des Bartes, lang und pechschwarz herabhängen und gleichsam einen wüsten Rahmen bilden zu dem gesund rothen Gesicht, worin zwei weiße, lechzende Augäpfel schauerlich beängstigend hervorlauern." Das sind die Hauptsätze aus Heines Darstellung, nach der Keans Shylock der Held des Dramas war. Kein lichter Held freilich, dem die Herzen zufliegen, doch einer, der für sein Recht und das seines Stammes kämpft und deshalb unser Mitleid verdient, wenn er der Uebermacht erliegt. Auch in Deutschland hat diese Auffassung der Rolle sich früh durchgesetzt. Nicht jeder Mime konnte den Juden so jung und von Kraft strotzend spielen wie Kean. Alle aber haben sich, seit Dörings Tagen, gehütet, ihn dem Hohn auszuliefern, Alle ihn als Märtyrer unserem Menschengefühl empfohlen. Nur Mitter-

wurzer, der immer von der Heerstraße wich, gab ihn als komisches Fabelscheusal: und blieb ohne rechte Wirkung. Die Gestalt schien nicht mehr zu ändern. Israels Prozeß gegen die Christenheit. Das Drama des Rassenkampfes. Neben den Mohren trat der Jude von Venedig. Beide sind Fremdlinge, sind gehaßt, um Rang und Geld beneidet; Beide werden nach kurzer Herrlichkeit von ihrer Höhe gestürzt. (Von ihrer Höhe: Othello ist General-Statthalter und Shylock kann von sich sagen, Antonio habe ihm „eine halbe Million gehindert," muß also ein sogar für unsere Begriffe großes Vermögen haben.) Für Schwarze und Beschnittene ist in der Republik Venedig kein Raum. Der Shylock des Herrn von Possart ist in Ton und Geberde von düsterer Majestät; halb Prophet, halb jüdischer Lear. Der des Rossischülers Novelli ein tausendfach enttäuschter Ehrenmann, den nur die auf seinen Stamm gehäufte Schmach zur blutigen Rache treibt und dessen Kinderglaube zuversichtlich auf die unbeugsame Kraft venezianischer Gesetze hofft, der leggi, die ihn so lange drückten und die endlich nun einmal, endlich für ihn sprechen müssen. Dabei ist das Merkwürdigste, daß auch Christen den Shylock so sehen wollen. Wenn er dem Großkaufmann Antonio seine Wuth ins Antlitz speit, sind nicht nur Judenfreunde auf seiner Seite. Wenn der zum Verlust seiner Habe und zur Taufe Verurtheilte aus dem Gerichtssaal schleicht, geleitet ihn mitleidiges Schaudern.

Daß Shakespeare diese Wirkung nicht gewollt hat, ist leicht zu erweisen. Sein Werk ist heiter, jubelt dem Leben zu und verklingt in eine Symphonie von Liebe, Mondscheinschwärmerei und Musik. Der Nachhall eines Rassenprozesses hätte ihm die Harmonie gestört. Der ganze Shylockhandel muß im letzten Akt, wie ein böser Spuk, vergessen sein; und ist auch vergessen. Shakespeare übernahm den Stoff von Fiorentino und Silvayn (die ihn wahrscheinlich in älteren Büchern gefunden hatten). Beide erzählen von einem Juden, der sich von einem christlichen Schuldner für den Fall der Zahlungunfähigkeit ein Pfund Fleisch ausbedingt und die Forderung allen Ernstes einkassiren will. Silvayn giebt schon so ziemlich Alles, was von frühen Antisemiten gegen den Judengeist vorzubringen war. Dem Italiener war der Jude nur eine Episode in einer lustigen Intriguengeschichte. Gianetto, Ansaldos Pflegesohn, landet auf reich beladenem Schiff beim Schloß einer durch Schönheit und Wohlstand berühmten Witwe, die von Freiern umdrängt ist, sich listig aber, wie einst das Weib des Ulysses (nur mit schärferem Erwerbssinn), dem hitzigen Werben zu entziehen weiß. Wer ihr einen Antrag macht, wird ins Wittwenbett gerufen (wir sind im Mittelalter und gar nicht zimperlich) und aufgefordert, ohne langes Ceremonial die Ehe zu vollziehen. Zeigt er sich untüchtig

zu so angenehmem Geschäft, dann verliert er die mitgebrachte Morgengabe und hat zum Schaden auch noch den Spott. Untüchtig zeigt sich aber Jeder; denn Jedem wird, ehe er sich hinstreckt, ein schnell wirkender Schlaftrunk gereicht. So bleibt die schlaue Witwe von Ketten frei und sieht sich nach jeder Männerkraftprobe reicher. Auch Gianetto hat schon zwei Schiffe, zwei Schätze verloren; doch die Raserei der Sinne läßt ihn nicht ruhen. Er bestürmt den Pflegevater, ihn zu einer dritten Reise nach Belmonte auszustatten. Ansaldo hat nicht mehr genug Geld und muß, um den Wunsch des Verliebten erfüllen zu können, zehntausend Dukaten von einem Juden leihen, der sich für den Fall der Insolvenz ein Pfund von des Gläubigers Fleisch verschreiben läßt. Diesmal kommt der von einer Zofe vor dem Narkotikum gewarnte Jüngling ans holde Ziel: mit ihrem ererbten und erlisteten Besitz wird die reizende Witwe sein. Im Rausch der Flitterwochen vergißt er die Heimath, den Vater; erst am Verfalltag denkt er der Gefahr, die dem Aussteller des Schuldscheines droht. Nimm geschwind zehnmal zehntausend Dukaten und eile ohne Rast nach Venedig, spricht die Frau. Reist ihm noch in derselben Stunde nach, vermummt sich als Advokaten aus Bologna, plaidirt für Ansaldo und setzt schließlich die Entscheidung durch, daß der Jude, der den zehnfachen Betrag seiner Forderung abgelehnt hat, zwar das Pfund Fleisch aus dem Leib des Schuldners schneiden, doch dabei keinen Tropfen Blut vergießen darf. Die Sache verläuft wie in dem Gedicht des Briten; sogar die Ringgeschichte stammt von Fiorentino. Die Bettprobe war selbst für die elisabethanische Bühne nicht zu brauchen und wurde durch die aus Robinsons Gesta Romanorum entlehnte Parabel von den drei Kästchen ersetzt. Doch der Jude blieb der geprellte Wucherer aus der Komoedie. Und die ursprüngliche Absicht des Dichters war gewiß, Shylock dem Gelächter auszuliefern. Er ist geizig und sein Haus eine Hölle; Jessika haßt, Lanzelot höhnt ihn und Tubal hat seine Lust daran, den von Schmerz und Zorn beinahe Tollen noch muthwillig zu martern. Warum haßt der Jude Antonio? „Weil er von den Christen ist, doch mehr noch, weil er aus gemeiner Einfalt umsonst Geld ausleiht und hier in Venedig den Preis der Zinsen uns herunterbringt." Die Tochter sähe er gern tot und eingesargt, wenn nur die Dukaten und Juwelen neben ihrer Leiche lägen. Keine Spur von Güte ist an ihm. Mag Antonio verbluten: von der Pflicht zur Wundpflege steht nichts in dem Schein. Drum liebt ihn auch kein Mensch, ist Natur und Kunst ihm stumm. Der Ton der Flöte dünkt ihn nur lästiges Gequäk. Wie aber spricht aus Lorenzos Mund zu uns der Dichter? „Der Mann, der nicht Musik hat in sich selbst, den nicht die Eintracht süßer Töne rührt, taugt zu Verrath, zu Räuberei und Tücke;

die Regung seines Sinns ist dumpf wie Nacht, sein Trachten düster wie der Erebus. Trau keinem Solchen!" Wer Shylock als Helden oder Märtyrer spielt, fälscht, auch wenn er Kean oder Rossi heißt, den Schöpferwillen des Dichters.

Aber Shakespeare war nicht Marlowe; und der Jude von Venedig konnte deshalb kein Jude von Malta werden. Auch er mußte „Recht haben"; und hats auf seine besondere Weise. Drängt in dieser Welt nicht Alles nach Gold? Ist Antonio nicht ein Kolonialkaufmann, der sicher auch mit Sklaven handelt, Bassanio ein skrupelloser Mitgiftjäger? (Bei Shakespeare richtet Altväterweisheit oft Unheil an. Brabantios Warnung weckt das Mißtrauen in der Brust des Mohren; und das Bleikästchen, mit dem Porzias Vater die Tochter vor geldgierigen Freiern schützen wollte, wird just nun von Einem geöffnet, der Geld sucht und Liebe fand.) Jessika selbst, die von Thisbe und Medea so artig zu schwärmen weiß, vergüldet sich, ehe sie mit dem Buhlen der Hölle entläuft, mit Dukaten und Edelgeschmeide: und Herr Lorenzo freut sich des dem Schwiegerpapa gestohlenen Gutes. Nur Porzia, die Lady von Belmont, denkt nicht an Besitz, an Gewinn; von ihrer Art, sagt die kluge Jüdin, hat die arme, rohe Welt aber auch nur eine geboren. Und Shylock, der nicht das Land bebauen, nicht Schiffe an fremde Küsten schicken darf, soll nicht dafür sorgen, daß sein Gold und Silber sich schnell mehrt? Was hat er denn sonst noch? Haß und Verachtung grüßen, Flüche und Spottlieder folgen ihm. Er ist nicht vom Stamm des Barrabas; ist anders, doch nicht von anderem Wesensstoff als die „Christenmänner". Sie bereichern sich durch Sklavenarbeit und Ausbeutung der Kolonialkundschaft oder birschen auf reiche Erbinnen; ihm bleibt nur der gemeine Wucher. Vielleicht sollte die Fleischforderung den hochmüthigen Antonio nur kirren, der in (oft erborgter) Ueppigkeit schwelgenden Gentry nur zeigen, daß auch ein Jude das Recht für sich waffnen kann. Nun aber ist die Tochter entflohen, das Haus ausgeraubt, der jammernde Vater vom Pöbel gehöhnt und bespien worden; nun walte der Gott der Rache, der Erbarmen nie lernte... Dem alten Ungethüm, das die Gerichtsschranke umkrallt, wird schlimm mitgespielt. Porzias Spruch ist die unverschämteste Rechtsbeugung, die sich erdenken läßt; nicht besser als ein Urtheil, das dem Schuldner ein Pfandobjekt zusprächе, dem Gläubiger aber die Befugniß, den Raum, der es birgt, jedem Fremden zu sperren. Nein: viel schlimmer noch. Der Vertrag mochte, weil er gegen Menschenpflicht und Moral verstieß, für ungiltig erklärt werden. Aber die Vermögenskonfiskation und der Taufzwang? Die Grausamkeit des Spruches wäre unerträglich und müßte jedem feiner Fühlenden die Freude an der Dichtung verleiden, wenn er nicht in einer Komoedienwelt gefällt würde. Nicht an die Vernichtung

eines Menschenlebens, noch weniger an das ahasverische Elend eines Stammes sollen wir denken, wenn in der Mondnacht sich die Paare gefunden haben, sondern über den Wucherer lachen, der sich schlau dünkelte und von einem Mädchen doch, trotz seinem Sträuben, mit der eigenen Waffe bezwungen ward.

Nicht immer darf man über ihn lachen; und nicht immer vermag mans. Weder Christ noch Jude. „Dulden ist das Erbtheil unseres Stamms." „Wenn Ihr uns stecht: bluten wir nicht?" „Der Fluch ist erst jetzt auf unser Volk gefallen; ich hab' ihn bis heute niemals gefühlt." Lessing hat sich die Sache leicht gemacht. Sein Nathan hat keinen der fremdartigen Züge, die den Söhnen Sems im Wechsel der Orte und Zeiten überall neuen Haß weckten, keine der Furchen, die zwei Jahrtausende der Knechtschaft, des Elends, der Ghettobedrängniß, der Inzucht und schnöden Erwerbsgier auf die Hebräerstirn pflügten. Ein vornehmer, an allen Quellen europäischer Bildung getränkter Herr, der sich bequemt, für kurze Abendstunden ein Jude zu scheinen, und vor dem, als dem weisesten, gütigsten, uneigennützigsten aller Sterblichen, Christ und Muselmane sich in Bewunderung beugt. Wie ein Mensch neben einer Modellpuppe wirkt Shylock neben ihm. Welch ein Jude! Shakespeare hat nie einen gesehen; denn erst 1660 durften wieder Israeliten in England wohnen. Und das Gerücht, er sei in dem Pestjahr 1592, wo alle londoner Theater, wegen der Ansteckungsgefahr, geschlossen blieben, in Venedig gewesen, ist durch kein haltbares Zeugniß beglaubigt. Hätte er in der Adriarepublik (in der die Juden freilich zu Tausenden saßen) auch nur einen Tag verbracht, dann würden seinem Venedig die Kanäle und Gondeln nicht fehlen. Doch wozu brauchte er Shylock und Shylocks Sippschaft zu sehen? Sah er denn den großen Caesar? Den römischen Junker, der bei Korioli die Volsker schlug? Richard und Bolingbroke? Den bleichen Prinzen, dem Bewußtsein den Willen lähmt und dessen Epidermis so dünn, dessen Gewissen so zag und schwindlig ist wie des Modernsten? Keiner ging ihm auf der Gasse vorüber. Alle sah nur das innere Auge des ewig Unbegreiflichen, den man nicht wägen, nicht messen, nicht in bestimmbare Vermögensgrenzen zwingen kann. Auch Shylock fand er nicht auf der Rialtobrücke. Dennoch: welch ein Jude! Die Sprache; kein Wort und kein Bild, das er nicht gewählt haben könnte, haben müßte. Der Rhythmus; eines Geldhändlers, dem das Buch Mosis und der Propheten zum Vaterland ward. Das Verhältniß zur Tochter, zum Hausburschen, zum Konkurrenten; auf Lea sogar und sein Eheleben mit ihr fällt rückwärts ein heller Lichtschein. In drei Jahrhunderten ist seitdem keine Judengestalt erschaffen worden, die wagen darf, sich neben diese zu stellen, nicht eine; es ist, als habe Shylock alle Möglichkeiten typischer Darstellung erschöpft. Zäh ist er, schlau, betriebsam; ein Knicker und Pfennigscharrer; und

doch so undisziplinirt, im Drang seiner Rachsucht so unbesonnen, daß er auf einen Satz die in langer Qual gehäuften Schätze verspielt. Alle Tugenden und alle Laster geduckter, entwurzelter Orientmenschheit, der nur ein Machtmittel gegönnt war und die Jahwekult und Mammonsdienst gar zu gern vereinen wollte. Und auch dieses Schöpfers Brust war gegen das Leid der Kreatur nicht gepanzert. Man könnte glauben, der Komoediant, auch ein Paria, mit dem adelige und reiche Herren ihr freches Spiel trieben, habe für Weh und Wuth des Parias leichter als Andere den rechten Ton gefunden. Für wessen Schmerz und Lust aber traf er ihn nicht? Was je in einer Menschenbrust tobte und jauchzte, hat er empfunden und zu persönlichstem Ausdruck gebracht. Greisen und Kindern sah er ins Hirn und seine Stimme bebt, wenn er sie ihnen leiht, noch von ihrem Herzschlag. Kordeliens holdes Schweigen hörte er und sah im Nilpalast die alte, fett gewordene Schlange in später Lüsternheit züngeln. Nicht nach Venedig brauchte er zu gehen, um Shylock zu finden; ihn auch nicht bei Marlowe, Silvayn, Fiorentino zu suchen und das dürre Gestell dann mit aufgestapeltem Mimengrimm zu wattiren. Israels Erlebniß stand in der Menschheit heiligen Büchern. Die Logosheimath, die Unstetheit, die zum Raubbau zwingt, das Ghetto, der Zwang, im Geldhandel durch die Lücken tyrannischer Gesetze zu schlüpfen, die Furcht, mit dem Besitz auch den letzten Halt gegen rohe Willkür zu verlieren, und das Gefühl, dem Bedrücker nicht Treue noch Redlichkeit schuldig zu sein: diese Elemente konnten sich zum Wesensbilde des Juden von Venedig mischen.

Im Deutschen Theater ist für Shylock viel gethan worden. Am dunklen Kanälchen sehen wir sein Haus, ungesäubert, mit feuchten, schwitzenden Mauern; zum ersten Mal dürfen wir auch in seine Wohnung blicken. Und im Gerichtsakt hat der Regisseur die Venezianer so ins Feuer gebracht, das Tempo der Verhandlung bis zum Urtheilsspruch so klug beflügelt, daß dem Juden, wenn er starr und unbewegt nur auf seinem Schein steht, die Wirkung nicht schwer wird. Herr Schildkraut spielt ihn, ein neuer Mann, und gefällt dem Publikum; wahrscheinlich, weil er „anders" ist. Kein Held und kein Scheusal. Ein Mensch, der geworden ist, wie er werden mußte. Als Vater beinahe zärtlich, als Geschäftsmann nicht ohne Stolz, vor dem Dogen ein angesehener Bänker, der eine Wechselschuld eingeklagt hat und sicher ist, sein unanfechtbares Recht durchzusetzen. Sehr jüdisch, auch im Innersten; der Verlust seiner Habe beugt ihn nicht, wie ein Blitzstrahl aber wirft ihn der Befehl nieder, „das Christenthum zu bekennen". Viel gutes Detail; doch die ganze Gestalt zu klein, zu sehr im Stil des rationalistischen Bürgerdramas. Ob man über ihn lacht oder vor ihm erbebt: Shylock muß ein Kerl sein, der sich von der Wuchererzgilde scharf unterscheidet. Ein vom rothen Dämon völlig Besessener, dem man zutraut, daß er „zu-

nächst dem Herzen" sein Pfund Fleisch ausschneiden wird. Die bösesten Blutsauger und Halsabschneider lassen sich auf so unrentable Geschäfte nicht ein. Dieser thuts: und muß in jeder Lebensregung deshalb maßlos, dem Urstand der Natur nah sein. Herr Schildkraut spricht viel zu vernünftig, wird nie schrill noch feierlich (Judensprache, sagt Goethe, hat etwas Pathetisches) und ließe am Ende wohl mit sich reden. Nur gegen ein Ungeheuer aber wäre Porzias Advokatenkniff noch einigermaßen erlaubt (der ohnehin für Fiorentinos erfahrene Witwe besser paßt als für Bassanios jungfräuliche Braut). Immerhin dürfen wir uns freuen, daß diesmal kein edler Märtyrer vor uns steht und Shylock nicht, wie fast überall, das Drama beherrscht. Ein Komoedie ists und muß es, trotz Jammer und Lebensgefahr, bleiben. Der Rückweg in die Komoedienstimmung ist vom Höhepunkt leidenschaftlicher Erregung nicht ganz leicht zu finden; und sollte nicht, wie auch im Deutschen Theater, erst nach Shylocks Abgang gesucht werden. Ich denke mir den Prozeß öffentlich geführt. Athemlos lauscht Alles. Dann, als Porzia ihr Schelmenstück vorgetragen hat, platzt, nach kurzer Pause, auf der Galerie unwillkürlich Einer heraus. Das Lachen steckt an: und bald jauchzt der ganze Saal über den gelungenen Streich. Nichts mehr von Gerechtigkeit, vom Sinn des Gesetzes. Kein menschliches Mittel blieb unversucht; jetzt wird Arglist überlistet. Der Jude jammert (weil ihm sein Geld genommen wird, nicht, weil er Christ werden soll; davon hat Shakespeare nichts angedeutet), wird ausgelacht und wankt aus dem Saal, schlotternd, doch nicht vernichtet. Wer weiß? In ein paar Tagen macht er wieder ein einträgliches Geschäftchen. Nur so, scheint mir, wäre der Uebergang in die Stimmung der letzten Szenen zu finden und das bittere Nachgefühl zu vermeiden, das der Anblick eines tötlich getroffenen Menschen, auch des schlimmsten, uns hinterläßt.

... Hat der Modelieferant nicht Grund, über die schlechten Zeiten zu seufzen? Neidhammel blöken über seine Waare das Urtheil; und nun machen ihm noch die längst Verstorbenen lästige Konkurrenz. Im vorigen Jahr Oberons Elfenvolk, jetzt Porzia mit ihrem munteren Troß. Natürlich trägt nur die niederträchtige Schaulust die Schuld. Das Verfahren, die alten, technisch rückständigen Stücke mit den heute erst erreichbaren Bühnenmitteln auszustatten, grenzt hart an Unlauteren Wettbewerb. Doch unerhört verhallen die Seufzer. Shakespeare wird wieder entdeckt, als ein Dramatiker erkannt, mit dem sichs noch ein Weilchen auskommen läßt, und schlägt die Brettermonarchen von gestern. Denn er lehrt Menschlichkeit uns in der Größe suchen und Größe in der Menschlichkeit finden. Hat der seit dreihundert Jahren Tote unserer Oberschicht denn je schon gelebt? Im Vorraum des Deutschen Theaters hörte ich eine elegante Dame sagen, sie habe den „Kaufmann" zwar nie gelesen, als Kind aber zu wohlthätigem Zweck die Gnadenarie gehört. M. H.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 9. Dezember 1905.

Prodromos.

Von allen Kanzeln klingen am zweiten Sonntag der Adventzeit die Worte: „An Sonne, Mond und Sternen werdet Ihr Zeichen erblicken und auf Erden wird den Menschen bang sein und sie werden zagen. Brausend wird das Meer wogen, die Kraft des Himmels nicht länger in Ruhe über Euch walten und furchtsam, in rathloser Angst fast verschmachtend, wird auf dem Erdrund Alles der Dinge harren, die kommen sollen.“ Anders als sonst wirkt diesmal das Wort des Evangelisten auf die Gemeinde. Nur an das Nahen des Heilandstages dachte sie sonst und Lucae Verkündung war ihr ein süßes Lied aus der Kindheit, das auch mit seinem düsteren Anfangsakkord Erwachsene nicht mehr ängsten konnte. Der war wohl nur des Kontrastes wegen gewählt. Keine Geburt ohne Wehen. Ehe ein Gott geboren wird, muß der Erdball in Krämpfen erbeben und am Himmelszelt auch, im umwölkten Antlitz des Vaters, der Wiederschein so schwerer, so weihevoller Stunden sichtbar werden. Lukas war ein Arzt: verstand sich also auf die Therapie; und ein Maler: wußte also, daß Licht auf dunklem Hintergrund mit gedoppelter Kraft leuchtet. Der Arzt durfte den Schmachtenden die Erlösung nicht gar zu leicht machen, der Maler die hellen Farben nicht häufen So gemächlich nahm man einst die Botschaft. Heute tönt sie anders ins Ohr. Nicht an den Herbst des Römerimperiums läßt sie den Frommen denken, auch nicht an den Hochsommer der Judenheit, von deren Fruchtbäumen der sanfteste Griff die neue Lehre zu schütteln vermochte. Lauter als alle Legende mahnt nun die Noth des Lebens. Die späht nach deutbaren Zeichen und betastet mit dem dürren Finger jedes überlieferte Wort: ob es Trost oder gar neuen Schrecken ihr melde. Bang wird den Menschen sein, sie werden zagen und in rathloser Angst der Dinge harren, die kommen sollen? Der Gemeinde ist, als würde von ihr gesprochen. Aus solcher Stimmung kam sie

ins Kirchenschiff. Nie war die Welt finsterer: kaum wagt sich die Sonne hervor und den Julmond verhängt schwarzes Wolkengespinnst dem Auge. Sorge auf jeder Stirn und in jedem Blick die scheue Frage, was der nächste Tag bringen werde. In der fröhlichen, seligen Weihnachtzeit. Wankt unter uns nicht der Boden? Dröhnt nicht Weltuntergang nah schon von Ost? Weh den Heiterlingen, die der Zeichen nicht achten! So sprechen die Ehrsamen, die für ein Besitzthum zu zittern haben. Doch fehlts auch nicht an Aposteln, die das Heil nahen sehen, wie Lukas es sah. „Hütet Euch, daß Eure Herzen nicht beschwert werden mit Fressen und Saufen und mit Sorgen der Nahrung!" Hütet Euch, nur an den Magen und an den Geldbeutel zu denken; für die sind die Tage bequemer Sättigung vorbei. Tröstlich aber sind die Zeichen, die Eure Blindheit schrecken: neuen Heils Geburt verheißen sie und taugen drum in die Adventzeit. Was ein Ende Euch dünkt, ist ein Anfang. Wohl wankt der Grund, auf dem Ihr bautet, und möglich ist, daß er morgen sich aufthut und Eure Häuser verschlingt. Nur Morsches aber stürzt zusammen; und aus den Trümmern sprießt frisches Leben. Dunkel, wie im Galiläerland einst, ist die Welt; und weil unser Blick weiter dringt, ist die Angst vor dem Dunkel noch größer. Um so heller strahlt bald uns das Licht. Schon entbindet der Gott sich den Wehen; unser Gott, der das alte Elend der Menschen endlich erkennen und in Knechtsgestalt die Knechte befreien wird. Dieses Erlösers Ankunft läuten die Glocken ein.

Beide Stimmen hören wir, nicht an Kirchensonntagen nur, wider einander streiten; und beide können sich auf Erscheinungen berufen, deren Realität der nachprüfende Verstand anerkennen muß. Nie war die Welt finsterer. Die Abermillionen, die wir Jahrhunderte lang für täppische Barbaren hielten, für ungefährliche, weil wir auf unerreichbarer Kulturhöhe vor ihrem Ansturm stets sicher seien, rüsten sich, in Asien und Afrika, mit den von uns geschmiedeten Waffen zum Wettkampf. Ueber das Wellengrab der Atlantis reckt sich dräuend der Riesenleib eines neuen Weltreiches. Zwischen dem Weißen und dem Schwarzen Meer scheint ein altes in Fäulniß zu sterben. Am Bosporus bedrängt das Geschwader der koalirten Mächte den Sultan, der vergebens hofft, der blonde Germanenkaiser, sein Freund, werde ihn schützen. Durch Ungarn und Spanien tobt, von Tag zu Tag kühner, Rebellentrotz. In Oesterreich wird mit wachsender Wuth um das nationale und das soziale Besitzrecht gekämpft. England hat, seit Balfours klug organisirtem Rückzug, Chamberlain endlich die Arme frei; von dort naht eine Entscheidung, die für die Weltwirthschaft wichtiger werden kann als der Ausgang eines zwischen Großmächten geführten Krieges. Nirgends Ruhe; über Nacht Alles gelockert, was so lange fest schien. Italien waffnet sich, kaum noch heimlich, gegen die Bundesgenossin an der Adria-

Der Dreibundvertrag ist ein werthloses Pergament. Die entente cordiale der Westmächte Ereigniß geworden. Und Deutschland bestätigt sich und der Nachbarschaft feierlich, daß es vereinsamt ist. An Sonne, Mond und Sternen erblicken wir Zeichen und furchtsam harrt Alles der Dinge, die kommen sollen. Nur die Apostelpartei ist getrosten Muthes. „Dem Nabel der Welt entringt sich die Freiheit. Für sie wird überall gefochten. Asiaten und Afrikaner bereiten sich, das Joch der Fremdherrschaft abzuschütteln. Die nordamerikanische Republik schafft sich eine Wasserstraße, um die mühsam errungenen Rechtsprivilegien bequemer südwärts tragen zu können. In Rußland verreckt der Zarismus. Das schändliche Regiment des Sultans fault seinem letzten Tag entgegen. Gegen Tyrannei haben sich Spanier und Magyaren erhoben. In Oesterreich hat das arbeitende Volk die Gewährung des allgemeinen Wahlrechtes erzwungen. England hat wieder eine liberale Regirung. Und das Deutsche Reich, die letzte Hochburg der Reaktion, ist von dem Heer unserer Brüder umzingelt, von allen Freunden der Freiheit gemieden und muß über ein Kleines kapituliren. Sind der Adventzeichen genug? Den Heiland, der jetzt geboren wird, kann keine Priesterschlauheit uns jemals rauben noch fälschen. Fröhliche, selige Weihnachtzeit! Die Glocke singt es und ringsum klirrts hell von fallenden Ketten."

*

Aus beiden Lagern kamen in diesen Tagen Besucher zu mir.

Der Furchtsame sprach: „Daß es den Russen endlich einmal an den Kragen geht, freut mich, weil ich ein Patriot bin und human fühle. In meinem Kreis habe ich immer gewarnt, man solle den Koloß mit den thönernen Füßen nicht überschätzen. Schade nur, daß wir uns mit den russischen Werthpapieren bepackt haben. Doch kommt wohl Alles wieder in die Reihe. Einstweilen siehts freilich bös aus. Die ganze Industriearbeiterschaft in Aufruhr. Das Heer unzuverlässig. Die Beamten feile Büttel der Reaktion. Wenn die Polizei nicht geholfen hätte, wäre es in den Judenstädten niemals zu so grausigen Metzeleien gekommen. Aber Witte ist klug und hart und wird, im Bund mit dem intelligenten Bürgerthum, nach und nach Ordnung schaffen. Daß es nicht so schnell geht, wie er hoffte, und Europa die Ungeheuerlichkeit der Seeschlacht bei Sebastopol sah, ist für uns Alle gut. Mit den hundertvierzig Millionen Moskowitern schreckt man uns nun nicht mehr aus dem Schlaf. Die müssen froh sein, wenn wir sie in Ruhe lassen. Sähe es sonst nur besser aus! Aber wenn die Gewohnheit auch abstumpft: die schlimmen Nachrichten häufen sich jetzt doch allzu sehr. Ueberall Interessenkämpfe, offene Feindschaft gegen die Besitzenden, Massenstrike als politisches Machtmittel. Wo soll Das hinaus? Und was ich vor ein paar Monaten noch für undenkbar hielt: ganz offen wird von der Möglichkeit eines Krieges

zwischen dem Deutschen Reich und England gesprochen. Solcher Krieg wäre ja der tollste Unsinn; England könnte nur einen Theil unserer Flotte zerstören und uns die Kolonien wegnehmen: und müßte dieses Bischen Erfolg theuer bezahlen. Wenn man den Teufel aber an die Wand malt, steht er eines Tages leibhaftig vor uns. Zwei Völker, die nur gemeinsame, nirgends entgegengesetzte Interessen haben, die stammverwandt und auf einander angewiesen sind! Ein Glück, daß die Liberalen jetzt für ein Weilchen am Ruder sitzen. Die werden friedlicher sein. Auch wird von angesehenen Leuten drüben ja für eine Verständigung mit Deutschland agitirt. Und den gemeingefährlichen Schutzzollplan des eitlen Herrn Chamberlain sind wir fürs Erste los. Trotzdem ists Unsereinem nicht mehr behaglich. Zuchtlosigkeit, wohin man das Auge schickt, und die Fundamente der Staaten unterminirt. Die kleinen häuslichen Leiden trüge man allenfalls noch fürs Vaterland: die neuen Steuern, die Vertheuerung von Brot und Fleisch, Bier und Tabak, sogar die Handelsschmälerung, die unter der Herrschaft der erhöhten Zollvertragstarife nicht ausbleiben kann. Der Deutsche ist fleißig und gewöhnt, allein gegen Wind und Wellen zu kämpfen. Wenn die Tyrannei der Straße aber auch zu uns herüberlangt? Zu fürchten ists; der Uebermuth begehrlicher Massen kennt keine Grenze. Die Hauptgefahr sehe ich aber in unserer Isolirung. Feinde ringsum. Obwohl wir in fünfunddreißig Jahren doch bewiesen haben, daß wir Keinen bedrohen, der uns das Plätzchen an der Sonne gönnt. Woher soll da noch der Muth zu neuen Unternehmungen kommen? Von den alten hat man schon Sorge genug. Die letzten zwanzig Monate haben gelehrt, daß selbst die vorsichtigste Berechnung über Nacht falsch werden kann. Wie in einem Holzhaus, über dem ein schweres Gewitter steht, fühlt man sich: in der nächsten Minute kann der Strahl aus der Wolke niederfahren und auf dem Schindeldach fehlt der Blitzableiter. Daß es bei manchen Nachbarn noch trauriger aussieht, ist ein recht magerer Trost. Unheil liegt in der Luft und die Christkerze wird diesmal nicht vielen Fröhlichen leuchten."

Der so sprach, war ein tüchtiger Mann, den ich nicht mit kalter Höflichkeit abspeisen durfte. Ueber die russischen Experimente, sagte ich, läßt sich eigentlich noch nicht reden. Wir erfahren ja beinahe nichts für ein ernsthaftes Urtheil Verwerthbares; von hundert Nachrichten, die wir lesen, ist kaum eine ganz wahr. Die Petersburger wissen selbst nicht, was in Kiew geschieht. Die paar verbürgten Thatsachen zeugen für die Autokratie und gegen westeuropäische Illusionen. Seit die Zügel gelockert sind, rast die Troika in Sumpfmoor und Nebelklüfte. Die Ventile wurden geöffnet: statt frischer Luft weht ein vent de folie durch das Land. Aus fast allen Reden, Wünschen, Rechtsansprüchen lallt der Wahnsinn. Folge der langen Knechtung? Sie war nicht so schlimm;

wer sich nicht öffentlich mit hoher Politik beschäftigte, konnte leben wie einst, ehe Combes ihn exmittirte, der Herrgott in Frankreich. Im Augenblick scheint die Wirkung mir viel wichtiger als die Ursache. Die Frage, ob Rußland nach dem Geheiß einer dünnen Oberschicht, eines in der ungeheuren Volksmasse verschwindenden Häufleins regirt werden solle, hat Witte bejaht. Er würde es heute nicht wieder thun. Weiß heute sicher, daß sein Versuch Episode bleiben oder zum Zerfall des Reiches führen wird. Mit Freiheit, Parlamentarismus, Selbstverwaltung ist da nichts zu machen. Nicht viel freilich auch mit einer Autokratie ohne Autokraten. Immerhin war der Zustand halbwegs erträglich, bis die Manifeste, die Ehrgeiz der Angst abrang, die Sinne verwirrten. Seitdem fiebert das Land; nur der proletarische Widerstand gegen die Staatsgewalt (richtiger hieße es: Staatsohnmacht) ist gut organisirt; zu gut, als daß er das Werk russischer Hirne sein könnte. Doch wir stehen erst am Anfang. Noch regt sich das Bauernheer nicht. Wenn ein neuer Pugatschew ruft, werden wir Gräuel erleben, gegen die selbst alle bis heute erfabelten uns Schulknabenunfug scheinen. Im Reich Muriks sähe eine Jacquerie noch anders aus als in Isle-de-France und in der Champagne. Als frommer Christ und als Deutscher sollten Sie beten, eine starke Hand möge, ehe es zu spät wird, das Kreuzzepter der alten Zaren ergreifen.

„Als Deutscher?"

Gerade als Deutscher. Im Westen haben die Briten es uns schon eingeschärft; im Osten werden die Polen für rasche Erkenntniß sorgen. Doch was hülfe ein Wortstreit, in dem kein Sieg zu erfechten ist? Warten wir die Entwickelung ab; und halten uns heute nur an das Nächste. Das Unbehagen, das Sie nachts nicht zur Ruhe kommen läßt, ist die Folge der „russischen Revolution", die unsere öffentlich Meinenden nicht gierig genug herbeisehnen konnten. So lange Rußland ein Machtfaktor war, wagte der Britenleu nicht gegen uns die Mähne zu schütteln. Das ist noch nicht das Schlimmste. Wir haben für sieben Milliarden Russenpapiere im Reich. Ob es klug war, sie zu kaufen? Rußlands Finanzen waren mindestens im letzten Jahrzehnt gut und die Käufer haben reichlich verdient. Die Franzosen haben elf Milliarden. Der Kurs ist, trotz Sebastopol und dem chronischen Strike, noch nicht tiefer gefallen als der unserer besten Bank- und Industrieaktien oft in stillerer Zeit; und der Umfang der Interventionen wird ins Märchenhafte übertrieben. Der Andrang war gering. Wenn die Besitzer dieser achtzehn Milliarden aber ernstlich für ihren Besitz zu fürchten anfangen und ihn mit Verlust ausbieten? Erst in der liberalen Aera sind sie unruhig geworden; nicht ohne Grund. Geht diese Bewegung weiter, so wird sie von selbst, ohne daß die Baissepartei nachhilft, hastiger; und keine Finanzkoalition wäre dann stark genug, den Strom zu dämmen. Ein Mann von

Ihrer kaufmännischen Erfahrung kann nicht glauben, daß unter solcher Panik nur die Russeninhaber zu leiden hätten. Die Einbuße an Nationalvermögen wäre größer als nach einem verlorenen Krieg. Auch wenns nicht zu diesem Aeußersten kommt, ist ein ungeheurer Verlust sicher. Seit Monaten wird in Rußland nicht gearbeitet, kein neuer Werth geschaffen, nur der alte vernichtet; und von früh bis spät geschwatzt. Wenn eine große Fabrik vierzehn Tage lang stillsteht, spürts das ganze Revier. Die Tage, an denen seit dem Januarputsch in russischen Werkstätten die Räder laufen, sind leicht zu zählen. Der Frachtgüterverkehr stockt längst und jetzt striken auch noch die Postbeamten. Der alte Kunde ist endlich so weit, wie mans ihm immer gewünscht hat, und wir können auf Jahre hinaus nicht mit ihm rechnen. Das ist die Ursache des Mißvergnügens. Unsere Industrie ist noch immer überreichlich beschäftigt. Der neue Aufschwung aber, den noch im Herbst Alle hofften, ist unmöglich geworden.

„Solche Erwägungen mögen ja mitgewirkt haben. Die Hauptsache scheint mir aber die politische Lage. Draußen und in der Heimath. Ueber die Gefahr von außen hat die Thronrede des Kaisers ja alles Nöthige deutlich gesagt."

Diese Thronrede war ein Fehler und hat uns nur Hohn eingetragen; auch aus neutralen und offiziell befreundeten Ländern bittersten Hohn. Daß die Japaner, die Vormacht der gelben Rasse, gegen die das Buddhabild die Völker Europas zur Wahrung der heiligsten Güter aufrief, nun die „Kulturmission eines hochbegabten Volkes" erhalten haben, ist ja recht schön und muß Jedem gefallen, der vom Erfolg das Urtheil bestimmen läßt. Wenn die neue Sitte, vom Thron herab die Entwickelung fremder Staaten zu censiren, sich aber einbürgerte, fänden wir selbst wohl zur Klage oft genug Grund. Der Streit zwischen Deutschland und Frankreich war geschlichtet, brauchte also nicht mehr erwähnt zu werden; die Erinnerung riß verharschende Wunden auf. Und die Rolle der verfolgten, verkannten Unschuld ist nicht sehr dankbar. Doch die Rede, die unerfreulichen Widerhall wecken, den Status des Reiches aber nicht verändern konnte, gehört nicht zu unserem Thema. Wenn England sicher wäre, daß seine Linienschiffe gut bemannt und mit modernen Geschützen versehen sind, würde es sich weder durch milde noch durch herbe Reden auch nur einen Tag hindern lassen, den populären Krieg gegen Deutschland zu führen. Jedes Ministerium; Whig mindestens so gern wie Tory. Warum? Weil es industriell von uns überholt und auch in seiner Welthandelsmacht schon bedroht ist; weil es glaubt, Deutschland rüste sich, um seiner schnell wachsenden Bevölkerung Gebiete zu erobern, über denen jetzt der Union Jack weht; weil es durch die wiederholten Hinweise auf die Seegewalt und das Arbitrium eines neuen Römerreiches geärgert ist und sich gegen Geschäftsstörungen, wie die letzten Jahre sie ihm brachten, sichern

will; und weil dieſes Ziel nur zu erreichen wäre, ſo lange Frankreich und Japan zur Verfügung ſind, Rußland unfähig iſt, auch nur einen Meuterertroß für die Dauer niederzuzwingen, und Amerika keine ſtarke Flotte hat. Was edle Ladies und Gentlemen dagegen an Klubtafeln vorbringen, wird mit höflichem Lächeln angehört, doch nicht weiter beachtet. Chamberlains verläſterter Plan brächte immerhin eine Ablenkung und würde, wenn die Kolonien ihn annähmen, die ſchädliche Wirkung des deutſchen Wettbewerbes mindern. Auch in dem Verhältniß zu Britanien war Rußland alſo der Pivot. Und die innere Gefahr? Hic et ubique. Schon ſind nach Oeſterreich Funken hinübergeweht. Wenn die Maſſen ſich auf der Straße ſammeln, läufts den Regirenden heute eiskalt über den Rücken und ſie gewähren raſch, was ſie geſtern noch weigerten. Wirds bei uns anders ſein? Ein muthiger Miniſter hätte dem König von Preußen gerathen, das allgemeine Wahlrecht, bevor es laut gefordert wird, zu bewilligen. Da es nicht geſchah, kommt dieſer Sturm, ſobald die rothen Genoſſen ſich an einander ſattgeſchimpft haben. Und möglich iſt, daß auch der Liberalismus ſich noch einmal aufrafft und die Konjunktur nützt, die ihm nie vielleicht wiederkehrt. Preußen und Deutſchland kann nicht bleiben, was es war, wenn ringsum Alles ſich wandelt. Nicht als Hort der Legitimität und abſoluter Herrengewalt Rußlands Erbe antreten. Wir können ein Schauſpiel ſehen, das wir nur aus der Ueberlieferung noch kannten: den hitzigen Kampf um politiſche Rechte. Der Sieg wäre, nach ſo verhängnißvollen Mißgriffen, heute nicht zweifelhaft. Und dann könnte England ſeine Schiffe ruhig im Hafen laſſen. In einer deutſchen Demokratie würden die Gewerkſchaften dafür ſorgen, daß unſere Induſtrie als Konkurrentin nicht mehr unüberwindlich wäre.

Nach dem Geſchäftsmann kam der Apoſtel. Der faßte ſich kürzer. Sprach nur von der Freiheit, die überall geſiegt habe oder dicht vor dem Sieg ſtehe: in Rußland, Oeſterreich, Spanien, England, in Japan und dem Osmanenreich ſogar; und bald auch in Deutſchland. Nicht gnädig von Thronen geſpendet ſei ſie, ſondern erkämpft, mit ſchweren Opfern erkauft. Ohne Blutverluſt keine Geburt. Doch ſanft iſt der Sinn dieſer Kämpferſchaar. Sie räumt gewaltſam nur weg, was nicht freiwillig weicht, und ſchont ſelbſt den Henker, wenn das Beil ſeiner Hand entſunken iſt. „Hört Ihr die Hörner? Noch einmal blaſen ſie zum Sammeln. Und während wir reden, fällt draußen vielleicht ſchon vor der Fronfeſte der letzte Wall.“ Der letzte? Ein weiſer Mann ſprach vor ſiebenzig Jahren das Wort: „Auch das Eigenthumsrecht iſt kein uneinnehmbarer Wall. Wenn ringsum Alles in Trümmern liegt und die Geſellſchaft keine Ungleichheit mehr kennt, wird der ganze Haß ſich gegen dieſes Recht waffnen und kein Hinderniß ſchwächt dann die Stoßkraft des Angriffes“. Lächelnd hört der Apoſtel die Frage,

ob dieſe Prophezeiung Tocquevilles ihm unbekannt geblieben ſei. „Wie hätte der Altfränkiſche in ſeiner Studirſtube zu ahnen vermocht, was wir vor der Sommerwende noch nicht zu hoffen wagten? Fragt in Jeruſalem den Tempelhüter nach dem neuen Gott: und Ihr werdet pünktlich vernehmen, die Zeit des Meſſias ſei längſt noch nicht erfüllt. Immer war es ſo; und iſt heute nicht anders. Nur fromme Einfalt erkennt den vom Himmel Geſandten ſchon in der Krippe. Uns aber leuchtet durch Nebelſchleier erſt die Adventſonne und wir dürfen den Blinden und Tauben nicht zürnen. Eigenthumsrecht! Klug mag Euer Franzos geweſen ſein; weiſe war Lukas, als er warnte, in heiliger Zeit für den Leib zu ſorgen und an Gewinn zu denken, den morgen der Roſt freſſen kann."

Noch eine Frage. Sie ſind ganz ſicher, daß Freiheit Allen taugt, Alle, in jedem Land, unter jedem Himmel, beglückt? Die Klügſten, Männer ſogar, denen Sie den Ruhm der Weisheit nicht abſprechen können, haben gezweifelt. Haben geſagt, nicht Herrſchſucht dränge zu Zwang, ſondern die Erkenntniß des Pädagogen, der jedes andere Mittel unwirkſam gefunden hat, nicht Bosheit, ſondern Güte. Sind Sie ganz ſicher, daß Ihr Erlöſerglaube nicht trügt?

Wieder ein Lächeln. Sanfter diesmal; und das Schwärmerauge glänzt feucht. Mitleidig drückt er die Hand des Zweiflers, des armen Thoren, der am Himmel die Zeichen nicht ſieht. „Ganz ſicher". Und ſtürmt aus der Thür.

*

Keine Kanzel ragt hier aus dem Schiff und keine Glocke rief Fromme zur Andacht. Kahl iſt die Halle, einem leeren Speicher ähnlich und ſo finſter, daß der Nachbar den Nachbar nicht ſehen kann. Nur athmen hört er ihn; und es iſt wie der Athem vieler Tauſende. Dann eine fremdartig ſchrille Stimme. Eines Prieſters? „Die Erde bebte: und ſie ſaßen bei üppigem Mahl. Die Geſtirne flammten in rother Gluth auf: und ſie lagen im Rauſch. Erſt als ihre Habe plötzlich bedroht war, wurden ſie wach; Sorge furchte ihre Stirn und ſie langten nicht mehr nach der Schüſſel. Stritten, wer die Gefahr heraufbeſchworen habe. Keiner bekannte ſich ſchuldig. Jeder hatte ſich nur bemüht, mit dem Nächſten und dem Fernſten ſich in Frieden und Freundſchaft zu vertragen. Und in Aller Häuſern waren doch Mordwaffen jeglicher Art. Mit denen wollten ſie die Erde erobern, ſich ſelbſt und den Kindern Nahrung ſchaffen und die ſchlechter Gerüſteten zwingen, ihnen Tribut zu zahlen: für überflüſſigen Tand vollwichtige Münze zu geben. Sie habens erreicht. Alle. Da das Erdrund aber nicht unbegrenzt iſt und bald überall Ihresgleichen ſaßen und den nahen Markt (ſo nannten ſies) eifrig verſorgten, ſtießen ſie auf einander und ſchienen bereit, die Mordwaffen nun gegen Brüder zu brauchen, Brüder im Glauben, in Sitte und Lebensgewöhnung. Den Grund verſchwiegen ſie und thaten groß,

als gelte es, die Ehre des Vaterlandes zu schützen. Alle aber packte, hüben und drüben, die Furcht, denn sie hatten nicht fröhlich sterben gelernt und dachten, was während des Kampfes daheim wohl aus ihrem ungeschützten Besitz werden möge. Da lachte ihr Gott so feiger Tücke, sprach vor der Dämonenschaar auf seinem Thron über sie das vernichtende Urtheil: und von der Stunde an war ihr Sinn geblendet. Sie ließen den alten Glauben und knieten vor einem Götzen. Der war auf seine Weise stark, doch ihnen nicht freundlich gesinnt. Wer ihm diente, durfte keinen anderen Herrn über sich haben; und seine Priester wiesen jeden verpflichteten Mann rauh von des Tempels Schwelle. Was aber vermag ein herrnloser Haufe? Ehe sies ahnten, waren sie ohnmächtig geworden. Wenn Niemand befehlen darf, braucht auch Niemand zu gehorchen. Unnützlich waren nun die kostbaren Waffen und Mordwerkzeuge; denn wo sollte man jetzt die Hunderttausende finden, die ihr Leben für Anderes wagten als für ihres Leibes Nothdurft und Lust? Die so lange gehadert hatten, mußten sich nun versöhnen. Die als Eroberer hinausgezogen waren, in die Enge heimkehren. Sie warens zufrieden, lobten sich selbst, feierten Feste zum Ruhm neuer Menschenbrüderschaft und beteten den Gott an, den Götzen. Weil der Armen aber stets mehr sind als der Reichen, fiel in den herrnlosen Völkern die Macht der Klasse zu, die nichts zu verlieren hat. Die konnte seitdem vorschreiben, wann und wie gearbeitet werden müsse, welcher Lohn zu gewähren und auf welchen Posten Jeder zu stellen sei. Die Arme wollten klüger sein als die Köpfe. Lähmung aller thätigen Kräfte war die Folge. Die Uebermüthigen hatten vergessen, daß die höchste Leistung der Menschenmasse nur durch Zwang abzupressen ist und die Zahl Derer immer klein bleiben muß, die sich selbst, weil der Geist sie treibt, zur äußersten Anstrengung spornen. Blickt hin! Oede liegt ihr Land, in dem einst die Schätze der Welt gestapelt waren, und den Zuwandernden empfängt der Widerhall gemeinen Zankes. Wir aber haben die Zeit genützt und alles Brauchbare, was sie durch die Jahrhunderte mitgeschleppt hatten, an uns gerafft. Unsere Lehrer waren sie, nicht unsere Verführer. Blinken unsere Waffen nicht eben so hell wie die, mit denen sie uns einst schreckten? Sind unsere Mordwerkzeuge von geringerer Wucht? Auch ihre schlausten Künste haben wir ihnen abgelauscht: von ihnen gelernt, wie man mit dem Krämersack und dem Feuerrohr die Erde erobert. Und da unsere Mütter den Frauenschoß nicht so ängstlich hegten wie ihre, da wir die größere Zahl für uns haben, an lebendige Götter glauben, Herren anerkennen, uns in nüchterner Zucht halten und am Leben nicht hängen, ist an uns nun die Reihe, von den Schwächeren Tribut einzutreiben."

Keines Priesters Stimme: eines Feldherrn gewiß. Jetzt schweigt sie und allmählich leert sich die Halle. Fremde Gewänder wehen im Morgenwind und im Licht eines jungen Tages regen sich gelbe, braune, schwarze Gestalten.

Adolf Bastian.

Ohne inneren Antrieb erfolgt keine Forschung. Was bewirkt diesen inneren Antrieb? Offenbar irgend ein Ziel, eine erhoffte Erkenntniß. Der Mineraloge sammelt Steine, untersucht sie, vergleicht sie, um zur Kenntniß der Zusammensetzung der harten Erdkruste zu gelangen. Das ist sein Ziel. Ist es erreicht, dann zeigen sich neue Ziele, zu denen der Geologe hinstrebt, der neugierig ist, wie diese Erdkruste entstanden ist. Der Botaniker beobachtet die Pflanzen, ihren Wuchs, ihre Entwickelung, um zur Kenntniß der Regel, des Gesetzes zu gelangen, nach dem diese Entwickelung vom Keim bis zur Frucht, die Fortpflanzung und Wiedererstehung neuer Keime, neuer Pflanzen, neuer Früchte erfolgt. Das Streben nach dieser immer vollkommeneren Kenntniß ist der ewige Antrieb zur Forschung auf dem Gebiete der Botanik. In der Zoologie ist nicht die Beschreibung des einzelnen Thierexemplares das Ziel der Forschung, sondern die Feststellung der Gesetze, nach denen der thierische Organismus sich entwickelt. Zoologische Forschung belehrt uns, daß die Anthropologie nur ein Theil der Zoologie ist; denn die physiologischen und biologischen Gesetze erweisen sich als für Thier und Mensch gemeinsam. Ob es eine ausschließlich dem Menschen angehörende Psychologie giebt, ist noch zweifelhaft: denn auch an Thieren können wir psychologische Beobachtungen machen und psychologische Gesetze feststellen. Und gar von den neusten psychophysischen Forschungen wird Niemand behaupten wollen, daß sie nur die menschliche Seele zum Gegenstand haben können.

Immer weiter vorwärts strebt menschliche Forschung, über Steine, Pflanzen, Thiere und Psyche hinaus zu immer weiteren, höheren Zielen. Welches war das nächsthöhere Ziel? Es bot sich von selbst dar: über den Menschen hinaus weist das Volk; sollte dieser „Gesammtmensch" nicht auch eine „Gesammtseele" haben? Das neue Ziel war da; der neue Antrieb mächtig; die neue Wissenschaft nannte sich „Völkerpsychologie". Lazarus und Steinthal standen an ihrer Wiege. Auf Adolf Bastian machte die Idee der Völkerpsychologie einen tiefen Eindruck. Er war noch nicht lange von seiner ersten großen, sieben Jahre umfassenden Reise (1850 bis 1857) zurückgekehrt. Im späten Alter erinnert er sich dankbar, daß ihm 1859 „vergönnt war, die Ideen (der Völkerpsychologie) aus Lazarus' eigenem Munde unter den anziehendsten Bildern seiner feinen Beobachtungen entwickelt zu hören". Kein Wunder, daß diese Ideen auf ihn Eindruck machten: waren sie doch denen, die er in seinem ersten großen Werk, „Der Mensch in der Geschichte" (1860), zum Ausdruck brachte, nah verwandt. Auch seine Gedanken drehten sich um eine „Psychologie", die keine individuelle sein, es nicht mit der Einzelpsyche zu thun haben sollte, sondern mit irgend einer anderen, höheren, weiteren,

die ihm allerdings noch unklar, als Ahnung eines Problems, vorschwebte. So gab er denn dem ersten Band seines Werkes den Spezialtitel „Die Psychologie als Naturwissenschaft", dem zweiten: „Psychologie und Mythologie", dem dritten: „Politische Psychologie". Das ganze Werk aber trägt den Untertitel: „Zur Begründung einer psychologischen Weltanschauung". Wollen wir aber wissen, welche Psychologie er im Auge hatte und was er unter einer „psychologischen Weltanschauung" verstand, so müssen wir seine rein „ethnologischen" Werke zu Rathe ziehen. Denn erst in späteren Jahren ist ihm das Ziel, nach dem er strebte, klar vor den Blick getreten. Zunächst ließ er ja 1860 die „Völkerpsychologen" in Berlin und trat seine weiten Weltfahrten an. Was zog ihn da in die Ferne hinaus? Er sah in den Sitten, Gebräuchen, Einrichtungen, Rechtsnormen, Religionen, Lebensanschauungen der verschiedenen Völker nur Aeußerungen ihrer Psychen; und diese Aeußerungen waren ihm Ausdrücke der „Völkergedanken", auf deren Grund er überall die selbe Denkweise beobachtete. So kam ihm der Gedanke, daß es eine „Psychologie" geben müsse, die uns die Gesetze dieser Gedankenbildung zu enthüllen vermag.

Welcher Weg aber führt zur Kenntniß dieser Psychologie? Offenbar der durch „die Völkerkunde" oder „Ethnologie". Während nun in Berlin seit 1860 die „Völkerpsychologen" der Richtung Lazarus-Steinthal auf mehr philosophisch-spekulativem Wege in ihrer „Zeitschrift für Völkerpsychologie" dem Problem der Völkerpsyche nachgingen und schließlich an der Sprachwissenschaft hängen blieben, da sie hauptsächlich in der Sprache den Ausdruck der Volksseele zu erkennen glaubten, durchschweifte Bastian Jahrzehnte lang die gesammte Oekumene, um Material für eine „Ethnologie" zu sammeln, die „als die Wissenschaft vom Menschen einen letzten Abschluß aller bisherigen Wissenschaften anstreben" und im engsten Sinnedes Wortes eine „Menschheitwissenschaft werden sollte".

Mit diesem Ziel vor Augen durchforschte er (ich citire die Titel seiner Werke) „Die Völker des östlichen Asien", „Die Kulturländer des alten Amerika", „Die Loango-Küste", „Die Inselgruppen in Ozeanien", „Die Völkerstämme am Brahmaputra", „Amerikas Nordwestküste", „Indonesien, die Inseln des malaiischen Archipels" und „Samoa". Zwischen diesen (einzelne Völkerkonglomerate beschreibenden) Werken entstanden andere, zusammenfassende und vergleichende, in denen er die „primären Elementargedanken der Naturvölker" mit einander und mit den Formen vergleicht, die die selben Gedanken auf höherer Stufe „der Geschichtvölker" annehmen. Das thut er in Werken wie „Beiträge zur vergleichenden Psychologie", „Das Beständige in den Menschenrassen", „Sprachvergleichende Studien", „Ethnologische Forschungen", „Die Rechtsverhältnisse bei verschiedenen Völkern der Erde", „Schöpfung oder Entstehung", „Die Denkschöpfung umgebender Welt". In all diesen Werken

handelt es sich ihm darum, „vor Allem und zunächst die gleichartigen Wachsthumsgesetze der menschlichen Völkergedanken festzustellen, und Dies am Einfachsten nach genetischer Methode von den Naturvölkern als niedersten und deshalb durchsichtigsten Organismen ausgehend", um zu erkennen, „wie aus solchen Keimen dann die Entwickelung fortschreitet zu den erhabensten Errungenschaften des Geistes". (Vorwort zum „Völkergedanken".) Das war nun ein von Programm und Aufgabestellung der berliner „Völkerpsychologie" weit abweichender Weg. Bastian wählte ihn und kam rascher vorwärts als seine Rivalen. Die Zeitschrift für Völkerpsychologie ging Ende der siebenziger Jahre ein; die Völkerpsychologie konnte sich als besondere Wissenschaft nicht behaupten und löste sich in „Sprachwissenschaft" auf. Bastian aber erhob die „Ethnologie" zu einer selbständigen Wissenschaft, die sich glänzend entfaltete, in stetem Aufschwung begriffen ist und eine große Zukunft vor sich hat. Das war sein unvergängliches Lebenswerk.

Er hat nicht nur für die Ethnologie aus allen Ecken und Enden so viel Material zusammengebracht wie kein Mensch vor ihm, sondern ihr auch in seiner „Vorgeschichte der Ethnologie" (1881) und in seinen „Allgemeinen Grundzügen" (1884) ihre bisherige Entwickelung, ihre heutigen Aufgaben und künftige Zielpunkte mit Meisterhand geschildert und vorgezeichnet. Hat er aber das Ziel erreicht, das ihm in einem langen, dieser Wissenschaft ausschließlich gewidmeten Leben vorschwebte? Wer nach äußerlichen Merkmalen urtheilt, wird geneigt sein, die Frage zu bejahen. Bastians Mühen und Forschen galt der Entzifferung der in den Lebensäußerungen der Völker sich bergenden „Volksgedanken", um aus ihnen den „Menschheitgedanken" zu konstruiren. Und siehe da: der fünfundsiebenzigjährige Greis gab uns, fast schon am Ende seiner Laufbahn, ein zweibändiges Werk, „Der Menschheitgedanke durch Raum und Zeit", wollte uns also offenbar das Ziel seiner Lebensarbeit zeigen, das erreichte Resultat darbieten. In diesem Werk ist nun viel tiefe Weisheit zu finden; und doch, trotz allen Perlen, die es bietet, stimmt es uns beinahe wehmüthig. Wir merken die Anstrengung des Greises, der all seine Geisteskräfte zusammennimmt, um uns das letzte Wort seiner Wissenschaft zu sagen, uns das letzte Resultat seiner langen Forschung- und Denkarbeit vorzuführen, aber vergebens nach einem klaren Ausdruck dafür ringt. In hundertfach nuancirten Wiederholungen bemüht er sich, uns zu sagen, daß „die Wachsthumsprozesse vegetativer Organisation sich in animalischer (Organisation) wiederholen, worin die (motorisch) sensitiven Bewegungregungen hinzutreten und mit diesen aus psychophysischen sich in noetische umsetzen, die beim Hervorsprossen ihres Wachsthumes einem ihnen eigenartigen Nisus formativus folgen." Aber schon die häufigen Wiederholungen dieses Gedankens in stets neuen Variationen beweisen ja, daß er selbst diese Formulirung des „Menschheitgedankens" ungenügend findet, daß sie ihm in keiner stilistischen Wendung gelingen will.

Ich will versuchen, Bastians Gedanken dem Leser klar zu machen.

Bastian sieht in der Welt der Erscheinungen fünf „Sphären": die unorganische, die vegetative, die animalische (biologische), die psychophysische und die „zoopolitische" In jeder dieser Sphären waltet ein „Nisus formativus", ein Gestaltungdrang, der „Prozesse" hervorruft. Diese Prozesse zeitigen nun die Erscheinungen, die wir in jeder dieser Sphären beobachten. Diese Erscheinungen sind Aeußerungen eines „Logos", eines Gedankens, der sich konsequent entwickelt. In der zoopolitischen Sphäre äußert er sich in mannichfach schillernder Form je nach ethnischer und geographischer Verschiedenheit seines Substrates. Dieser „auf zoopolitischer Sphäre durch des Logos Schöpfungen aufgebaute Mikrokosmos wird sich ganz überblicken lassen, nachdem die Lehre vom Menschen in methodische Behandlung genommen ist", wie es in der Ethnologie zu geschehen hat. Ein solcher Ueberblick „des Menschengeschlechtes unter all seinen Variationen" zeigt uns die „Völkergedanken" in ihrer Entfaltung von den primären „Elementargedanken" bis zu den komplizirten „Gesellschaftgedanken" und dem all diese „Denkschöpfungen" umfassenden „Menschheitgedanken." Fragen wir nach Alledem nun, was Bastian unter „Menschheitgedanken" versteht, so lautet die Antwort: Die Menschheit selbst, als Gedanke betrachtet. Dabei müssen wir uns erinnern, daß er sein erstes Werk, „Der Mensch in der Geschichte", „zur Begründung einer psychologischen Weltanschauung schrieb." Eine solche Weltanschauung hat nach seiner Meinung Der offenbar, der die Menschheit als einen Gedanken, als Entfaltung eines Gedankens, ansieht. Für Bastian war diese Anschauung der mächtige Antrieb zu seinen ethnologischen Forschungen. Allerdings ist es ja ganz gleich, welche Idee zu wissenschaftlicher Forschung treibt; ob man den „Menschheitgedanken" oder die „Größe des Schöpfers" in „seinen Werken" bewundern will, kommt schließlich auf das Selbe hinaus. Der menschliche Wissensdrang schafft sich Ziele, denen er auf dem Wege der Forschung zustrebt. Die Hauptsache bleibt, daß er sich forschend bethätigt. Die Ziele, die er sich steckt, sind nach Zeit und Kulturstufe verschieden, dienen aber dem selben Zweck. Auch Bastians „Menschheitgedanke" hat seine Mission erfüllt. Er hat einen tiefen Denker getrieben, während eines langen Lebens den ganzen Erdball zu durchstreifen, um alle ihn bewohnenden Völker nach ihren Sitten, Gebräuchen, Anschauungen, Sprachen, Rechtsverhältnissen, Glaubenssätzen zu erforschen. Diesem „Menschheitgedanken" verdanken wir die Schätze des Wissens, die in Bastians Werken aufgestapelt sind.

Man konnte annehmen, daß der fünfundsiebenzigjährige Bastian mit seinem zweibändigen Werk über den „Menschheitgedanken durch Raum und Zeit" seine literarische Laufbahn beschlossen habe. Doch nicht einmal die Wanderlust war bei diesem phänomenalen Menschen in solchem Alter befriedigt. Siebenundsiebenzig Jahre war er alt, als er nach Westindien reiste (wo ihn zwei

Jahre später mitten unter ethnologischen Forschungen der Tod ereilte); und seine letzten Lebensjahre hatten uns noch ein dreibändiges Werk, „Die Lehre vom Denken" gebracht, dessen dritter Theil erst nach seinem Tode erschien. Daß sich Bastian noch diesem Problem zuwenden werde, hatte er im „Menschheitgedanken" vielfach angekündet; er wies da auf die Nothwendigkeit der „Kenntnißnahme von dem Werkzeug und dessen Fähigkeiten", also auf die „Erforschung des Denkens selber" hin. Nur darf man nicht glauben, daß er uns in diesem Werk irgend eine systematische „Lehre vom Denken", also Etwas wie eine schulgerechte Logik oder Psychologie biete. Sein letztes Werk ist nichts Anderes als all seine früheren: eine psychologische Ausdeutung des Völkerlebens. Nur mischen sich in diesem Werke des fast achtzigjährigen Greises öfter als in früheren in die objektiven Beobachtungen des Völkerlebens subjektive Lebensansichten und Maximen, die würdig sind, unter die besten „Sprüche der Weisheit" aufgenommen zu werden.

Wenn im alten Frankreich ein König gestorben war, ertönte der Ruf: Le roi est mort, vive le roi! Ein König ist leicht zu ersetzen. Wenn aber ein großer Denker und Forscher von uns geschieden ist, giebt es für die Schaar seiner trauernden Jünger keinen Trost; denn sie wissen: Der da schied, ist nicht zu ersetzen.

Graz. Professor Ludwig Gumplowicz.

Ben Dowid.

An dem schrecklichen Tage der Weltungerechtigkeit, da Jesus Christus auf Golgatha unter Schächern ans Kreuz geschlagen wurde, an diesem Tage hatte vom frühen Morgen an der jerusalemer Kaufmann Ben Dowid unerträgliche Zahnschmerzen. Bekommen hatte er sie schon am Tage vorher. Zuerst spürte er ein Reißen in der rechten Kinnlade; ein Zahn, der letzte vor dem Weisheitzahn, schien zu wachsen, und wenn man ihn mit der Zunge berührte, fing er leise zu schmerzen an. Nach dem Essen legte sich aber der Schmerz gänzlich und Ben Dowid vergaß ihn und beruhigte sich. Er hatte an diesem Tag seinen alten Esel vortheilhaft gegen einen jungen, starken vertauscht, war sehr vergnügt und legte dem üblen Vorzeichen keine Bedeutung bei.

Er schlief sehr fest. Aber vor Beginn der Dämmerung begann ihn Etwas zu beunruhigen; ihm war, als rufe Jemand ihn zu einem wichtigen Geschäft. Und nachdem er ärgerlich aufgewacht war, hatte er Zahnschmerzen, bösartige, bohrende Schmerzen. Er konnte schon nicht mehr unterscheiden, ob es der gestrige Zahn war, der schmerze, oder ob sich andere zu ihm gesellt hatten. Der ganze Mund und der Kopf thaten so weh, als sei Ben Dowid gezwungen, tausend rothglühende, scharfe Nägel zu kauen. Er nahm Wasser aus einem Thonkrug in den Mund; und für einen Augenblick ließ der wüthende Schmerz nach. Die Zähne schienen nur

noch locker und bewegten sich hin und her; diese Empfindung war, im Vergleich mit der früheren, sogar angenehm zu nennen. Ben Dowid legte sich wieder hin, dachte an den neuen Esel, dachte, wie glücklich er gewesen wäre, wenn dieser Zahnschmerz ihn nicht gestört hätte, und wollte wieder einschlafen. Aber das Wasser wurde warm: und nach fünf Minuten kehrte der Schmerz, heftiger, als er gewesen war, zurück. Ben Dowid setzte sich im Bett auf und schwankte hin und her, wie ein Perpendikel. Sein ganzes Gesicht verzerrte sich und zog sich nach der großen Nase hin, die vor Schmerz blaß geworden war und an der ein Schweißtropfen gerann. So, schwankend und stöhnend vor Schmerz, erwartete er die ersten Strahlen der Sonne, der beschieden war, Golgatha mit den drei Kreuzen zu sehen und vor Schrecken und Kummer sich zu verfinstern. Ben Dowid war ein braver Mann, der Ungerechtigkeit nicht liebte; als aber seine Frau erwachte, sagte er, der kaum die Zähne auseinander bringen konnte, ihr viel Unangenehmes und beklagte sich, daß man ihn wie einen Schakal allein heulen und in Schmerzen sich winden lasse.

Sein Weib nahm die unverdienten Vorwürfe geduldig hin, da sie wußte, daß sie nicht aus bösem Herzen kamen, und brachte gute Arzeneien herbei: gereinigten Rattenmist, den man auf die Backe legen mußte, scharfen Skorpionaufguß und einen echten Splitter von den Gesetzestafeln, die Moses zerschlagen hatte. Von dem Rattenmist wurde dem Mann ein Bischen besser, aber nicht für lange; eben so von dem Aufguß und von dem Steinsplitter; doch nach kurzer Besserung kehrte der Schmerz stets mit neuer Heftigkeit zurück. Und in den kurzen Minuten der Erholung tröstete Ben Dowid sich mit dem Gedanken an den Esel und träumte von ihm; wenn es aber schlimmer wurde, stöhnte er, schalt seine Frau und drohte, daß er sich den Kopf an einem Stein zerschlagen würde, falls der Schmerz nicht nachließe. Und die ganze Zeit über ging er auf dem platten Dach seines Hauses von einer Ecke in die andere und schämte sich, an die Außenwand zu treten, da sein ganzer Kopf, wie der eines Weibes, mit Tüchern umwickelt war. Manchmal kamen Kinder gelaufen und erzählten ihm geschäftig von Jesus von Nazareth. Ben Dowid blieb stehen, hörte ihnen mit gerunzelter Stirn einen Augenblick zu, stampfte dann aber zornig mit dem Fuß und trieb sie fort. Er war ein guter Mann und kinderlieb; jetzt aber war er wüthend darüber, daß man ihm mit solchen Kleinigkeiten kam. Auch war ihm unangenehm, daß sich auf der Straße und auf den Nachbardächern viel Volk versammelt hatte, das müßig stand und neugierig nach ihm und seinem umwickelten Kopf blickte. Er wollte schon nach unten gehen, als sein Weib sagte: „Da werden die Räuber gebracht! Das zerstreut Dich vielleicht."

„Laß mich in Ruhe! Siehst Du nicht, wie ich leide?" antwortete Ben Dowid böse. Aber aus den Worten seines Weibes klang die unbestimmte Verheißung, daß die Zahnschmerzen vorübergehen würden, und unwillkürlich trat er an die Brüstung. Den Kopf auf die Seite geneigt, ein Auge geschlossen und die Wange in die Hand gestützt, blickte er mit weinerlich-verdrießlichem Gesicht nach unten.

Auf der schmalen, berganführenden Straße bewegte sich ohne jede Ordnung eine riesige, in Staub und unabläßiges Geschrei gehüllte Menge. In ihrer Mitte schritten, unter der Last der Kreuze tief gebeugt, die Verbrecher und über ihnen schlängelten sich wie schwarze Schlangen die Geißeln der römischen Soldaten. Einer — mit langem, hellen Haar, in zerrissenem, von Blut befleckten Chiton — stolperte über einen Stein, den man ihm vor die Füße warf, und fiel hin. Das Geschrei

wurde lauter und die Menge schlug gleich einer bunten Meereswoge über dem Gefallenen zusammen. Ben Dowid zuckte plötzlich vor Schmerz auf; ihm war, als wenn Jemand glühende Nadeln in den Zahn bohrte und darin umdrehte. Er stöhnte laut und trat ärgerlich von der Brüstung fort.

„Wie sie schreien!" sagte er neidisch, malte sich die weitaufgerissenen Mäuler mit festen, nicht schmerzenden Zähnen aus und dachte, wie er selbst geschrien hätte, wenn er gesund gewesen wäre. Diese Vorstellung steigerte den Schmerz ins Unerträgliche. Heftig schüttelte Ben Dowid den umwickelten Kopf und brüllte laut: „U—u—uh!"

„Es heißt, er habe Blinde geheilt," sagte die Frau, die nicht von der Brüstung fortgetreten war, und warf einen Stein nach der Stelle, wo sich der von Peitschenhieben aufgejagte Jesus langsam vorwärts bewegte.

„Natürlich! Wenn er nur meinen kranken Zahn heilen wollte!" erwiderte Ben Dowid und fügte gereizt hinzu: „Was sie für Staub machen! Gerade wie eine Heerde! Man sollte die ganze Gesellschaft mit Schlägen auseinander jagen! Führe mich nach unten, Sara!"

Sein Weib behielt Recht: das Schauspiel hatte Ben Dowid zerstreut; vielleicht half auch schließlich der Rattenmist. Jedenfalls schlief er ein; als er aufwachte, war der Schmerz fast verschwunden und nur an der rechten Backe zeigte sich eine ganz kleine Geschwulst, die man kaum bemerkte. Sein Weib sagte, es sei gar nichts zu sehen. Ben Dowid aber lächelte listig; er wußte, wie gut sein Weib war und wie gern sie ihm Angenehmes sagte. Dann kam der Nachbar, der Lederhändler Samuel, und Ben Dowid führte ihn zu dem neuen Esel und hörte voll Stolz die anerkennende Worte über sich und sein Thier.

Dann gingen, auf die Bitte der neugierigen Sara, alle Drei nach Golgatha, um die Gekreuzigten zu sehen. Unterwegs erzählte Ben Dowid dem Nachbar, wie er gestern ein Reißen in der rechten Backe gespürt habe und dann nachts vor Schmerzen aufgewacht sei. Der Anschaulichkeit wegen machte er ein leidendes Gesicht, schloß die Augen, bewegte den Kopf hin und her und stöhnte; der graubärtige Samuel aber nickte mitleidig dazu und sagte: „Ei, ei! Diese Schmerzen!" Ben Dowid behagte dieses Mitgefühl; er wiederholte seine Erzählung und sprach auch von den Zahnschmerzen früherer Zeiten. So kamen sie in lebhafter Unterhaltung nach Golgatha. Die Sonne, die verurtheilt war, an diesem schrecklichen Tage die Welt zu bescheinen, ging hinter entfernten Hügeln zur Rüste und im Westen brannte wie eine Blutspur ein purpurrother Streifen. Davor sah man undeutlich im Dunkel die Kreuze und am Fußgestell des mittleren Kreuzes leuchteten ein paar weiße, kniende Gestalten.

Das Volk hatte sich längst verlaufen. Die Luft wurde kalt. Nachdem Ben Dowid flüchtig auf die Gekreuzigten geblickt hatte, nahm er Samuel am Arm und führte ihn behutsam nach Haus. Er fühlte sich besonders zum Reden aufgelegt und wollte von seinen Zahnschmerzen erzählen. So gingen sie. Ben Dowid machte ein leidendes Gesicht, schüttelte den Kopf und stöhnte, während Samuel mitleidig dazu nickte und winkte.

Aus tiefen Felsklüften aber, von fernen, verbrannten Ebenen her, kam die schwarze Nacht, um die ungeheure Missethat der Erde den Blicken des Himmels zu verbergen.

Petersburg. Leonid Andrejew.

Anzeigen.

Aus der Glanzzeit der weimarer Altenburg. Bilder und Briefe aus dem Leben der Fürstin Karoline Sayn-Wittgenstein. Mit vielen Abbildungen. Breitkopf & Härtel, Leipzig.

Im Frühling wars, auf Schloß Friedstein im steirischen Emsthal. Vor der Schloßfrau und mir lagen Bündel von Briefen ausgebreitet und die Geister der Vergangenheit, die aus ihnen aufstiegen, hielten uns im Bann. Einer längst im Grabe ruhenden Frau galten diese Hunderte inhaltreicher Schreiben. Ihre Empfängerin war die Fürstin Karoline Sayn-Wittgenstein gewesen, deren Liebesbund mit Franz Liszt der Welt einst viel zu denken und zu dichten gegeben hat. Alle entstammten einem einzigen Jahrzehnt: den fünfziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts, der Zeit, da die Fürstin sich an der Seite des großen Musikerpoeten auf der Altenburg in Weimar einen Musensitz gegründet hatte, wie die Welt von keinem zweiten weiß. Daß sie im Leben die vornehmsten Geister der Zeit um sich zu versammeln wußte, zeigt sich noch in ihrem Nachlaß, der eben ihre Tochter, Fürstin Marie Hohenlohe-Schillingsfürst, Friedsteins Schloßherrin, und mich, ihren Gast, beschäftigte. In langer, stolzer Reihe zogen sie da an uns vorüber, die Preller, Kaulbach, Semper, Rietschel, Hähnel, Genelli, Schwind, Schnorr, Ludwig Richter, Adolf Menzel, Ary Scheffer, Delacroix, die Wagner, Berlioz, Rubinstein, Tausig, Klara Schumann, Pauline Viardot, die Humboldt, Varnhagen, Moleschott, Liebig, Vischer, Thierry, Sainte-Beuve, die Hebbel, Freytag, Gutzkow, Geibel, Heyse und ungezählte Andere, in deren Gesellschaft uns ein Abend nach dem anderen anmuthig anregend verging. Eben fesselten uns die liebenswürdig unmittelbaren Dichterergüsse Alfreds Meißner, als ich, einer plötzlichen Eingebung folgend, ausrief: „Da haben wir ja das geborene Buch aus der Glanzzeit der weimarer Altenburg und zugleich das schönste Denkmal, das wir der Fürstin setzen können; denn wo wäre die Frau, die gleich ihr so fruchtbringende Beziehungen zu den auserlesensten Trägern der Geisteskultur anzubahnen und zu unterhalten verstanden hätte?“ Der Gedanke zündete. Ueber die Epoche der Altenburg, die den Kern- und Mittelpunkt des Ganzen bietet, griffen wir hinüber in das Vorleben der fürstlichen Frau, in ihre bisher fast ganz unbekannt gebliebene Jugendzeit, ihre podolische Steppenheimath, aus deren bizarrer Umwelt heraus diese einzigartige Persönlichkeit allein vollkommen verstanden werden kann. Durch Schilderungen der Natur, der Einrichtung und Lebensweise in Woroninee war mir dies Besitzthum der Fürstin, der Schauplatz ihrer sonnenlosen Ehe und ihrer aufflammenden Liebe zu Liszt, schon seit Jahren, dank ihrer Tochter, vertraut geworden. Ich hatte das Mitgetheilte alsbald aufgezeichnet, um, nun sie inmitten der Bilder und Briefe aus dem Leben der Fürstin eine Stelle finden sollten, die Erzählerin damit zu überraschen. Eine charakteristische Illustration der Zeitverhältnisse Russisch-Polens während der dreißiger und vierziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts boten die anziehenden Briefe einer Freundin und Landsmännin der Fürstin Wittgenstein, Gräfin Maria Potocka. Sie fügten sich zwanglos dem Uebrigen ein; und wie sie und die woroninecer Schilderungen gleichsam den Prolog zur Glanzzeit der weimarer Altenburg bilden, die auch die Glanzzeit im Leben ihrer Herrin bedeutete, so fand sich auch ein Epilog „Rom“

hinzu, der uns die letzten Lebenskämpfe eines großangelegten, tragisch verlaufenden Daseins vors Auge führt. Das wichtigste Stück darin ist ein Schreiben der Fürstin an Liszt, in dem sie sich über das Warum des Verzichtes auf ihre eheliche Verbindung mit ihm ausspricht; ein Dokument von abschließender Bedeutung, weil es die vielverbreitete Legende, daß Liszt die Fürstin aufgegeben habe, endgiltig beseitigt. So entstand mein Buch und mit ihm der Lebensabriß einer der hervorragendsten Frauen des neunzehnten Jahrhunderts.

Leipzig. La Mara.

Grete Wolters. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart. Mark 3,50.

Man hat mir gesagt, das Buch sei „frei". Für mich liegt in diesem Urtheil kein Vorwurf, denn ich habe gewagt, die große Frage zu erörtern, die von Anbeginn der Welt für die wichtigste in der menschlichen Gesellschaft gegolten hat: die Frage nach der Reinheit der Frau. Grete Wolters ist nicht „rein" im landläufigen Sinn; und dennoch bleibt ihre Seele so unberührt von ihrer Sünde, daß sie ohne jeden Zweifel einem Manne die Hand reicht, dem die Makellosigkeit der Frau das Höchste ist. Ihre Reue und ihr innerer Kampf setzen erst ein, als sie erkennt, wie verdammenswerth ihrem Mann eine Frau ihrer Art ist und daß all ihre Vorzüge ihm nichts mehr gelten, sobald er ihre Vergangenheit kennt. Dennoch ringt auch seine gesunde Natur sich zu der Anschauung durch, daß seine Liebe zu ihr größer ist als sein Ehrbegriff. Grete Wolters sagt: „Ich habe jetzt erst einsehen gelernt, daß eine Frau rein und untadelig sein muß. Um des Mannes willen. Der Mann will wissen, daß es etwas absolut Reines giebt. Denn wir kennen die Fehler und Sünden eines Mannes, aber wir vergessen sie ganz durch unsere Liebe und glauben und trauen ihm dennoch ohne Ueberlegung. Aber der Mann kann nicht mehr glauben, wenn sein Vertrauen vernichtet worden ist. Und da Euch dieser Begriff, die Reinheit der Frau, das Höchste im Leben ist, so macht sich die Frau, die dieses Gebot nicht erfüllt hat, der größten Sünde schuldig." Ist Das „frei"? Ich hoffe: ja. In einem anderen und besseren Sinn.

Dresden. Eva Gräfin von Baudissin.

Der Segen. Dichtungen von Will Vesper. Buchschmuck von Käthe Waentig. München, Beck'sche Verlagsbuchhandlung.

Ich möchte die Leser der „Zukunft" auf das junge Talent hinweisen, das in diesem schmalen Bande zum ersten Mal zum deutschen Publikum spricht. Im Gegensatz zu so vielen neuen Lyrikern der deutschen Gegenwart ist Vesper ein Mann, dem das Formen nicht leicht wird. Er ringt mit sich und seinen Gaben. Aber dafür ist er oft originell, überraschend neuartig. Man denkt hier und da an Dehmel, dessen Eigenwüchsigkeit Vesper freilich nicht voll erreicht; aber ich habe nicht eigentlich den Eindruck, daß der junge Poet durch Dehmel beeinflußt sei, ihn überhaupt näher kenne. Mir scheint vielmehr, daß eine schwere Natur sich hier langsam zur Schönheit durchkämpft.

Meinen Gaul am Halfterband,
zog ich nach der Schmiede.
Breit in allen Thüren stand
Samstagsabendfriede.

Glocken schwammen hell und hoch
durch das blasse Dämmern.
Und dazwischen mächtig flog
eisenhartes Hämmern.

In solchen Versen hat Vesper die Harmonie schon erreicht; aber auch wo es ihm nicht voll gelingt, hat er nach meinem Empfinden ein Recht, gehört zu werden.

Hamburg. Dr. Heinrich Spiero.

Wandlungen. Lebenserinnerungen. Zweiter Band. Leipzig bei Fr. Wilh. Grunow. — Die Zukunft des deutschen Volkes. Schöneberg-Berlin, bei Emil Felber.

„Nein, dieser unverschämte alte Mann! Jedes Jahr wirft er ein neues Buch auf den überfüllten Markt. Und nun gar zwei auf einmal! Das übersteigt die Grenzen des Erlaubten!" Sehr richtig! Aber er kann nicht dafür. Als im Jahr 1895 die Vierteljäkularfeier von Sedan begangen wurde, erinnerte ich mich natürlich der mit dem weltgeschichtlichen Kriege gleichzeitigen kirchlichen Katastrophe, die mich und manchen Anderen aus der regelmäßigen Bahn hinausgeworfen hatte. Daraus wurde ein Bändchen Lebenserinnerungen, das bis 1870 reicht. Und weil nach Ansicht meiner Freunde B sagen muß, wer A gesagt hat, so folgt jetzt die zweite Hälfte. Und für den japanischen Krieg und die russischen Wirren kann ich auch nicht. Da Niemand gern für verrückter gehalten wird, als er ist, wird man mir nicht übel nehmen, daß ich meine alte Ansicht, wonach Rußlands Zerfall die Grundbedingung für eine glückliche Zukunft des deutschen Volkes ist, in einem Zeitpunkt, wo sich dieser Zerfall anzukünden schien, noch einmal vortrug. In der Brochure versuche ich, zu zeigen, daß die fortschreitende Volksvermehrung im geschlossenen, zu kleinen Gebiete des Deutschen Reiches unsere Landwirthschaft in einen unlösbaren Widerstreit mit den Bedürfnissen der Volksernährung verwickelt, sie mit dem Untergang bedroht und Deutschland in die Entwickelung zum reinen Industriestaat hineintreibt; daß dieser kein Kulturideal ist; daß auch für keinen zweiten neben England mehr Raum ist auf der Erde; daß Ansiedlerkolonien im Südosten allein uns aus allen wirthschaftlichen und politischen Nöthen erretten können; daß demnach der russische Staat (nicht das russische Volk), der uns den Zugang zu diesem Kolonialgebiet sperrt, unser einziger Feind ist, während alle Staaten unseres Kulturkreises, zu denen Rußland irrthümlich gerechnet wird, in vollkommener Harmonie der Interessen mit einander leben, so daß kein Anlaß zu einem Krieg zwischen ihnen obwaltet; daß sich Rußland aus eigener Kraft zu einem wahrhaften und wirklichen Kulturstaat nicht gestalten kann; und daß wir, wenn wir einer Koalition aller Mächte gegen uns vorbeugen wollen, nur die Wahl haben, ob wir mit Rußland gegen den civilisirten Westen oder in Freundschaft mit der Kulturwelt gegen die Unkultur, Rußland und die Türkei, operiren wollen; daß endlich, wenn wir die Entscheidung aufschieben, ein zweites Entweder — Oder eintritt. Entweder Rußland zerfällt und statt unseres Volkes erbeutet England die vorderasiatische Erbschaft; oder Rußland verjüngt sich, wird aus einem Scheinkoloß ein wirklicher und erdrückt uns unter passiver oder aktiver Assistenz der Westmächte, mit denen wirs verdorben haben.

Neisse. Karl Jentsch.

Ballin.

Das Entsetzen war groß, als im November plötzlich die Nachricht kam, die beiden hanseatischen Schwesterrepubliken Hamburg und Bremen seien in arge Fehde gerathen. Ein „Schutzverband hamburgischer Rhedereien" wurde errichtet, um den Uebergriffen der Rolandkinder von der Weser zu begegnen; und von Bremen aus wurde mit ähnlichen Maßregeln geantwortet. Was ist geschehen? Vielleicht gar nichts Besonderes. Ein Gegensatz, der latent längst vorhanden war, drängt nun zur Entscheidung. Wie in England London und Liverpool, so stehen bei uns das begünstigte Hamburg und das von Natur und Regirung weniger bevorzugte Bremen in einem Konkurrenzverhältniß, dessen Folgen eines Tages fühlbar werden mußten. Auch der offene Konflikt, bis zu dem die Dinge jetzt gediehen sind, war nöthig, wenn man endlich das Ziel erreichen wollte, vor dem es heute noch die Lokalpatrioten in beiden Lagern graut: die Fusion der beiden größten Schiffahrtgesellschaften der Welt. Gelingt sie, dann bleibt Herrn Albert Ballin, dem hamburger Generaldirektor, der Löwenantheil des Ruhmes. Ballin ist ein Kerl: Das muß ihm der Neid lassen. Aus kleinen Anfängen hat er sich bis zum spiritus rector der deutschen Seeschiffahrt aufgeschwungen. Damit ist nicht zu viel gesagt; denn die hamburgischen Rheder, die Sloman, De Freitas, Laeiß, Kirsten und Andere, blicken in Ehrfurcht zu Ballin auf. In der Dampfschiffrhederei von Edwin Carr in Hamburg, die mit der alten Rhederei von Robert M. Sloman & Co. zusammen einst die Union-Linie betrieb, verdiente er sich die Sporen. Im Jahr 1886 trat der junge Chef des Passagegeschäftes der Carr-Linie zur Hamburg-Amerikanischen Packetfahrt-Aktiengesellschaft über. Schon mit seiner ersten Transaktion hatte er Glück. Er verständigte sich mit Carr, übernahm die Union-Linie in den Betrieb der Packetfahrt und schloß das werthvolle Bündniß mit Sloman. Ob er schon damals auch die Möglichkeit sah, sich eines Tages das Monopol der hamburgischen und bremischen Seeschiffahrt zu erobern? In dem unansehnlichen Mann steckt Etwas vom Geist Morgans; und er ist jedenfalls gründlicher und solider als der spekulative Yankee. Der Ozeantrust ist Morgans Werk. Die Art, wie Ballin die deutschen Gesellschaften daran betheiligte, verdient gewiß aber nicht geringeres Lob. Im Kreuzfeuer des Ratenkrieges und gegen die schroff abwehrende Haltung der Cunard-Leute war mehr nicht zu erreichen. Ballin verhandelte in Amerika mit den Trusthäuptern, dann in England mit Lord Inverclyde. Immer hörte man nur seinen Namen. Und Herr Dr. Wiegand, der bremer Rivale, war doch auch mit dabei. Warum vernahm man von ihm nichts? Nicht, weil der Hamburger beim Kaiser in höherer Gunst steht als der Bremer, als überhaupt je ein Kaufmann aus Abrahams Stamm, sondern, weil er die stärkere Persönlichkeit und der bessere Geschäftsmann ist. Seit Ballin sich entpuppt hat, ist Wiegands Ruhm verblichen.

Die Frage, ob Ballin den Zwist mit Bremen gewollt und herbeigeführt hat, wird wohl stets unbeantwortet bleiben. Im Spätsommer verglich er die Börse einem überheizten Dampfkessel. Die nächste Dividende der Hamburg-Amerika-Linie wurde damals auf 15 Prozent geschätzt; weniger als 12 zu erwarten, galt fast als Frevel. Ballin aber warnte. Vielleicht, wie man jetzt annehmen darf, weil er vor der Fusion noch eine Kriegsperiode kommen sah, also nicht daran denken konnte, den ganzen Gewinn des Russenjahres oder auch nur den größten Theil davon aus-

zuschütten. Wer Krieg zu führen hat, muß vor Allem für gute Finanzen sorgen, für reichliche Abschreibungen und starke Reserven. Im Herbst kam das Gerücht auf, die Hansa-Linie solle mit der H.-A.-L. vereinigt werden. Die bremische Dampfschifffahrtgesellschaft „Hansa" ist, weil sie viele ihrer Schiffe von Hamburg nach Indien abgehen läßt, den Herren an der Elbe schon lange ein Aergerniß. Die Bremer könnten doch wirklich von Bremen ausreisen! Aus dem Vereinigungplan wurde nichts; und bald danach telegraphirte Ballin (ohne Draht) von Bord des „Blücher", die Dividende sei zwar erst im Januar festzusetzen, werde aber die Höhe von 12 Prozent wohl sicher nicht erreichen. Von anderer Seite hieß es, 11 sei das Höchste, 10 das Wahrscheinlichste, was man erwarten dürfe. Für Spekulanten eine Hiobspost. Viele hatten die Aktien zu 174 gekauft und sahen nun keine Möglichkeit, sie in naher Frist ohne Kursverlust loszuwerden. Daß der innere Werth der Packetfahrtaktien heute höher ist, gewährte den Enttäuschten nur dürftigen Trost; denn sie wollten das Papier nicht liegen lassen, sondern mit Nutzen verkaufen.

So lagen die Dinge, als der Konflikt zwischen Hamburg und Bremen entstand. Die Bremer gründeten die Rolandlinie als Konkurrenzunternehmen für die Kosmos-Gesellschaft in Hamburg, die von dort aus den Verkehr nach der Westküste von Südamerika besorgt. Zu den Gründern der Rolandlinie gehört die Firma Johann Achelis & Söhne in Bremen, deren Inhaber in engster Beziehung zum Norddeutschen Lloyd stehen, und die Kosmoslinie ist mit der H.-A.-L. durch die Person Ballins liirt; also Lloyd contra Packetfahrt. Die Hamburger, die in ihrer Kosmoslinie wohl die stärkste Rhederei der Welt besitzen (die Gesellschaft wurde 1872 mit einem Aktienkapital von 5 Millionen gegründet; heute hat sie ein Grundkapital von 11 Millionen, keine fundirten Schulden, liquide Mittel in Höhe von 6 Millionen und eine Flotte von 28 Dampfern mit 122000 Registertons), antworteten mit dem Beschluß, von Bremen aus eine direkte Linie nach New-York und Baltimore einzurichten, sich also dem Lloyd gerade vor die Thür zu setzen, und mit der Gründung eines „Schutzverbandes hamburgischer Rhedereien." Schutz gegen das Ausland: Das läßt man sich gefallen; aber im eigenen Lager Mauern und Wälle: Das ist kein erbaulicher Anblick und ward in Deutschland noch nicht gesehen. Wir können nicht anders, sagten die Hamburger; den Bremern ists schon längst im eigenen, engen Bett nicht mehr behaglich; und da in unserem Hafen Niemand der bremischen Flagge die Einfahrt wahren kann, haben sie sich allmählich daran gewöhnt, ihre Reisen auch von Hamburg aus anzutreten. Dagegen muß Etwas geschehen. Eine „Syndikat-Rhederei" wurde gegründet, die ihre Schiffe jeder dem Verband angehörenden Firma, sobald diese von außen angegriffen wird, für den Konkurrenzkampf kostenfrei überlassen muß Die Elbstadt war gerüstet. Und die Leitung des neuen Unternehmens wurde zunächst Herrn Generaldirektor Ballin „ehrenamtlich" übertragen. Auch hier also war er der spiritus rector des Ganzen.

Die Aktionäre freut der offene Kampf natürlich nicht; doch mußten sie, wenn sie die Geschäftsberichte stets aufmerksam gelesen haben, auf solche Ereignisse gefaßt sein. Als der Konflikt mit der Cunardlinie begann und die H.-A.-L. wider Erwarten 9 Prozent vertheilen konnte, hieß es in dem Jahresbericht, „in ständiger Voraussicht derartiger Vorkommnisse seien Rückstellungen in einem Umfang zur Verfügung gehalten worden, daß die Kosten solcher Kämpfe stets aus den Reserven gedeckt werden könnten." Die laufenden Betriebseinnahmen werden deshalb auch

diesmal kaum geschmälert werden; so lange die Versöhnung aber nicht ganz sicher ist, muß man für alle Fälle vorsorgen. Als der russisch-japanische Krieg beendet war, hatte Ballin, trotz seinem Rücktritt von dem Abkommen über den Reichspostdampferverkehr nach Ostasien, den Dienst sofort wieder aufgenommen; und damit bewiesen, daß er in der Schätzung bindender Verträge „kein Philister", sondern ein Siegfried sei. Die Bremer sollten schnell Mores lernen. Da beide Gesellschaften schon seit Jahren ein für ihre Streitfälle zuständiges Schiedsgericht anerkannt haben, darf man glauben, daß sie immer mit der Möglichkeit solcher Händel rechneten. Die werden auch wiederkehren, bis die Kraft einer Gesellschaft den Sieg verleiht.

Bis in die Mitte der siebenziger Jahre arbeiteten beide Rhedereien (der Lloyd ist zehn Jahre jünger) ohne nennenswerthen Schaden in Konkurrenz neben und gegen einander; dann führte die Noth sie zusammen, als die Deutsche Transatlantische Dampfschiffahrtgesellschaft, ein unter dem Namen Adlerlinie bekannteres, zur spekulativen Ausnutzung der Konjunktur erkorenes Kind der Gründerzeit, Beiden scharfe Konkurrenz zu machen begann. Die Packetfahrtgesellschaft entschloß sich zum Ankauf der Adlerlinie; durch dieses Geschäft wurde ihre erste Sanirung nöthig (Herabsetzung des Aktienkapitals von 22½ auf 15 Millionen und Verluste bringende Verkäufe der viel zu hoch bezahlten Schiffe der Konkurrenz). Mit dem Lloyd aber wurde damals das erste Abkommen über eine gemeinsame Heraufsetzung der Raten getroffen. Dann folgten Vereinbarungen über die Zwischendeck- und Kajütenpreise, der Nordatlantische Dampferlinienverband, der Vertrag zwischen H.-A.-L. und Lloyd über den gemeinsamen Betrieb der Linien zwischen New-York und dem Mittelmeer und über den gesammten Frachtverkehr. Ballin war immer für den Zweibund. Im Geschäftsbericht vom Jahr 1896 sagte er, daß „nur durch die Herbeiführung von möglichst umfassenden Betriebsgemeinschaften die großen Rhedereien ihre Geschäfte erfolgreich zu führen vermögen." Und zum zweiten Mal führte die Noth die Beiden zusammen, als es galt, sich gegen die Konkurrenz der Engländer und Amerikaner zu schützen. Auf zwanzig Jahre wurde ein Vertrag mit dem Morgantrust abgeschlossen, der auf gegenseitiger Gewinnbetheiligung beruht. Der Trust kann von jeder der deutschen Gesellschaften ein Viertel der Summe, die als Dividende ausgeschüttet wird, als Gewinnantheil beanspruchen und die deutschen Rhedereien erhalten dafür vom Trust für den vierten Theil ihres Aktienkapitals eine feste Dividende von 6 Prozent. Bisher haben die beiden Gesellschaften im Ganzen vom Morgantrust eine Million bekommen: diese Summe entfiel 1904 auf den Norddeutschen Lloyd, während für die H.-A.-L. im selben Jahr das Abkommen wegen des Tarifkrieges mit der Cunard-Gesellschaft suspendirt worden war. Da die H.-A.-L. 9 Prozent Dividende gab, wurden ihren Aktionären durch die Befreiung von dem Morgan-Abkommen 3 Prozent auf 25 Millionen, also 750 000 Mark, erhalten. Das war wiederum Ballin zu danken. Man hat ihm vorgeworfen, daß er in aufdringlicher Weise für sein Unternehmen, auf Kosten des Lloyd, Reklame gemacht habe. Hätte ers wirlich gethan, so könnte es ihm Niemand verübeln. Der Verwaltung des Norddeutschen Lloyd war nicht verwehrt, sich coram publico in ihr beliebiger Tonart auf Kosten der H.-A.-L. herauszustreichen. Man kann ja schließlich darüber streiten, ob es geschmackvoll ist, die Abschreibungen, Rückstellungen und Dividenden denen der Konkurrenzgesellschaft zu vergleichen und dabei immer zu betonen: „Seht, Die haben es nicht so weit gebracht wie wir!" Aber schließlich

beſitzen dieſe Ziffern doch nur einen relativen Werth; ſie können nur auf Den wirken, der ſie anderen Ergebniſſen vergleichen kann; und da der Norddeutſche Lloyd die einzige deutſche Rhederei iſt, die ſolchen Vergleich ermöglicht, ergab ſich die Gegenüberſtellung von ſelbſt. Konkurrenzmanöver verlaufen ſelten ganz ohne Geſchmackloſigkeit.

Ballin läßt ſein Ziel wohl nicht aus dem Auge. Vielleicht träumt der Rückſichtloſe von einer Monopoliſirung der Rhederei in Verbindung mit allen ihren Zwecken dienſtbaren Induſtriezweigen. Die Amerikaner haben dieſes Monopol durch ihre Truſts und Pools erreicht; warum ſollte es ihrem begabteſten Schüler und Rivalen nicht gelingen? Für Paſſagiere und Verfrachter iſts natürlich vortheilhafter, wenn der Wettbewerb fortdauert, weil dann niedrige Tarifſätze zu hoffen ſind. Aber das Kapital, das in der Rhederei arbeitet, hat den Schaden davon; und das Anſehen der deutſchen Handelsflagge wird durch ſichtbare Rivalitäten nicht erhöht. Wenn der Krieg zu einer Verbrüderung führt, die Ballin zum Herrn des Lloyd macht, wird der Schade, den er bewirkt hat, ſchnell vergeſſen ſein. Einſtweilen wird an der Börſe nur ein friedlicher Ausgleich gewünſcht. Als Herr Ballin neulich, um an der Aufſichtrathsſitzung der Diskontogeſellſchaft theilzunehmen, in Berlin war (Wiegand war, wegen „Ueberhäufung mit Geſchäften“ fern geblieben), hatte er für die Herren, die ihn interviewen wollten, nur ein verbindliches Lächeln, aber keinerlei Belehrung, konnte alſo den Friedenſchluß noch nicht verkünden. Und welchen Zuſtand die Fortdauer des Krieges herbeiführen könnte, hat die Drohung gezeigt, den Nordatlantiſchen Dampferlinienverband aufzulöſen. Trotzdem bin ich überzeugt, daß es nicht nur zum Frieden, ſondern, früher oder ſpäter, auch zur Fuſion, zur Monopoliſirung der deutſchen Seeſchiffahrt kommen und Ballin auf den Weltmeeren, wie jetzt Thyſſen und Stinnes im Kohlenbergbau, ſouverain herrſchen wird. Dafür ſpricht die Perſönlichkeit des hamburger Generaldirektors, ſpricht vernehmlich aber auch die Entwickelung der beiden Handelsſtädte, die jetzt um die Führung ſtreiten.

Ladon.

Das Ziel ſolcher Wünſche wäre wohl näher, wenn Herr Wiegand auf die Depeſche des Kaiſers, die ihn an die Spitze des Kolonialamtes rief, nicht mit einer Ablehnung dieſer Ehre geantwortet hätte. Der Herr des Lloyd, deſſen Geſchäftspolitik vielfach hart getadelt und als ein Hemmniß auf Ballins Triumphatorenweg bezeichnet wird, iſt zäh; und man darf ihm nicht verargen, daß er ſich über Telegramme von der Art deſſen ärgert, das neulich in der Voſſiſchen Zeitung zu leſen war: „Ballin erklärte ſich bereit, mit Wiegand zu verhandeln, wenn Beide gelegentlich in Berlin ſein werden; ein Termin wurde nicht feſtgeſetzt.“ Noch iſt der Bremer ja nicht der Vaſall des kleinen Tyrannen, dem die Waſſerkantenpatrizier nicht vergeſſen haben, daß er einſt als Auswandereragent in der Steinſtraße ſaß. Aber die hamburger Linie hat in den letzten anderthalb Jahren ſo viel verdient und die weſentlich erhöhten Frachtpreiſe ſichern ihr auch für die nächſte Zeit ſo ſtattliche Einnahmen, daß man mit der Möglichkeit einer nahen Fuſion immerhin rechnen kann. Da der Kurs der Ballinie faſt vierzig Prozent höher als der des Lloyd iſt, wäre das Austauſchverhältniß ihr nicht ungünſtig; und Leute, die es wiſſen könnten, behaupten, Albertus Magnus wolle den Konflikt benutzen, um ſich den bremiſchen Albendlich vom Halſe zu ſchaffen.

Theater.

Amadeus Adams hat eine harte Jugend gehabt. Mit der Sehnsucht, seinem Wollen tönendes Leben zu entbinden, mit dem leidenschaftlichen Drang zu freier Schöpferthat auf eigenem Grund mußte er Klavierstümpern die Hand führen und sich strebsam um Stipendien bemühen. Die lächelnde Tyche, die sich auch den Kindern Apollons nicht immer versagt, ließ ihn den Fürsten Maradas-Lohsenstein finden. Auf dem Schloß in Krumau sollte er den Prinzen Sigismund vor dessen Eintritt ins Kloster unterrichten; hat auf diesem Herrensitz aber reichliche Muße zu selbständiger Arbeit. Allmählich wird sein Name bekannt und die wiener Generalintendanz ernennt den jungen Komponisten zum Kapellmeister an der Hofoper. Frei von Sorgen also; nicht frei von lästiger Pflicht: und nach Freiheit hat er sich seit den Hungerjahren gesehnt. Freiheit sucht er auch in der Ehe; fordert sie für sich, will sie, als Ganzmoderner, aber auch der Frau gewähren. Caecilie Ortenburg, die Primadonna, hat sich ihm vermählt und sie haben einander fürs Leben volle Aufrichtigkeit gelobt; nie soll in dieser Gemeinschaft Eins vor dem Anderen ein Geheimniß haben. Die Frau vor dem Mann: Das ginge vielleicht noch (trotzdem einer jungen, schönen, umworbenen Sängerin das Leben oft seltsame Weisen singt). Der Mann vor der Frau: Das dünkt nur Kaffeehausartisten auf die Dauer möglich; denn jeder Mann, der kein Asket ist, hat mal ein Abenteuer, eine Wallung oder doch ein Gelüsten zu verbergen. Nein, spricht Amadeus; zwischen uns darf es keine Heimlichkeit noch Heuchelei geben. Verstellung ist ihm widrig (schon weil sie unbequem ist) und Albertus Rhon, der ihn von der Zigeunerzeit her gut kennt, sagt zu ihm: „Wenn Du in die Lage kämest, einem Wesen, das Dir nah steht, Komoedie zu spielen, so gingest Du daran zu Grunde.“ Geniewahn. Erhaben über die kleinen Konventionen schwächlicher Alltagsmenschheit. Zu nobel, um sich in eine Nothlüge zu erniedern. Das braucht Unsereins nicht. Das braucht nur das Gekribbel da unten, in dem die Besten dem guten Albertus gleichen. Der erträumt sich, im Gleichmaß friedlicher Tage, im Hundetrab eines Pflichtlebens, Drang und Gefahr, wilde Wünsche und grellbunte Laster und ist ungemein stolz, wenn er die Phantasie auf grobem, doch fleckloſem Laken in den Glauben gezwungen hat, die ahnunglos treue Ehegefährtin bringe ihm „lauter uneheliche Kinder zur Welt.“ Der will nicht im Innersten erkannt sein noch je verrathen, was der Nebenmensch ihm bedeutet. Der röstet die Speckseite an der Einbildung, sein Mariechen (das nur die Kinder, die Wirthschaft und das Gesellschaft vergnügen im Kopf hat) sei in die stattlichsten Söhne seiner Poeten-

laune verliebt. Hat also immer im Haus, was sein Herz an Wünschen, Leidenschaften, Gefahren begehrt, fühlt sich zwischen diesen selbst gemalten Lebenscoulissen behaglich und scheut jeden Blick in die Wirklichkeit, die ihm nur das häßliche Land der Philister ist. Sein Wille schlummert und regt sich, nicht allzu energisch, höchstens, wenn ein Schauspiel oder Libretto anzubringen ist; die Kraft seiner Vorstellung (die selbe Kraft, die ihm Butter aufs Brot schafft) baut ihm über Felsklüften Eispaläste, hilft ihm durch Dickicht und Morast, gaukelt ihm Ehegefahr vor, aus der er, neben dem guten, nie in Versuchung geführten Mariechen, auf feuchtem Kopfkissen lächelnd erwacht. Das wäre nichts für den Großen, aus dessen Seele die Welt sich in Tönen wiedergebiert. Der will vom Leben mehr als den farbigen Abglanz. Will den Golfstrom der Affekte auf sich wirken lassen. Jede erhaschbare Wonne durchkosten, aufrecht durch alle Qual schreiten und, ohne Heuchlerscheu, ohne Schamanflug sogar, der Genossin zurufen: So bin ich, bin, der ich sein muß; und erlaube nicht nur, nein: wünsche, daß auch Du stets dem Trieb Deiner Natur folgen mögest. Nur keine banale Ehe mit Zwist, Eifersucht, Aussöhnung, äußerem oder auch nur innerem Zwang! In Freiheit schreiten wir, Hand in Hand, unsere Bahn; und nie kann die Stunde kommen, in der wir einander auch nur ein Herzensfältchen verbergen.

Sechs Jahre lang gehts; die ersten Jahre, die für die Haltbarkeit eines Ehebandes nicht viel beweisen. Beide leben in der Liebe zur Musik; und Amadeus ist Caeciliens bester Lehrer. Ist ihr auf der Ehrenleiter auch schon um ein paar Sprossen voraus; sie hat in Wien noch gegen älteres Rollenbesitzrecht zu kämpfen und seine Symphonien haben draußen im Reich schon eine Gemeinde geworben. Auch tollt und schäkert ein Knäbchen durchs Haus. Was fehlt noch in dieser Glückssumme? Erfolg im geliebten Beruf, ein gesundes Kind, Freunde aus naher Gefühlszone; in der kleinen Schaar ist auch der junge Fürst Sigismund, des Kapellmeisters begabter Schüler, der nicht ins Kloster gegangen, doch ein ernster Jüngling geblieben ist. (Kein Frömmler und Feind frohen Lebens; eine Lust, ihm zuzuhören, wenn er Walzer spielt und paraphrasirt.) Was fehlt noch? Nichts einstweilen der Frau. Freiheit, volle Aufrichtigkeit, ungeschmälertes Persönlichkeitrecht: die großen Worte des Titanen klangen so süß; und welches Weibchen wünscht sich nicht eine Ehe, wie keine noch war: eine, die ihr die Weihen der Individualität erhält und das Männchen doch fest an sie kettet? Nicht immer wards Caecilien ja ganz leicht. Ihr Amadeus ist jung, hübsch, Opernkapellmeister und hat den Ruf des Genies, bei dem die Frauen sich in der Hoffnung auf ungeahnte Schauderspasmen bäumen. Von allen Seiten winken ihm soignirte Finger; und bald

nach den Flitterwochen ists der Frau manchmal, als hörte sie leises Wiehern. Nichts Ernstes natürlich; der Vertrautesten hätte er sonst ja schon gebeichtet. Nach und nach kommt er mit kleinen Geständnissen. Eine zärtliche Berührung im Probenzimmer. Ein flüchtiger Kuß, wenn Zerlinens Ton nicht geflackert hatte. Vielleicht ein Abend bei Ronacher oder Gabor Steiner, im Nachtkaffeehaus oder an schlimmerer Stätte. Ganz appetitlich ists nicht. Der Frau, die sich hingiebt und in der Hingebung Frucht hoffen kann oder fürchten muß, ist die Vorstellung des Sexualverkehrs nicht eine so unbeträchtliche Sache wie dem Mann, der nur nimmt, nichts Unersetzliches giebt und, mag er Einer noch so fest anhangen, hundert Andere begehren und besitzen kann, ohne sich deshalb treulos zu fühlen. Das Bedürfniß der Gattung, deren Dupe wir, nach Schopenhauers schlauem Wort, sind und bleiben, sorgt, weil sie weder unter ungebrochener Herrschaft der Monogamie noch bei dauernder Promiskuität gedeihen könnte, für die Erhaltung verschiedener Geschlechtsmoral in den Hirnen des Zeugers und der Gebärerin. Muß der Mann denn aber sein Allzumännliches in keusche Ohren flüstern? Manchem trüffelts die Wonne erst recht, wenn er im lauen Frieden des Ehebettes sich als Sünder anschwärzen kann. Solche Neigung erwächst nie aus hoher Schätzung der Frau, der gesagt werden soll: Für mich Verruchten, der Dir aus wilder Wollust heimkehrt, mußt auch Du, Hauskätzchen, was Besonderes thun. Der (meist schon bei Madame im süßen Geschäft nicht mehr gar so emsige) Eheherr, der das in Arkadia oder im Moulin Rouge Erlebte unter der Steppdecke ausplaudert, will durch solches Bekenntniß seinen Werth als mâle erhöhen; und ahnt nicht, wie die Sättigung seiner Eitelkeit auf die Frau wirkt, vor der sich sein Hahnenstolz spreizt. Amadeus ist von der Sorte. Daß man einander Alles sagen werde, war ja die Vorbedingung des Ehepaktes. Caecilie ist viel zu vernünftig, um sich durch das Geständniß eines Abenteuers gekränkt zu fühlen. Wäre ein uneingestandener, aus Feigheit unerfüllt gebliebener Wunsch nicht tausendmal schlimmer? Und Verstellung ist so unbequem, so unvereinbar mit der Rolle des Genius, der mit den Sternen Zwiesprache hält. Schließlich ist die Frau ja keine Geliebte. Auch Caecilie nicht, trotz ihrem Reiz, ihrer Künstlerseele; auch in der Hingabe blieb sie immer das keusche Mädchen und nie fiel der letzte Schleier von ihrem kühl prangenden Leib. So muß es wohl sein. Wer schüfe im steten Prasseln hetairischer Gluth starke Menschengestalten? Wen überkäme am sanften Herdfeuer nicht die Sehnsucht nach einem hastigen Ritt ins heiße Reich der Froten? Jeden, in dessen Adern das Blut eines Künstlers pocht. Für Den muß auf allen Tischen zu festlichem Schmaus gedeckt sein und keinen Labetrunk darf er vor der süßen Qual neuer Schaffensstunden verschmähen.

Frau Adams-Ortenburg hat die Lehre verstanden; zu verstehen geglaubt. Das war in ihrer Ehe ja das Aparte; und Amadeus heischte nur, was er auch ihr zu gewähren bereit war. Auf die Länge aber ... Die Sinne haben sich in den sechs Jahren gekühlt. Caecilie hielt ihre immer im Zaum und fühlt längst, daß die des Mannes sie nicht mehr gierig suchen. Des Mannes, der sie nun von Zeit zu Zeit mit so unappetitlicher Beichte peinigt. Sind alle Männer so? Oder nur die „bedeutenden?" Sigismund ist zwar kein Genie, doch ein Mann von Geist und Talent; und so jung, daß man von ihm eher Verirrungen erwarten könnte. Der aber hat den hohen Ernst einer rein durchs Leben schreitenden Jungfrau, deren weißes Gewand der Gassenkoth nie bespritzte; und ist doch nicht trübsinnig, für Frauenreiz nicht blind und hat die Wesensfarbe des rechten Mannes. Der würde, obwohl keine Fessel ihn hält, im Getändel mit Theatermädchen keinen Genuß finden. Würde nie einer Frau zumuthen, anzuhören, daß er draußen, in fremdem Revier, keuchend auf heißen Pfühl niedersank. Von solchem Vergleich ists nicht weit bis zur Intimität. Der Schüler des Mannes wird der Freund der Frau. Holt sie von der Probe ab und ist auf Spazirgängen ihr Begleiter. Ein Fürst und eine Opernsängerin: der darauf passende Vers ist schnell in Aller Mund. Genirt Amadeus aber nicht. Daß die Menschen gemein sind, weiß er nicht seit gestern. Kennt Caecilie, kennt auch Sigismund und erfährt pünktlich jedes zwischen den Beiden gewechselte Wort. Hat er sein Leben auf Freiheit, seine Ehe auf Wahrhaftigkeit gestellt, um nun vom Leuteschwatz abhängig zu werden? Auch braucht er gerade jetzt Zeit; für seine vierte Symphonie, für den dritten Akt der Oper, deren Text Albertus schreibt, und für eine rothblonde Koloratursängerin, die ein nachsichtiger Graf Moosheim geheirathet hat. Nicht mehr ganz jung, nicht so schön wie Caecilie und für den Korrepetitor und Kapellmeister ein Kreuz. Aber ein Messalinchen, das sich in reizender Verpackung anzubieten versteht. Ein paar Monate hat Amadeus widerstanden. Warum eigentlich? Diese Friderike hat die ars amandi in den besten Schulen gelernt und von ihren Buhlen nie lange Pflichtfristen gefordert. Lockend also und gar nicht unbequem; der Graf trägt sein Schicksal mit feierlicher Würde und dem Männchenruf des Kapellmeisters kann das Abenteuer nur nützen. Während der Ferien, in Friderikens Villa am blauen tiroler See (in heißen Nächten schläft die Huldin in ihrem Park auf dem Graspolster unter der großen Platane): solches Futter muß den ermatteten Nerven bekommen. Frau Caecilie merkt die Vorbereitung zur neuen Aventiure; darf sie, nach der Uebereinkunft, ja auch merken. Nimmts diesmal aber nicht als einen erlaubten Spaß. Vielleicht, weil sie selbst sich von Fehl nicht mehr ganz frei fühlt;

gerade deshalb. Dürfte der Fürſt ihr ſein, was er ihr allmählich geworden iſt? Und ſie, die ſich doch ſtreng gehütet hat, ſoll nun ſehen, wie der Mann, für den ſie mit ihrem Leib, mit ihrer Seele ſelbſt geizt, ſich an ein dummes Luſtthierchen vergeudet? Daß er mit der Beichte vollbrachter That ihr Ohr quälte, war ſchon ſchwer zu ertragen; daß er ſie jetzt gar, vor der Ausführung noch, in ſeine erotiſchen Pläne blicken läßt, iſt unerträglich. Hat ein Liebender je ſo gehandelt? Eine letzte Probe mag erweiſen, was ſie ihm heute noch iſt. Ob ſie den Fürſten liebe, fragt er. Sie leugnets nicht; ſagt nur, das Gefühl ſei anders als vor ſieben Jahren, da ihr Herz ſich zum erſten Mal gab; und neben ihr lebe jetzt Etwas, „das zurückhalten könnte, wenn es nur wollte." Sagt ohne lange Worte genug für ein feines Ohr. Läßt er nun ſie entgleiten, dann iſts nicht nur Stolz, der ihm den Kampf wehrt: dann iſt das Feuer verpraſſelt, das ihr Mädchenreiz einſt entfacht hatte. Und er hält ſie nicht. Will ſie nicht halten; nicht mit einem Anderen um ſie kämpfen und zitternd ſich ſelbſt und ihr Auge täglich fragen, auf welcher Seite der nächſte Morgen den Sieg finden wird. Das wäre ein erbärmlicher Ausklang ſo hohen Glückes. Lieber die Trennung. Aufrichtigkeit bis ans Ende. Immer haben ſie ja mit dem Gedanken an ſolche Stunde geſpielt. Jetzt iſt ſie gekommen; und ihr großer Ernſt darf die in Freiheit Vereinten nicht in die Schlupfwinkel feiger Kleinbürger ſcheuchen. Aus unerfüllten Wünſchen iſt die Heimkehr häßlicher als aus beſtandenen Abenteuern. Drum ſoll Caecilie ſich die Erfüllung ihres Wunſches nicht verſagen. Die Sommerferien ſind vor der Thür. Da hätte das Paar ſich doch getrennt. Mag Jeder ſeinen Weg gehen: ſie mit Sigismund, er mit der Gräfin. Mag Freundſchaft werden, was ſo lange Liebe war. Am Ende vielleicht nur ſchien? Nach den bangen Stimmungen der letzten Zeit athmet man jetzt freier. Noch dünkt es ihn nur ein Zwiſchenſpiel in der Symphonie des Erlebens; capriccio doloroso freilich: doch auf das traurige folgt bald wohl wieder ein heiteres Thema. Iſt der Starke aber nicht ſtark genug, ſein Schickſal ſich ſelbſt zu komponiren? Trennung, nicht Scheidung. Wenn das Eheband reißt, bleibt noch die Gemeinſamkeit künſtleriſcher Intereſſen. Auch herzlicher: dem kleinen Peter darf Papa und Mama nicht fehlen. Eigentlich kann Alles bleiben, wie es iſt, ſieben frohe Jahre lang war; zuſammen wohnen, ſtudiren, nichts einander verbergen; nur zwiſchen den Leibern wird die Diſtanz noch etwas erweitert. So träumt ers; träumt nur Gewinn. Hofft, Caecilie, die gleichgeſtimmte Kameradin, nicht zu verlieren und noch länger künftig, wenn die Luſt ihn anwandelt, und noch ſorgenloſer bei einem heißen Liebchen weilen zu können. Doch die Frauenſtimme klingt anders. Was er für ein Zwiſchenſpiel hält, iſt ihr das Finale.

Dem Manne, der in solcher Fährniß sie ihrem Trieb überläßt, in solcher Krisis sich unter die Platane der Moosheim sehnt, kehrt ihr Herz niemals zurück. Der Kapellmeister hat mehr vom Komoedianten als die Primadonna. Mit einem Kusse sagt er der Geliebten Lebewohl und begrüßt mit einem Händedruck dann die Freundin. Caecilie duldet Abschied und Gruß; duldet auch Dieses noch lächelnd. Denn es ist ja das Letzte und Alles für immer vorbei.

Vorbei. Im Hochsommer sprach sie das Wort. Und liegt, nicht von Angst nur bebend, in einer Oktobernacht wieder in seinem Arm. „Nicht mehr zu Dir zu gehn beschloß ich und beschwor ich und geh' doch jeden Abend": sang das Lied, das er vor dem Abschied zuletzt noch mit ihr geübt hatte, auch ihr das Schicksal? Nein. Nur als Mutter, nicht als Gattin, ist sie noch einmal heimgekehrt; zu Klein-Peter und zu Amadeus, dem großen Närrchen, als Mutter. In Ruhe soll sich nun Alles lösen. Sie hat Wort gehalten; aus ihrem Erleben ihm nichts verheimlicht. Gar nichts? Nicht, daß der Fürst sie in den Opernferien einmal besucht hat und während ihres Gastspieles mit ihr in Berlin war; daß trotzdem in Berlin ein Tenorist merkwürdig stark auf sie gewirkt hat; die Persönlichkeit, der Mann, nicht nur der Gesangskünstler. Jeden Schritt, beinahe jedes belanglose Ereigniß hatten ihre ausführlichen Briefe dem Freund gemeldet, der noch ihr Ehemann heißt. Und sie ahnt nicht, daß sie das Wichtigste ihm verborgen hat. Wie sollte sie, da sie sichs selbst nie gestand? Zum ersten Mal hat sie sich frei gefühlt. Durch kein Band mehr gefesselt. Zum ersten Mal haben sich wieder Manneswünsche an sie herangewagt. Nicht, wie einst vielleicht, an das kleine Theatermädchen, in dem Jeder eine mühlos zu haschende Beute sah. An die schöne Diva, die in ihrem Gefolge einen richtigen, reichen, nicht deklassirten Fürsten hat und deren Gunst wie Begnadung erfleht wird. Schmeichelnd umweht sie die Luft, das Leben scheint ihr unbegreiflich leicht, der Himmel über ihr eine herrliche Flammenwölbung; und aus der Gluth winkt eine Verheißung. Sieben Jahre lang war ihr Einer die Welt. Die ist versunken. Eine neue Welt aber ruft in die Ernte der Strahlengarben und in brausender Stürme Gefahr. Leben! All das Süße und Schmerzliche, das dem Freien das Leben bringt, jauchzend und schaudernd genießen! Mit ausgebreiteten Armen steht sie und wartet; seis Weh oder Wonne: wenn es nur Leben ist. Sigismund? Auch diese Neigung wird nicht ewig währen; schon fröstelt die Frau in der gemäßigten Zone dieses Gefühls. Was würde dann draus? Dieser korrekte Fürst taugt nicht zum Galan. Eine Ehe also. In Wien wird schon ziemlich laut davon gewispert, der Kapellmeister in anonymen Briefen gewarnt und ein Schnüffelhund apportirt den Bissen der Presse. Eine Ehe, die sacht, wie die

erſte, dahinſiechen würde, nur an Diſſonanzen wohl reicher wäre. In ein wilderes Glück ſehnt ſich die Frau. Wedius, der ſchöne Heldentenor, brauchte ſie nur mit der Wimper zu rufen. Iſts der erſte Lenzſchauer ſinnlicher Liebe, die der im Ehebett Keuſchen fern geblieben war? Oder hat nur ihr Hirn ſich erhitzt? An dem Bewußtſein einer Freiheit, die ſich nach Laune verſchenken darf? An den Wünſchen, deren Lechzen ſie ringsum ſpürt? An Erinnerungen gar nur, dem Echo der unter dem Nachhall der Erregung noch ſcheu zitternden Worte, die ihr Ohr in den Ehebeichten widerwillig trank? Amadeus hat ihr das Laſter (was ihr damals Laſter ſchien) allzu herrlich gemalt und auf ſeinem Bild fehlte der feuerrothe Teufel, der auf Peterchens Puppentheater die Sünder bedräut. Jetzt könnte ſies haben. Die bunte Fülle der Abenteuer, ohne die das Beichtkind, der große Symphoniker, das Leben zu eintönig fand. Hat er ſelbſt ihr nicht ſtets wiederholt, das Weib habe nicht geringeres Erlebensrecht als der Mann? Von dieſer Temperaturveränderung ließen ihre Briefe nichts merken. Als ſie nun aber, um ihren Kontrakt zu löſen und ihr Haus zu beſtellen, heimkehrt, fühlt der Mann ſofort die Wandlung ihres Weſens. Das iſt nicht die Frau mehr, die den Athem anhielt, um nicht zu verrathen, daß ihr Herz dicht an ſeinem ſchneller als ſonſt ſchlug. Dieſes Auge glänzt heißer. In der züchtigen Hausfrau iſt die Maenade erwacht. Sigismunds Werk? Gewiß; dieſen Rauſch kann nur ſein Kuß gewirkt haben. Doch ſein Werk oder eines Anderen: den Thyrſos her! Oktober iſt und auch in der Stille eines wiener Landhauſes können zwei Trunkene die Oſchophorien feiern. Ungeſtüm wirbt der Freund um die Freundin. Die eine Nacht nur; kein ſchöneres Abenteuer blüht je auf unſerem Wege: und der kindlich Schamloſe hehlt nicht, daß der Triumph, ſie dem Anderen zu nehmen, ihm das Glück dieſer Nacht würzen ſoll. Caecilie ſträubt ſich, kann noch immer ſich nicht entſchließen, das Leben ſo leicht zu nehmen, wie er ihr empfiehlt. Zu lange aber hat ſie darbend in Sehnſucht gebebt, zu oft ſich der Vorſtellung einer an Abgründen flüchtig niſtenden Seligkeit überlaſſen, als daß ihr Wille noch ſtark genug ſein könnte, um der Verſuchung dieſer ſchwülen Stunde zu widerſtehen. Hier iſt Sättigung, endlich, ohne Gefahr; iſt ein Mann, der ihr faſt ſchon fremd wurde und keuchend nun, in Fieberhitze, um ſie wirbt, als hätte ſie nie noch ſich ihm gegeben. Wer weiß? Am Ende war Alles nur ein böſer Traum, den dieſe Nacht wegzuſcheuchen vermag, und die alte Ruhe kehrt wieder, das alte Glück. Mit dem Freund theilt die Freundin das Lager.

Kein bacchiſches Jauchzen tönt morgens in dieſes Schlafgemach. Im Grau iſts ein ſchlimmes Erwachen. Für den Mann immerhin erträglicher als für die Frau. Amadeus hat geſchwelgt, das Theorem von der neuen, nur für den Ge-

nius erdachten Ehe vergessen und ist einfach in die gesunde Natur des eifersüchtigen Männchens zurückgekehrt. Daß diese Frau, die reizendste, die er je umfing, gestern eines Anderen war (und morgen wieder sein wird): der Gedanke macht ihn toll. Das Fleisch bäumt sich. Der Aesthetenwahn zerrinnt wie Nebel unter dem Anhauch der Mittagssonne. Der Andere muß aus dem Weg; muß ihm vor die Pistole. Denn nur für Einen von ihnen ist auf der Erde noch Raum. Vergebens hänselt ihn Albertus, der dem Fürsten die Forderung bringen soll. Ob der Künstler ins Philisterland abbiegen wolle; ob von all den neuen Moralgesetzen denn kein einziges nun mehr gelte; ob Frau Caecilie auch Alles umbringen solle, was mit Erfolg neben ihr gebuhlt hat. Vergebens. Der Sachverhalt ist doch wahrhaftig ganz einfach, ganz klar. Der Fürst hat meine Frau kompromittirt, ist ihr Liebster und schuldet mir also Rechenschaft. Der Fürst hat vor Aller Augen .... Da ist er selbst. Wirbt um Caeciliens Hand. Amadeus soll den Bann lösen, die Frau freigeben, selbst die Scheidung fordern; sein Kind, auch seine Freundin und Kunstgenossin wird er, so oft es ihn treibt, in Schloß Lohsenstein finden. Der junge Herr hält sich gut. Komoedie? Nein. Wort und Ton bezeugen, daß er nicht die winzigste Gunst von der geliebten Frau verlangt, nie auch nur erbeten hat. In einem alten Frauenzimmerspiel nur eine Puppe war: der fremde Prinz, mit dessen Schreckbild ein schlaues Weibchen den kühl und müde gewordenen Eheherrn so lange ängstet, bis ihm das von so feinem Gaumen begehrte Glück am Herd wieder schmackhaft scheint. Sigismund muß es seufzend glauben; und Amadeus glaubts gern. Kein Wölkchen trübt nun noch seinen Himmel. Das Duell ist unnöthig; die Frau, die sein Werben gestern ihm wiedergewann, hat nie einen Anderen umarmt; die Ehe (und das wichtige Sopransolo in seiner Symphonie) ist gerettet. Umschlungen können sie vorwärts schreiten; kein Hinderniß mehr auf ihrem Weg. Was ich erlebt habe, sagt er, war ja so nichtig. Doch die Frau: „Und wenn ichs erlebt hätte, wars so bedeutungvoll, daß man darum morden und sterben mußte?" In seinem Dünkel hat er ihr den Glauben an eine für Mann und Weib verschiedene Geschlechtsmoral ausgeredet. Nun rächt sichs. Rächt sich jede Phrasensünde dieser sieben Jahre. Im Hochsommer noch hätte ein Wort genügt, sie zu halten. Er sprach es nicht, wollte es nicht sprechen; wollte der Ueberlegene sein, der das Schicksal meistert und ein für Dutzendmenschen ausreichendes Alltagsglück mit stolzer Geniegeste verschmäht. Jetzt ist Herbst. Der Preis einer Lebenslüge wäre ihm jetzt nicht mehr zu hoch, wenn er damit erkaufen könnte, was in der heißesten Nacht seiner Ehe ihm die Sinne entzückt hat. Zu spät. Caecilie ist ihm verloren. Für immer? Für jetzt. Schaudernd blickt sie, mit brennendem Auge, auf das Aben-

teuer dieſer Nacht zurück. Warum hatte ſie ſich ihm nicht geweigert? Weil ihr Leib hungerte; weil ſie mit dem Gedanken an eine vom Abgrund zu pflückende Wonne zu oft in dieſen Wochen geſpielt hat. Wars nicht Amadeus, ſo wärs ein Anderer geweſen. Vielleicht; oder hätte dann die Gefahr, die Furcht, kompromittirt zu werden oder ihren Schoß befruchtet zu fühlen, ſie noch einmal zurückgehalten? Solche Feigheit wäre kläglich. Muß ſie nun ſich aber zutrauen. Nicht nach Amadeus langte ſie geſtern: nur nach dem Mann. Im Arm des Ehegefährten brach ſie ſich die Treue; brach ſie auch ihm. So erniedert iſt ſie. Mit ausgebreiteten Armen ſtand ſie und harrte in Sehnſucht: und der Zufall wollte, daß Dieſen gerade, dem das Eherecht ſo lange ſchon läſtige Pflicht ſchien, die Luſt anwandelte, ſie wieder zu beſitzen. Nie darf ſichs wiederholen. Zwei Menſchen, die ihre Ehe nicht vor Unſauberkeit zu wahren, auch ihre Freundſchaft nicht rein zu erhalten vermochten, zwei ſolche Menſchen müſſen von einander ſcheiden. Da der Schleier der Scham zerriſſen iſt, webt die Frau aus all den großen Worten, die der Mann ſie gelehrt hat, ſich ſchnell einen anderen. „Das unausbleibliche Ende ſollte unſerer Liebe würdig ſein; mit einer letzten Seligkeit und in Schmerzen ſollten wir von einander ſcheiden. Wir ſind einander ſo viel geweſen, daß wir uns die Erinnerung daran erhalten müſſen". Die Schülerin hat den Kurſus nicht ohne Nutzen durchgemacht und ſchwatzt mit den eingelernten Phraſen ſich nun aus dem natürlichen Empfinden, aus dem Glück. Denn als Amadeus gegangen iſt, ſitzt die Frau am Flügel und weint.

Das, ſcheint mir, iſt der Inhalt der Komoedie, die Herr Arthur Schnitzler „Zwiſchenſpiel" nennt und die das Leſſingtheater aufgeführt hat. (Schlecht aufgeführt. Caecilie braucht allen Glanz reifer Weiblichkeit; und Frau Trieſch, die weder ſchön noch graziös iſt, hat nur einen klug die Wirkung errechnenden Verſtand. Einen Regiſſeurverſtand: ſie weiß faſt immer wie es gemacht werden müßte, kanns ſelbſt aber nicht machen. Kein Charme, kein Auge, kein Herz; nur was ſich erlernen ließ. Wenn ſie aus der Gefahr, der Verſuchung heimkehrt und ihr Kind wiederſieht, ruft ſie: „Mein Bub!" So rufen kalte Spielerinnen, rief nie eine Mutter. Herr Baſſermann war als Amadeus unerträglich. Daß er jede Rolle reſolut als Mannheimer ſpielt, weiß man nachgerade; und er findets offenbar originell. Die Miſchung von pfälziſchem und wieneriſchem Dialekt wirkt aber allzu widrig. Und die kranke Stimme, die im Affekt nur noch ein heiſeres Gebell leiſten kann, und diesmal die aufdringliche Sucht, drollig zu ſcheinen und durch Zappelei die Lachluſt zu reizen: unerträglich. Dieſes feine und kluge Talent müßte viel vorſichtiger behandelt und nie mit Rollen belaſtet werden, die Kraft und Jugend fordern. Die Operngräfin und der Fürſt werden

in Magdeburg gewiß nicht schlimmer gespielt als in diesem gerühmten Haus. Herr Reicher ist als Albertus gescheit und bescheiden; und wurde als Einzi g drum von vielen Rezensenten getadelt.) So, sagteich, scheint mir der Inhalt. Vielleicht sieht ein Anderer ihn anders. Was ich gab, ist Interpretation; die der Dichter mit Fug zurückweisen dürfte. Mir schien sie in diesem heiklen Fall nützlicher als „Kritik". Ich schätze Schnitzlers Kunst sehr hoch, kann sein „Zwischenspiel" aber nicht lieben. Zu viel Literatur und zu wenig Natur. Alles zu spitzig, zu überklügelt; wie in feiner, mit ihrer Feinheit sich brüstender Gesellschaft, die alle Gefühle immer nur im Sonntagsstaat zeigt und stolz darauf ist, daß sie mit der Durchschnittsmenschheit nichts gemein hat. Meine Hoffnung ist, daß es so sein sollte; deshalb trieb mich's zu dem Versuch einer Deutung, die das Paar ins fahle Licht der Satire rückt. Beide fürchten sich, wie ihr Freund Albertus, stets vor der Banalität und finden, der Herrgott habe mit grober Faust nur für das Gewimmel der Plumpen gesorgt; der Kulturadel müsse sich selbst erst eine bewohnbare Welt schaffen. Das Leben ist freilich banal (so nennen wir, was Alltagserfahrung uns tausendfach bestätigt hat); doch wer immer vor dem Schein philistrischen Wesens zittert, ist der ärgste Philister. Wars so gemeint? Herr Schnitzler kommt von dem Thema der „Lebendigen Stunden" nicht los; von dem etwas geckigen Artistenvolk, dem Alles zum „Stoff" wird, zur lehrreichen Sensation und das, auch wenn es sich mit seiner Wahrhaftigkeit spreizt, von der Fabulirgewohnheit in Lug und Trug gelockt wird. Dichter und Maler, Komoedianten und Musikanten. Die kennen wir nun. Ihre Unfruchtbarkeit erkannten wir hinter dem „Schleier der Beatrice." „Der einsame Weg" zeigte uns, wie traurig sie, ohne wärmende Sonne, altern. (Dieses Schauspiel war mehr Novellenbündel als Drama, im Dialog aber und in der Einheitlichkeit des melancholischen Grundtones das Beste, was dem wiener Skeptiker bisher gelang.) Da waren auch schon die Männer, die „einander die Stichworte so geschickt bringen" und sich deshalb durch Freundschaft verbunden wähnen; war die Frau, die eine andere Welt ersehnt und doch fürchtet. Ists nun nicht genug? Nicht Zeit, die Fenster zu öffnen und in die lange verriegelte Welt den Strom frischer Luft einzulassen? Psychologenkunst kann zur Schwäche werden, wenn nur der absonderlichste Fall sie noch reizt. In Schnitzlers Raritätenkabineten stockt dem schlichten Menschen der Athem. Weihrauch, Balsam, allerlei theure Parfums; der Wienerwaldboden riecht kräftiger. Was soll der Einfalt (die nicht dumm, nicht einmal ungebildet zu sein braucht) das „Zwischenspiel" bedeuten? Sicher kein Abbild des Lebens. Sah man je solches Paar? Der Mann ein geiler Narr, der nie würdig war, Vater zu wer-

den. Die Frau eine hysterische Dirne, die unter jedem schönen Kerl ihre Gier sättigen möchte und sich entweiht fühlt, weil der Mann, dem sie sieben Jahre gehörte, im achten sie noch einmal an sich riß; einmal noch, wie vorher so oft. Gehts so in der Ehe zu? Reden so Menschen mit einander, die sieben Jahre lang Tag und Nacht vereint waren und aus deren Umarmung ein Kind geboren ward? Die würden über höheres Hinderniß hinwegkommen, würden sich des Kindes wegen nach ernsterem Zwist versöhnen und Herrn Albertus Rhon auslachen, wenn er solchen Abschluß banal fände; denn so banal, so wundervoll vernünftig ist das Leben. Mag sein, erwidert der Dichter; nur das Leben der Abnormen nicht, die ich auf die Bretter stelle. Deren Kind ist das Gedicht, die Symphonie, das Bild, das ihr Geist gebiert. Deren Leben ist, weil sie Narren der Phantasie sind und mit Bewußtsein die Heerstraße meiden, verkünstelt (wie Ihrs nennt), jedenfalls anders als das Euch bekannte. Sucht Ihr Euresgleichen, so blättert die alten Biblia pauperum auf.

Ich hoffe (und fürchte für Schnitzler): sie werdens thun; werdens bei all der überfeinerten Feinheit nicht lange mehr aushalten. Uns literati können solche Zwischenspiele amusiren. Wir kennen diese Welt und freuen uns, wenn Herr Amadeus, der sich den Wahrhaftigsten dünkelt, sich selbst belügt und die Lüge, die er sie so lange gelehrt hat, aus dem Munde der Schülerin zurückerhält. Freuen uns all der Phrasengewitter, die niederprasseln, und nehmen die Donnerschläge nicht allzu ernst. Die Anderen, die der Zufall des Erlebens nie in dieses Welteckchen führte? Noch machen sie die Mode mit; glauben, das Unverständliche nur sei vornehm. Lange aber werden sie die muffige Luft nicht mehr ertragen. Auch in der Bibel der Einfältigen stehen lesenswerthe Geschichten. Faust und Hamlet haben dem friesischen Landmann und dem Kulturkünstler Etwas zu sagen, dem Schlichtesten und dem Raffinirtesten. Was Amadeus spricht und verschweigt, tönt nur im Ohr einer kleinen Sekte wider. Hört Herr Arthur Schnitzler wirklich nur noch das Gesumm des eitlen Artistenhäufleins? Ich bewundere den ernsten Fleiß, mit dem er sein von Ibsen übernommenes Thema immer wieder variirt, wünsche seinem Mühen endlich aber einen reicheren Acker. Lockt ihn das Leben der Thätigen gar nicht, nur das der Thatsimulanten, denen wir ohne Beweisglauben sollen, daß sie Genies sind? Der Titel seines neusten Dramas läßt mich hoffen. Die feine, doch flüchtig gezimmerte Komoedie, aus der mancher Fleck, manches allzu witzige Wort zu tilgen wäre, war ihm selbst wohl nur ein Zwischenspiel; Füllsel einer zu Wichtigerem untauglichen Stunde. Ueber seinem neuen Werk steht: „Der Ruf des Lebens“. Und seine besten Freunde wünschen, dieser Ruf möge dem Ohr des Dichters nie wieder verhallen. M. H.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 16. Dezember 1905.

Jultanz.

Generalversammlung. Der Geschäftsbericht ist vertheilt, alles Formale rasch erledigt, die Präsenzliste wird von dem Notar geprüft und der Präsident des Aufsichtrathes hat dem Herrn Direktor das Wort gegeben. Ziffern, majestätische Ziffern; die aber schon bekannt sind, sogar schon in der Zeitung standen. Ueber das Laufende Geschäft war nicht zu klagen. Effekten, Kredit, Wechsel, Arbitrage: Alles leidlich; zwar nicht besser, doch auch nicht schlechter als in normalen Jahren. Nur im Großen hats gehapert. Das Konsortialgeschäft sieht zum Erbarmen mager aus. „Wir haben, meine Herren, mit Antipathien zu rechnen, von denen wir nur sagen können, daß sie nicht durch unsere Schuld heraufbeschworen worden sind. Nie ist uns der abenteuerliche Einfall gekommen, eins der großen industriellen Gebiete oder gar die gesammte Industrie unserer Herrschaft unterjochen zu wollen. Nie haben wir daran gedacht, anderen Instituten auf Schleichwegen Konkurrenz zu machen. Wir dürfen behaupten, daß wir jede wirthschaftliche Individualität und jede rechtmäßig erworbene Machtsphäre geachtet und keinen Schritt gethan haben, der nicht reiflich überlegt und von einem Lebensinteresse geboten war. Hat diese weise Mäßigung uns aber vor Verdacht und Feindschaft geschützt? Nein, meine Herren. Während wir nur bemüht waren, mit allen neben uns wirkenden Instituten ein angenehmes Verhältniß friedlichen Wettbewerbes herzustellen, und nicht mehr Raum forderten, als wir zur Wahrung der uns anvertrauten gewichtigen Interessen unbedingt brauchen, wurde das Gerücht verbreitet, wir hätten geheime Pläne, deren Endziel eine den Nachbarmächten unerträgliche Suprematie sei. Keine unserer Handlungen war von der Mißgunst als Beweis für solche finstere Absicht anzuführen. Auch mit dem schlechtesten Willen konnte man immer wieder nur auf die

Thatsache hinweisen, daß wir durch Fleiß und rechtzeitige Ausnützung der Konjunktur unsere Stellung gestärkt und in einer beträchtlichen Zahl wichtiger Verwaltungen Sitz und Stimme erworben haben. Das war, wie jeder objektive Beurtheiler zugeben muß, nicht nur unser Recht, sondern unsere Pflicht. Dennoch hat es genügt, um uns Mißtrauen und Anfeindung aller Art zuzuziehen. Sie begreifen gewiß, daß ich von dieser Stelle aus, im Gefühl hoher Verantwortlichkeit, Ihnen nur Andeutungen, nicht eine detaillirte Darstellung des Getriebes zu geben vermag, gegen das wir uns im ablaufenden Geschäftsjahr zu wehren hatten. Da Ihr erfahrener und sachverständiger Blick den Gang der Ereignisse verfolgt hat, ist eine ausführliche Wiederholung des zu unserem Nachtheil Geschehenen wohl auch nicht nöthig. Die durchaus unbegründete Furcht vor einem ehrgeizigen Streben nach der Uebermacht, das, so scheint mir, nicht nur unklug, sondern auch unzeitgemäß wäre, hat Koalitionen geschaffen, die, in sich nicht gerade natürlich, nur den einen Zweck haben, uns da zurückzudrängen, wo wir legitimirt sind, nach bestem Wissen an den Entscheidungen mitzuwirken. Nicht ohne Geschicklichkeit hat man verstanden, auch in der Industrie den Glauben zu nähren, wir vermäßen uns, ihr, sobald unsere Macht groß genug geworden sei, die Entwickelunglinie vorzuzeichnen, und andere, minder riskante Verbindungen seien der mit uns deshalb vorzuziehen. Mit der Offenheit, die Sie von den Trägern Ihres Vertrauens fordern dürfen, schildern wir Ihnen diesen Sachverhalt; wir wollen ihn nicht verdunkeln und könnten, selbst wenn wir wollten, nicht leugnen, daß eine ganze Reihe lohnender Geschäfte uns entgangen ist. Unsere loyale Haltung, die Stetigkeit und Vernunft unseres Handelns, die Achtung, die wir jedem berechtigten Interesse entgegenbringen, wird schließlich den Neid entwaffnen, den Haß zum Schweigen zwingen. Auch die jetzt noch Mißtrauischen werden dann erkennen, daß mit uns recht gut auszukommen ist und daß wir nicht mehr verlangen, nicht einmal wünschen, als uns gebührt. Dieses Ergebniß eines Fleißes, hinter dessen Bethätigung sich kein tückischer Plan verbirgt, erwarten wir mit voller Zuversicht. Einstweilen aber müssen wir, wie ich schon sagte, mit den leider vorhandenen Stimmungen rechnen und, wenn wir nicht die Fähigkeit zu selbständigem Handeln einbüßen wollen, uns so stark machen, daß wir aus eigener Kraft unsere Entschlüsse durchsetzen können, auf fremde Hilfe nicht angewiesen, durch Anfeindung nicht in unseren Rechtsansprüchen zu kürzen sind. Gerade in dieser kritischen Zeit hat die Verwaltung deshalb geglaubt, Ihnen eine neue Kraftsteigerung vorschlagen zu müssen, deren Modalitäten ich, mit Ihrer Erlaubniß, jetzt vortragen werde." Längst war die Versammlung unruhig geworden. Als der Direktor sich gesetzt hatte, mel-

deten sich mindestens zwanzig Aktionäre zum Wort. Rothe Köpfe ringsum; und so heftige Gestikulation, daß der vorsitzenden Excellenz bänglich zu Muth wird und sie, nach kurzer Zwiesprache, das Präsidium dem Herrn Vertreter übergiebt, der über keinen Titel, doch über die zur Leitung einer erregten Debatte nöthige Gewandtheit verfügt. Diese Resignation hatte sich zur rechten Zeit eingestellt: denn nun brach das Wetter los und die Vorwürfe fielen so hageldicht auf die Häupter der für die Geschäftsleitung verantwortlichen Personen, daß nur ein im Sturm erprobter Versammlungsstratege einen halbwegs würdigen Verlauf der Erörterungen zu sichern vermochte. Ob man etwa Riesentantiemen vertheile, um am Jahresschluß hier zu hören, daß Alles schief gegangen sei. Das könnte man billiger haben. Die Unschuld vom Lande, die sich von jedem Schlaukopf übertölpeln lasse, brauche man doch wirklich nicht so theuer zu bezahlen. Mißtrauen und Anfeindung! Eine schöne Geschichte; aber mehr für artige Kinder, denen man, zur Abschreckung, unter dem Weihnachtbaum solche wilde Sachen erzählen mag. Wozu sind die Herren der hochwohllöblichen Verwaltung denn da? Früher lief die Karre; und die Menschen waren nicht besser als heute. Warum konnte Anfeindung und Mißtrauen uns damals nicht schaden? Unser Kapital war kleiner, unsere Reputation noch nicht gefestigt. Trotzdem war mit den Abschlüssen Staat zu machen und ohne uns kam kein Geschäft von Bedeutung zu Stande. Jetzt soll die Welt plötzlich auf allen Seiten mit Brettern vernagelt sein und wir bekommen, statt anständiger Dividende, ein Klagelied Jeremias? Den Anderen wird nachgesagt, daß sie „nicht ohne Geschicklichkeit" vorgegangen sind. Und wir? Bisher glaubten wir, von unserer Verwaltung eine mindestens eben so große Geschicklichkeit fordern zu dürfen wie jeder Aktionär von der seines Institutes. Auf den Versuch, ihm die Kundschaft wegzufangen, auf Konkurrenzmanöver aller Arten muß jeder Geschäftsmann immer gefaßt sein; wenn er kein Tropf oder Schwächling ist, wehrt er sich seiner Haut und wirft den Feind in die Grube, die ihm selbst gegraben war. Sehen die geehrten Herren am Vorstandstisch nicht weit genug, dann muß für Ersatz gesorgt werden. Noch giebt es, zu unserem Glück, Leute, die Haare auf den Zähnen haben und sich schämen würden, erwachsenen Menschen mit einer Litanei über die Bosheit der Nachbarschaft die Ohren vollzugreinen. Mit der bequemen Ausflucht, das Gefühl hoher Verantwortlichkeit erlaube nur Andeutungen und verbiete eine detaillirte Darstellung, lassen wir uns nicht schrecken. In jedem einzelnen Fall wollen wir wissen, warum und woran das Geschäft sich zerschlagen hat und ob die Schlappe wirklich nicht zu vermeiden war. Sind Bedenken gegen die öffentliche Erörterung dieser Dinge,

dann soll man die Oeffentlichkeit ausschließen oder eine Kommission von Vertrauensmännern wählen, der alles Nöthige mitgetheilt werden kann. Ohne befriedigende Auskunft wird die Erhöhung des Kapitals nicht bewilligt. Stärkung der Machtstellung, Fähigkeit zu selbständigem Handeln: hübsche Redensarten; zunächst kommts hier aber darauf an, ob die Herren überhaupt zu klugem Handeln fähig und in ihrem Fach so potent sind, daß sie mit größeren Mitteln einen sehenswerthen Ertrag herauszuwirthschaften verstehen. Fleiß und Gewissenhaftigkeit, Treue und Pünktlichkeit sind Eigenschaften, die ein Küchenmädchen oder einen herrschaftlichen Diener empfehlen; von den Leitern eines Weltunternehmens darf man, ohne unbescheiden zu sein, wohl aber noch ein Bischen mehr verlangen als solche Dienstbotenqualitäten. Hundertmal ist uns, noch bis in die neuste Zeit, von den selben Herren erzählt worden, unsere Aussichten seien wunderschön, nirgends Gewitterwolken zu erblicken und überall zeige sich der Wunsch, in ein intimes Verhältniß zu uns zu gelangen; wir brauchten nur zu wählen. Und nun sitzen wir vereinsamt im Schmollwinkel und hören, daß Alle uns hassen, uns aushungern möchten. Stunden lang gehts so. Justizräthe, kleine Bankiers, Kursspekulanten sagen wüthend ihr Sprüchlein. Der Vorsitzende merkt bald, daß dieser Strom nicht zu dämmen ist, und ist schon zufrieden und stolz wenn er die Hitzigsten mit schalkhafter oder würdiger Mahnung bewegen kann, unmögliche Ausdrücke zurückzunehmen. Spät erst kommt ein Freund der Verwaltung zum Wort; ein korrekter Herr, der mit öliger Rhetorik den Wogenprall lindern möchte. Die Zeiten seien ernst und gegen böswillige Verkennung guter Absicht heute auch die Tüchtigsten machtlos. Möglich, daß die leitenden Persönlichkeiten, die weit entfernt sind, sich für unfehlbar zu halten, im einzelnen Fall einmal geirrt haben. Dürfe man sie deshalb verdammen? Auch der weise Vater Homer, meine Herren, hat manchmal geschlafen. Die Erfahrung wird vor Rückfällen in solchen Fehler warnen. Unter keinen Umständen dürfe die Generalversammlung, auf die der Blick des Feindes gerichtet sei, das Bild innerer Zwietracht bieten. Man müsse Vertrauen haben... Höhnische Zwischenrufe unterbrechen das sanfte Geplätscher. „Vertrauen!" Woher nehmen und nicht stehlen?" „Mit Phrasen sind wir nicht abzuspeisen. Wir wollen cash sehen!" „Faule europäische Redensarten! Pinke ist die Seele von's Buttergeschäft!" „Schluß! Abstimmen! Schluß!" Darauf hat der schlaue Präsident nur gewartet. Die Verwaltung hat sich für ihre Anträge die Mehrheit der vertretenen Aktien gesichert und ist froh, wenn die unangenehme Zänkerei sich nicht länger hinzieht. Schluß der Debatte. Nur drei heisere Stimmen opponiren. „Wir kommen nun also zur Abstimmung." Während der Herr

Notar ein Halbdutzend Proteste (gegen Bilanz und Gewinnvertheilung) protokolirt, werden die Stimmzettel ausgefüllt und von den Quäſtoren gezählt. Alles in Ordnung. Auch für die Kapitalserhöhung iſt nichts zu fürchten.

*

Deutſcher Reichstag. „Das Reich ſteht zu allen Mächten in korrekten, zu den meiſten in guten und freundlichen Beziehungen. Ein Blick auf Deutſchlands internationale Stellung darf ſich der Wahrnehmung nicht verſchließen, daß wir fortdauernd mit Verkennung deutſcher Sinnesart und Vorurtheilen gegen die Fortſchritte deutſchen Fleißes zu rechnen haben. Die Schwierigkeiten, die zwiſchen uns und Frankreich in der marokkaniſchen Frage entſtanden waren, hatten keine andere Quelle als eine Neigung, Angelegenheiten, in denen auch das Deutſche Reich Intereſſen zu wahren hat, ohne unſere Mitwirkung zu erledigen. Solche Strömungen können, an einem Punkt unterdrückt, an einem anderen wiederkehren. Die Zeichen der Zeit machen es der Nation zur Pflicht, ihre Schutzwehr gegen ungerechte Angriffe zu verſtärken". So hieß es ſchon in der Thronrede (die das ſtiliſtiſche Vermögen der Kollaboranten Bülow und Hammann nicht allzu beträchtlich erſcheinen läßt). Und in derſelben Tonart gings weiter. Der witzige Kavalleriſt, der auf dem Präſidentenſtuhl thront, ſtöhnte, als ſei er auch politiſch Ganzinvalide, über den Ernſt der Zeiten. Der alte Herr, der den Reichsſchatz betreut, malte ein Bild, deſſen Dunkel an die ſchlimmſten Tage der braunen Atelierſauce erinnerte. Und der ſonſt ſo neckiſche Kanzler ſelbſt ſprach mit umflorter Stimme. Neue Steuern, neue Kriegsſchiffe, böſe Händel in Afrika, böſere in der Nachbarſchaft. Das Laufende Geſchäft iſt erträglich, aus dem Konſortialverkehr aber nur Uebles zu melden. Ringsum Mißtrauen und Verkennung. Unſer argloſes Planen wird gehäſſig entſtellt, unſere Abſicht, in friedlichem Wettbewerb die Kräfte zu regen, mit nie ermüdendem Eifer verleumdet. Die übliche Taktik. Wer Fehler gemacht hat, hält immer mindeſtens ein Sündenböckchen in Bereitſchaft, will immer beweiſen, daß gerade er an der Verſäumniß unſchuldig iſt. Doch im Reichsparlament iſt mit ſolchen verbrauchten Kniffen nichts zu erreichen. Da ſitzen unabhängige Männer, die genau wiſſen, was zu leiſten war und geleiſtet worden iſt, und die für den Verſuch der Geſchäftsleiter, in Schönrednerpoſe ſich von der Verantwortlichkeit zu entlaſten, nicht zu haben ſind. Sicher ſteht ſchon am erſten Tag Einer auf und bittet, das Hohe Haus nicht länger mit Spukgeſchichten zu ſchrecken. Fragt, ob die theuren Häupter der Reichsbeamtenſchaft gegen die fürchterlichen Zettelungen denn gar nichts vermochten. Warum man uns Jahre, Luſtren lang geſagt habe, das Anſehen des Reiches ſei über alles Erwarten

gewachsen, wir gingen im schnellsten Marschtempo herrlichen Tagen entgegen und hätten unter zärtlichen Anerbietungen aller Sorten die Wahl. Warum, da man nun eine so schlechte Bilanz vorlegen müsse. Und so weiter. An Gegenständen kanns dem kritischen Bestreben diesmal nicht fehlen. Die Vertheilung der neuen Lasten ist an einzelnen Stellen recht anfechtbar. Zum ersten Mal wird dem Reich das Odium direkter Steuern aufgebürdet. Nur ungern, nach hartnäckigem Widerstand, haben die Vertreter der größten Bundesstaaten diesen Schritt vom gebahnten Weg mitgemacht und Mancherlei wäre darüber zu sagen. Auch über die neuen Kriegsschiffe, deren Konstruktion den Sachverständigsten vorbehalten und dem Einspruch des Kriegsherrn entzogen sein muß, damit nach ein paar Jahren nicht wieder über minderwerthiges Material geklagt werden kann. Und Südwestafrika; und die von der Britenschlauheit durchgesetzte Aenderung der Neutralenpflicht, die uns, in ihrem jetzt ohne Protest anerkannten Umfang, die letzte Möglichkeit nehmen soll, unseren überseeischen Besitz in Kriegszeiten zu schützen; und das Verhältniß zu den Westmächten. Sicher wird vor dem Christfest schon, in der Generaldiskussion des Reichshaushaltes, über all diese Dinge das Nöthigste gesagt. Denn der Deutsche ist ehrlich, fürchtet nur Gott und verschmäht die Heuchlersitte, eigene Fehler auf Andere abzuwälzen. Gewiß hören wir bald harte Rüge und die Mahnung, zunächst, ehe man den Nachbar böses Trachtens bezichtige, aufrichtig und ohne falsche Scham Irrthum und Unterlassung vor den Volksgenossen zu bekennen. Nein. Die Tage verstreichen: und Lobgesang hallt jauchzend vom Kuppelgewölbe wider. Die Sprecher der großen Parteien sind mit der Reichsbilanz sehr zufrieden; finden wenigstens, sie könne, rebus sic stantibus, gar nicht besser sein. Nur Herr Bebel zürnt und schwingt die Zuchtruthe. Die aber am Bundesrathstisch Keinen mehr ängstet. Ein Anwalt, der seit Jahren in jeder Generalversammlung schimpft und dem man nachrechnen kann, daß alle von ihm bekämpften Maßregeln der Gesellschaft nur vorwärtsgeholfen haben, darf auf Wirkung nicht hoffen. Ein Abgeordneter, der Bismarcks internationale Politik dumm und schändlich fand, hat gegen den Durchlauchtigen von heute kein Schwert. Die Sozialdemokratie ist die ungefährlichste Opposition geworden, die man erträumen könnte; und eine andere ward längst nicht mehr gesehen. Alles in schönster Eintracht. Kaum hat ein Zufallswörtchen angedeutet, in der Wilhelmstraße könne Etwas versäumt worden sein, da zieht der Right Honourable es auch schon wieder zurück oder milderts doch zu bescheidener Frage. Der Kanzler hat gethan, was ein sterblicher Mensch irgend vermochte. Ohne Schuld und Fehle hat er bewahrt die reine Seele. Ists etwa seine Schuld, daß wir in einer so argen Welt leben?

Wären Alle wie Dieſer, dann dürfte die Menſchheit jubeln. Kurz und gut: er hat den Dank der Nation (und eigentlich auch den Nobelpreis) verdient.

In dem Apoſtelbrief, der die Römer lehrt, wie ſie ſich gegen die Obrigkeit verhalten ſollen, ſteht die Weiſung: „Zoll, dem der Zoll gebühret, Furcht, dem die Furcht gebühret, Ehre, dem die Ehre gebühret!“ Danach muß man heute noch handeln. Zuerſt alſo eine Verbeugung vor dem hohen Herrn, deſſen ſchlaue Regiekunſt der Erfolg lauter lobt, als armſälige Worte vermöchten. Schon der Parlamentariſche Abend als Ouverture: der galligſte Krittler mußte begeiſtert Bravo rufen, als ers erfuhr. Theaterpächter, die für ihr neues Unternehmen Stimmung machen wollen, geben den Rezenſenten Sekt und Kaviar. Im Kanzlerhaus werden, ehe im Wallotbräu das Treffen beginnt, fünfzehnhundert Mann geſpeiſt; und der durch die Säle ſchweifende Blick kann ſich, wie der Geheime Hammann auf dem Thrönchen ſagen würde, der Wahrnehmung nicht verſchließen, daß Parlament und Preſſe die weit überwiegende Mehrheit haben. Das Bischen Speiſe und Trank machts ja nicht; wer aber möchte den Herrn, der heute der liebenswürdigſte Wirth iſt, morgen mit unſanfter Rede kränken? Selbſt unter Barbaren iſt der Gaſt ein perſönlich verpflichteter Mann. Ein allerliebſter, höchſt patriotiſcher Einfall. Die Püppchen waren geknetet und zugerichtet und wunderten ſich gar nicht, als ſie erkannten, daß der dickſte Stein über Nacht verſchwunden war. Alles, hatte man im Sommer gedacht, mag im Reichstag ohne unbequem heftigen Widerſpruch hingenommen werden: doch die Debatte über Afrika wird den regirenden Herren den Angſtſchweiß aus den Poren treiben. Und nun? Als die Reichstagsſeſſion in Sicht kam, brachte jeder Tag neuen Heiles Kunde aus Südweſt. Hendrik gefallen (dieſer Witbooi ſtarb Euch ſehr gelegen; wenn er nur nicht auferſteht), ſein Anhang entwaffnet und gefangen. Der Krieg, deſſen Ende Sachkundigen noch unabſehbar ſchien, hat plötzlich ſeine Schrecken verloren und der neue Gouverneur, der, trotz einer nicht von ungemeiner Geſchicklichkeit zeugender Antrittsrede, noch als providentieller Mann gilt, verhandelt ſchon über den Friedensſchluß. Mit wem? Mit verſprengten Häufchen oder mit anſehnlichen Theilen der Hottentotenmacht? Ihr werdets früh genug erfahren. Einſtweilen ſind die Depeſchen noch nicht ganz durchſichtig; die Zahl der zur Unterwerfung Bereiten bleibt Tage lang im Dunkel. Gewiß nur, damit die Engländer nicht zu viel hören und Herrn von Lindequiſt das Spiel verderben. Jedenfalls: changement à vue. Ein nahes Ende abzuſehen; und dann gehts raſch bergan. Das lange Verſäumte iſt nachgeholt worden. Die deutſchen Männer, die drüben alle Qualen eines Buſchkrieges in waſſerloſem Land, alle Tücke eines beſtialiſchen Feindes erduldet hatten und über deren Heldenleiſtung in

den hohen Regionen der Heimath kaum je ein Wort gefallen war, bekamen schon in der Thronrede „warmen Dank und stolze Anerkennung". Dem Generallieutenant von Trotha, der im Reichstag, ohne bei den Olympischen Schutz zu finden, einem Fleischerknecht verglichen worden war, wurde der Orden Pour Le Mérite verliehen und bescheinigt, daß er „das in seine Einsicht und Kriegserfahrung gesetzte Vertrauen in vollstem Maße gerechtfertigt" habe. Auch des Kanzlers Mund floß nun vom Lob des Heimkehrenden über (der dem Grafen Hülsen-Haeseler vom Alexanderregiment her, wo Beide gegen Ende der achtziger Jahre Compagniechefs waren, befreundet ist und wohl auch selbst noch das Ohr des Monarchen hat) und vertheidigte sogar den zu viel beschwatzten Erlaß, den Trotha auf berliner Befehl zurücknehmen mußte. Alles sehr erfreulich. Und die Frage, weshalb dem jetzt so eifernd gerühmten Mann, als er vor dem Feind stand, das Leben so sauer gemacht wurde, braucht ja nicht beantwortet zu werden. Welche verfängliche Kolonialfrage denn überhaupt? Gegen die Versandung von Swakopmund war nichts gethan worden. Unsummen wurden der Firma Woermann an Liegegeldern bezahlt. Riesenbeträge für Vieh, Karren, Kutscher und Treiber ausgegeben. Und doch war die Verpflegung unserer Truppen nicht gesichert. Im April hatte Trotha den Bau der Eisenbahn auf dem Baiweg, zunächst bis Kubub, „als absolute Nothwendigkeit" gefordert. Im Juli wiederholte er die Forderung und telegraphirte: „Wir sind jetzt von der Gnade der englischen Kapregirung abhängig, die nach ihrem Belieben uns die Möglichkeit einer Kriegführung im südlichen Theil der Kolonie wie auch überhaupt die Verpflegung größerer Truppenstärken und der Civilbevölkerung während der Friedenszeit unterbinden kann. Jetzt für Augenblicksbedarf ausgegebenen Millionen kommen fast durchweg der Kapkolonie zu Gut, während Eisenbahnbau wirthschaftlich dauernder Werth für uns wäre." Drei Wochen danach: „Sofortiger Bau Eisenbahn Lüderitzbucht-Kubub für Fortführung der Operationen dringend erforderlich. Trotz Aufwendung von jetzt monatlich anderthalb Millionen Mark Betriebskosten auf dieser Strecke ist Verpflegung und Materialnachschub nicht gesichert." Das war die Meldung vom zehnten August. Am elften Dezember (wo wir auch erfahren, daß in den letzten drei Monaten nur hundertsiebenzehn farbige Männer gefangen worden sind) noch immer die selbe Bitte: Nur die Bahn Lüderitzbucht-Kubub kann die Schwierigkeit der Verpflegung mindern. Acht Monate nach der ersten dringlichen Forderung wird der Reichstag ersucht, das zum Bahnbau nöthige Geld zu bewilligen. Wer fragt nach der Ursache solcher Verschleppung? Wer nach den Quellen der Rentabilitätberechnungen, die den Reichstag Jahre lang über den Status der Kolonie getäuscht haben? Wer

verlangt noch, zu wissen, nach welchem System die Lieferungen, über die drüben so bitter geklagt wird, vergeben wurden? Warum die Firma Von Tippelskirch & Co. das Privilegium schnappte? Was aus dem Plan des mächtigen und pfiffigen Geheimrathes Golinelli geworden sei, der die Kolonie in zwei Gouvernements, ein südliches und ein nördliches, theilen wollte? Ob die Gelegenheit, die Walfischbai unter uns günstigen Bedingungen von den Briten zu erwerben, nicht versäumt worden ist? (Herr von Eckhardtstein könnte darüber vielleicht den Landsleuten nützliche Auskunft geben.) Einstweilen fragt Niemand danach. Das Schlimmste ist ja überstanden; und für das noch Uebrige läßt man den Herrgott und Lindequist sorgen. Der Reichstag, der mit Tausendmarkscheinen knausert, hat nichts dagegen einzuwenden, daß eine Viertelmilliarde müßig verthan ist. Das Bouquet der neuen Steuern duftet ihm nicht so süß, wie er gehofft hatte, und er rafft sich wohl gar zu der Großthat auf, ein paar Zierpflänzchen (deren Schicksal der kluge Gärtner voraussah) vom Stengel zu reißen. An der Bilanz der internationalen Politik findet er aber nicht das Allergeringste auszusetzen. Das vermochte Regiekunst zu erreichen. Drum: Ehre, dem die Ehre gebühret.

Sind die von den Mitbürgern ins Reichswächteramt Berufenen denn nun wirklich überzeugt, daß die Geschäftsleitung nur Lob verdient? Den Ausdruck einer Ueberzeugung müßte auch der anders Urtheilende mit schuldigem Respekt hinnehmen. Die Spitzen und Stützen der Fraktionen dünkeln sich aber Diplomaten und glauben, Talleyrand habe ein Zunftgeheimniß ausgeplaudert, als er einen Vers des gallischen Komoeden, frei nach Plutarch und Voltaire, in den Satz verwitzelte: La parole a été donnée à l'homme pour déguiser sa pensée. Sie sind von der Leistung des Fürsten-Reichskanzlers auf dem Hochlande der Politik durchaus nicht entzückt und zählen im Privatgespräch mit banger Miene all seine Fehler auf. Kommts aber zu öffentlicher Diskussion, dann träuft nur Honig von ihrer Lippe. Die Kritik der Auswärtigen Angelegenheiten ist schwerer als jede andere; man muß Etwas gelernt und ohne Pause fleißig gearbeitet haben, um ernsthaft mitreden zu können. Wer bequemt sich in solches Joch? Die Meisten sind schon stolz, wenn sie die wichtigsten Vorlagen durchblättert haben. Da deutsche Abgeordnete noch immer nicht hoffen dürfen, eines Tages als gebietende Herren in die Häuser 76 und 77 der Wilhelmstraße einzuziehen, und da von internationaler Politik im Reichstag nur selten (und dann mit abergläubiger Scheu) geredet wird, fehlts an Spezialisten für dieses Fach. Ich möchte wetten, daß von den ehrenwerthen M. d. R. kein einziges die Beziehungen des Scherifenreiches zu den europäischen Großmächten sorgsam studirt oder sich auch nur die Mühe gemacht hat, während des

letzten Halbjahres das von englischen und französischen Publizisten Geschriebene zu lesen. Jede Fraktion hat Sachverständige für Zölle, Steuern, Militär, Marine, Justiz, für Schul-, Kirchen-, Kolonial- und Sozialpolitik. Das Auswärtige besorgen die Führer im Nebenamt. Sachkenntniß, die Vorbedingung aller Kritik, fehlt also; und wenn Unwissenheit nicht wenigstens schüchtern ist, wird sie lächerlich. In so schwierigem Gelände ist die Opposition auch nicht ganz gefahrlos. Die Stimmen, die sie braucht, um ihr Leben zu fristen, findet die Regirung immer (Caprivi und Hohenlohe habens als Mehrer des Reiches den Zweiflern bewiesen): und sie hat Mittel genug, Hilfeleistung und Gegnerschaft zu vergelten. Manches Verlangen muß man ja ablehnen, manche oben unerwünschte Forderung durchzusetzen versuchen. Denn der Wähler wills. Internationale Fragen bekümmern ihn nicht und die Diplomatik hält er für eine Geheimwissenschaft, deren Mysterien mit seinen Schlüsseln und Schrauben nicht beizukommen ist. Auf diesem Gebiet kann der Erwählte sich also willfährig zeigen, ohne das Mandat zu gefährden. Noch eine andere Erwägung stellt sich zu rechter Zeit ein. Im Kampf gegen das Ausland darf der Patriot seine Regirung nicht im Stich lassen; mag sie noch so viele Fehler gemacht haben: sobald sie das Vaterland gegen fremden Anspruch vertritt, muß alle Kritik schweigen. Oft habe ichs in diesen Tagen gehört. Vor einer Kriegserklärung ließe ich mirs gefallen. Wird aber jede Dummheit gelobt, weil der Tadel im Ausland Freude erregen könnte, dann darf man auch nicht klagen, wenn sich die Dummheiten häufen. Nur feige Bequemlichkeit giebt solchen Rath. Ward er im Kampf um Tarife, Meistbegünstigung, Seuchenkonvention je befolgt? Da sucht jede Klasse ihren Profit und fragt nicht, ob die Regirung allein im Feuer bleibt; vor solchem Kampf wird deshalb auch mit den Parteien „Fühlung genommen". Der Reichstag hat die Pflicht, vor falschen Wegen zu warnen und, wenn sie ohne sein Wissen beschritten sind, schleunigen Rückzug zu heischen, so lange der ohne Schmach möglich ist. Ein Parlament, das den Lebensfragen der Nation die Antwort versagt, hat kein Recht zur Beschwerde über Geringschätzung. Campbell-Bannerman, Balfours Nachfolger, wird gerühmt, weil er den Muth hatte, den Burenkrieg, während englische Truppen in Afrika fochten, als ein thörichtes Abenteuer zu verurtheilen. Jaurès wird als Heros gepriesen, weil er, trotz der nahen Kriegsgefahr, gegen Delcassé für den deutschen Anspruch eingetreten ist. Diesen Männern bestreitet Niemand den Patriotenruhm; auch den Russen nicht, die den mandschurischen Feldzug hindern wollten. Wir aber sollen fromm die Hände falten und der in Seiner Durchlaucht verkörperten Vorsehung blind vertrauen. Im Reichstag wird dieser Wunsch erfüllt. Weil jede

Fraktion fürchtet, aus nützlicher Gunst verdrängt zu werden. Weil kein Abgeordneter sich bemüht hat, im Dickicht internationaler Politik heimisch zu werden. Weil kein Leithammel die Heerde führt. Und weil der Kanzler so nett ist, so artig und so beredt; ein Herr, dem Satanas selbst nicht böse sein könnte.

Dem Direktor einer Aktiengesellschaft wird das Leben nicht so leicht gemacht. Keiner hätte die Rede, die ich einem berühmten Muster nachbildete, wirklich zu halten gewagt. Keinem wäre solcher Geschäftsbericht verziehen worden. Der Deutsche Reichstag hat eine nicht minder klägliche Bilanz ohne Protest genehmigt und dem verantwortlichen Geschäftsführer eine Dankeshymne gesungen. Ein Skandal? Nein. Mehr zwar, als der Nüchternste erwarten konnte. Im Grunde aber nur eine neue Bestätigung der Thatsache, daß für Leute, die der Menge Abwechselung und Amusement zu bieten verstehen, das Regiren kein schweres Geschäft ist. Von Neros bis auf Louis Napoleons Sonnentage hats Mancher erfahren. Der Nessenthron stand noch fest, als 1857 die Brüder Goncourt in ihr Tagebuch schrieben: Un gouvernement serait éternel, à la condition d'offrir, tous les jours, au peuple un feu d'artifice.

*

In dem selben Jahr schrieb Bismarck, Preußens Gesandter beim Bundestag, aus Frankfurt an den Generaladjutanten Leopold von Gerlach:

„Wir müssen sagen, wie der Schäfer in Goethes Gedicht: ‚Ich bin heruntergekommen und weiß doch selber nicht, wie' Wir haben keine Bündnisse und treiben keine auswärtige Politik (Das heißt: keine aktive), sondern wir beschränken uns darauf, die Steine, die in unseren Garten fallen, aufzusammeln und den Schmutz, der uns anfliegt, abzubürsten, wie wir können. Wenn ich von Bündnissen rede, so meine ich damit keine Schutz- und Trutzbündnisse, denn der Friede ist noch nicht bedroht; aber alle die Nuancen von Möglichkeit, Wahrhaftigkeit oder Absicht, für den Fall eines Krieges dieses oder jenes Bündniß schließen, zu dieser oder jener Gruppe gehören zu können, bleiben doch die Basis des Einflusses, den ein Staat heutzutage in Friedenszeiten üben kann. Warum sollte Jemand Etwas für uns thun und sich für unsere Interessen einsetzen? Hatte denn Jemand von uns Etwas dafür zu hoffen oder zu fürchten, wenn er uns den Gefallen that oder nicht? Daß man in der Politik aus Gefälligkeit oder aus allgemeinem Rechtsgefühl handelt: Das dürfen Andere von uns, wir aber nicht von ihnen erwarten. Wollen wir so isolirt, unbeachtet und gelegentlich schlecht behandelt weiter leben, so habe ich freilich keine Macht, es zu ändern... Höflichkeit ist eine wohlfeile Münze; und wenn sie auch nur dahin führt, daß die Anderen nicht mehr glauben, Frankreichs seien sie gegen uns immer sicher und wir jederzeit hilfbedürftig gegen Frankreich, so ist Das für Friedensdiplomatie ein großer Gewinn. Wenn wir diese Mittel verschmähen, sogar das Gegentheil thun, so weiß ich nicht, warum wir nicht lieber die Kosten der Diplomatie sparen. Selbst in Berlin kenne ich nachgerade nur einen sehr kleinen Kreis, bei dem das Gefühl der Bitterkeit nicht durchbräche, sobald von unserer auswärtigen Politik die Rede ist. Unsere inneren Verhältnisse leiden unter ihren eigenen Fehlern kaum mehr als unter dem peinlichen und allgemeinen Gefühl unseres Verlustes an Ansehen im Ausland und der gänzlich passiven Rolle unserer Politik.

Wir sind eine eitle Nation; es ist uns schon empfindlich, wenn wir nicht renommiren können, und einer Regirung, die uns nach außen hin Bedeutung giebt, halten wir Vieles zu Gut und lassen uns Vieles gefallen dafür, selbst im Beutel. Können Sie mir nun ein Ziel nennen, das unsere Politik sich etwa vorgesteckt hat? Glauben Sie, daß bei den Leitern der anderen großen Staaten die selbe Leere an positiven Zwecken und Ideen vorhanden ist? Können Sie mir ferner einen Verbündeten nennen, auf den wir zählen könnten, wenn es heute gerade zum Kriege käme? Wir sind die gutmüthigsten, ungefährlichsten Politiker: und doch traut uns eigentlich Niemand. Ich wundere mich, wenn es bei uns noch Diplomaten giebt, denen der Muth, einen Gedanken zu haben, denen die sachliche Ambition, Etwas leisten zu wollen, nicht schon erstorben ist. So weiter zu vegetiren: dazu bedürfen wir eigentlich des ganzen Apparates unserer Diplomatie nicht. Die Tauben, die uns gebraten aufliegen, entgehen uns ohnehin nicht; oder doch: denn wir werden den Mund schwerlich dazu aufmachen, falls wir nicht gerade gähnen... Ich habe, was das Ausland anbelangt, in meinem Leben nur für England und seine Bewohner Sympathie gehabt und bin stundenweise noch nicht frei davon; aber die Leute wollen sich ja von uns nicht lieben lassen. England kann uns keine Chancen maritimer Entwickelung in Handel oder Flotte gönnen und ist neidisch auf unsere Industrie. Es wird anfangen, zu erkennen, wie wichtig ihm die Alliance mit uns ist, wenn es erst fürchtet, sie an Frankreich zu verlieren. In Friedenszeiten halte ich es für muthwillige Selbstschwächung, sich Verstimmung zuzuziehen oder solche zu unterhalten, ohne daß man einen praktischen politischen Zweck damit verbindet. Eine passive Planlosigkeit, die froh ist, wenn sie in Ruhe gelassen wird, können wir in der Mitte von Europa nicht durchführen; sie kann uns heute eben so gefährlich werden, wie sie 1805 war, und wir werden Ambos, wenn wir nichts thun, um Hammer zu werden."

Klingen diese Sätze aus dem Jahr 1857 nicht, als wären sie, zur Charakterisirung unserer Politik, gestern geschrieben? Der beste Redner hätte auf die Wehklage des Kanzlers nichts Wirksameres zu erwidern vermocht. Der Hinweis auf den Wandel der Zeit wäre ihm freilich nicht erspart worden. Damals Preußen, jetzt Deutschland; damals Europa, jetzt der Erdball als Kampfplatz. Ist der Einsatz dadurch etwa geringer, die Gefahr kleiner geworden? Auch damals hatten die Radowitz und Manteuffel eine große Gelegenheit verpaßt: den Krieg der Westmächte gegen Rußland. War lange vergebens um Britaniens Liebe geworben, bei alten Freunden Mißtrauen geweckt worden. Was Treitschke über die ersten Jahre Friedrich Wilhelms des Vierten gesagt hat, galt auch noch für die Tage der provisorischen Regentschaft, die Zeit vor der Neuen Aera: „Preußen stand in der diplomatischen Welt so einsam wie seit Jahren nicht. Kaum war die Kriegsgefahr vorüber, so bemerkte man bald, daß Preußen jetzt auch an den kleinen deutschen Höfen weniger geachtet war als einst unter dem alten König. Die ruhige Würde des Vaters erweckte Vertrauen, die bewegliche Geschäftigkeit des Sohnes Zweifel und Argwohn." Auch jetzt ist, wie damals, Alles im Fluß. Die alten Alliancen gelockert und werthlos geworden. (Oesterreich könnte uns in einem Krieg gegen die Westmächte nicht helfen und Italien würde so-

gar der Wille zu dem Verſuch fehlen.) Rußland ohnmächtig und vor der Gefahr des Zerfalles. In Oſt und Weſt neue Großmächte: die Vereinigten Staaten und Japan; Beide von kaum zu überſchätzender Expanſivkraft, Beide Schreckgeſpenſter für die Wirthſchaft Europas. Vom Oſten droht die Erweckung Chinas, vom Weſten der Bau des Panamakanals. Wie lange kanns noch dauern, bis die Lebensbedingungen des Welthandels völlig verändert ſind? Frankreich iſt durch ſein wichtigſtes Zukunftintereſſe an England gekettet; wenn es die entente cordiale aufgäbe, müßte es für Indochina und Madagaskar zittern. Das war nicht der unweſentlichſte Gewinnpoſten des britiſch-japaniſchen Bündniſſes. Und wir? Wir jammern über den böſen Nachbar, der uns nicht in Frieden leben läßt, und „beſchränken uns darauf, die Steine, die in unſeren Garten fallen, aufzuſammeln und den Schmutz, der uns anfliegt, abzubürſten, wie wir können.“ Und der Reichstag iſt damit vollauf zufrieden.

Auch die Oeffentliche Meinung, die für drei bis acht Mark ein Vierteljahr lang ins Haus geliefert wird. Sie hat die Reden des Kanzlers (drei in drei Tagen) als „ſtaatsmänniſche Thaten“ gefeiert. Darüber wundert ſich kein Erwachſener mehr. Nicht ſo hold war der Widerhall, den dieſe Reden im Ausland fanden; auf das ſie doch wirken ſollten. Die Antworten waren nicht von Zorn oder Haß diktirt; ſie klangen ſpöttiſch. Der Zwiſt mit Frankreich, hieß es, iſt ja beſeitigt, in vier Wochen gehts nach Algeſiras und der Kanzler hat ſelbſt die loyale Haltung Rouviers gelobt; warum gräbt er die Streitart nun wieder aus? Warum hadert er, nicht laut, doch für feine Ohren vernehmlich, mit Delcaſſé und Lansdowne, die Beide nicht mehr im Amt ſind? Warum beſchuldigt er das engliſche Volk des Deutſchenhaſſes, da er doch friedliche Verſtändigung wünſcht und gerade jetzt, ſicher nicht ohne ſeine Zuſtimmung, hohe Beamte, Aelteſte der Kirche und Kaufmannſchaft für ſolche Verſtändigung agitiren? Dieſe Fragen ſind berechtigt. Die rhetoriſche Leiſtung des Fürſten Bülow, über die ſelbſt deutſche Zunftgenoſſen die Köpfe ſchüttelten, wäre unbegreiflich, wenn man nicht annehmen müßte, er habe die Reden in einer Zeit vorbereitet, wo er noch glaubte, ſich gegen Angriffe wehren zu müſſen. Da ein ernſt zu nehmender Gegner ſich aber nicht gemeldet hatte, verſtand man draußen nicht, wozu der oft beſchnüffelte und beleckte Brei noch einmal aufgewärmt ward. Die Mühe, dieſe Reden ausführlich zu kritiſiren, würde ſchlecht belohnt; Neues brachten ſie nicht und das Alte wird der Nachprüfung erſt bedürfen, wenn das franzöſiſche Gelbbuch über Marokko aufmerkſam durchgeleſen und der deutſchen Darſtellung verglichen iſt. Einſtweilen kann das unbeſtochene Urtheil nur lauten: Die Reden gaben ein allzu unvollſtändiges Bild der politiſchen Entwickelung

und verfehlten ihr wichtigstes Ziel; nur die oratorische, nicht die taktische Leistung ist zu loben. Für den Reichstag war nicht mehr nöthig; der blieb sogar stockernst, als der Kanzler erzählte, er habe den Kaiser veranlaßt, nach Tanger zu gehen. Saluons et passons ... Deutschland wird verkannt und verleumdet. (Trotzdem es vor einem Jahr noch, wie wir oft genug hörten, allen Großmächten innig befreundet war; und gegen die Bosheit sind seine Vertreter machtlos.) Deutschland wollte in Marokko nur sein Handelsinteresse wahren. (Und darum wurden die Herren Radolin, Tattenbach, Henckel, Betzold, Rosen in Bewegung gesetzt? Darum der Kaiser ersucht, in Tanger zu landen? Herrn von Holstein nach hartem Kampf das Maroquinaktenbündel entwunden? Frankreich mit Kriegsschrecken geängstet und noch näher an England gedrängt? Das Deutsche Reich wäre am Ende doch stark genug, um einen so unbeträchtlichen Erfolg mit geringerem Kraftaufwand zu erringen). Deutschland muß noch viel stärker werden; so stark, daß es ohne Bundesgenossen seine Stellung vertheidigen kann. (Auch gegen die vereinten Flotten der Westmächte?) Das Alles klingt wie eine Bankeroterklärung der Diplomatie. Fürst Bülow hat mancherlei Talente. Er spricht sehr gut, bleibt in Redekämpfen stets Sieger über Bebel und Genossen, weiß Menschen zu behandeln und die ihm unentbehrlichen Parteien so klug zu streicheln wie Gladstones old parliamentary hand; auch auf fremdem Gebiet (seine Steuerrede beweist es) vermag er sich mit seiner Fähigkeit rascher Auffassung so geschickt vorwärts zu tasten, daß er sachverständig erscheint, so lange ihm peinliche Fragen erspart bleiben; sein Wesenston hat sich dem des Kaisers klug angepaßt; fast Alles, was er für die innere Politik thut, ist vernünftig und die Gewandtheit, die er bei der Versöhnung der Agrarier gezeigt hat, höchsten Lobes werth. Dazu eine achtbare Bildung, guter Wille und die Journalistengabe, für ein paar Stunden sich mit Spezialkenntnissen und ad hoc gewählten Citaten vollzusaugen. Das ist nicht wenig, ist mehr, als selbst von einem in Prachtausgabe erschienenen Boettticher zu erwarten wäre. Fehlt nur der schöpferische Geist. Wo ist in diesen zierlich gebundenen Sträußen ein Halm, der auf eigener Gartenerde wuchs, wo in all diesen polirten Reden ein selbst gefundener, vorwärts weisender Gedanke? Der Panegyrist, der einen findet, mag seinen Namen neben den des Plinius ins Buch der Geschichte schreiben.

Noch Etwas fehlt: das eigentliche Talent für internationale Politik. Der gescheite und behende Mann kennt die psychische Verfassung fremder Völker nicht, auch ihre Geschichte nicht immer so gut, wie es zu wünschen wäre, und kann die Wirkung seines Handelns drum nicht ermessen. Sonst hätte er seinen Herrn ersucht, nicht durch Reden den Schein zu schaffen, das Deutsche

Reich erstrebe ein Weltarbitrium nach römischem Muster; hätte die Franzosen nicht gedemütigt, ohne sie, wenn ers thun zu müssen glaubte, auf Jahrzehnte hinaus zu schwächen; in der Zeit russischer Ohnmacht um jeden nicht schmählichen Preis einen Konflikt mit England vermieden; und den Westmächten nicht über die ihrer Verständigung hinderlichste Reibungfläche weggeholfen. Das ist nur die neuste Fehlerliste. Wir dürfen ja hoffen, daß Alles noch vor der Silbernen Hochzeit des Kaisers wieder in leidliche Ordnung kommt. Die Notabeln mahnen zur Erneuerung deutsch-britischer Freundschaft. (Wenn wir, wie der Kanzler sagt, ganz ohne unser Verschulden gekränkt worden sind, sollten wir lieber warten, bis der Vetter uns die Hand entgegenstreckt.) Und da die Briten schon jetzt überzeugt sind, daß die dem Fatherland ertheilte Lektion nicht nutzlos bleibt, werden sie sich nicht allzu lange sträuben und, wenn nur der Vortheil eingeheimst wird, lächelnd bekennen, daß auch im Inselreich gesündigt ward. Dann findet Fürst Bülow sich vielleicht in ewigem Glanz: und ahnt gar nicht, was inzwischen verloren wurde. Die Hoffnung, bald, nach friedlicher oder kriegerischer Auseinandersetzung mit Frankreich, unser Landheer verkleinern und das dadurch ersparte Geld still für die Flotte verwenden zu können; so leise und unauffällig, daß nirgends Verdacht entsteht. Die Möglichkeit, die Westmächte einander fern zu halten und dafür zu sorgen, daß an der Gibraltarstraße der Zankapfel nicht verschwindet, bis Rußland wieder wehrfähig, der Interessenstreit zwischen Amerika und England, Amerika und Japan fühlbarer geworden ist und ein seriöserer Erbe des Herrn Roosevelt auf zwei Weltmeeren manövriren kann. Das ist unwiederbringlich dahin. Und darum, Durchlaucht, hat sichs gehandelt. Wir brauchten Zeit, Ruhe, unverdächtige Mehrung moderner Machtmittel. Zweimal konnte das Tempo der Entwickelung, die uns Raum schaffen sollte, beschleunigt werden: während England und während Rußland in Noth war. Beide Gelegenheiten sind versäumt worden. Seitdem mußten wir bedenken, daß England vielleicht den Ausbau unserer Flotte und die Vollendung des Panamakanals nicht abwarten werde, und für diesen Nothfall uns hinter den Vogesen ein Faustpfand sichern. Auch damit ists nun vorbei. Die schönste Rede kann den Briten nicht mehr von dem Gedanken abbringen, daß in Deutschland ihm der gefährlichste Gegner erwächst; und in Frankreich treibt neuer Groll zu neuer Rüstung und kein deutscher Staatsmann könnte ungestraft wagen, nach den pariser Verhandlungen und der Marokko-Konferenz sich an der Republik von britischer Willkür schadlos zu halten. Denn die Franzosen haben ja gethan, was wir wollten, haben Herrn Delcassé, wie einen im Weinkeller ertappten Lakaien, weggejagt; und die internationale Anstands-

pflicht verbietet, nach abgeschlossenem Handel mit neuen Forderungen zu kommen. (Seit Jahren beriefen sich die deutschen Gesandten und Botschafter, wenn ihrer Liebe Mühe unbelohnt blieb, auf Delcassé als auf den Unheilstifter, der ihren Sieg hindere; ihr Herr mußte antworten, so lange die Gefahr eines Zusammenstoßes mit England nicht beseitigt sei, könne er sich keinen nützlicheren Minister wünschen als diesen kleinen Hitzkopf, der sicher in jede über Nacht aufgestellte Falle tappe.) War das Alles wirklich nicht früh zu errechnen? Nicht von Einem, dem Wortgespinnste die Dinge verhüllen und der sich, zum Beispiel, allen Ernstes einbildet, der Dreibund müsse zu neuem Leben erwachen, weil aus Berlin artige Phrasen nach Rom geflattert sind und von irgend einem Tittoni in der selben Tonart erwidert wurden. (Als ob in Italien ein Politiker von halbwegs gesundem Menschenverstande daran denken könnte, jemals in einem Kriege gegen die Westmächte, die Gebieter im Mittelmeer, das Schwert zu ziehen!) Von Dem nicht. Einem Anderen aber wäre diese Rechnung wichtiger gewesen als die Sorge für unseren armsäligen Handelsverkehr mit dem Scherifenreich. Doch der Reichstag jauchzt, weil im Sultanat des Westens auch für uns die Thür offen bleibt. Und man dürfte den Kanzler nicht schelten, wenn er sich in diesem Spiegel mit dem Lorber geschmückt sähe.

*

Als Bismarck seinen Grimm über die Unfruchtbarkeit preußischer Diplomatie ausstöhnte, war Unersetzliches noch nicht verloren. Der dänischen und der deutschen Frage konnte die Preußens Willen zum Leben bejahende Antwort gefunden und im Mitrailleusenfeuer dann die Kaiserkrone geschmiedet werden. Der Weg auf die Höhe war, trotz Radowitz, Manteuffel, Schleinitz, gangbar geblieben und ein Zunftmeister, den der bescheidene König gern und stolz gewähren ließ, wußte in Ost und West den Neid zu entwaffnen. Oft haben in Petersburg und London seitdem die Klügsten gefragt, warum man nur so dumm gewesen sei, Preußen in Deutschland zur Vormacht werden und mit den Bruderstämmen Frankreich niederwerfen zu lassen. Solcher Treppenwitz war unschädlich. Ob auch jetzt das von der Minute Ausgeschlagene uns noch einmal geboten wird? Polen, das als Staatsindividualität längst eingeurnt schien, träumt recht laut schon von Auferstehung; und es giebt sogar an Fürstenhöfen Leute, die sagen, die deutsche Frage könne ein zweites Mal streitig werden. Der Tag ist nicht fern, der auf dem Thron der nach Preußen stärksten Bundesstaaten katholische Königinnen sehen wird... Welcher vom Volk Erkürte denkt daran? Denkt in den Tagen des solstitium brumale an die Möglichkeit politischer Sonnenwende? Den Julblock angezündet! Und tanzet, Männlein und Weiblein, weil das Leben so schön ist, mit verbundenen Augen heiter ums Freudenfeuer!

Skepsis und Realität.

„Die Anpassung der Gedanken an die Thatsachen ist das Ziel aller naturwissenschaftlichen Arbeit. Die Wissenschaft setzt hier nur absichtlich und bewußt fort, was sich im täglichen Leben unvermerkt von selbst vollzieht." Mit diesen Sätzen aus Machs „Analyse der Empfindungen" wird Jeder, welcher philosophischen Schule er angehören mag, sich völlig einverstanden erklären. Da aber das Denken fast immer ein Sprechen ist und da besonders wissenschaftliches Denken ohne Sprache ausgeschlossen erscheint, so kann man auch als das Ziel aller wissenschaftlichen Arbeit das Auffinden des richtigen sprachlichen Ausdruckes für die Thatsachen bezeichnen, was ja auch mit der bekannten Definition von Kirchhof — Erklären ist ein richtiges Beschreiben der Thatsachen — gut übereinstimmt. Diese Modifikation der Sätze Machs hätte aber zugleich den großen Vortheil, daß dabei das Subjektive so viel wie möglich eliminirt ist. Denn was sich Jemand im Stillen denkt, Das entzieht sich dem Urtheil und der Kritik; wenn er aber seine Gedanken ausspricht, vorträgt, niederschreibt oder drucken läßt, dann kann man beurtheilen, ob und wie weit sich das Gesprochene oder Gedruckte den Thatsachen anpaßt; und wenn nun ein Anderer nachweisen kann, daß die Thatsachen dieser Formulirung widersprechen, und wenn er zugleich eine andere Formulirung findet, von der er zeigen kann, daß sie sich den Thatsachen besser anpaßt, dann wird diese neue Formulirung, wenn auch mitunter nach heftiger Gegenwehr, endlich angenommen und so lange herrschend bleiben, bis sie selbst wieder das Schicksal erfährt, durch eine bessere ersetzt zu werden. Auf dieser Kritik des Gesprochenen und Geschriebenen basirt jeder Fortschritt der Wissenschaft, aber auch jeder Wechsel der Meinungen in der Politik und im täglichen Leben; und selbst die den Thatsachen und Umständen angepaßte Handlungweise, so weit sie mit Bewußtsein einhergeht, beruht auf dem selben Prinzip, weil ein nicht rein reflektorisches, sondern planmäßig bewußtes Handeln ohne eine wenigstens „im Stillen" vorausgehende sprachliche Formulirung des Planes überhaupt nicht gedacht werden kann.

Wenn aber die Anpassung der Gedanken (oder deren sprachlichen Ausdruckes) an die Thatsachen als das Ziel jeder wissenschaftlichen Forschung bezeichnet wird, dann ist damit auch die reale Existenz dieser Thatsachen implicite vorausgesetzt und allen Spekulationen, die diese Realität bezweifeln oder gar in Abrede stellen wollen, ist von vorn herein jeder Boden entzogen. Denn wenn Die Recht hätten, die behaupten, es gebe überhaupt nur Gedanken oder Bewußtseinselemente oder Empfindungskomplexe und keine ihnen zu Grunde liegende Wesenheiten, dann dürfte man nicht die Anpassung der Gedanken an die Thatsachen, sondern nur die Anpassung einer Gedankenreihe an die andere als das Ziel der wissenschaftlichen Forschung hinstellen. Nun ist ja richtig,

daß auch Das, was wir Thatsache nennen, genau genommen, nichts Anderes ist als ein Komplex von Bewußtseinselementen, weil Alles, wofür wir einen sprachlichen Ausdruck besitzen, und dazu gehören ja auch diese Thatsachen, wenigstens zu der Zeit, wo der sprachliche Ausdruck gebildet wurde, ein Element unseres Bewußtseinsinhaltes gewesen sein muß. Aber bei reiflicher Ueberlegung kommen wir doch zu dem Resultat, daß jene Bewußtseinselemente, die wir Thatsachen nennen, sich recht wesentlich von denen unterscheiden, die wir als Gedanken zu bezeichnen gewohnt sind. Schon der Umstand, daß ein so scharfer Denker wie Mach sich genöthigt sah, Thatsachen und Gedanken einander gegenüberzustellen und die Anpassung dieser an jene als das Ziel jeder wissenschaftlichen Arbeit zu bezeichnen, spricht dafür, daß hier eine wesentliche Differenz vorhanden sein muß; und zwar besteht diese Differenz ganz einfach darin, daß bei den „Elementen", die wir als Thatsachen bezeichnen, die Betheiligung des Bewußtseins entweder aufgehört hat oder wenigstens bis zur Unkenntlichkeit zurückgetreten ist, während die „Gedanken" sich immer wieder unter mehr oder weniger lebhafter Betheiligung des Bewußtseins abspielen.

Wenn ich sagen soll, wie oft die Sonne bei uns aufgeht, so erfolgt meine Antwort fast mechanisch oder reflektorisch, weil ich darüber nicht nachzudenken brauche, weil ich darüber nicht den geringsten Zweifel hege und weil ich von keiner Seite einen Widerspruch erwarte; mit einem Wort: es ist für mich und jeden Anderen eine Thatsache, daß bei uns die Sonne jeden Morgen aufgeht. Wenn ich aber daran denke, daß sich ja nicht die Sonne um die Erde, sondern diese um die Sonne dreht, daß sich also der Beobachtende mit der Erde gegen die Sonne und die Fixsterne bewegt und daß er nur deshalb von dieser Bewegung nichts merkt, weil seine ganze Umgebung mit ihm die selbe Bewegung mitmacht, so ist Dies eine ziemlich komplizirte Reflexkette im Bereich meiner Sprachmechanismen, die eben wegen ihrer Komplizirtheit unter lebhafter Betheiligung meines Bewußtseins abläuft; und wenn ich nun die Thatsache, daß wir jeden Morgen die Sonne sich über den Horizont erheben sehen können, dem hier skizzirten Gedankengange gegenüberstelle, so kann ich allerdings sagen, die Anpassung dieser Gedanken an jene Thatsache durch Kopernikus bedeute einen der größten Fortschritte, den die Wissenschaft jemals zu verzeichnen gehabt hat. Leider wird aber dieser wichtige Unterschied zwischen den Bewußtseinselementen, die für uns beinahe zu unumstößlichen Thatsachen geworden sind, und den anderen, die sich noch im Fluß befinden und fortwährenden Aenderungen unterliegen, von Vielen vernachlässigt, die dann im Recht zu sein glauben, wenn sie sagen: Da alle Bewußtseinselemente und alle psychischen Prozesse subjektiver Natur sind und da für uns überhaupt nichts Anderes gegeben ist, als was in unserem Bewußtsein erscheint oder jemals darin erschienen ist, so existiren für uns überhaupt keine Thatsachen und keine Objekte, sondern nur

ihre subjektiven Spiegelungen in unserer Psyche; und da nun die Erfahrung gelehrt hat, daß der selbe Reiz, der selbe Vorgang in der Außenwelt, das selbe „Ding an sich", auf verschiedene Sinnesnerven einwirkend, stets verschiedene Empfindungen auslöst, dagegen verschiedene Reize, auf die selben Sinnesnerven einwirkend, stets die selben Empfindungen veranlassen, „daß also die Vorgänge in der Außenwelt mit unseren Empfindungen und Vorstellungen nichts gemein haben", so sei die Außenwelt für uns ein Buch mit sieben Siegeln; und das Merkwürdigste dabei ist: die Männer, die der Naturforschung eine so trostlose Perspektive eröffnen, sind davon in solchem Maße enthusiasmirt, daß sie frohlockend ausrufen, die damit verkündete Wahrheit sei das Größte und Tiefste, was der Menschengeist je erdacht habe.*)

Zum Glück schließt aber hier die Beweisführung auch schon ihre eigene Widerlegung in sich. Denn wenn man, um zu zeigen, daß die Vorgänge in der Außenwelt mit unseren Empfindungen und Vorstellungen nichts gemein haben, sich darauf beruft, daß der selbe Reiz, auf verschiedene Sinnesnerven einwirkend, stets verschiedene Empfindungen veranlaßt, so räumt man nicht nur ein, daß es Dinge in der Außenwelt giebt, die auf unsere Sinnesnerven reizend einwirken, sondern man behauptet sogar, zu wissen, wie diese Reize beschaffen sind; denn wenn man Das nicht wüßte, könnte man ja nicht behaupten, der Reiz, der, auf verschiedene Sinnesnerven einwirkend, verschiedene Empfindungen erregt habe, sei der selbe gewesen; und eben so wenig könnte man sagen, daß verschiedene Reize, auf die selben Sinnesnerven einwirkend, stets die selbe Empfindung veranlassen, da man ja höchstens wissen könnte, daß man die selbe subjektive Wirkung verspürt hat, aber, ohne in das mit sieben Siegeln verschlossene Buch geblickt zu haben, unmöglich behaupten könnte, daß es verschiedene Reize gewesen sind, die auf die selben Nerven eingewirkt haben. Aber auch von den Sinnesorganen könnte man nicht mit solcher Bestimmtheit sprechen, wenn es wahr wäre, daß die Vorgänge und die Dinge in der Außenwelt mit unseren Empfindungen und Vorschlägen nichts gemein haben. Denn auf welchem anderen Wege können wir über die Zahl unserer Sinnesorgane und über ihre Verschiedenheit Etwas erfahren als durch unsere Empfindungen und Vorstellungen? Und wenn diese über die Dinge uns keine Aufklärung verschaffen: wie können wir dann wissen, daß wir das eine Mal den selben Reiz auf verschiedene Sinnesorgane und das andere Mal verschiedene Reize auf das selbe Sinnesorgan einwirken lassen? Man möge dagegen nicht einwenden, daß unsere Sinnesorgane nicht zur Außenwelt, sondern zu unserem eigenen Selbst gehören;

*) Diese Sätze stehen fast wörtlich in Bunges „Vitalismus und Mechanismus", 1886. Verworn aber hat sie in seiner „Allgemeinen Physiologie" (1895) beifällig reproduzirt und gesagt, daß sie genau den „subjektiven Idealismus" ausdrücken, zu dem er selbst in seiner erkenntnißtheoretischen Betrachtung gekommen sei.

denn erstens wüßten wir von ihnen gar nichts, wenn wir sie nicht besehen und betasten könnten; und zweitens wäre selbst mit diesen Hilfsmitteln unsere Kenntniß nur eine ungenügende, wenn wir sie nicht an anderen Menschen und an Thieren, die doch sicher zur Außenwelt gehören, untersuchen und mit ihnen experimentiren könnten. Und nun erinnere man sich daran, welche außerordentliche Bereicherung unsere Kenntnisse über die Struktur und die Funktion dieser Organe erfahren haben, seit man sich wissenschaftlich mit ihnen beschäftigt, und frage sich, ob es wahr ist, daß dieser Theil der Außenwelt für uns noch immer ein Buch mit sieben Siegeln ist und ob man hier wirklich behaupten kann, daß die Vorgänge und Objekte in der Außenwelt mit unseren Vorstellungen und Empfindungen nichts gemein haben. Ist für uns das Wesen des farbigen Lichtes noch eben so geheimnißvoll und eben so verborgen wie zu der Zeit, wo uns noch nichts über das Verhältniß der Wellenlänge der Lichtschwingungen zu unseren Farbenempfindungen bekannt war? Und hat uns die Spektralanalyse keine Aufklärung über die Zusammensetzung, also doch wenigstens über einen Theil des Wesens der diese Schwingungen aussendenden Stoffe verschafft? Ist die Zerlegung der Klänge in den Grundton und die Obertöne nur ein Fortschritt in der Analyse unserer Empfindungen und nicht zugleich eine Vertiefung unserer Kenntnisse über die Vorgänge in der Außenwelt, die diese Empfindungen hervorrufen? Kann man sagen, daß unsere Vorstellungen und Empfindungen mit den Vorgängen in der Außenwelt nichts gemein haben, wenn ich zeigen konnte, daß Alles, was eine Erweiterung unserer Hautgefäße herbeiführt, immer bei uns das selbe Gefühl der Wärme erzeugt, während die verschiedensten Einwirkungen, wenn sie die Hautgefäße zur Kontraktion veranlassen, unter allen Umständen das Gefühl der Kälte zur Folge haben?*) Ich denke, die Antwort auf diese Frage kann nur so ausfallen, daß damit die Unhaltbarkeit der psychomonistischen Lehre klar erwiesen ist

Man darf sich aber auch nicht, zum Beweise unserer angeblichen Unfähigkeit, die Außenwelt zu erkennen, auf die Sinnes- und Urtheilstäuschungen berufen, weil man sich auch damit die Basis untergräbt, auf der man das Gebäude des Solipsismus aufrichten möchte. Denn wie könnte man überhaupt von Täuschungen sprechen, wenn man nicht wüßte, wie die den Außendingen richtiger entsprechenden Sinnesempfindungen beschaffen sein müßten, und wenn man nicht Mittel besäße, um sich vor Täuschungen, deren Ursache man erkannt hat, zu bewahren? Wenn ich einen Stab ins Wasser tauche und ihn im Winkel geknickt sehe, so bezeichne ich Dies als Sinnestäuschung, weil ich genau weiß, daß der Stab in Wirklichkeit gerade verläuft, wovon ich mich jeden Augenblick durch das Tastgefühl oder dadurch überzeugen kann,

*) Die Beweise hierfür gebe ich in dem nächstens erscheinenden Schlußbande („Nerven und Seele") meiner Allgemeinen Biologie.

daß ich ihn wieder aus dem Wasser herausnehme. Also gerade dadurch, daß wir im Stande sind, den selben Gegenstand oder den selben Theil der Außenwelt auf verschiedene Sinne einwirken zu lassen, und weil wir überdies diese Einwirkung durch absichtlich herbeigeführte Veränderungen in dem Verhältniß zwischen dem Beobachter und den zu prüfenden Dingen (besonders durch Einschaltung von Meßinstrumenten, von Mikroskopen, Spektroskopen oder Teleskopen, von Reagentien und zahllosen anderen Mitteln der Forschung) fast ins Unendliche variiren können, sind wir in der Lage, immer mehr Sinnes- und Urtheilstäuschungen auszuschalten und immer tiefer in das innere Wesen der Außendinge einzudringen. Unsere Sicherheit wird aber um so größer und die Berechtigung zur Skepsis wird in dem selben Maße herabgemindert, wenn unsere Beobachtungen, Messungen und Eruirungen durch andere Beobachter kontrolirt werden, und sie erreicht einen hohen Grad von Gewißheit, sobald es gelingt, aus den beobachteten Thatsachen Schlüsse zu ziehen und Vorhersagungen abzuleiten, die später genau eintreffen. Wenn die Astronomen Jahre vorher eine Sonnenfinsterniß berechnen und diese an den vorhergesagten Orten auf die Sekunde eintritt, dann wissen wir nicht nur mit voller Bestimmtheit, daß Sonne, Mond und Erde wirklich existiren, sondern wir wissen auch, daß die Berechnungen der Bahnen und Umlaufszeiten mit der Wirklichkeit übereinstimmen. Wenn die Ingenieure den Plan und die Trace für den Simplontunnel entwerfen und diesen nach allen Richtungen im Voraus berechnen und wenn die Bohrungen nach Jahr und Tag an der berechneten Stelle zusammentreffen, dann wissen wir wieder genau, daß nicht nur der Berg mit seiner geologischen Formation und seinen Wasseradern, sondern auch die Bohrmaschinen, das Dynamit, die Ingenieure, die Arbeiter, die Wassereinbrüche, das aufgewandte Geld und tausend andere dazu gehörige Dinge wirklich und nicht nur als bloße Traumgebilde der Unternehmer und ihrer ausführenden Organe existiren. Ich aber wünschte mir, die Mienen dieser Herren beobachten zu können, wenn ihnen Jemand nach gethaner Arbeit in einer philosophischen Seance auseinandersetzen würde, daß die Außenwelt für sie nur ein Buch mit sieben Siegeln sei und daß „die Annahme einer außer unserer Psyche noch existirenden Welt jeder Berechtigung entbehrt.“*)

Was würden diese Herren aber erst für Augen machen, wenn sie erführen, daß diese Sätze nicht von Berufsphilosophen ausgesprochen wurden, die sich die Männer der Praxis gern als weltfremde Gelehrte vorstellen, sondern von Naturforschern und speziell von Physiologen, deren Beruf es mit sich bringt, daß sie dem belebten Theil der Außenwelt fort und fort „mit Hebeln und mit Schrauben“ an den Leib rücken? Man sollte glauben, daß Männer, die Tag für Tag erfahren können, wie selbst so außerordentlich komplizirte

*) Dieser Satz steht bei Verworn auf Seite 37 des vorhin citirten Werkes.

Gebilde, wie die lebenden Organismen und ihre Organe, unter bestimmten, willkürlich und planmäßig geschaffenen Bedingungen gerade die Kurven aufschreiben, die man von ihnen erwartet hatte, daß, sage ich, gerade diese Forscher nicht behaupten dürften, die Vorgänge in der Außenwelt hätten mit unseren Vorstellungen und Erinnerungen nichts gemein.

Wir aber, die wir die Bewußtseinserscheinungen nicht mehr auf die geheimnißvolle Thätigkeit eines selbständig denkenden Seelenwesens zurückführen und auf der anderen Seite auch die Vorstellung verwerfen, daß diese Erscheinungen an gewisse Schwingungen in der Gehirnsubstanz gebunden sind, die, auch ohne Beeinflussung durch die Vorgänge der Außenwelt, quasi von innen heraus ablaufen können, die wir vielmehr zu der Ansicht gelangt sind, daß das „bewußt Sein" oder „bewußt Werden" funktional bedingt ist durch die Extensität der Betheiligung unserer Reflexapparate an den durch die äußeren Reize in Thätigkeit gesetzten Reflexketten*), wir können uns gegenüber den solipsistischen und psychomonistischen Ideen nur ablehnend verhalten, weil wir annehmen müssen, daß ein Reflex nur durch einen am rezeptorischen Ende des Reflexbogens eingeleiteten Protoplasmazerfall ausgelöst werden kann, und weil wir als bestimmt voraussetzen, daß eine Zersetzung der labilen chemischen Einheiten des reizbaren Protoplasmas niemals von selbst, sondern immer nur durch einen Reiz, also durch eine von außen kommende Einwirkung hervorgerufen werden kann. Wenn die Vertreter des erkenntnißtheoretischen Idealismus das psychische Geschehen als das ursprünglich Reale bezeichnen, so können wir nur sagen, daß uns eine solche Behauptung völlig unannehmbar erscheint, weil wir in unserer Erfahrung keinen Anhaltspunkt dafür besitzen, daß Bewußtsein ohne eine ausgebreitete Thätigkeit von Reflexapparaten auftreten kann. Giebt es also für uns kein Bewußtsein ohne Reflexe in der willkürlichen und unwillkürlichen Muskulatur, dann ist für uns schon das Bewußtsein oder Bewußtwerden an sich ein stringenter Beweis für die Existenz einer Außenwelt, die unsere Reflexapparate in Bewegung setzt.

Ich sagte absichtlich und ausdrücklich: „für uns", weil ich damit anzeigen wollte, daß Andere darüber anders denken können und vielleicht auch anders denken müssen. Auch beim wissenschaftlichen Denken, wie bei allen unseren Handlungen, kommt es darauf an, wie die Reflexapparate und ihre centralen Verbindungen beschaffen sind, von deren Thätigkeit unser Bewußtsein abhängig ist. Die also, deren zentrale Nervenbahnen von Haus aus oder durch Erziehung, Belehrung, Tradition und bisherige eigene Denkarbeit eine solche Beschaffenheit und assoziative Verbindung besitzen, daß ihre Reflexmechanismen

*) Der größte Theil des vierten Bandes meiner Allgemeinen Biologie ist diesem Nachweis gewidmet.

im Sinn der psychomonistischen Auffassung thätig sein müssen, die also nothgedrungen zu einer Formulirung ihrer Gedanken in diesem Sinn gelangen, haben von ihrem Standpunkt eben so Recht, wie wir von unserem Recht zu haben glauben; und sie werden sich, wenn überhaupt jemals, nur dann einer geänderten Auffassung akkommodiren, wenn die ihnen entgegengehaltenen Thatsachen und Argumente stark genug sind, um den Ablauf ihrer bisherigen Reflexketten zu hemmen und neue hervorzurufen.

Der wissenschaftliche Forscher kann überhaupt nicht darauf ausgehen, die „absolute Wahrheit" an den Tag zu bringen, sondern er sucht sich nur nach bestem Können ein Weltbild zu konstruiren, das nicht durch widersprechende und unerträgliche Theile gestört ist, das also, um in unserer Sprache zu sprechen, aus Bewußtseinselementen besteht, die an leicht und mühelos aneinandergereihte Reflexe gebunden und aus denen alle Reflexe eliminirt sind, die einander bekämpfen, hemmen und aufheben. Als ein solches störendes Element haben wir, zum Beispiel, die Vorstellung vom leeren Raum erkannt und ein solches ist auch, wenigstens für mein Denkvermögen, die in neuster Zeit mit so großem Eifer verfochtene energetische Hypothese (Ostwalds „Naturphilosophie"), die von einem stofflichen Inhalt des Raumes nichts wissen will und an seine Stelle so viele Arten von Energien setzen möchte, wie man braucht, um die beobachteten Naturerscheinungen zu erklären. Wenn wir also einen leuchtenden oder beleuchteten Gegenstand zu sehen glauben, so sehen wir nach dieser neuen Auffassung eigentlich nicht diesen Gegenstand, sondern es wirkt nur Lichtenergie auf uns ein; wenn wir den selben Gegenstand zu tasten glauben, so stehen wir unter der Einwirkung von Formenergie; wenn er auf uns lastet oder eine Wagschale herabdrückt, so fühlen oder beobachten wir nichts Anderes als die Wirkung der Schwereenergie; wenn der Kolben einer Dampfmaschine vom Wasserdampf emporgehoben wird, so ist es nicht der Dampf, der Dies thut, sondern die Volumensenergie; wenn der bewegte Kolben andere Theile der Maschine in Bewegung setzt, so sehen wir nur die Wirkung der Bewegungenergie; die Ausdehnung des Dampfes geschieht nicht durch die starken Molekularbewegungen des brennenden Heizmaterials, sondern durch die Wärmeenergie; wenn unsere Nerven gereizt werden, verwandelt sich die elektrische oder die chemische oder die Bewegungenergie des Reizes in Nervenenergie; und wenn uns die Reizung unserer Nerven zum Bewußtsein kommt, dann hat sich eben die Nervenenergie in psychische Energie verwandelt. Wie es aber kommt, daß immer ein ganzes Bündel von Energien an dem selben Ort vereinigt ist, wieso der selbe „Körper" zugleich sichtbar und geformt ist, wieso er zugleich erwärmt und drückt oder stößt, wieso er außerdem eine Magnetnadel anzieht oder abstößt, ein anderer auch noch süß, salzig oder bitter schmeckt: das Alles wird uns nicht gesagt; und wenn man es uns sagen würde, würden

wir es schwerlich begreifen. Denn eben so wenig wie wir verstehen können, wie abstrakte Begriffe (Energie gleich Arbeit) einen Raum ausfüllen sollen, so wenig können wir begreifen, wie solche unkörperliche Begriffe durch irgend ein anderes eben so unkörperliches Ding an dem selben Ort zusammengehalten werden sollen. Man versuche aber einmal, an die Stelle von „Energie" überall „bewegte Materie" zu setzen: und man wird sich leicht überzeugen, daß man alle Vortheile einheimsen kann, die man sich aus dem Ersatz des Substanzbegriffes durch die Energie versprochen hat, und daß man thatsächlich alle Naturerscheinungen in den Begriff der bewegten Materie einordnen kann, ohne die Widersprüche und Unbegreiflichkeiten in den Kauf nehmen zu müssen, die (wenigstens für meine Organisation) die neue Lehre zu einem Konvolut einander widerstrebender und einander hemmender Sprachreflexe gestalten. Bei diesem Umtausch müßte aber eine der früher genannten Energien ausgeschaltet werden, nämlich die „psychische Energie", weil wir nicht in den Fehler verfallen möchten, uns das Bewußtsein als eine Art von bewegter Materie vorzustellen. Diese grob materialistische Auffassung unserer psychischen Erlebnisse müssen wir Denen überlassen, die sich rühmen, durch die Eliminirung des Substanzbegriffes den wissenschaftlichen Materialismus überwunden zu haben.

Wien. Professor Max Kassowitz.

Friedrich der Vierte von Dänemark.

Er war ungewöhnlich häßlich. Mit ihm beginnt die oldenburgische Nase. Sie kam mit seiner Mutter, Charlotte Amalie, einer Hessin, in die Familie; sie war sehr häßlich anzusehen bei dem Sohn, sie kulminirte bei dem Enkel, Christian dem Sechsten, und starb erst im Lauf des neunzehnten Jahrhunderts langsam aus.

Wenn es wenigstens eine Nase mit einem Knochenbau gewesen wäre! Aber davon konnte nicht die Rede sein. Es war eine Hammelnase, groß und herabhängend, mit einem Anlauf zum Buckel. Sie macht sich sehr gut auf Medaillen und Münzen, wo sie aus den Ringellocken der Perücken mächtig hervorragt, als Symbol des Absolutismus; aber man muß sie im Profil sehen, um sie überhaupt ertragen zu können.

Sehr merkwürdig sind die oldenburgischen Nasenflügel; sinnlich kräuseln und krümmen sie sich nach den Seiten zu, als witterten sie beständig schöne Unterthaninnen von Tromsö bis hinab zur Eider. Die wesentlichste Kraftentfaltung der Oldenburger zeigte sich ja bekanntlich auf dem Gebiete der Geschlechtsliebe. Sie waren Erotiker, nicht Politiker. Und Friedrich der Vierte übertrifft sie Alle: er war zur

ſelben Zeit mit zwei Frauen verheirathet und Beiden unter hochkirchlichen Formen angetraut. Beide waren Königinnen von Dänemark, aber der Reihe nach. Die zur rechten Hand, Luiſe, mußte erſt ſterben, damit Die zur Linken, Gräfin Reventlow, dazu kommen konnte. Die Hofetikette war damals ſtreng. Die zur Rechten war klein, häßlich, mürriſch und religiös. Die Gräfin dagegen hatte lebhafte braune Augen, Grübchen in den Wangen und war von angenehmer Rundlichkeit. Die zur Rechten hatte den Takt, früh zu ſterben, ſo daß die braunäugige Anna Sofie auf die richtige Seite kommen konnte. Da blieb ſie. Und wurde mit den Jahren immer rundlicher. Der Buſen wogte üppig hinter der Schnürbruſt, üppig und befreit: denn die mürriſche Luiſe lag ja in Roskilde.

König Friedrich war unſinnig verliebt. Der kleine, ſchmächtige, gelbe Herr umſummte ſeine Königin, umwitterte ſie mit der langen Naſe. Und er machte ſich abſolut nichts daraus, was die Familie ſagte. Die Kinder, die ihm Die zur Rechten geſchenkt hatte, waren nämlich tief gekränkt. Beſonders der Sohn, der klein, häßlich, mürriſch und religiös war und deſſen lange Naſe vor lauter Frömmigkeit und Ingrimm noch länger ſchien.

König Friedrich lebte inzwiſchen der Liebe und baute zwei heitere, weiße, italieniſch ausſehende Schlöſſer, die merkwürdiger Weiſe noch nicht abgebrannt ſind: Fredensborg und Frederiksberg. Sie ſtehen in Dänemark und wahren die Erinnerung an eine lange, verliebte Naſe und ein Paar topasbrauner, lachender Augen.

Ach ja, die lange Naſe! Der Tag, an dem ſie die Flügel hängen ließ, ſollte kommen. Sie konnte den Gedanken an die mürriſche Luiſe nicht ganz verbannen. Die Tote, die in Roskilde unter dem ſchwerſten Marmordeckel lag, der überhaupt zu bekommen war, ſpukte dennoch durch Friedrichs Gewiſſen. Und den Sohn, den mürriſchen Chriſtian, konnte er auch nicht loswerden. Der ging umher und ſchmollte und maulte; und hinter ihm drein zogen alle ſchwarzen Pfaffen des Landes wie eine lange, ſchwarze, naſſe Waldſchnecke auf einer Landſtraße.

Und eines ſchönen Tages (es war in Odenſe) wurde die verliebte Naſe ſteif und kalt, legte ſich hin und ſtarb. Sie wurde nach Roskilde gebracht und unter den Marmor geſenkt, dicht neben der mürriſchen Luiſe, die jetzt für ewige Zeiten einzige Gemahlin iſt, zur Rechten und zur Linken. Und ſo liegen ſie noch heute. Luiſe hat den Sieg davongetragen.

Aber die Andere, die gekrönte Gräfin? Was wurde aus den braunen, lebensluſtigen Augen?

Die wurden roth vom Weinen. Und daran war der Sohn der Naſe ſchuld.

Der Sohn der Naſe wurde König und die arme Anna Sofie rannte ſich gleich einen Pfahl durch den Leib. Er ging durch ihr rothes Herz wie ein Pfriem. Nie wieder wurde ein Herz daraus. Und die Jahre kamen über ſie; ſie wurde alt, mürriſch und religiös. Sie bereute bitter ihr früheres Leben als Gemahlin zur Linken. Sie ſtarb und wurde nach Roskilde gebracht Da liegt ſie in einer kleinen Nebenkapelle, zur Linken, wenn man hereinkommt. Durch das Gitter kann ſie einen Schimmer von ihrem alten Liebſten und von ſeiner Luiſe ſehen.

Die liegen im Chor, — zur Rechten.

Kopenhagen. Sven Lëopold.

Protegirte Professoren.

Vor einigen Wochen wurde Herr Professor Schmoller von einer konservativen Zeitung angegriffen, weil er Einfluß im Kultusministerium besitze und ihn im Interesse seiner Schüler bei der Besetzung akademischer Lehrstühle benutze. Wenn ich nicht irre, wurde in der selben Zeitung mitgetheilt, daß Abgeordnete der konservativen Partei im Landtag hierüber eine Interpellation einbringen wollten. Es wirkt befreiend, daß diese Angelegenheit endlich im Parlament zur Sprache kommen wird und endlich, wenn Mißbräuche vorliegen, Abhilfe zu erwarten ist. Denn die Klagen sind nicht neueren Datums, sind auch nicht erst jetzt in die Oeffentlichkeit gelangt. Ich würde mich weniger gewundert haben, wenn sie schon vor zehn Jahren so intensiv einige Zeitungen beschäftigt hätten. Denn seit Herr Geheimrath Elster in das Ministerium eingetreten ist, hat wenig davon verlautet; seitdem ist viel öfter behauptet worden, daß die Schüler des Herrn Geheimrathes Conrad sich ministerieller Förderung erfreuten. Niemals ist Conrad meines Wissens deshalb angegriffen worden; allgemein aber glaubt man, daß Herr Geheimrath Elster, der entweder ein Schüler oder ein Mitschüler Conrads sei, dessen Richtung unterstütze. Mehr hat man sich über den angeblichen Einfluß eines süddeutschen Professors gewundert, da er, allerdings von zwei Ordinarien flankirt, nur engbegrenzte Gebiete der Staatswissenschaften als Lehrer und Gelehrter pflegt und seine Schätzung seiner zahlreichen, wohl versorgten Schüler vielfach als ziemlich subjektiv gilt. Und dann erinnert man sich, daß die stummische Eisperiode zwei erratische Blöcke in die norddeutschen Niederungen geführt hat. Die Zahl der auf das Ministerium Einfluß habenden Männer scheint nicht gering zu sein. Der Fall Schmoller interessirt die akademische Gesellschaft weit über den Kreis der Soziologen hinaus; denn auch außerhalb jenes engen Gebietes hört man ähnliche Beschwerden. Nur werden sie hier von den Parteien nicht so ungescheut an den Tag gezogen, da andere Wissenschaften zum Glück ja nicht über Arbeiterbehandlung und Fleischpreise mitzureden haben. Auch hier heißt es, daß die Beförderung häufig nicht nach dem Verdienst des Einzelnen erfolgt, sondern je nach seiner Geltung bei einigen im Ministerium angesehenen Gelehrten, nach deren Herrschaftgelüsten, nach der freundlichen oder feindlichen Stimmung, die die Hofbeamten der Gewaltigen zu erregen vermöchten. Starke Charaktere verschmähten es, sich in ein Patronatsverhältniß zu begeben. Die Kandidaten, die auf den Fakultätlisten ständen, würden über Bord geworfen und andere Personen den Fakultäten aufgedrängt; nicht gerade selten werde der Fakultätreferent davon verständigt, welchen Kandidaten die Regirung wünsche. Die akademische Laufbahn habe mit der militärischen Aehnlichkeit, weil beide Lotterien seien; aber die Militärlotterie biete doch mehr Gewinne. Wenn der Offizier nicht gefalle, dann entlasse man ihn, gebe ihm aber eine Pension. Dagegen könne ein Privatdozent Jahrzehnte lang dem Staate dienen, ohne ein Gehalt oder beim Abschied eine Abstandssumme zu erhalten, und der Professor müsse auf seinem Platz bleiben, auch wenn er noch so oft übergangen, noch so ungerecht behandelt worden sei. Er sei verurtheilt, in den unerfreulichsten Stellungen zu verkümmern. Wenn man sich schriftlich an das Ministerium wende, erfolge oft keine Antwort; und wenn man endlich eine persönliche Anfrage wage, müsse man erwarten, nicht gerade würdig behandelt zu werden. Habe man aber selbst eine befriedigende Antwort erhalten, dann sei man noch nicht sicher, daß sie in der Zukunft anerkannt werde. Ob diese Behauptungen begründet sind, weiß ich nicht. Um so wichtiger ist, daß sie öffentlich erörtert werden. Denn gefährlich ist nur, was im Verborgenen schleicht. Doch wenn der

Landtag zur Klarheit gelangen will, muß er das akademische Berufungwesen in einem früheren Stadium untersuchen. An das Ministerium gelangen Vorschläge der Fakultäten; das Ministerium hat zwischen mehreren Kandidaten zu wählen. Daß es ihm nicht immer leicht wird, den rechten Mann herauszufinden, ist begreiflich. Die Befragung von Männern, zu denen das Ministerium Vertrauen hat, ist fast selbstverständlich; auch kaum zu vermeiden, daß der Befragte den Einen günstiger als den Anderen beurtheilen, den in seiner Richtung Marschirenden vorziehen wird. Aus der Thatsache, daß A, B, C Einfluß haben, läßt sich nur schließen, daß das akademische Berufungwesen von Grund aus reformirt werden muß. Selbst wenn der die Personalien bearbeitende Beamte ein Gelehrter wie Aristoteles wäre, einen übermenschlichen Gerechtigkeitsinn und ein engelhaftes Wohlwollen besäße, wären „Einflüsse" nicht zu vermeiden. Die weitere Frage, ob in den Fakultäten immer eine übermenschliche Gerechtigkeit und ein engelgleiches Wohlwollen herrschen, mag der Landtag beantworten. Nur von einem hohen Standpunkt aus darf der Fall Schmoller erörtert werden, wenn die akademische Gesellschaft einen dauernden Nutzen davon haben soll. Der bisher eingenommene Standpunkt scheint mir beträchtlich niedriger zu liegen. Der Einfluß Schmollers wurde deshalb als so schädlich betrachtet, weil dieser Gelehrte eine extreme sozialpolitische Stellung einnehme. Nun steht er bekanntlich in der Mitte, was hier diplomatische Leisetreterei, dort vornehme Besonnenheit genannt worden ist. Auch ist er, was man von dem „Borussen" Schmoller erwarten durfte, für Getreidezölle eingetreten und zwei seiner Schüler, die Herrn Professoren Oldenberg und Sering, gehören zu den festesten Säulen des Agrarismus. Wie kommt es, daß ein solcher Mann gerade in den konservativen Zeitungen angegriffen wird? Kann die konservative Partei ein Interesse daran haben, seinen Einfluß, wenn er noch besteht, im Ministerium zurückzudrängen? Wenn man diese Dinge bedenkt, muß man fürchten, die Agitation habe einen ganz anderen Zweck als den, das akademische Berufungsystem zu ändern. Sollte die Interpellation überhaupt nicht ernstlich beabsichtigt gewesen sein? Ein kleines Possenspiel dieser Art wäre in konservativen Zeitungen wohl möglich. Deren Leser interessiren sich im Allgemeinen mehr für Geschlechtstage und Wappenkunde, für Roggenpreis und Fleischeinfuhr, für Jagd und Hofbälle als für Universitätverhältnisse. Kommt die Interpellation aber, dann muß sie so begründet werden, daß aus ihr ein dauernder Gewinn für die Hochschulen erwächst. Einen schlecht berathenen Interpellanten würde man über den Haufen rennen; und dann wäre die gute, für Lernende und Lehrer wichtige Sache auf Jahre hinaus begraben. Ein Fehler wäre es besonders auch, wenn die Debatte nur an den Namen Schmollers geknüpft würde. Was wir dann zu hören bekämen, wären doch nur die alten Geschichten von Schmollers angeblicher „Devotion" vor dem berühmtesten Ministerialdirektor und ein langwieriges Geschwätz über Nutzen und Nachtheil des Katheder-sozialismus, das nur Abgeordneten noch zeitgemäß scheinen könnte. Wenn gesündigt wird, geschiehts in anderen Fakultäten sicher nicht seltener als auf dem den Blicken am Meisten ausgesetzten Gebiet, der Nationalökonomie. Manche Wahrnehmung spricht für den Glauben, daß Männer wie Bergmann und Leyden, Diels und Harnack (um nur ein paar Namen zu nennen) nicht geringeren Einfluß haben als Schmoller. Vielleicht wäre das Richtigste, persönliche Angriffe in diesem Fall ganz zu vermeiden. Man darf ja nicht vergessen, daß Schmoller ein Gelehrter ist, dem selbst der Gegner Bewunderung nicht weigern kann. Sollte der Vorstoß nur den Zweck haben, einen im Herrenhaus lästigen Mann zu ärgern oder gar seine (immerhin mögliche) Opposition in der Frage des Schulunterhaltungsgesetzes zu mildern, dann wäre es thöricht, bei diesem Jagdvergnügen die Treiberrolle zu übernehmen.

Ernst Schalk.

Anzeigen.

Blinde Regirungen und technische Schwerenöther. Hugo Steinitz, Berlin.

Während geraumer Zeit war für die in dieser Schrift behandelte, dringende Nothstandslage keine rechte Andacht zu finden. Die Presse war beladen mit Berichten über in- und ausländische, allgemein interessirende Tagesgeschichten, in denen das deutsche Gemüth kummervoll mitsprach. Was schert uns da die eigene Noth, die anscheinend indirekt schwere Belastung? Da uns aber die eigenen Unterlassungsünden von unseren Volksvertretern so verdächtig beschönigt wurden, mußten die Beweise dafür erbracht werden, daß und warum wir Milliarden verlieren, die viel jüngere Kulturstaaten schon mehr als ein Jahrhundert lang mit Hilfe unserer Werthe produzirenden Landsleute sich nutzbar machen. Wir haben uns allerdings immer erfinderisch in dem Bemühen erwiesen, Staatseinkünfte zu beschaffen. Mehr als irgend ein kultivirtes Volk unterschätzen wir aber die Verdienste der Förderer unserer wirthschaftlichen Fortschritte, die geistvolle Arbeit unserer Erfinder und Gewerbetreibenden. Statt im Schutz des Individuums die Stärke der nationalen Wohlfahrt zu erkennen, zupfen wir den Aufstrebenden an Beinen und Flügeln und denken, daß er laufen und fliegen kann, auch während wir ihm den Weg versperren, dabei aber in seiner Brutstätte unregulirbar einheizen. Diese Behandlung mußten selbst die Regirungen nach zahllosen Klagen und Beschwerden schließlich als falsch erkennen Und dennoch haben wir keine Männer gefunden, die, mit umsichtigem Blick und über alle Parteiung erhaben, systematisch eine Reform der Vorbedingungen für neues wirthschaftliches Leben zu schaffen vermocht hätten. Die Berufenen, unsere Gesetzgeber, haben vielmehr bis auf die allerneuste Zeit die drückenden Bedürfnisse verkannt oder geradezu verleugnet. Darum dieser neue Appell. Unsere gewerblichen Eigenthums-Schutzgesetze sind, wie Urtheile unserer höchsten Richter bestätigen, grundsatzlos, völlig unsystematisch, nicht einheitlich und deshalb unwirksam. Unsere Gesetze wirken nicht nur schädlich, sondern vernichtend, weil sie das Rechtsbewußtsein der auf diesem Gebiet führenden Geister und des Volkes korrumpiren Mindestens aber erzeugt unser laisser aller eine Schlaffheit, bei der die Charakterlosigkeiten der Gesetze nur zu leicht aufrecht erhalten und zur unbeschränkten Herrschaft gebracht werden können. Die Sachverständigen haben oft genug im Lauf der Jahre bewiesen, was halb, was schädlich, was falsch sein würde. Dennoch sind alle Berathungen überhetzt. Wir leiden hart, sehr hart unter der Indifferenz, die nur verständlich wird, wenn man sieht, wie das Gros der Urtheilsfähigen mit Beschönigungen beschwichtigt und unfähig gemacht wird, die großen Fehler der Spezialgesetze zu erkennen und ihre Nachtheile zu definiren. Auch nachdem all unsere wirthschaftlichen Vereinigungen, nachdem technische und rechtswissenschaftliche Schriften seit Dezennien immer wieder positive Vorschläge für Gesetzreformen zur Debatte gestellt haben, sind diese Bestrebungen von Cliquen, Fraktionen und jeweiligen Machthabern mit trüben Argumenten auch an offizieller Stelle überschrien oder ganz ignorirt worden. Soll es so weiter gehen?

Karl Pieper.

Dreiviertel Stund vor Tag. Eugen Diederichs, Jena.

Karen Nebendahl — man muß wissen, daß ihre Mutter eines Stubenmalers Tochter ist von der dänischen Grenze und daß sie heranwächst im Hause ihres

Vatervaters, eines gräflichen Kutschers und Sonderlings, der auf eine fast heidnische Weise aller geheimnißvollen Naturkraft verbunden ist — Karen Nebendahl tritt auf als ein Mensch, der mit der großen Liebe des Schaffenden hineingeboren ist in eine Welt, die zu zwingen ihm nicht die Kraft, sondern der Ausdruck fehlt. So wird sie, trotz ihrem Lebensdurst, als Kind schon gedrängt zu einem glühenden und traumstarken Insichhineinleben, das, „stolz im Gefühl seines heimlichen Rechtes", über die Wirklichkeit sich erhebt, von der sie fliehend dennoch Farbe und Blut nimmt. So auch verfolgt und liebt sie den sichtbar unsichtbaren Gott, den sie fühlen kann, aber nirgends fassen, bis er leuchtend ihr ersteht: durch ihre eigene tiefste Verbindung mit dem Leben, die zugleich die große Liebe gestaltend in ihr löst. Dies das einfache Geschehniß. Es wandelt hin durch Blumenbunt und Wolkengrau, zwei Schritte vor und einen Schritt zurück, vom Meere umweint und von Winden umlacht, umschlossen von Alltag, rührend an Ewigkeit. Und es möchte Den, der ihm nahkommt, ansehen mit Augen, die er schon einmal sah — im Traum vielleicht; und da gehörten sie ihm —, möchte zu ihm reden mit einer Stimme die seine eigene Stimme ist.

Jena Helene Voigt-Diederichs.

Gerard David und seine Schule. Von Eberhard Freiherrn von Bodenhausen. Verlagsanstalt Bruckmann, München.

Das große Werk scheint seinem Titel nach nur für den kleinen Kreis der Wissenschaft bestimmt, denn es handelt von einem nichts weniger als populären Künstler. Gerard David war bis zur brügger Primitiven-Ausstellung den meisten Fachleuten ein mehr oder weniger gleichgiltiges Mysterium und fehlt noch heute in dem beschränkten Verzeichniß der Namen, auf die der Laie in seiner Kunstgenüsse Qualen achtet. Diese Wahl giebt dem Buch vornehmen Charakter. Noch vornehmer wird es durch die Art, wie es den keineswegs bequemen Gegenstand überwindet. Bodenhausen erreicht die nothwendige Vereinigung des Dokumentarischen der Kunstgeschichte mit den Zielen eines lebendig empfindenden Freundes der Musen. Er theilt das Buch in zwei verschieden große Abschnitte. In dem ersten hält er sich nur an seine persönliche Auffassung des Helden, ohne den Fluß seiner Darstellung durch die schrecklichen Fußnoten gelehrter Bücher zu hemmen, und erweist die Wahrheit durch die Logik seiner Ueberzeugung. Davids Entwickelungen werden aus seiner Anlage und den Beziehungen zu den Zeitgenossen (vor Allem zu den Van Eycks, Memling, Rogier van der Weyden, Bauts und Van der Goes) gefolgert und die Werke auf ihre nicht leicht zu fassende Eigenart hin untersucht. Der zweite Theil umfaßt den ausführlich raisonnirenden und mit allen Dokumenten gespickten Katalog. Diese Eintheilung erhält dem Buch einen seltenen Vorzug: es bleibt lesbar. Man wird nicht durch Belege erdrückt, sondern überblickt die Perspektive der Behauptung; und Jeder, den es lockt, kann die Fundamentirung des Gebäudes an den zusammengestellten Forschungen nachprüfen. Die wissenschaftliche Errungenschaft ist sehr bedeutend, nicht nur, weil sie den Katalog von vielen Irrthümern reinigt und ihn um manches neue oder vorher angezweifelte Stück bereichert, sondern auch, weil sie das von Dokumenten sehr, von umfassender Erkenntniß bisher wenig beschwerte Gebiet der Beziehungen zwischen den gleichzei-

tigen holländischen, brügger und antwerpener Primitiven mit starken Lichtern erhellt. In der Anordnung des Buches erscheint diese bedeutsame Errungenschaft als Zugabe. Die Kraft des Autors konzentrirt sich auf die Herausbildung der Persönlichkeit Davids. So weit Das bei einer so mimosenhaften Individualität wie Gerard David überhaupt gelingen kann, hat Bodenhausen die schwierige Aufgabe bewältigt. Nicht wenig helfen ihm dabei seine intimen Beziehungen zur modernen Kunst. Das Beispiel bestätigt, daß der Weg von der Gegenwart zu der Vergangenheit Vortheile bringt, die dem auf die alte Kunst beschränkten Gelehrten leicht versagt bleiben. Das Buch ist Debut, denn Bodenhausen hat sich bisher, von vereinzelten Aufsätzen abgesehen, in vornehmer Bescheidenheit auf die Uebersetzung guter Bücher beschränkt. Man merkt der glänzenden Erstlingsarbeit nichts davon an; es sei denn, daß man der ernsten Begeisterung den Vorwurf machen wollte, große Probleme der Malerei zur Erschöpfung eines Themas zu verwenden, das nicht vollkommen genügenden Platz dafür bietet. Der aristokratische Charakter des Werkes ist auch in seinem Kleide, der Wahl der Type und des Satzspiegels und der Anordnung der vorzüglichen Reproduktionen, gewahrt. Auch dieser Bruch mit der Tradition der Gelehrtenbücher ist dem Kunstfreund willkommen.

Julius Meier-Graefe.

Schwanenlieder. S. Fischers Verlag in Berlin.

Die „Schwanenlieder" versuchen, die Gemüthswirren, das Ausklingen und Verbluten der Hinübergehenden auszudrücken. Requiems in Monologen, hingejammert an den Klagemauern von Gefängnissen der Seele. Schon auf der Schwelle zwischen Diesseits und Jenseits, wenden die Scheidenden die Blicke rückwärts; und was sie schauen, ist nicht nur die Tragoedie ihres eigenen Lebens: es ist die Tragoedie der Menschheit. Das Herz von tötlichem Erbarmen zerrissen, von dem Schicksal, Mensch zu sein, zermalmt, ungeläutert, unerlösten Gemüthes, an des Lebens Sinn verzweifelnd, überschreiten sie die Schwelle. Und sie sterben gern. In der ersten Novelle ist es das Alter, das den vorwärts stürmenden Fuß des Künstlers lähmt, der noch hinauf zu einem Sonnengipfel wollte. In „Agonie" ist es die Vision des Todes, die jäh in das blühende Leben eines Weibes hinein — nicht seinen Schatten, nein — ein weißes, ätzendes Licht wirft, das in die Finsternisse schauerlicher Wirklichkeiten hinableuchtet, das das Antlitz der Welt zu einer Fratze entstellt, von der sich in feierlich strenger Schönheit das Gesicht des Erzengels Tod abhebt. Der Tod geht von ihr, das Leben ist wieder da. Sie hat es verlernt. Wer nur einen Zipfel vom Schleier der Isis gelöst hat, Der stirbt. Mit Scham im Herzen über das Blendwerk des Daseins, in Sehnsucht erglühend nach dem Element der Reinheit, stößt sie voll wilden Stolzes ein Leben von sich, aus dem der Satan lacht, aus dem Gott weint. In „Benjamin Heiling" vollzieht sich wohl das tragischste aller Menschenschicksale und zugleich eins, das unzählige Seelen bricht, ein Schicksal, das menschliche Willkür, nicht unbekämpfbare Mächte über uns verhängen. Es ist die Tragoedie von der sozialen Unfreiheit, die dem Menschen sein Schicksal schon in die Wiege legt. Benjamin Heiling hat von Anfang bis zu Ende ein fremdes Leben gelebt. Das ganze Dasein ein Grab seiner eigentlichen Wesenheit, dem er entsteigt, als Sterbender . . . Die Schwanenlieder der dem Tode Zueilenden sind keine Lieder, in denen scheidende Seelen leis und lind verklingen. Schreie sinds aus der Brust der Menschheit.

Hedwig Dohm.

Börsenreform.

Vor zwei Jahren hatte Graf Posadowsky im Reichstag erklärt, er bürge für den ernsten Willen der Verbündeten Regirungen, den allseitig anerkannten Mißbräuchen, die das Börsengesetz gestatte, ein Ende zu machen. In der Thronrede hat der Reichstag jetzt gehört, man wolle „erwägen", ob „die Vorlage einer Börsengesetzreform in engbegrenzter Form dem Reichstag wieder zugehen soll". Was ist inzwischen geschehen, daß aus der bindenden Bürgschaft eine unverbindliche Erwägung wurde? Graf Posadowsky hat, was er versprach, gehalten. Im Februar 1904 ging dem Reichstag eine Novelle zum Börsengesetz zu, die, in ihren Einzelheiten ziemlich dürftig, doch das Maximum Dessen bot, was bei der damaligen Stimmung der Parteien zu erwarten war. Die Novelle blieb unerledigt; und jetzt wird nur noch „erwogen". Hat die Börse sich in der Zwischenzeit so stark gezeigt, daß eine Aenderung des Gesetzes, dessen Mängel kaum noch bestritten wurden, nicht mehr nöthig scheint? Die Kurse sind seit dem vorigen Sommer so gestiegen, daß Vergleiche mit der „unvergeßlichen" Hausseperiode 1899/1900 möglich wurden, und diese Thatsache wird von den Gegnern der Reform als Beweis dafür benutzt, daß mit dem Gesetz auszukommen sei. Das ist ganz schlau; nur könnte man darauf antworten, gerade solche stürmische Kurssteigerungen, die ohne eigentliche Direktiven eintreten, seien ein Zeichen von Schwäche. Kraft kann die Börse eher an Tagen weichender Kurse zeigen. Vermag sie eine grundlose Entwerthung der Effekten zu hindern, so ist sie stark; schwach aber, wenn jedes Mißtrauen des Publikums eine Debaute herbeiführen kann. In den kritischen Tagen des Februars 1904, des Oktobers und Novembers 1905 hatte die Börse Gelegenheit, ihre Kraft zu bewähren; da aber erwies sie sich als ohnmächtig. Man merkte, wie schlimm es ist, wenn die Contremine fehlt, die mit ihrem Gegendruck allzu heftige Kursschwankungen verhüten kann.

Die Ziffern der Umsatzsteuer scheinen den Freunden des Gesetzes freilich Recht zu geben. Von Anfang April bis Ende Oktober 1905 hat diese Steuer 4,38 Millionen Mark mehr gebracht als in den selben Monaten des vorigen Jahres. Das spricht aber durchaus nicht gegen die Nothwendigkeit, das Gesetz zu ändern. Man wünscht die Freigabe des Terminhandels in Aktien und Getreide, um einen Ausgleich für die im Kassegeschäft viel stärkeren Preisschwankungen zu bekommen, und die Beseitigung des Differenzeinwandes mit dem ihm angehängten Börsenregister. Das Zeitgeschäft ist in den Augen der Gesetzgeber kaum besser als ein unehrliches Gewerbe, das man wohl in Ausnahmefällen dulden, aber niemals konzessioniren kann. Wenn nun die Börsenleute das Zeitgeschäft von dem ihm angeheftеten Makel befreien wollen, darf man dieses Bemühen nicht einfach mit der wegwerfenden Bemerkung abthun: „Die Kerls wollen ja doch blos neue Schweinereien machen" (ich citire wörtlich). Auch regirende Herren haben ja die Mängel des Gesetzes zugegeben. Graf Posadowsky hat gesagt, es sanktionire geradezu den Betrug; Excellenz Möller, damals noch nicht dem Adel verliehen, wurde fast temperamentvoll, wenn Jemand gegen die Reform des Börsengesetzes sprach. Auch das Reichsgericht hat sich sehr deutlich über die „unbilligen Forderungen, die der Richter aus dem Börsengesetz zu ziehen genöthigt sei", ausgesprochen. Trotzdem soll im Jahr 1906 nur „erwogen" werden, ob die Novelle in „engbegrenzter Form" dem Reichstag wieder vorgelegt werden solle; brachte sie denn so viel, daß jetzt eine Begrenzung nothwendig scheint? Sie

beseitigte weder das Terminhandelsverbot noch den Differenzeinwand und ließ auch das Börsenregister bestehen. Das auf Grund der vom Bundesrath genehmigten Usancen abgeschlossene handelsrechtliche Lieferungsgeschäft in Produkten und Waaren sollte nicht zu den Termingeschäften zählen. Die logische Folge dieser „Vergünstigung" wäre die Ausschließung des Differenzeinwandes gewesen; in der Begründung des Gesetzentwurfes aber hieß es: „Die Möglichkeit des Differenzeinwandes bleibt bestehen, auch wenn beide Parteien in das Register eingetragen waren, da die Vorschrift des § 69 des Börsengesetzes, die den Differenzeinwand ausschließt, eben so wenig Anwendung finden kann wie die übrigen Vorschriften über den Börsenterminhandel." Bleibt der Differenzeinwand giltig, dann ist es aber ganz gleich, ob das Geschäft handelsrechtliches Lieferungsgeschäft oder Börsentermingeschäft ist. Die zweite Form bietet sogar, unter den durch die Novelle vorgesehenen veränderten Verhältnissen, fast noch mehr Chancen als die erste, die eigentlich ein Privileg genießen sollte. Wer nämlich erlaubte Termingeschäfte in Waaren (Zucker) abschließt, hat mit dem Differenzeinwand überhaupt nicht zu rechnen; und bei unerlaubten Transaktionen (Getreide, Mühlenfabrikate) kann der Differenzeinwand nicht erhoben werden, wenn der Schuldner nicht innerhalb der Frist von sechs Monaten die Weigerung zur Zahlung erklärt hat. Ueber das Börsenregister wurde gesagt: „Es ist in der That nicht zu verkennen, daß einzelne Vorschriften über den Börsenterminhandel ungünstig gewirkt haben. Namentlich hat die Einrichtung des Börsenregisters, die Unberufene vom Börsenspiel fernhalten und eintretenden Falles vor dessen verderblichen Folgen schützen, die dazu Berufenen aber einem besonders strengen Recht unterstellen sollte, zu zahlreichen schweren Verletzungen von Treue und Glauben und mehrfach sogar dazu geführt, daß gerade solche Personen, die zum Abschluß von Börsentermingeschäften berufen erscheinen, sich der Erfüllung ihrer Verpflichtungen durch Erhebung des Registereinwandes entziehen." Der Stil ist schlimm, doch die Absicht klar. Trotzdem bleibt das Register bestehen; die Eintragung soll bei erlaubten Geschäften gegen den Differenzeinwand schützen. Als weitere Schutzmittel hatte der Entwurf die Eintragung ins Handelsregister, den berufsmäßigen Betrieb von Bank- und Börsengeschäften und den Nachweis des „nicht nur vorübergehenden Besuches der Börse" vorgesehen. Allzu viel wurde also in der Novelle wirklich nicht geboten. Und nun wird erwogen, ob auch nur ein Theil davon gewährt werden solle.

Georg von Siemens sagte am achten Juni 1900 im Reichstag: „Die Börse kann, wenn gut gebraucht, in wirthschaftlicher und politischer Beziehung dem Lande die größten Dienste leisten Künftige Kriege werden nicht mit Säbeln und Gewehren gewonnen werden. Die Nation wird siegen, die auf die Disposition ihrer nationalen Mittel und auf die Stärkung der Börse die größte Sorgfalt verwendet hat." Siemens sprach als kühler, nüchterner Geschäftsmann; er wollte sagen, daß im Fall eines Krieges der Gegner, der über eine starke Börse verfüge, einen Vorsprung haben werde. Das ist unbestreitbar; und sehr merkwürdig, daß Die gerade, die in die Lage kommen können, in kritischen Tagen die Börse zu brauchen, deren Bedeutung so völlig verkennen. Man denke nur an die Stellung, die in England die Börse hat. Im Kriegsfall muß die Börse die Anleihen unterbringen und im Stande sein, die großen Umsätze in Industriepapieren und ausländischen Effekten, die dann vorgenommen zu werden pflegen, glatt zu vermitteln. In Friedenszeiten fließen große Mengen deutscher Rente ins Ausland und bei uns wiederum werden ausländische Fonds gekauft. Das

ist nicht zu vermeiden. Nach einer Kriegserklärung muß ein starker Ansturm auf den heimischen Rentenmarkt parirt und für raschen Abfluß der fremden Anleihen gesorgt werden. Das ist nur bei ungebrochener Kraft der Börse möglich. Ein sehr wichtiges Instrument in Friedens- und Kriegszeiten ist die Arbitrage: die Ausnutzung der Kurse eines Werthpapiers an verschiedenen in- und ausländischen Börsen. Bei den oft ganz plötzlich eintretenden Kursschwankungen gehört zur Arbitrage große Kaltblütigkeit, schnelles und sicheres Rechnen und rascher Entschluß. Die gesetzlichen Einschränkungen des Börsenverkehrs (nicht allein durch das Börsengesetz, sondern auch durch die mehrfache Erhöhung des Umsatz- und Effektenstempels) haben das Arbitragegeschäft sehr geschmälert. Während 1895 die Umsätze noch rund 400 Millionen Mark ausmachten, bringt der Arbitrageverkehr heute kaum den zehnten Theil. Diese Schmälerung empfinden, als der Börse schädlich, besonders die Geschäftskreise, denen die Bankenkonzentration Nachtheil gebracht hat. Die Höhe der Kursnotizen, die manchmal ja auf sehr wunderliche Art entstehen, beweist wirklich nichts für die Haltbarkeit des Gesetzes. Noch ein Umstand ist zu bedenken. Die Großbanken sind so mächtig geworden, daß sie die Börse nur noch selten brauchen. Sie erledigen die Effektengeschäfte ihrer Kunden unter sich und geben nur die „Spitzen", die überschießenden Beträge, die nicht kompensirt werden können, der Börse. Daß diese Manipulationen hinter verschlossenen Thüren keinen Ersatz für die Vortheile eines freien Verkehrs auf offenem Markt bieten, ist klar. Und die Regirenden, die ja nicht für die Großbanken arbeiten, sollten nicht glauben, die Börse sei unwichtig geworden, weil die Herren der Behrenstraße sie nicht mehr so oft wie früher brauchen.

Doch das Vorurtheil wurzelt so tief, daß es nicht leicht zu beseitigen sein wird. Noch immer giebt es Leute, die in der Börse nur eine Institution sehen, deren Zweck ist, arglosen Leuten das Geld aus der Tasche zu ziehen. Die Praxis erst kann die wirkliche Bedeutung der Börse erkennen lehren; vielleicht werden die schmerzhaften Erfahrungen, die von der nächsten Zeit zu fürchten sind, dazu beitragen. Je tiefer die Kurse sinken, desto öfter wird der Differenzeinwand erhoben werden. Schon jetzt geschieht es nicht so selten, wie das Publikum glaubt, daß nur von den vor Gericht, nicht von den durch privaten Ausgleich erledigten Fällen hört. Denn beide Parteien haben ein Interesse daran, so unerquickliche Konflikte geheim zu halten. Daß solche Abweichung von Treue und Glauben aber durch das Gesetz sanktionirt wird, kann die so oft angefeindete Börsenmoral sicher nicht heben. Dazu ist auch das Börsenregister nicht geeignet. Als in der Börsenenquete-Kommission die Herren Geheimräthe von Mendelssohn und Frentzel sich für das Register erklärten, wiesen die Börsengegner triumphirend auf diese Eideshelfer. Beide Herren hatten aber ausdrücklich gesagt, sie seien gezwungen gewesen, von zwei Uebeln das kleinere zu wählen. Wäre das Register abgelehnt worden, so hätten der Börse noch ärgere Belastungen gedroht. Inzwischen hat sich aber die Untauglichkeit des Börsenregisters deutlich gezeigt. In Berlin ist die Zahl der eingetragenen Firmen (heute sind es höchstens noch hundert) von Jahr zu Jahr zurückgegangen; und in Frankfurt, Leipzig, München, Dresden, Mannheim, also an den wichtigsten deutschen Börsen, sind nur einzelne Häuser eingetragen. Das ganze Börsengesetz hat keinem Menschen genützt, aber berechtigte Interessen geschädigt und besonders auch die Bewältigung der nationalen Aufgaben der Börse erschwert. Die Nothwendigkeit einer Aenderung braucht deshalb heutzutage wirklich nicht erst „erwogen" zu werden.

Ladon.

Der Fall Israel.

Seit ich, vor vierzehn Tagen, hier über den Selbstmord des Kommerzienrathes Hermann R. Israel sprach, ist mir so viel Geschriebenes und Gedrucktes, Freundliches und Unfreundliches, ins Haus geschickt worden, daß ein Nachwort mir nöthig scheint. Herr Dr. Magnus Hirschfeld, der Leiter des Wissenschaftlich-Humanitären Komitees, das für die Straflosigkeit des (nicht erzwungenen) Homosexualverkehrs Erwachsener agitirt, hat eine Darstellung des Thatbestandes gegeben, die er als „authentisch" bezeichnet. Danach hat der Lieutenant a. D. Ohm, der Israels Reisebegleiter und Gast gewesen war, behauptet, der Kommerzienrath habe ihn in einem Hotelzimmer unsittlich berührt, und, unter der Bedrohung mit „Unannehmlichkeiten", eine ihm angeblich versprochene Geldsumme verlangt. Israel übergab die Briefe, die ihn bedrohten, der Staatsanwaltschaft. Ohm wurde der Erpressung angeklagt, doch nur der Nöthigung schuldig gefunden und zu zwei Monaten Gefängniß verurtheilt. Auf die Frage des Vorsitzenden, ob er „homosexuell veranlagt" sei, hatte Israel zunächst von seinem Recht, die Aussage zu verweigern, Gebrauch gemacht, dann aber mit Nein geantwortet. Als Ohm aus dem Gefängniß kam, stellte er gegen Israel Strafantrag wegen Meineides und berief sich dabei auf das Zeugniß von Personen, mit denen der Kommerzienrath „widernatürliche Unzucht" (§ 175) getrieben habe. Die Vernehmung ergab, daß die meisten Zeugen nichts Belastendes aussagen konnten und daß die zur Aussage bereiten, als „vielfach vorbestrafte Individuen", nicht glaubwürdig erschienen; ein Hauptzeuge war wegen Erpressung mit sechs Jahren Zuchthaus bestraft. Israel selbst erklärte vor dem Untersuchungrichter, er habe geglaubt, die im Prozeß ihm gestellte Frage verneinen zu dürfen, weil er sich nie gegen das Strafgesetz vergangen habe. Nur danach aber könne er gefragt worden sein; sonst hätte der Vorsitzende ihn nicht auf das Recht hingewiesen, die Aussage zu verweigern, wenn er fürchten müsse, sich dadurch einer strafbaren Handlung zu beschuldigen. Das Verfahren wurde eingestellt, von der höheren Instanz aber wieder eröffnet. Als Israel diesen Gerichtsbeschluß erhalten hatte, fuhr er, am neunzehnten November, nach Rheinsberg, schoß sich eine Kugel in den Kopf und stürzte sich sterbend ins Wasser. Er fühlte sich unschuldig, hatte aber nicht mehr die Kraft, den Kampf aufzunehmen. Die in kleinen Blättern gegen ihn unternommene Hetze hatte ihn mürb gemacht. Das ist der Thatbestand.

So war er, in allem Wesentlichen, auch hier erzählt worden. Ich werde nun gefragt, warum ich „die Hetzer nicht gebrandmarkt", insbesondere nicht den Namen ihres Häuptlings, des Reichsglöckners a. D. Joachim Gehlsen, genannt habe. Der sei doch der Hauptschuldige. Der habe seine „Stadtlaterne", mit den „sensationellen Enthüllungen über den Kommerzienrath Israel", von einer ganzen Schaar lärmender Kolporteure Wochen lang vor dem Waarenhaus R. Israel ausrufen lassen. Obs wahr ist, weiß ich nicht. Jedenfalls ist die Rolle, die Herr Gehlsen in diesem traurigen Handel gespielt hat, nicht neidenswerth. Aber er ist ein alter, kranker Mann, der in bitterster Noth lebt und sich öffentlich, ohne daß ihm widersprochen wird, rühmt, er habe ein hohes Schweigegeld, das ihm Israel anbieten ließ, abgelehnt. Sicher ist, daß er durch Schweigen mehr verdient hätte als durch den Verkauf seiner billigen Hefte. Erpresser handeln anders. Möglich immerhin, daß der Mann, den ich nicht kenne, der ja seit Jahrzehnten aber überall „Korruption" wittert, von dem Gefühl getrieben wurde, hier solle ein Millionär der Strafe entzogen werden, die dem Armen nicht erspart bleibt; daß er glaubte, schreien zu müssen, weil die Anderen schwiegen. Die Hetze, für die er verantwortlich gemacht wird, muß sich

wiederholen, so lange eine Perversion des Geschlechtsempfindens, die offenbar viel weiter verbreitet ist, als wir Laien ahnten, vom Gesetz mit Gefängnißstrafe, von Gesetz und Gesellschaft mit Entziehung der bürgerlichen Ehrenrechte bedroht ist.

Andere Beschwerden. Ich hatte gesagt: „In den großen Zeitungen habe ich kein Wort darüber gefunden, daß der Kommerzienrath Hermann R. Israel homosexuellen Verkehrs beschuldigt, des Meineides angeklagt war und als Selbstmörder geendet hat; keine Sterbenssilbe". Der Redakteur der Täglichen Rundschau behauptet, er „habe kein Stillschweigen beobachtet"; und seine Zeitung sei doch eine von den großen. Meinetwegen. Ich habe über die Fälle Besas und Ohm, über den Erpressungprozeß und das wegen Verletzung der Eidespflicht eröffnete Hauptverfahren in der Täglichen Rundschau, die ich morgens und abends lese, nichts gefunden; wenn, wie ich nach der Erklärung des Redakteurs glauben muß, über den Selbstmord Etwas gesagt worden ist, kanns nicht viel gewesen sein. Ueber Verdächtigung und Schuld eines katholischen Priesters, der unter ähnlichen Umständen gestorben wäre, hätten wir wohl Ausführlicheres erfahren. Vielleicht wäre es übrigens verständiger gewesen, die Anderen, die „Stillschweigen beobachtet haben", zu tadeln, statt gegen mich zu wüthen, weil ich eine unauffällige Notiz übersehen oder die Rundschau nicht zu den „großen" Zeitungen gezählt habe. (Ich zähle sie wirklich nicht dazu, auch, zum Beispiel, nicht die Berliner Morgenpost mit ihren dreihunderttausend Abonnenten; schätze ihren inneren Werth aber nicht geringer als den der größten.) Weiter. Der Redakteur des Wochenblattes „Die Tribüne" sagt, das Schweigen der Presse sei in diesem Fall berechtigt gewesen. Woher sollte sie denn die Wahrheit erfahren? Im Prozeß Ohm war ja die Oeffentlichkeit ausgeschlossen. Das ist richtig. Wird über solche Prozesse aber auch sonst nichts mitgetheilt? Hätten wir vom Gang der Verhandlung nichts gehört, wenn, statt des Kommerzienrathes, Herr Stoecker, Herr Singer oder Herr Dasbach, ein Offizier oder ein Agrarier als Zeuge vernommen worden wäre? Hat die Presse, deren verfeinerte Schnüffelkunst wir jeden Morgen und Abend andächtig bewundern, plötzlich kein Mittel mehr zur Erkundung so naher Wahrheit? Israel war durch den Justizrath Wronker, Ohm durch den Rechtsanwalt Barnau vertreten. Wochen lang patrouillirten Kriminalbeamte die Friedrichstraße und den Thiergarten mit Ohm ab, um die von diesem Herrn als Zeugen genannten Gentlemen zu finden. Trotzdem war nichts Glaubwürdiges zu erfahren? Der Redakteur meint, ich hätte ihm und seinen Kollegen zugemuthet, Herrn Israel anzugreifen. Ist mir nicht eingefallen. Habe ich selbst ihn denn angegriffen? Die Presse konnte den Gehetzten vertheidigen (Das war weder schwer noch aussichtlos), aber sie durfte nicht aus Gefälligkeit die ganze Sache totschweigen. Der Redakteur sagt ferner, auch die „Zukunft" habe ein Inserat der Firma R. Israel gebracht, und knüpft daran die Frage: „Glaubt denn Herr Harden, daß er allein ein charaktervoller Mann ist, über den keine Versuchung jemals Etwas vermag?" Fügt dann aber selbst hinzu: „Er wird schwerlich diese Frage mit Ja beantworten wollen". Schwerlich? Ganz sicher nicht. Er dürfte sich, auch wenn er wollte, gar nicht rühmen, in diesem Fall besondere Charakterstärke bewiesen zu haben. Welche Inserate in die „Zukunft" aufgenommen sind: Das könnte ich frühstens erfahren, wenn das Heft fertiggedruckt vor mir liegt. Ich kümmere mich nicht darum und kann nur dafür bürgen, daß in der Wochenschrift, für deren Inhalt ich verantwortlich bin, für ein Inserat niemals mit einem Gegendienst gedankt worden ist, nie auch nur mit dem winzigsten gedankt werden wird. Wer die einem großen Publikum lange sichtbare Plakattafel benutzen will, mag es thun; auf „redaktionelle Berücksichtigung" darf er aber nicht hoffen. Ists überall so? That is the question. Der Mann der „Tribüne" erzählt, ich

„hielte alle Zeitungleute für bestochen"; trotzdem in dem Artikel über Israel ausdrücklich gesagt ist: Unsere Presse ist nicht bestechlich. Wäre sies, dann hätte sie sich im Fall Israel nicht mit den Inseraten begnügt; da war mehr zu holen. Nein: zwischen Zeitungbesitzern und Großinserenten hat sich ein Verhältniß herausgebildet, das geschäftlichen Usancen entspricht, nicht aber der an Sonn- und Feiertagen so laut gerühmten „kulturellen Bedeutung der Presse." Der Kundschaft soll, so lange es irgend geht, jede Kränkung, jedes leise Unbehagen sogar erspart werden. Wers leugnet, lügt oder weiß nicht Bescheid. Nicht jeder Zeitungbesitzer denkt so; doch ists die Regel. Und kein Buchhalter, kein Bote eines großen berliner Meinunghauses bezweifelt die Thatsache, daß ansehnliche Annoncenaufträge das Recht auf „Berücksichtigung" geben. Deshalb konnten die Brüder Besas der Erklärung, die sie reinigen und die Chefs des Hauses Israel belasten sollte, in keiner Zeitung Raum schaffen; deshalb wurde selbst ihr (nicht beleidigendes) Inserat abgelehnt; und deshalb ist über die Verdächtigung und den Selbstmord des Kommerzienrathes bis heute kein Wort in die großen Zeitungen gekommen. Ich wehre Keinem das Recht, diesen Zustand erfreulich zu finden, lasse mich aber auch nicht hindern, ihn schimpflich zu nennen.

Ein gescheiter Mann schrieb mir: „Waren Sie diesmal nicht ein Bischen ungerecht? Gerade Sie müssen doch mit mir in dem Wunsch übereinstimmen, daß die Presse sich weniger, als sies jetzt thut, mit privaten Angelegenheiten beschäftige. Konnten die von Ihnen Getadelten sich nicht einfach sagen, das große Publikum brauche von dieser Sache, die bei uns nun einmal als Familienschande betrachtet wird, nichts zu erfahren?" Auch darauf will ich noch antworten. Daß manche Zeitung sich viel zu eifrig mit Privatgeschichten beschäftigt, ist richtig; ich habe, nach englischem Muster, gesetzliche Bestimmungen empfohlen, die diesem Treiben den Raum verengen könnten. Hier aber handelte sichs um eine Angelegenheit von öffentlichem Interesse. Wenn ein Dienstmädchen sich mit Lysol vergiftet, wird uns kein Umstand verschwiegen, der die Arme in den Tod getrieben hat. Wenn ein Fräulein aus vornehmer Familie von einem Wicht eines Fehltrittes geziehen wird, findet die Beschuldigung in einem Tageblatt eine Stätte. Wenn das Lebensglück eines Menschen davon abhängt, daß eine gegen ihn erhobene Anklage einstweilen nicht veröffentlicht wird, weist man den Flehenden kühl von der Schwelle. Und eine Strafsache, die dem berliner Westen und der City für lange Wochen den Gesprächsstoff liefert, wird verschwiegen. Warum? Weil der Kommerzienrath, der sich als Herrn der Presse fühlte, Schweigen erbat. Weil später, als seine Leiche bei Wustermark im Wasser gefunden war, der überlebende Chef der Firma die Bitte wiederholen, die Zeitungtyrannen ersuchen ließ, nur die Todesnachricht zu bringen, alle Details aber zu unterdrücken. Weil Redakteure, die der psychologische Stoff oder die Sensation reizte, von ihrem Vorgesetzten gehindert wurden, Etwas darüber zu schreiben. Das ist Gebrauch; doch einer, „wovon der Bruch mehr ehrt als die Befolgung." Hat das Schweigen genützt? Israels Lage war durchaus nicht hoffnunglos. Selbst wenn er fahrlässiger Verletzung der Eidespflicht schuldig befunden worden wäre (was mindestens noch sehr zweifelhaft war), hätte kein menschlich Empfindender den Bedrohten verurtheilt. Die Presse konnte die Gelegenheit benutzen, um gegen ein veraltetes Gesetz zu kämpfen und Mitleid mit den Unglücklichen zu werben, deren Geschlechtstrieb sich der Norm nicht anzupassen vermag. Doch sie schwieg: „aus Gefälligkeit". Und der Mann, der sich auf ihr Schweigen verlassen hatte, war schutzlos der ihn umheulenden Meute ausgeliefert. Er floh in den Tod; und trotzdem das Schweigen fortwährte, wußte am nächsten Tag Jeder, dessen Urtheil ihm werthvoll gewesen wäre, was bei Rheinsberg geschehen war. Jeder, der sich für solche Dinge interessirt, aber auch, was Schwarzer Kunst heute möglich ist

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 23. Dezember 1905.

Die Bescherung.

Vor acht Tagen citirte ich, unter anderen Sätzen aus Bismarcks Briefen an Leopold von Gerlach, die drei Fragen: „Können Sie mir ein Ziel nennen, das unsere Politik sich etwa vorgesteckt hat? Glauben Sie, daß bei den Leitern der anderen großen Staaten die selbe Leere an positiven Zwecken und Ideen vorhanden ist? Können Sie mir ferner einen Verbündeten nennen, auf den wir zählen könnten, wenn es heute gerade zum Kriege käme?“ Als diese Fragen, die ein gewissenhafter Schreiber in seiner Zeitungsprache jetzt wieder „aktuell“ nennen müßte, gestellt wurden, konnte in Berlin kein Verständiger daran denken, einen Konflikt mit den Westmächten auszufechten oder in Afrika die schwarzweiße Flagge zu hissen. Von Marokko war in den Theekränzchen und Konditoreien der Spreestadt eine Weile geredet worden, als Rifpiraten den Prinzen Adalbert von Preußen gehindert hatten, mit der Korvette „Danzig“ an der Rifküste zu landen. Sieben Tote und achtzehn Verwundete: mit dieser Bilanz schloß der erste deutsche Versuch ab, im Maghreb el Aksa als Freund und Kulturbringer Fuß zu fassen. Das geschah im Jahr 1856. In dem selben Jahr erzwang England (dessen Hilfe Muley Zidan schon im siebenzehnten Jahrhundert gegen Portugal und Spanien angerufen und das längst nun wieder nach dem marokkanischen Handel die Polypenarme ausgestreckt hatte) vom Scherifenreich einen Handelsvertrag. Die Portugiesen waren abgezogen, die Spanier aber hockten noch in den Seeadlernesten der fünf Presidios und hatten die Verlegenheit des Westkalifen sogar benutzt, um sich das Gebiet von Ceuta zurückzuholen. Diese Verlegenheit war durch Frankreichs Einmarsch in Algerien und durch die Rebellion des entlaufenen Marabut Abd el Kader entstanden, der die Muſulmanen gegen die christliche Bedränger zu den Waffen gerufen hatte. Die Truppen des Sultans waren von Bugeaud geschlagen, die

Hafenstädte Tanger und Mogador vom Prinzen Joinville bombardirt worden: Muley abd ur Rahman mußte im Vertrag von Tanger 1844 den neuen Herren Algeriens die selbe Grenze und das selbe Lebensrecht zugestehen wie einst den Türken. Damit war Frankreich für den Augenblick zufrieden; merkte aber bald, daß es in Algerien erst Ruhe haben werde, wenn das Nachbarreich seinem Wink gehorche. Louis Napoleon, der sich schon vor Orsinis Attentat unsicher fühlte und dem Mob gern Etwas bieten wollte, ließ das verschleierte Auge über die Landkarte schweifen und fand, in Afrika habe das neue empire noch nicht den ihm gebührenden Raum. An der Hoftafel sagte er eines Tages zum Lord Cowley, der England in Paris vertrat, das Bündniß der Westmächte habe eigentlich doch auch die Aufgabe, die afrikanischen Angelegenheiten in Ordnung zu bringen. Britanien möge Egypten, Frankreich Marokko nehmen; damit Sardinien nicht ganz leer ausgehe, könne man ihm Tunis geben. Cowley meldete das Tischgespräch dem Auswärtigen Amt, dessen Chef, Lord Clarendon, dem Premierminister Bericht erstattete. Palmerston war für das Projekt nicht zu haben. „Nach der Eroberung Marokkos", schrieb er an Clarendon, „trachtete schon Louis Philippe; ich wußte, daß sein Plan noch heute in den Archiven der französischen Regirung liegt, die nur die günstige Gelegenheit abgewartet hat, um ihn aus dem Aktendeckel hervorzuziehen. Lord Cowley soll so schnell wie möglich seine Einwände geltend machen. Sicher würden manche Erdtheile von Frankreich, England und Sardinien besser regirt werden, als sie es jetzt sind. Doch die Kraft unseres Bündnisses wird nicht nur durch Heere und Flotten verbürgt, sondern mehr noch durch das sittliche Prinzip, auf dem es beruht. Sein einziger Zweck ist, ungerechte Angriffe abzuwehren, den Schwachen vor dem Starken zu schützen und das Gleichgewicht der Mächte zu erhalten. Dürfen wir da ohne Provokation zum Angriff übergehen? Egypten dem Osmanenreich entreißen, dessen Unantastbarkeit wir garantirt haben? Keine englische Regirung könnte ungestraft an einem Unternehmen mitwirken, das ein frevler Verstoß gegen die moralischen Gesetze der Menschheit wäre. Uebrigens könnten wir die Herrschaft über Egypten nicht als eine Kompensation für die französische Eroberung Marokkos betrachten. Wir müssen mit unserem Verkehrseinfluß beiden Ländern zu neuer Blüthe zu helfen suchen, uns aber vor Kreuzzügen und Erobererkriegen hüten, die uns in den Augen aller anderen civilisirten Völker verurtheilen würden." Wenn Bismarck, der im selben Lenz 1857 die hier erwähnten Briefe an Gerlach schrieb, diese Note Palmerstons gekannt hätte, wäre er schnell, ohne Zaudern, zu dem Urtheil gekommen: „Hinter all dem Heuchlergerede steckt eine richtige Ansicht. England kann nicht dulden, daß eine andere europäische Macht in Marokko herrscht. Das sah schon Nelson

ein; und sagte deshalb, Tanger müsse marokkanisch bleiben oder englisch werden. Daß wir da unten nichts zu suchen haben, ist für spätere Zeit gut; denn diese Reibungfläche wird einer klugen deutschen Politik die Möglichkeit schaffen, eine uns gefährliche Intimität der Westmächte zu hindern." Nur England, Frankreich und Spanien also galten damals als in Marokko interessirt.

Diese Meinung beherrschte die Kabinete auch noch, als Europens Antlitz verwandelt, die Französische Republik und das Deutsche Reich entstanden war. Der Gedanke, Deutschland könne sich in der heißesten Interessenzone der Mittelmeermächte einen Platz fordern, wäre als ein Wahngespinnst verhöhnt worden. Daß Bismarck an solches Abenteuer nicht dachte, ist erwiesen. Nicht nur durch sein Wort, die nächste Balgerei der Großmächte werde wahrscheinlich wegen des marokkanischen Zankapfels ausbrechen; unzweideutiger noch durch sein Handeln. Als in der ersten Regentenzeit des Sultans Muley Hassan die Frage streitig geworden war, unter welchen Bedingungen die Konsuln der fremden Mächte im Belad el Maghzen Marokkanern (Muslimanen und Juden) ihren Schutz gewähren dürften, forderte Sir John Drummond Hay, Englands Gesandter und der entschlossenste Gegner der französischen Ansprüche, in Fez die Einberufung einer Konferenz, die als Schiedsgericht tagen solle. In Paris leitete Freycinet die internationale Politik; in Berlin war Chlodwig Hohenlohe des Kanzlers Gehilfe im Auswärtigen Amt. Frankreich war am Hofe Wilhelms durch Saint-Vallier, in Madrid durch den Admiral Jaurès vertreten. Kaum hatte Jaurès, im Auftrag seiner Regirung, dem Verlangen Hays zugestimmt: da schickte Bismarck den Fürsten Hohelohe zu Saint-Vallier und ließ erklären, der Vertreter des Deutschen Reiches, das in Marokko keine Interessen habe, sei angewiesen, auf der Konferenz jeden Vorschlag seines französischen Kollegen zu unterstützen. Freycinet dankte sehr artig für diese Zusage, deren Werth die Regirung der Republik zu schätzen wisse. Und das Versprechen wurde eingelöst. Während der ganzen Dauer der madrider Konferenz konnte Frankreich über die deutsche Stimme verfügen; auch als es vorschlug, allen Signatarmächten die Rechte der meistbegünstigten Nation einzuräumen. Das stand im vorletzten Artikel des Vertrages, der am ersten Mai 1881 in Tanger ratifizirt wurde. Auch diese Konvention schuf keinen auf die Dauer erträglichen Zustand. England wollte den status quo erhalten, Frankreich ihn geändert sehen. Drumond Hay schrieb 1885, er würde leichteren Herzens im Aermelkanal die französische Herrschaft dulden als in der Mittelmeerenge, auf dem Weg nach Indien; wenn Frankreich das Protektorat über Marokko erwürbe und Tanger stark befestigen ließe, wäre Gibraltar bedroht. Ein Jahr danach wurde das von England, Frankreich und Deutsch-

land gemeinsam vorgeschlagene Handelsvertragsprojekt in Fez abgelehnt. Bismarck blieb ruhig. Marokko war ihm Hekuba; wichtig nur die ungestörte Fortdauer des franko-britischen Interessenstreites und Frankreichs wachsende Bebürdung mit Kraft verbrauchenden Kolonialpflichten. Als er entlassen war, setzte der deutsche Gesandte beim Sultan ein Handelsabkommen durch: und Deutschland hatte in Marokko nun Interessen zu wahren. Was dann geschah, habe ich schon einmal erzählt. „Wuthgebrüll des britischen Leun. Solche Verschiebung des Gleichgewichtes darf nicht geduldet werden. Doch vergebens schrieb Salisbury zornige Noten und mahnte an Alles, was England für die Unabhängigkeit des scherifischen Reiches gethan habe. Vergebens nahm der Vertreter britischer Majestät sieben Offiziere nach Fez mit; alle Sieben konnten, trotzdem der schottische Kaid Maclean, der die Escorte kommandirte (und noch jetzt seine Rolle in Marokko spielt) ihnen half, keinen Sieg erstreiten. Im Mai 1890 hatten die Verhandlungen begonnen; im August 1892 mußte Salisbury dem Parlament bekennen, daß nichts erreicht worden sei. Und wer hatte die Schlappe verschuldet? Frankreich zum größten, Deutschland zum kleineren Theil". Zum ersten Mal war in England jetzt der Gedanke aufgetaucht, das Deutsche Reich könne in Marokko auch politischen Vortheil suchen. Mehrere Mächte, schrieb der britische Gesandte an Salisbury, warten nur auf die Stunde, die ihnen erlauben wird, ein Stück des Sultanates an sich zu reißen; der sicherste Wall gegen solche Pläne wäre ein Handelsvertrag mit England; „und ich erbitte die Autorisation, im Fall einer neuen Ablehnung dieses Vertrages sehr ernsthaft, nicht nur im Ton der Enttäuschung und des Vorwurfes, mit dem Sultan reden zu dürfen. Alles vergebens. Erst als Muley Abd ul Aziz auf den Thron gelangt war, machte England in Fez wieder das Wetter. Deutschland schien seitdem mit dem kleinen Handelsprofit zufrieden, der aus Marokko zu holen war. Für Frankreich war die Situation schwieriger. In den Tagen von Faschoda zeigte sichs. Wenn die pariser Regirung dem wilden Marchand damals nicht den Rückzug befohlen hätte, wäre von Marokko aus die Rebellenfahne nach Algerien getragen, die marokkanische Küste von England als Flottenstützpunkt gegen die algerischen Häfen benutzt worden. Nie hatten die Franzosen so klar erkannt, daß ihr nordafrikanisches Kolonialreich gefährdet bleibe, so lange sie Marokkos nicht sicher seien. Was aber war zu thun? Der englische Gesandte Nicolson hatte das Ohr des Sultans; und Britanien würde gewiß nicht von dem Standpunkt weichen, den Palmerston, Beaconsfield und Salisbury so zäh vertheidigt hatten. Dabei wuchs die Unruhe in den Grenzdistrikten. Marokkaner griffen in Südoran die französischen Wachtposten an. Ein Franzose wurde an der Rifküste ermordet. Das konnte man nicht hinnehmen. Versuchte es zuerst

mit einer kleinen Flottendemonstration, zwang den eingeschüchterten Sultan dann, Sondergesandte nach Paris zu schicken, und erreichte endlich eine dem algerischen Interesse nützliche Revision des Grenzvertrages vom fünfzehnten März 1845. Ueber dieses Abkommen (vom zwanzigsten Juli 1901) sagte Delcassé: Les relations de l'Algérie et du Maroc en seront améliorées. On peut espérer que les rapports de la France et de l'empire chérifien bénéficieront encore plus de cet accord, qui manifeste si évidemment la loyauté de notre politique traditionnelle à l'égard du Maghzen. Im nächsten Jahr verbürgten neue Abmachungen beiden Nachbarn die assistance mutuelle. Der Maghzen erbittet von Frankreich Truppeninstrukteure, borgt von einer französischen Bank Geld und entschließt sich im Juni 1903 sogar, die Republik um militärische Hilfe gegen den Anhang des Prätendenten zu ersuchen. Inzwischen war das anglo-japanische Bündniß geschlossen worden, dessen Bedeutung für Indochina kein Wacher verkennen konnte. Auch ohne Rußlands Niederlage wäre die Verständigung mit England unaufschiebbar geworden. Der alte Plan der beiden Louis lag ja noch im Archiv. Und diesmal zeigte Britania sich willig. Gegen den Deutschen Kaiser, der nach dem Dreizack griff und feierlich erklärte, ohne seine Mitwirkung sei fortan auf dem Erdball keine große Entscheidung mehr möglich, war Frankreich als Bundesgenosse sehr willkommen. Und die pénétration pacifique, von der Delcassé in Paris und Revoil in Algier sprach, brauchte den Herrn von Gibraltar am Ende gar nicht zu bedrohen. Am siebenzehnten April 1904, neun Tage nach der Unterzeichnung, wurde das Kolonialabkommen in London veröffentlicht. In dem hinzugefügten Kommentar sagte Lord Lansdowne, Frankreich dürfe die marokkanische Küste nicht befestigen, den Territorialbesitz und die Autorität des Sultans nicht im Geringsten antasten. Da Frankreich die Verantwortlichkeit und die Opfer auf sich nehmen wolle, die nöthig seien, um den anarchischen Grenzzuständen ein Ende zu machen, habe es auch das Recht, in Marokko als Vormacht anerkannt zu werden. „Wir wären aber nicht in der Lage gewesen, den Vertragsentwurf anzunehmen, wenn er das britische Interesse irgendwie verletzte oder Englands Handel die Straße sperrte." Der franko-spanische Vertrag folgte im Oktober. Pflichten und Rechte sind anders vertheilt, Frankreich, England, Spanien aber noch immer die Hauptinteressenten.

Das Deutsche Reich hat 1880 erklärt, es sei in Marokko nicht interessirt. Im Juni 1901, als die Sondergesandtschaft des Sultans in Paris ist, fragt Fürst Radolin den Minister Delcassé, ob Frankreich das Protektorat über Marokko erstrebe. Antwort: „Wenn mit dem Wort ‚Protektorat' gesagt sein soll, Frankreich, das in Algerien und Tunis herrscht, habe im Scherifenreich eine ganz

besondere Stellung (une situation absolument à part), die es auch künftig wahren müsse, dann scheint diese Thatsache mir unbestreitbar." Radolin: „Vollkommen richtig; diese Situation ist ja auch Jedem klar." Vier Monate danach löst Graf Bülow den Fürsten Hohenlohe im Kanzleramt ab. Als die ersten Gerüchte über das franko-britische Abkommen durchsickern, bittet unser Botschafter Herrn Delcassé um die Erlaubniß, eine indiskrete Frage zu stellen. Antwort: „Wir denken nicht an politische und territoriale Aenderungen; aber die im Grenzgebiet wachsende Unruhe und die dadurch verursachte Erhöhung unserer Kostenlast zwingt uns jetzt zur Intervention. Wir wollen dem Sultan helfen. Unsere Intervention wird allen Mächten Vortheil bringen. Unter allen Umständen bleibt die Freiheit des Europäerhandels ungeschmälert. Mit Spanien, dessen Interessen und berechtigte Ansprüche ich nicht verkenne, werden wir uns freundschaftlich verständigen." Den Inhalt dieses vertraulichen Gespräches (vom dreiundzwanzigsten März 1904) theilt Delcassé allen Botschaftern mit und ersucht Bihourd, dem Auswärtigen Amt davon Kenntniß zu geben. Fürst Radolin, dem die Hauptpunkte des geplanten Vertrages nicht verschwiegen wurden, habe Delcassés Erklärungen sehr vernünftig gefunden und für das ihm bewiesene Vertrauen gedankt. Der deutsche Kanzler weiß also, was zwischen Paris und London geplant ist. Protestirt nicht, fordert nicht Garantien für die Unantastbarkeit unserer Handelsrechte. Fünf Tage vor der Veröffentlichung des „Kolonialabkommens, dessen Kernpunkt Marokko bildet", sagt er im Reichstag: „Wir haben keinen Grund, zu befürchten, daß unsere merkantilen Interessen in Marokko von irgend einer Macht mißachtet oder verletzt werden könnten". Der Vertrag wird, mit Lansdownes Kommentar, in London veröffentlicht und bringt keine Ueberraschung. In der Wilhelmstraße rührt sich nichts. Der Botschafter Bihourd telegraphirt am zwölften April 1904 nach Paris, die wichtigsten Organe der deutschen Presse beurtheilten den Vertrag günstig; in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung sei gesagt worden, da der Vertrag dem Sultanat endlich Ordnung, Sicherheit und gesunde Finanzen schaffen wolle und die Handelsfreiheit für eine ziemlich lange Zeit (dreißig Jahre) verbürge, könne auch Deutschland mit ihm zufrieden sein. Nirgends ein Wölkchen am Himmel. Nirgends? Am vierundzwanzigsten April schreibt Bihourd: „Ich neige zu dem Glauben, daß der Kaiser, wenn er von der Reise zurück ist, für eine aktivere und kühnere Politik sorgen wird. Dazu wird ihn sein Charakter und außerdem der Wunsch treiben, zu zeigen, daß Deutschland weder vereinsamt noch schwach ist. Ich nehme deshalb an, daß er versuchen wird, in der marokkanischen Frage zu interveniren; entweder indirekt, durch Beeinflussung der spanischen Politik, oder direkt, durch die Forderung, dem deutschen Han-

del sei das selbe Recht wie dem englischen zu gewähren". Der Botschafter ist offenbar gut bedient. Noch aber bleibt Alles still. Am sechsten Oktober legt Bihourd dem Staatssekretär im Auswärtigen Amt den franko-spanischen Vertrag vor. Herr von Richthofen fragt, ob der neue accord das deutsche Handelsinteresse unberührt lasse, und ist befriedigt, als der Botschafter auf den Aprilvertrag hinweist, der nach dieser Richtung ja alle wünschenswerthen Garantien biete und in voller Geltung bleibe. Bihourd kann une impression favorable melden. Delcassé spricht sich über den selben Gegenstand mit Radolin aus. Beide sind vergnügt. Und Alles scheint in schönster Ordnung.

Bis zum elften Februar 1905. Da sagt in Tanger der deutsche dem französischen Geschäftsträger, Graf Bülow habe ihm mitgetheilt, die deutsche Regirung wisse von den über marokkanische Angelegenheiten abgeschlossenen Verträgen nichts und sei in diesen Fragen an keine Abmachung gebunden. Staunen in Paris. Fast ein Jahr ists her, seit Delcassé mit Radolin das intime Gespräch hatte, dessen Inhalt allen Großmächten gemeldet wurde. Der Kanzler hat im Reichstag und in der offiziösen Presse gesprochen, Bihourd sich mit Richthofen unterhalten. Nun, plötzlich, weiß die Regirung von den Verträgen gar nichts? Delcassé schickt seinen Botschafter in die Wilhelmstraße. Der Kanzler ist nicht zu sprechen. Der Staatssekretär ist nicht zu sprechen. Der Unterstaatssekretär, Herr von Mühlberg, sagt: „Ja wir sind in den marokkanischen Fragen an keine Abmachung gebunden" ... Inzwischen sitzt Saint-René Taillandier in Fez. An dem selben Tage, an dem in Berlin Bihourd mit Mühlberg spricht, erklärt der Sultan dem französischen Gesandten: „Die meisten Reformen, die Sie vorschlagen, sind annehmbar und können schnell eingeführt werden; über einzelne Vorschläge, deren Annahme mir schwieriger scheint, wird der Maghzen mit Ihnen verhandeln". Die Verhandlungen beginnen, stocken aber bald wieder, weil der Maghzen seine Ansprüche erhöht hat. Am zweiundzwanzigsten März lange Note Bihourds an Delcassé. Er habe den Eindruck, Deutschland wolle auf den Gebieten der Finanz und der öffentlichen Arbeiten in Marokko mit Frankreich konkurriren und die Vormachtstellung der Republik nicht dulden; nach der Niederlage Rußlands scheine wohl die Gelegenheit günstig; eine offene Aussprache sei in Berlin bisher nicht zu erreichen gewesen, müsse aber, wenn der Kaiser Tanger verlassen habe, von Paris aus erbeten werden; nur eine unzweideutige Erklärung könne den Zustand beseitigen, der Frankreich mit einer bösen Ueberraschung bedroht. Um die selbe Zeit wird in der deutschen offiziösen Presse behauptet, der französische Gesandte habe sich in Fez auf ein europäisches Mandat berufen. Herr Saint-René Taillandier erklärt die Behauptung für unwahr; er habe sein Vorschlagsrecht nur mit dem Hinweis auf Frank-

reichs besondere Situation und auf die mit England und Spanien geschlossenen Verträge begründet. Am dreizehnten April speist Delcassé beim Fürsten Radolin. Nach Tisch sagt der Minister: „Die polemische Haltung Ihrer Presse ist mir ganz unverständlich. Wie kann sie nur behaupten, unsere Verträge vom vorigen Jahr seien Deutschland unbekannt geblieben? Erinnern Sie sich nicht mehr unserer Unterhaltung vom dreiundzwanzigsten März 1904? Damals habe ich Ihnen ja schon die wichtigsten der geplanten Abmachungen vertraulich mitgetheilt." „Gewiß, ich habe auch darüber berichtet. Die Zeitungen meinen aber, eine offizielle Mittheilung sei nicht erfolgt." „Offiziell konnte ich damals nichts mittheilen, denn der Vertrag existirte noch nicht. Aber ich gab Ihnen doch einen Beweis meines Vertrauens." „Für den ich Ihnen eben so dankbar bin wie für die ganze Art Ihres Auftretens während der Dauer unseres Verkehrs." „Außer unserem Verbündeten (Rußland) hat nur Ihre Regirung den Inhalt des Vertrages vor der Unterzeichnung erfahren; siebenzehn Tage vorher: sie hatte also Zeit genug, auf Mängel hinzuweisen und ihre Wünsche zu formuliren. Unter diesen Umständen kam mir gar nicht der Gedanke, ihr den Wortlaut des Vertrages vorlegen zu lassen, der, als er in London veröffentlicht wurde, schon allgemein bekannt war. Welchen Grund hätte ich denn gehabt, diesen Schritt zu scheuen? Bei unserem Vertrag mit Spanien lagen die Dinge anders. Sie waren nicht in Paris und ich konnte Ihnen deshalb nicht die selbe Höflichkeit erweisen wie im März. Habe ich damals nicht unseren Botschafter beauftragt, den Vertrag, sobald er unterzeichnet und ehe er noch irgendwo veröffentlicht war, zur Kenntniß Ihrer Regirung zu bringen? Als ich von dem ‚europäischen Mandat' reden hörte, bat ich, trotzdem mir die Angabe unwahrscheinlich klang, Taillandier um Auskunft: er bestritt entschieden, jemals behauptet zu haben, daß er in Fez für Europa das Wort führe. Unsere Politik ist also unverändert; unsere Haltung eben so klar wie unsere Sprache. Die vorhin erwähnte Preßpolemik zwingt mich dennoch zu der Frage: Giebt es, trotz Alledem, etwa ein Mißverständniß? Dann bin ich, wie ich schon in der Kammer gesagt habe, bereit, es zu beseitigen." Fürst Radolin antwortete, er habe für diesen Fall keine Instruktion, werde die Frage des Ministers aber der berliner Regirung übermitteln. Delcassé schreibt den Inhalt des Gespräches auf und ersucht Bihourd, ihn in der Wilhelmstraße zu verlesen. Das geschieht; doch die Frage bleibt unbeantwortet. Bihourd schreibt nach Paris: „In der Umgebung des Kaisers fehlt es nicht an kriegerisch gesinnten Rathgebern, die vermuthlich behaupten, da der Zweibund in der Mandschurei arg geschwächt worden sei, scheine die Stunde einem Kriege gegen Frankreich jetzt günstig. Welche Wege stehen da unserer Diplomatie noch offen? Haben wir nicht die Möglichkeit,

zu verhandeln?" Vierzehn Tage danach ist Graf Tattenbach, dem der Kaiser die Vertretung des Reiches beim Maghzen anvertraut hat, in Fez und beginnt den Kampf gegen Taillandier. Der Sultan fühlt sich geborgen; denn der blonde Germanenkaiser hat ihm ja, wie vorher schon dem Kalifen des Ostens, seinen Schutz zugesagt. Die Reformvorschläge Taillandiers, die am fünfzehnten Februar annehmbar waren, sind es nicht mehr. Abd ul Aziz will nicht länger mit Frankreich verhandeln. Er fordert eine internationale Konferenz.

Am siebenundzwanzigsten Mai 1905. Bihourd würde dem Vorschlag zustimmen, der ihn immerhin erträglicher dünkt als die Fortsetzung eines tête-à-tête silencieux. Doch der kleine Delcassé ist allmählich wüthend geworden. Soll Frankreich um den Preis seines Mühens gebracht werden? Oder nur gedemüthigt, weil es auf Rußland jetzt nicht zählen kann? Ohé! Wir können, statt des alten, sofort einen neuen Freund und Verbündeten haben. Zweimal schon hat England, unser bester Kunde, leise angefragt, ob wir nicht Lust hätten, den Kolonialvertrag von 1904 zu einem Schutzbündniß zu erweitern, das uns Beiden den Besitzstand gegen Anfechtung sichert. King Edward hat in dem Gespräch, in dem er die deutsche Flotte unartig „Willys Spielzeug" nannte, gesagt: „Deutschlands Plan ist unsinnig; wir werden den Versuch, Frankreich zu demüthigen, nicht dulden". Jetzt telegraphirt gar der Botschafter Cambon aus London: er sei zu der Erklärung autorisirt, daß die englische Regirung, mit Rücksicht auf die seltsame Haltung Deutschlands im marokkanischen Zwist, zu Verhandlungen über ein Abkommen bereit sei, das die Interessen beider Großmächte gegen Bedrohung schützen könne. Zum dritten Mal wird der Werber aus Angelnland dilatorisch beschieden. Muß man sich, mit solcher Hilfe in naher Sicht, aber Alles gefallen lassen? Ein anderer französischer Botschafter, Herr Barrère, meldet aus Rom das Wort des Ministers Tittoni: wenn Frankreich auf England rechnen könne, brauche es einen deutschen Angriff nicht zu fürchten. Das scheint auch Delcassé sicher. Deshalb will er endlich auftrumpfen. Aber die Kollegen lieben ihn nicht. Zu selbstbewußt. Vertrauensmann Nikolais und Eduards. Liebling (und Spion) Loubets. Die Berliner haben nun einmal die Antipathie; sie wollen mit ihm nicht weiterverhandeln. Die Drohungen, die Guido Henckel & Co. auf den Boulevard gebracht hat, darf man nicht überhören. Auch reizt den vom Panamaschlamm nur unvollkommen gereinigten Herrn Rouvier die Rolle des Vaterlandsretters. Er ist für Nachgiebigkeit; in diesem Augenblick wäre ein Bündniß mit England der Krieg. Nein, sagt Delcassé: der Friede. Die Mehrheit der Kollegen ist gegen ihn; er geht. Und Rouvier siedelt an den Quai d'Orsay über.

So recht behaglich fühlt er sich in seiner neuen Würde zunächst wohl

nicht. Internationale Politik: damit hat er nie zu thun gehabt. Kennt auch, da Delcassé Keinen in sein Ressortgesträhn gucken ließ, die Vorgeschichte des Streitfalles nicht. Und in diesem Fach sind die Zünftigen gewiß verdammt schlau. Doch ein alter Geschäftsmann weiß sich zu helfen. Was können die Berliner schließlich denn wollen? Den verhaßten Delcassé sind sie los; und ihre Presse feiert seinen Rücktritt als einen Triumph deutscher Staatskunst. Nun werden sie bald kommen und fragen: „Was bietet Ihr uns, wenn wir die während der letzten Monate erworbene Macht in Marokko für Euch einsetzen?" Und, mit schelmischem Zwinkern, hinzufügen: „Natürlich dürft Ihr die ‚Unabhängigkeit' des Sultans, unseres Freundes, nicht antasten." Um solcher Aufforderung ungenirt folgen zu können, haben wir Delcassé ja weggeärgert. Dem wird jetzt die ganze Schuld aufgebürdet; und dann verhandelt. Vielleicht über einen franko-deutschen Bündnißvertrag, für den nun, da der Sündenbock in die Wüste gestoßen ist, leicht eine Mehrheit zu haben wäre. Wer so viele Finanzverhandlungen geführt hat, braucht sich auch vor einer politischen nicht zu fürchten; sie sollen nur kommen .. Sie kamen nicht. Nur Herr von Flotow, der den beurlaubten Fürsten Radolin vertrat, kam; mit einer Note, die, unmittelbar nach Delcassés Abgang, brüsk von Frankreich die Annahme des Konferenzplanes verlangte und die Republik beschuldigte, mit Marokko verfahren zu wollen wie einst mit Tunis. Herr von Flotow spart auch mündliche Erläuterungen der Note nicht. Wenn der Konferenzplan scheitere, gelte für die marokkanischen Rechtsverhältnisse nur die madrider Konvention und jedes spätere Sonderabkommen werde schon durch den Widerspruch einer einzigen Signaturmacht ungiltig. Rouvier fiel aus allen Himmeln. Das hatte er nicht erwartet. Auch Frankreich nicht. Also nicht gegen Delcassé und dessen vermeintliche Intriguen hat sich Deutschland gewandt, sondern gegen die friedliche Republik? Der will le kaiser in Nordwestafrika das Lebensrecht rauben? So gehts Einem, dessen einziger Freund entkräftet hingesunken ist, in dieser argen Welt. Englands Weizen blüht. Als die erste Panik überstanden ist, blickt die Hoffnung sehnsüchtig über den Kanal. Der alte Galliergroll aus den Tagen des Mädchens von Orleans ist vergessen. Die entente cordiale mehr geworden als eine papierne Verständigung zweier Regirungen. Zum ersten Mal fühlt das französische sich zum britischen Volk hingezogen; und verlobt sich ihm mit stillem Schwur. In Berlin wird der Sieg des Fürsten von Bülow gefeiert.

Rouvier hat sich rasch auf der harten Erde zurechtgefunden. Am achten Juni (am sechsten hatte er die Auswärtigen Angelegenheiten übernommen) benachrichtigt er alle Gesandten Frankreichs von dem Geschehenen und weist die deutschen Beschuldigungen zurück. „Wir wollen in Marokko nur Ordnung

und Sicherheit schaffen, das Scherifenreich aber weder beherrschen noch nach außen vertreten." Am zehnten forderter Taillandier auf, sich einstweilen jeder weiteren Aktion in Fez zu enthalten und sofort zu berichten, ob er den Sultan mit militärischen Maßregeln bedroht oder jemals die Möglichkeit angedeutet habe, Frankreich könne Marokko wie Tunis behandeln. Antwort: „Nie habe ich auch nur Aehnliches gethan; sondern mich nur bemüht, die sehr bescheidenen Reformvorschläge durchzusetzen, die, auf den Gebieten der Polizei, der Staatsfinanzen und Wirthschaft, schon jetzt zu verwirklichen wären." Am elften Juni neue Note Rouviers; diesmal an Bihourd. Ueber ein Gespräch mit Radolin. Der Franzose will den Konferenzplan, der ihm nicht behagt, nur annehmen, wenn das Programm vorher mit Deutschland vereinbart ist. Das will man in Berlin wieder nicht. Rouvier sagt: „Ihre Absicht scheint, allen Reformvorschlägen die wir machen, zu widersprechen. Eine Konferenz, auf der diese Absicht ausgeführt würde, müßte eine noch schlimmere Situation schaffen, als wir sie jetzt haben." Das letzte Wort des Botschafters ist: „Wir halten an dem Konferenzplan fest. Wird er vereitelt, so bleibts beim statusquo. Dann aber dürfen Sie sich nicht darüber täuschen, daß wir hinter Marokko stehen." Also wieder eine Drohung. Und Bihourd berichtet, der Kanzler sei, als er ihn empfing, zwar sehr höflich gewesen, habe aber sehr ernst gewarnt, auf einem Weg weiterzuschreiten, der an einen Abgrund führe; wenn Frankreich die Einladung zur Konferenz annehme, werde es über die Haltung der deutschen Diplomatie künftig nicht zu klagen haben. Zwei Tage danach ist die berliner Durchlaucht schon sanfter; auch unvorsichtiger. Sinn ihrer Rede: Wir brauchen die Konferenz; nicht etwa, um unserer Eitelkeit eine Genugthuung zu bereiten, sondern, um aus übler Lage zu kommen. Der Kaiser hat sich durch seine Zusage dem Sultan verpflichtet und wäre kompromittirt, wenn aus der Konferenz nichts würde. Sehr möglich ist ja, daß sie trotz aller Mühe fruchtlos bleibt: dann hat Frankreich freie Hand und kann die ihm erwünschte Rolle übernehmen. Eine Demüthigung brauche es unter keinen Umständen zu fürchten; die wolle auch der Kaiser nicht. L'avenir est à celui qui sait attendre. So unglaublich es klingt: diese Sätze hat der verantwortliche Leiter der deutschen Geschäfte am fünfundzwanzigsten Juli 1905 zum Botschafter der Französischen Republik gesprochen. Bald danach wird er noch netter. Nur ein Bischen Vertrauen, nur die Einladung des Sultans annehmen: und er werde keinem berechtigten Anspruch Frankreichs fortan mehr Widerstand leisten. Rouvier mag geschmunzelt haben, als er diese Depeschen las. Er hatte auch vorher nicht gezittert. Hatte verhandelt; wie über eine Emission, Konversion oder Liquidation. Und am achten Juli war der accord franco-allemand über die Konferenz fix und fertig.

Was hatte Deutschland bisher nun erreicht? Die Handelsfreiheit sans aucune inégalité. Die hätte Delcassé, über die dreißigjährige Frist hinaus, mit Vergnügen zugestanden, wenn man ihm, zwischen dem dreiundzwanzigsten März 1904 und dem fünften Juni 1905, auch nur mit einem Wörtchen diesen Wunsch angedeutet hätte. Ausdrücklich hatte er sich ja zur Beseitigung etwa entstandener Schwierigkeiten bereit erklärt; doch nie eine klare Antwort bekommen. Was weiter? Wir hatten feierlich verkündet, für uns gelte nur die madrider Konvention: sie wurde in dem accord nicht mehr erwähnt. Wir würden nur mit dem Sultan verhandeln und uns auf Unterhaltungen über das Konferenzprogramm gar nicht erst einlassen: wir hatten vier Wochen lang mit Frankreich verhandelt und in assurances réciproques das Arbeitgebiet der Konferenz begrenzt. Die Verträge vom April und Oktober 1904 sollten für uns nicht existiren und unsere Rechte in Marokko denen jeder anderen Macht gleich sein: jetzt waren Frankreichs légitimes intérêts, traités ou arrangements anerkannt, war zugestanden, que la France a un intérêt special à ce que l'ordre règne dans l'empire chérifien. Und wer an der Reichsordnung ein besonderes Interesse hat, darf, um sie zu sichern, wohl auch besondere Mittel anwenden: dachte Rouvier bei sich. So sah das Ergebniß aus. Das nannte die berliner Presse einen Triumph deutscher Staatskunst.

Nun wurde in Paris über das Programm der Konferenz verhandelt. Rouvier hatte inzwischen die Akten gelesen und erkannt, daß Delcassés Haltung weder Tadel verdiene noch Etwas verdorben habe; auch die Qualitäten zünftiger Staatsgeschäftsleute richtig einschätzen gelernt. Die wären nicht einmal zur Leitung einer Wechselstube zu verwenden. Mit Denen braucht man nicht gar zu viele Umstände zu machen. Aber langweilig sind sie; die Verhandlungen kommen nicht vom Fleck. Den Grund konnte ihm eine Depesche Taillandiers andeuten: Graf Tattenbach sucht einer deutschen Firma die Konzession für einen Molenbau zu verschaffen. Dazu ist Zeit nöthig. Auch sind berliner Bankiers im Auswärtigen Amt ersucht worden, dem Sultan ein paar Millionen vorzuschießen. Deutschland kann doch nicht ohne eine Liste seiner gewichtigen marokkanischen Interessen auf die Konferenz kommen. Der pariser Finanzagent Wilhelm Betzold aus Dessau nimmt sich der Sache an. Rouvier erinnert höflich an den beide Großmächte bindenden Entschluß, bis zur Konferenz sich jeder Aktion zu enthalten. Antwort: Die Bewerbung um den Molenbau in Tanger ist älter als dieser Beschluß; und dem Anleihegeschäft steht die Regirung ganz fern. Das wird einem alten Finanzmann gesagt, der doch genau weiß, daß kein berliner Bankdirektor, wenns ihm nicht als patriotische Pflicht aufgeladen worden wäre, daran gedacht hätte, das Geld seiner Aktionäre dem

lüderlichen Sultan ins Haus zu tragen. Rouviers Programmentwurf liegt am zwanzigsten Juli dem Fürsten Radolin vor und wird am ersten August in einer sehr langen Note erläutert. Die „Kaiserliche Regirung" ist vielleicht noch mit der Interessenschöpfung beschäftigt. Jedenfalls antwortet sie erst nach vier Wochen; und verletzt damit natürlich abermals das französische Selbstgefühl. Am vierten September berichtet Bihourd, er sei beim Kanzler gewesen. Der habe das alte Lied angestimmt. J'étais ramené à deux mois en arrière. Die Herren Rouvier und Revoil, Radolin und Rosen verhandeln weiter. Am achtundzwanzigsten September wird endlich das Mäuslein geboren.

Das Konferenzprogramm ließ den Franzosen zwar viel (das Wichtigste: Sonderrechte und Polizeigewalt im Grenzgebiet); doch nicht ganz so viel, wie sie gewünscht hatten. Aber Rouvier war nicht ungeduldig geworden. Er kannte seine Leute jetzt und hoffte, sie würden ihm durch neue Fehler bald neue Möglichkeiten zeigen. Die Hoffnung trog nicht. Zuerst kam der durch die angeblichen „Enthüllungen Delcassés" bewirkte Skandal. Was in Berlin als unerhört neu ausgeschrien und bestaunt wurde, hatte längst vorher im Gaulois, in anderen pariser Blättern und in der „Zukunft" gestanden; neu (und dumm erfunden) war nur die Geschichte von den hunderttausend Engländern, die in Schleswig-Holstein landen sollten (und die der Kaiser in einer Glosse mit Recht poor fellows nannte). Zweck des Skandals: das Echo einer politischen Niederlage zu übertönen und von Eduard dem Siebenten eine Regung des Onkelgefühls zu erzwingen. Wirkung: Eduard rührt sich nur, um die in deutsche Zeitungen glissirte Nachricht, er werde zur Silbernen Hochzeit des Kaisers als Gratulant nach Berlin kommen, durch seinen Privatsekretär schroff dementiren zu lassen; die Briten ärgert, die Franzosen verstimmt der Lärm; die Toten sollen ruhen. Die in Berlin gemachte Oeffentliche Meinung aber singt und sagt, jetzt erst sei das Genie des Kanzlers in seiner ganzen Höhe zu erkennen. Bald soll sichs in neuem Glanze zeigen. Nach den offiziellen haben in Paris die heimlichen Vorbereitungen zur Konferenz begonnen. Rouvier wirbt Stimmen; und Herr Barrère und die Brüder Cambon sind gewiß nicht müßig. Diese Betriebsamkeit kann dem Fürsten Bülow nicht ewig verborgen bleiben. Als sie sein Ohr erreicht hat, wird er nervös. Er glaubt, auf Rußland rechnen zu können; und Deutschlands Stimme würde allein ja genügen, um lästige Beschlüsse zu entkräften. Doch der Eindruck wäre schlecht, wenn am Ende selbst unsere „Freunde" sich von uns trennten. Auch naht der Reichstagsadvent und heftige Angriffe sind immerhin denkbar. Dem Rathlosen hilft der Geist, den er begreift. Das Beste ist, die ganze Sommerlitanei noch einmal herunterzuspielen und sich Europen als verkannte Tugend zu zeigen; dann hat man Alle für sich.

Alſo geſchiehts. Der Deutſche glaubt, Grete von Parma zu hören, die (nach Egmonts Wort), weil der Sturm, den mächtige Nebenbuhler gegen einander erregen, ſich nicht durch ein freundliches Wort beilegen ließ, „ſich über Undankbarkeit, Unweisheit beklagt und mit ſchrecklichen Ausſichten in die Zukunft droht". Das Ausland antwortet mit bitterem Spott. Iſts denn auch glaublich? Zwei Regirungen haben ſich nach langem Hader verſtändigt und wollen einträchtig neben einander im Schiedsgericht ſitzen. Und der Repräſentant der einen gräbt die abgethanen Geſchichten wieder aus, erneut die längſt widerlegten Anklagen, denunzirt einen vor ſechs Monaten zum Rücktritt gezwungenen Miniſter und jammert über Undank und Verkennung? Das ward noch nicht erhört. Das widerſpricht der Elementarlehre diplomatiſchen Verhaltens und internationaler Höflichkeit. Rouvier aber reibt die Hände. Die Hoffnung trog nicht. Sein Stichwort iſt gefallen: er darf aus der Couliſſe ins Licht.

Die Diskuſſion war geſchloſſen, iſt aber durch das lange Gerede des Kanzlers nun wieder eröffnet. Alſo darf auch der Vertreter Frankreichs abermals jetzt das Wort ergreifen. Er veröffentlicht zuerſt das Gelbbuch über Marokko. Kaum iſt ein ſchlechter Auszug nach Berlin gelangt, ſo erklärt, wie auf Kommando, ſicher auch auf Kommando, die ergebene Preſſe, das Buch bringe nichts Neues von Bedeutung. Lug und Trug. In dieſem Livre Jaune findet der Deutſche ſo fürchterlich viel Neues, daß er ſich darob entſetzen mag; denn dieſe dreihundert Seiten vernichten den letzten Reſt des Glaubens an die Fähigkeit des Fürſten Bülow, internationale Verhandlungen mit Erfolg zu führen. Nur „mit Erfolg"? Ich habe die wichtigſten Thatſachen hier in trockenem Ton aufgezählt; und immer wieder die Feder hingelegt, um die Aktenſtücke noch einmal zu prüfen, ſie früheren Angaben zu vergleichen und feſtzuſtellen, ob nicht am Ende doch Irrthum ſei, was mir Wirklichkeit ſchien. Lügen durfte Rouvier diesmal nicht; auch nichts verſchweigen noch vertuſchen: der Gegner konnte ihn zu genau kontroliren. Der Vorwurf, er habe Delcaſſés Abgang nicht erwähnt, iſt unwirkſam und obendrein unklug. Der Miniſter hat eingeſehen, daß Delcaſſé in allem Weſentlichen als Franzoſe richtig gehandelt hat, und übernimmt für das Thun des Vorgängers die Verantwortung. Warum auch nicht? Wenn Fürſt Radolin am dreizehnten April 1905 dem Mann, der damals faſt ſieben Jahre lang die internationale Politik Frankreichs leitete, für einen Vertrauensbeweis und für die ganze Art ſeines Auftretens danken konnte, kann dieſer Mann nicht vier Wochen danach zum unerträglichen Erzfeind Deutſchlands geworden ſein. Mit dieſer Mär ſchreckt man höchſtens noch Kinder ins Bett; und auch manche andere iſt unbrauchbar geworden. Nun erſt trat Rouvier vor die Kammer und verlas ſeinen Rechenſchaftbericht; las ihn, in dem jedes Wort

sorgsam vorbedacht war, und verließ sich nicht, wie unser Tausendkünstler, auf fehlbare Rhetorik. „Jeder Unbefangene muß die Mäßigung und die Gerechtigkeit unserer Politik anerkennen. Wir haben nie danach gestrebt, aus Marokko ein zweites Tunis zu machen. Herr Saint-René Taillandier, der seinen Auftrag mit höchster Korrektheit ausführte, hat sich nie als den Mandatar Europas bezeichnet und nie Forderungen gestellt, deren Erfüllung mit dem Souverainrecht des Sultans oder mit den auf Verträge gestützten, von uns geachteten Ansprüchen der Großmächte unvereinbar gewesen wäre. Wir brauchen uns auf der Konferenz nur selbst treu zu bleiben. Fremde Rechte haben wir nie bestritten; werden aber die besondere Eigenart unserer Rechte und die Wichtigkeit unserer Interessen beweisen. Nicht nur um unsere Rechte im Grenzgebiet handelt sichs; die kümmern, wie in unseren Abmachungen mit Deutschland ausdrücklich festgestellt ist, nur Frankreich und Marokko. Nicht nur die Grenznachbarschaft giebt uns eine Sonderstellung. Unser Recht reicht viel weiter; es beruht darauf, daß Frankreich in Nordafrika eine moslemische Macht ist, die über sechs Millionen Eingeborene und siebenhunderttausend Kolonisten herrscht und ihre Autorität wahren muß. Die Gemeinschaft der Sprache, des Glaubens und der Rasse bindet diese Bevölkerung an die Marokkos und läßt sie alle Erregungen mitempfinden, die im Nachbarstaate durch Anarchie oder durch das Walten einer feindsäligen Regirung entstehen können. Deshalb dürfen wir fordern, daß im Scherifenreich eine der Tradition entsprechende und überall Gehorsam erzwingende Staatsgewalt wirksam sei; deshalb dürfen wir uns die Sicherheit schaffen, daß diese Staatsgewalt nie zu dem Versuch gedrängt werden kann, unser Gebiet zu bedrohen und die Ruhe unserer Kolonie zu stören. Die marokkanische Frage umfaßt ein nationales Lebensinteresse; bleibt sie unbeantwortet, so kann das große Werk scheitern, das Frankreich seit drei Vierteljahrhunderten in Nordwestafrika übernommen und mit so schweren Opfern bezahlt hat. In den Verhandlungen mit dem Deutschen Reich sind nicht alle unsere Rechte anerkannt, alle aber vorbehalten worden." Das sind die Hauptsätze. Mehr hat auch Delcassé in seiner keckſten Stunde nicht verlangt. Das durch die Verträge mit England und Spanien geschaffene Recht wird als unangetastet und unantastbar erwähnt; aus den accords mit Deutschland nur das Nützliche als giltig betrachtet. Vom fünfzehnten Februar bis zum achtundzwanzigsten September hat man gehadert, Tage lang um jeden Ausdruck, jedes Adjektiv gestritten: und nun stellt Rouvier genau die selben Forderungen, die Taillandier gestellt hat. Stellt sie öffentlich, um, wenn man ihm Etwas abhandeln will, sagen zu können: Ich möchte wohl, bin aber an meine offizielle Erklärung gebunden. Solche Künste lernt man in Finanzverhandlungen mit den hellsten Köpfen dreier Erdtheile. Wars nicht gut, daß Held Bülow

die Diskussion wieder eröffnet hatte? Die Sommerqual ist gerächt. Und Frankreich geht mit dem im April 1904 entworfenen Programm auf die Konferenz.

„Können Sie mir ein Ziel nennen, das unsere Politik sich etwa vorgesteckt hat? Glauben Sie, daß bei den Leitern der anderen großen Staaten dieselbe Leere an positiven Zwecken und Ideen vorhanden ist. Können Sie mir ferner einen Verbündeten nennen, auf den wir zählen könnten, wenn es heute gerade zum Kriege käme?" Die drei Fragen sind wieder zum Entsetzen modern.

So weit sind wir nun; hundert Jahre nach Jena. Zum ersten Mal hat Frankreich wieder über Deutschland gesiegt. Vor dem jauchzenden Auge einer Menschheit; und (noch dürfen wirs nicht leugnen) mit sauberen Waffen. Und was geschieht? Mit höherem Recht als im Lenz Delcassés müßten wir jetzt Rouviers Rücktritt verlangen. Er hat unsere Excellenten und Durchlauchtigen wie Schulbuben an der Nase herumgeführt. Sieht aber nicht aus, als sei er so leicht zu fällen. Der Versuch wird auch wohl gar nicht erst gewagt. Die Enthüllungen des Gelbbuches (diesmal sinds wirklich Enthüllungen) und Rouviers Manifest werden einfach totgeschwiegen; als handle sichs um völlig belanglose Dinge. Was der Offiziöse der Reichskanzlei darauf erwidert hat, ist jämmerliches Gefasel; und die großmächtige Presse schweigt. In einzelnen Blättern wird angedeutet, in dem Gelbbuch „fehlten alle Hauptsachen" und Rouvier habe nur Phrasen vorgebracht, wie sie auf Rückzügen üblich seien. Darauf ist in derbem Deutsch zu antworten, daß wir glücklich sein könnten, wenn wir bald eine so klare, muthige und putzlose Rede aus dem Mund eines Kanzlers zu hören bekämen; und daß Beamte weggejagt werden müßten, die in diesem Fall auch nur um einen Tag den Nachweis wesentlich falscher Darstellung verzögerten. Doch vielleicht hat mancher Schreiber in der Hast und Fron noch gar nicht begriffen, welche Schmach wir erleben mußten; ahnt vielleicht nicht, mit wie höhnischer Freude das Allerneuste aus Berlin an Höfen, in Ministerien und Botschafterhäusern beredet wird und wie der Nimbus des deutschen Namens gelitten hat. Die Schuldigen scheinen nachgerade doch eine Vorstellung davon zu haben: denn sie lassen anzeigen, ein Weißbuch werde nächstens das Gelbbuch bündig widerlegen. Wir wollens abwarten; und hoffen, daß die böse Blamage sich nicht etwa wiederhole. Kann Fürst Bernhard von Bülow nicht unzweideutig beweisen, daß Rouvier gelogen oder gefälscht hat, dann mag er weiter in dem Amt sitzen, für das ihm Talent und Augenmaß fehlt, weiter sich seine Siege bescheinigen oder über Verkennung klagen: kein redlicher Mensch, der ihn in Nord- und Südwestafrika an der Arbeit sah, wird vor dem Urtheil über ihn jemals noch schwanken. Und dieses Urtheil wird lauten: Nie hat ein Minister in so kurzer Zeit einem großen und tüchtigen Volk solches Unheil gestiftet, nie aber auch einer die Fährte seines Thuns unter solchen Haufen bedruckten Papiers zu bergen gewußt.

Japaniſches Theater.

Die Häuſer am Eingang der Shijo- (der „vierten") Straße von der Shijo-Brücke aus ſind mit bunten Fähnchen drapirt, rothen, ſchwarzen und blauen Emblemen auf weißem Felde, die die Aufmerkſamkeit der Einwohner Kiotos auf das Minami-Za lenken ſollen, wo eine berühmte Schauſpielertruppe aus Tokio das erſte Gaſtſpiel in der alten Kaiſerſtadt abſolvirt. Billets löſt man ſich im gegenüberliegenden Theehaus, das einen großen Profit aus dieſem Handel zieht (weshalb die Theater ſelbſt nie auf einen grünen Zweig kommen). Das Minami-Za hat kein Veſtibül; es erinnert von außen und innen an eine große Holzſcheune, die proviſoriſch zur Schaubühne hergerichtet iſt. Dennoch müſſen die Gäſte ihre Geta, ihre hölzernen Sockelſchuhe, ablegen; ich meine Schuhe, die zuſammengebunden und zu drolligen Bergen aufgeſtapelt werden.

Ich habe einen Logenplatz genommen, der heute, am erſten Tage, nur eine Mark und zwanzig Pfennige, morgen aber das Doppelte koſtet. In Japan, wo der Barbier ſeine Kunden mit einem feuchten Handtuch abtrocknet, wo der Diener lächelt, wenn ſein Herr ihn tadelt, iſt die Premiere billiger als die zweite Vorſtellung. Gründe: man muß ſich erſt einſpielen, muß den Szenenwechſel ausproben und an den Dekorationen Verbeſſerungen vornehmen.

Der Theaterdiener, der einen kurzen blauen Rock trägt mit einem großen weißen Schriftcharakter auf dem Rücken, iſt bis zu den Oberſchenkeln nackt. Er legt mir ein Kiſſen auf die Strohmatte meiner Loge und ich kniee nieder.

Es iſt vier Uhr nachmittags. Durch die die offenen Wände des Theaters ſchickt die Sonne von draußen goldene Grüße und viele huſchen zitternd über die Brokatgürtel junger Frauen, über das matte Gold der Fächer. Von meiner Loge ſehe ich zuerſt nur dieſe. Alles, Mann, Weib und Kind, fächert ſich. Eine Welle von Licht und Farben wogt unaufhörlich durch das Parterre. Auf einem Fächer iſt ein Kiefernaſt dargeſtellt, malachitgrün auf mattgold; auf einem anderen der Dichter und Beau Narihira, wie er von ſeinem Pferde den Fuji betrachtet; auf einem ſchneeweißen ſtehen nur wunderſchöne ſchwarze Schriftzeichen. Man ſpricht, man grüßt nach oben hinauf, ſich ſehr tief verbeugend, man raucht Reiscigaretten (21 Stück für 16 Pfennige), man ſtudirt das mächtige Programm, aber man vergißt nie den Fächer darüber.

Im ganzen Theater ſteht kein Stuhl außer in der Loge des Poliziſten, der dicht an der Bühne an einem nackten Holztiſch ſitzt und dabei ein ſehr ernſtes Geſicht zieht. Alle Uebrigen hocken auf Matten und alle Uebrigen lächeln.

Die Frauen Kiotos blicken mich, den einzigen Europäer im Theater, lächelnd an. Die älteren ſind in einfache graue oder graublaue Stoffe gekleidet; einige haben ſchwarzlackirte Zähne. Die jüngeren tragen helle, eng-

gestreifte Kimonos und schwere Seidengürtel, die mein Entzücken sind. Zwei Geishas, Dinger von Vierzehn und Sechzehn, kommen den Blumensteg (der durch den Zuschauerraum zur Bühne führt) entlang, schämig kichernd Hand in Hand, von Allen mit Blicken geküßt. Ihre Puppengesichtchen sind dick gepudert, die glänzenden Haare mit einem von Oel nassen Kamme gekämmt und mit einem alterthümlichen Silberschmuck rechts und links über der Schläfe dekorirt; die einwärts gestellten Füße stecken in schneeweißen Tabi (Daumensocken). In die sommerlichen Kimonos sind große Wagenräder sehr zart eingewirkt; sie und die Dominomuster der Gürtel bilden ein interessantes Beispiel des Rundlaufes der Mode. Die Schaufenster der großen Seidenmagazine sind in diesem Jahr voll von Stoffen im Geschmack der zweihundert Jahre zurückliegenden Genroku-Periode, für deren Beauté's Moronobu die auffallenden Muster entwarf, die von der Extravaganz der Zeit nicht minder beredt zeugen als die bizarren Lackarbeiten Korins, des hervorragendsten Genroku-Repräsentanten.

Bunter, viel bunter noch als Kolibris sind dann die ganz Kleinen ausstaffirt, denen man den Theaterbesuch keineswegs mißgönnt; die Knaben mit großen dunkelblauen Mustern auf hellerem Blau; die Mädelchen sind in Oliv und Safranroth, in Zinnober gekleidet, in Spinatgrün, in das Blau der Eichelhäher, in das Gold von Fasanen, in das milchige Rosa von Papageien. Der ganze Orient lebt in ihnen, die farbenfrohe Vergangenheit Japans, über die man jetzt durchaus eine langweilige graue europäische Kapuze ziehen will . . .

Die rohen Holzpfeiler des Theaters, die grell violette und rothe Kattunbekleidung der Brüstungen, das Geschrei der dreiviertelnackten Reiskuchenverkäufer erwecken aus kurzem Farbenrausch wieder zur Nüchternheit. Meine Beine, auf denen ich hocke, sind eingeschlafen; ich erhebe mich, stoße mit dem Kopf an ein Goldfischbassin, in das eine elektrische Birne mündet, und mustere Dielen und Strohmatten mit kritischen Blicken. Ueberall hat der Besen nur oberflächlich gekehrt und keine Stopfnadel gab es je für diesen Vorhang, der zerlöcherter ist als ein alter Soldatenmantel, dazu noch grün, blau und sharakubraun gestreift wie ein Zebra in einer barocken Geschichte.

Ein seltsames Geklirr lenkt Aller Augen der Bühne zu. Das Geräusch wird in kurzen Abständen wiederholt; es ist das Hioshigi, das jeden Akt einleitet und den Schritt von Menschen andeuten mag, von Japanern, deren Füße mit klappernden Getas bekleidet sind. Der Hioshigi-Uchi, der rechts in den Seitencoulissen sitzt, bringt es mit zwei Klötzen aus hartem Holz hervor, die um so schneller in Thätigkeit gesetzt werden, je mehr sich der Vorgang dramatisch zuspitzt.

Der Vorhang wird nach rechts geschoben; eine bizarre Musik setzt ein. Bevor ich medias in res gehe, will ich ein paar Worte über das Programm sagen. Es ist noch immer im Stil der Torii-Schule gehalten, der Holz-

ſchnittmeiſter, die den japaniſchen Buntdruck ſchufen und die Hiſtrionengeſchlechter des Inſelreiches Jahrhunderte lang verherrlichten, bis die Katſukawaſchule ihnen den Rang ablief. Das Programm hat das Format einer engliſchen Zeitung und iſt mit hübſch arrangirten Bildchen, Darſtellungen ohne Perſpektive und Schatten, gefüllt. Sieben Akte ſind darauf angekündigt; zwei Trauerſpiele, zwei Zwiſchenſpiele und ein Sittenbild.

Das erſte Stück heißt Tenmoku-Zan oder der Tod Katſuyoris in der Schlacht am Berge Tenmoku (1579 nach Chriſtus). Fürſt Katſuyori Takeda, der Letzte ſeines Geſchlechtes, fiel als Opfer der blutigen Rivalitätkämpfe, in denen die mächtigen Clans des Inſelreiches einander Generationen lang zerfleiſchten. Die Tragoedie beginnt mit einem Appell des belagerten Fürſten an ſeine Mannen und ſchließt mit der Erſtürmung des Berges und dem Heldentode Takedas. Der Stoff iſt dünn. Nirgendwo iſt ein Knoten geſchürzt. Die Japaner um mich herum kennen alle den kleinen Inhalt der Begebenheit. Wie in der griechiſchen Tragoedie iſt ein Chor und ein Prologgeſang eingefügt, die manchmal der Handlung vorauseilen und den letzten Reſt von Spannung ertöten. Nur das „Wie" der Darſtellung alſo feſſelt. Es iſt ein ſeltſames „Wie". Bevor die Schauſpieler ſprechen, holen ſie tief Athem und ſtoßen dann mit einer Art von Bauchſtimme in immer gleichem Tonfall ihre Rezitationen heraus. Uns Europäer erinnert das unnatürliche Organ dieſer Tragoeden an den Baß eines Betrunkenen. Es handelt ſich hier unzweifelhaft um eine ſehr alte Tradition; und zwar um eine, die den Lungen überaus ſchädlich ſein muß.

Traditionell ſind auch die Bewegungen. Das japaniſche Theater hat ſich aus einem Marionettenſpiel entwickelt, und wie Marionetten ſprechen dieſe nackfüßigen Krieger noch heute. Sie ſchleudern die Beine, daß der Boden donnert und es kaum des Hioſhigi-Geklappers bedarf. Traditionell iſt ferner das Mienenſpiel. Die Holzſchnitte der Katſukawa-Schule übertreiben die Geberden der Zweiſchwertermänner auf der Bühne nicht. Wenn man dieſe Raubthieraugen, den brutal accentuirten Schädel, den bitteren Mund dieſer löwenkühnen Komoedianten einen ganzen Nachmittag genoſſen hat, flicht man dem feinen Spötter Sharaku einen neuen Kranz.

Bevor Katſuyori ſich von ſeinem Weibe trennt (ſie prangt in Violett und Roth und wird von einem Mann mit dunklem Baßton geſpielt), tanzt er. Er hat zwei Schwerter im Gürtel und einen Fächer in der Hand, den er immerfort bewegt, ſo daß Koſtüm und Fächer einander koloriſtiſch wunderſam ergänzen.

Der Verzweiflungskampf am Schluß der Tragoedie iſt wenig anders als ein Ballett. Worte werden kaum gewechſelt; nur manchmal ſtößt einer der Kombattanten einen Schrei aus wie ein Trapezkünſtler nach einem voll-

brachten Schwung. In dieſer Schlachtpantomime bilden die Heranſtürmenden Gruppen mit Katſuyori, der, ein grüner Fleck, durch Braun und dunkles Blau hindurchſchreitet und das kalte Stahlblau des Schwertes in der Luft blitzen läßt. Die ſchönen Klingen ſprechen eine ausdrucksvolle Linienſprache und das für Kalligraphie ſo empfängliche Auge der Zuſchauer iſt entzückt. „Onoe" ſchallt es von der Galerie. Der laut gerufene Name und Händeklatſchen ſind der Dank an den Schauſpieler, der ſich nicht verbeugt und auch nach dem Fallen des Vorhanges nicht mehr vor der Rampe erſcheint.

Eine Pauſe tritt ein. Hatte man ſich ſchon während der Aufführung ungenirt unterhalten, ſo beginnt jetzt ein wahrer Höllenlärm. Auf der Bühne wird gezimmert, Kinder laufen über die beiden Blumenſtege, laut mit den nackten Füßen klatſchend, und verſchwinden hinter dem Vorhang. Der ernſte Polizeiſt in der Loge wehrt ihnen nicht, denn Neugier iſt ein Nationallaſter. Auf den billigen Plätzen beginnt man, zu ſchmatzen; der Eine Kuchen, der Andere Reis. Große Stücke werden mit Eßſtäben aus Holzkiſtchen gepickt und ſie verſchwinden eben ſo ſchnell in den Magen wie Fiſche im Rachen eines Seelöwen. Da und dort liegen Kinder, die längſt laufen können, an den ſtraffen Brüſten junger Mütter. Ein dreijähriger Bube, mit dem einen Händchen fortwährend die linke Bruſt ſeiner Nährerin tätſchelnd, giebt der Mutter, einem engelgütigen Weſen, ein glückliches Lächeln zurück. Man ſaugt in Japan buchſtäblich die Theaterluft mit der Muttermilch ein.

Das Zwiſchenſpiel beginnt. Auf der Bühne iſt links und rechts je ein Podium aufgeſtellt. Quer in der einen Ecke ſitzen die Utaikata, der Chor, in braunen und ſchwarzen Kamiſhimo, Gewändern alter Etikette, mit weitausladenden Schultern und faltigen Beinkleidern. Das Oberkleid iſt mit fünf weißen Mon (Wappenabzeichen) beſtickt. Von den Utaikata ſpielen drei die Shamiſen (eine kleine dreiſaitige Guitarre); die übrigen „ſingen". Auf dem Podium rechts hocken die Gidaiyo; einer ſchlägt mit dem großen elfenbeinernen Plektron das Shamiſen, der andere rezitirt. Beide ſind in Blau und Weiß gekleidet. Auf dem Podium vor den aufgeſchlagenen Büchern der Gidaiyo ſtehen zwei Kerzen.

Das Hioſhigi ſchallt lauter und kündet den Tritt von Menſchen an. Ein ſtolz blickender Herr in einem Ueberwurf aus violetter Seide und herrlichem Brokat darunter führt einen Zug von Kriegern über den Blumenſteg. Es iſt Yoſhitſune, der Abgott Jung-Japans. Um den Nachſtellungen ſeines Bruders, des mächtigen Shoguns, zu entgehen, der Yoſhitſune den Schlachtenruhm neidet, hat der von Häſchern Verfolgte ſich und ſeine Mannen als Yamabuſhi, als Bergmönche, verkleidet. Alle tragen lange Haare und Schwerter; in ihren glitzernden Brokatkoſtümen, deren Farben (blaßgrün und blaßblau mit Gold) wundervoll zu einander abgeſtimmt ſind, erinnern ſie eher an

Troubadoure als an Klosterbrüder. Grimm wie Hagen, allein, erscheint der Letzte des Zuges, Benkei der Riesenstarke, Yoshitsunes treuster Anhänger.

Benkei zieht Aller Augen auf sich. Die Ortschaften in der Nähe von Kioto bewahren in den Tempeln so viele Erinnerungzeichen an die Thaten dieses Simsons, mächtige Pfannen, in denen er seinen Reis gekocht, und Glocken, die er versetzt haben soll, daß die Kleinsten mit seinem Namen und seiner Geschichte vertraut sind. Die Zeit ist kaum fern, wo sein charakteristisches Bärbeißergesicht auf Etiquettes von schlechten Schnapsimitationen oder unter den Fingern zerbröckelnden Safety-Matches erscheinen wird; denn auch in Japan sind die Götter gestorben. Hier im Theater folgt man seinen kühnen und treuen Reden in dem gequälten Baß mit kindlichem Interesse. Man weiß ganz genau, daß er seinem Herrn bis an den Grenzpfad von Ataka no Seki vorauseilen und durch ein Hornsignal die Unmöglichkeit des Weitermarsches anzeigen wird, weiß, daß Yoshitsune und seine Leute sich daraufhin zu einem Verzweiflungskampf rüsten werden. Man ist nicht überrascht, als sich die Bühne dreht und der gefangene und gefesselte Benkei dem Beamten des Shoguns in langer Rede auseinandersetzt, er sei nicht der gesuchte Benkei, sondern nur ein friedlicher Mönch, und seine Begleiter seien nicht Yoshitsune mit seinem Gefolge, sondern fromme Patres. Aber man athmet doch schneller, als der Geächtete plötzlich erscheint, von dem goldstrotzenden Grenzbeamten als der dem Tode verfallene Yoshitsune rekognoszirt wird und Yoshitsune nun zum Schwert greift, um Benkei zu befreien und sich den Durchgang zu erzwingen. Benkei bebt wie ein erschütterter Fels; mit Riesenkraft richtet er sich auf, hebt den einen Fuß hoch empor und setzt ihn seinem Fürsten ins Genick, ihn mit wilden Worten scheltend, daß er seine Pflicht als Yamabushi vergesse und sich ihm, dem Herrn, gehorsam zu erzeigen habe. Yoshitsune schweigt und begreift. Auch der Grenzbeamte, der die feine Komoedie durchschaut, ist von diesem Beispiel seltener Treue tief ergriffen und folgt, gegen seine Pflicht, dem Gebote der Menschlichkeit. Er löst Benkeis Bande und gewährt Allen den Durchzug

Ein Beifallssturm bricht los. Benkei steht, nachdem der Vorhang schon gefallen ist, noch immer auf dem Blumensteg, mitten unter dem Publikum. Tiefe Stille tritt ein, als er die Hände zum Gebet emporhebt und sein Horn an den Mund setzt, um nachträglich seinen Gefährten das Rettungsignal zu blasen. Dann — o Wunder! — hebt er den einen Arm mit dem Wanderstab, das eine Bein, streckts in die Luft und zieht plötzlich den ganzen Körper nach sich. Mit einem Ruck steht er nieder auf dem Boden. Es ist das Ropo, der „Sechsschritt", ein feierlicher gymnastischer Akt, in dem Japans letzter großer Schauspieler, Ichikawa Danjuro, exzellirte. Ich vermochte nicht über diesen Paradeschritt zu lächeln, so sonderbar er mich als Finale berührte; denn ich fühlte: hier sprach das alte bizarre Japan zu mir, von dem uns Kawakami und Sada Yakko nur ein verblaßtes Konterfei gezeigt haben.

Den beiden hiſtoriſchen Stücken ſchließt ſich ein bürgerliches Trauerſpiel an. Ein junger Samurai liebt eine Courtiſane. Sie verkauft ſich einem vornehmen Herrn und der Samurai ſchwört Rache. Er lauert ihr auf, aber es iſt dunkel und ſein Schwert trifft eine Unſchuldige. Es nimmt nicht für die Japaner ein, wenn man ſieht (ob auch nur im Spiegel des Theaters), wie ſie töteten: mit der Gelaſſenheit geborener Metzger. So hat Gilles De Rais ſeine Opfer durchgeſchnitten und ſich an der Schärfe ſeines Stahls berauſcht.

In der Pauſe ſinkt mancher Kopf müde auf die Bruſt. Die elektriſchen Birnen ſind aufgeflammt; es ſcheint Zeit, an ein Mahl zu denken. Unten, im „Parquet", dampft es längſt aus den Eßkäſten, aus den Näpfen und Schüſſeln, und ein eigenthümlicher Brodem ſteigt mir in die Naſe. Doch dieſer führt mich weit weg aus Kioto: nach London N., in die Straßen hinter Kings Croß Station, wo ich mich oft an elenden Menſchen vorüberſchob und der Geruch von ranzigem Fett aus den Fiſchläden die Atmoſphäre verpeſtete. Mein Appetit iſt blitzſchnell verflogen.

Ein reicher Lohn wartet der Geduldigen. Die japaniſchen Komoedianten ſpielen ihre beſten Karten erſt am Schluß aus. Ich werde den nun folgenden „Zwiſchenakt", einen großen Brocken für den nach unverfälſchtem „Japan" Hungrigen, niemals vergeſſen.

Die Fabel iſt bald erzählt. Fürſt Minamoto Yorimitſu kann nicht ſchlafen. Eine Rieſenſpinne ſchreckt ihn allnächtlich aus dem Schlummer. Er kämpft gegen ſie mit dem Schwert, aber ſie umſtrickt dieſes und ihn. Endlich gelingt es dem tapferen Watanabe no Tſuna, das Monſtrum zu töten. Man muß ſich den kleinen Kern der Handlung mühſam aus einem Wuſt alterthümlichen Ceremoniells von Tänzen und Deklamationen herausſchälen. Wenn der Vorhang zur Seite geht, werden zunächſt die Joruri ſichtbar. Sie tragen die farbenſatten Koſtüme des Mittelalters und ſitzen vor einer mattgoldenen Wand, auf die drei große Kiefernbüſche gemalt ſind. Einige „ſingen", andere ſpielen Shamiſen, wieder andere ſchlagen eine Holztrommel mit der flachen Hand. Die Ohren wollen ſich an das Geräuſch, das dieſes Orcheſter hervorbringt, nur langſam gewöhnen. Zuerſt lacht man Thränen über die fortwährend umſchlagenden Stimmen, doch hört man ſchließlich einen gewiſſen Rhythmus heraus, der der Sache Kolorit verleiht (allerdings das Kolorit von Papageien). Hofherren erſcheinen, unter ihnen Watanabe no Tſuna. Sein Koſtüm iſt ein Kompendium japaniſcher Kunſt. Das Obergewand iſt dunkelblau und zeigt Applikationen von großen Kranichen in weißer Seide. Die Beinkleider ſind weiß mit einem Hauch von Perlmutter. Die Füße ſtecken in damaſtenen Tabi, die die Knöchel prall wie Handſchuhleder umſpannen.

Den ſeidenen Thürvorhang hebt ein unſichtbarer Arm: und Fürſt Minamoto Yorimitſu ſchreitet langſam in das Gemach. Sein Koſtüm iſt ein

Gedicht aus Violett, Gold und Roth. Unter der Goldlack-Kappe blicken müde und kalte Augen; das schmale Antlitz ist blaß und unbeweglich. Mein Herz jubelt über dieses herrliche Portrait. Die Höflinge huldigen ihrem Fürsten. Bald darauf erhebt sich Yorimitsu von einem Sessel, den ihm ein schwarzgekleideter und maskirter Mensch hingeschoben hat (für die Japaner sind diese „Kurombo" Luft), und tanzt. Jede dieser feierlichen Linien des Tanzes und des Fächers hat einen geheimen Sinn, den ich nur ahne, nicht weiß.

Ein Priester tritt auf und nähert sich Yorimitsu. Dieser hatte versucht, zu schlafen, auf einem Podium hockend, die eine Körperhälfte mit einer großen rothen Brokatdecke verhüllt. Doch der Priester stört ihn und Yorimitsu wird gewahr, daß der Geist der Riesenspinne die Gestalt eines Pfaffen angenommen hat. Der Priester ist in die Farbe der Spinne, in schwarze und graue Seide, gekleidet. Er entfaltet den Fächer, der eine große Spinne auf goldenem Grund zeigt, und tanzt den Spinnentanz. Er krümmt sich, scheint einen Faden herabzugleiten, ihn zu befestigen, schnellt wieder empor, knüpft eine Parallele zu ihm und nähert sich seinem Opfer, um es völlig zu umgarnen. Der goldene Fächer betont jede Bewegung des biegsamen Körpers. Schriller und schriller wird die Musik; ein Trommelschläger miaut wie eine eingeklemmte Katze: und Yorimitsu verläßt sein Lager. Er zieht sein Schwert und dringt mit dem herrlichen Stahl auf den Priester ein. Der weicht zurück bis zum Blumensteg; und jedesmal, wenn sich das gezückte Schwert dem Zauberer nähert, schleudert Dieser ein Spinnennetz gegen den Fürsten, dessen Waffe sich darin verwickelt. Das Malerische überwuchert auch hier das Dramatische. Auf den Tanzschritt der beiden Kämpfenden, der durch die leuchtend weißen Tabi so wirksam accentuirt wird, auf den Zusammenstoß des Violett, Gold und Roth mit dem zarten Grau des Priestergewandes scheint mehr Nachdruck gelegt zu sein als auf die Entwickelung des eigentlichen Themas. Dem japanischen Volk steckt die künstlerische Regie im Blut.

Im zweiten Akt tötet Watanabe no Tsuna die Riesenspinne. Er trägt ein Kostüm, das noch prächtiger und kostbarer ist als das mit dem Kranich-Dekor. Diese Farben glühen wie die Sonne des Orients; meine Worte aber sind nur die eines Europäers.

Man kann nicht stärker stilisiren: Yorimitsu will schlafen und man legt ihm einen Brokatteppich seitlich an die Schulter. Das bedeutet: er ruht; doch die Musik setzt ihr schrilles Getöse fort. Watanabe no Tsuna schickt sich an, die Riesenspinne zu töten; und man trägt sie zuvor in einem verhüllten Käfig herein. Sechs Männer in Citronengelb und Weiß wollen den Vorhang lüften; doch sie weichen vor einem donnerartigen Laut mit fein abgemessenen Schritten zurück und bilden eine malerische Gruppe. Endlich fällt die Hülle. Ein scheusäliges Wesen mit wirrem, langem Haar, einen Dreizack in der Hand, in die

Farben von Flammen gekleidet, tritt hervor und tanzt einen Zornestanz. Dann greift Tsuna nach dem Schwert. Ein seltsamer Kampf beginnt, ein schnelles Nebeneinanderherschreiten; Dreizack und Klinge blitzen in der Luft; das bleckende Scheusal zieht sich besiegt in seinen Käfig zurück. Tsuna scheint befriedigt zu lächeln und der Vorhang geht zur Seite. Die Riesenspinne, die Minamoto Yorimitsus Schlaf störte, ist tot.

Ein Sittenbild aus der Genroku-Aera, der Zeit japanischer Hochrenaissance, macht den Beschluß des Tages. Ein Ritter (Samurai) wird von einem Dichter lustiger Verse zur Feier der Kirschblüthe betrunken gemacht, bekommt einen Lachkrampf, weil man ihm ein Pulver in den Sake geschüttet hat, und widmet in der zweiten Szene einem jungen Samurai zärtlichste Aufmerksamkeiten. (Es ist die Zeit, in der die griechische Liebe in Japan sehr verbreitet war). Er bittet ihn, seinen mächtigen Strohhut zu lüften, damit er sein sicherlich junges und schönes Antlitz sehen könne, und als der so lange Umschmeichelte keine Einwendungen mehr zu machen wagt, zeigt sich das Gesicht eines alten Kerls unter dem Strohkorb. Der Samurai ist abermals gefoppt und das Publikum johlt, obwohl es die laxe Moral der Genroku-Zeit seit 1868 (dem Jahr der Einführung europäischer Sittlichkeit) nicht mehr billigen darf. Auch in diesem Stück giebt es hübsche Tanzeinlagen; die Freunde japanischer Holzschnitte werden mit Interesse vernehmen, daß dabei eine typische Figur der Genroku-Periode, der Beniyé*)-Verkäufer, als Hauptperson mitwirkt.

... Um elf Uhr nachts saß ich mit schmerzenden Schläfen in meiner Jinrikisha. Ich hatte volle sieben Stunden im Theater verbracht. Als ich über die Shijo-Brücke rollte und auf die von vielen Papierlaternen erhellten Ufer des rauschenden Kamo-Flusses blickte, kamen mir Kawakamis Kompromisse in den Sinn. Sollten wir wirklich so beschränkt in unseren Geschmacksneigungen sein, daß wir die fremdartige Schönheit dieser altjapanischen Tanzspiele nicht würdigen könnten? Sollte nicht ein kluger Kopf unter unseren Theaterdirektoren zu finden sein, der unserem von Brandreden hungriger Arbeiter ermüdeten Publikum das farbenglühende altjapanische Leben im Spiegel der Schaubühne zeigt? Szenen wie der Kampf mit der Riesenspinne (der dem klassischen No-Tanz entnommen ist) würden, wenn die Besonderheit des Kolorits gewahrt bliebe, in den Köpfen vieler Tausende eine lebendige Vorstellung von Dem hervorrufen, was Japan wirklich war und was es uns eigentlich bedeutet.

Kioto. Friedrich Perzynski.

*) Beniyé heißen die mit Beni, einem Karmesinroth, kolorirten Frühdrucke.

Tragikomoedie.

Königin Anna saß auf ihrem kostbaren Faltenstuhl, eine Marguerite in der Rechten. Irgend Einem in ihrer Umgebung war es gelungen, diese Blume in ihre Hand zu spielen. Sie hielt sie aber steif und theilnahmlos und trieb nicht das zärtliche Frageſpiel mit ihr, das man erwarten mochte. Wozu auch? Unten im Hof stand ihr königlicher Gatte und fütterte seine Bracken mit Leckerbissen; und sie wußte genau, daß sie gleich nach den Hunden den ersten Platz in seinem Herzen einnahm.

Die drei Edelfräulein, die ein Stück weit hinter ihr standen, flüsterten leise mit einander. Die eine von ihnen bemerkte, wie die Marguerite achtlos aus der Hand der Königin glitt und auf den Saum ihres milchweißen Atlaskleides fiel. Die Dame erhob sich geräuschlos, trat vor die Herrin und flüsterte ihr ein Wort zu. Die Königin nickte wie ein artiges Kind und wandte ihre schönen, gelangweilten Augen dem prächtigen Gobelinvorhang zu, hinter dem, auf einen Wink der Dame, der dienstthuende Page verschwunden war.

Einige Minuten darauf traten zwei Diener herein, die ein kunstvolles Gemälde vor der Königin aufstellten. Es war das Bildniß einer schönen Frau, die in wundervoll schillernden Pfeller gekleidet war und ganz von Perlen tropfte. Königin Anna sah etwas verwirrt auf das Bildniß.

„Es ist das Portrait der Prinzessin von Asturien, ein vorzügliches Bildniß“, flüsterte die eine der Damen, die herangetreten war.

„Ich kenne die Prinzessin nicht“ (die Königin blickte auf den stolzen Frauenkopf), „aber wenn sie nur halb so schön ist wie auf diesem Bilde, dann muß sie sehr schön sein.“

„Sie solls durchaus nicht sein; nur die Gewänder und der Schmuck heben ihre Gestalt so vortheilhaft hervor. Es ist das Geheimniß des Malers“ (die Dame winkte und das Bild wurde hurtig entfernt), „jedem Körper die richtige Folie zu geben. Man sagt, er wende der Ausführung der Gewänder mehr Sorgfalt als ihrer Trägerin zu.“

Ein neues Bild wurde gebracht. Es stellte eine Verwandte des Königs von England dar. Königin Anna betrachtete den Ring am Mittelfinger der Fürstin. „Wie seltsam, einem Bildniß einen wirklichen Stein einzufügen! Der Rubin ist echt, er funkelt.“

Das Edelfräulein schüttelte leise den Kopf. „Geruhen Majestät, die Hand zu befühlen“ (das Portrait wurde dicht an die Königin herangeschoben): „es ist kein wirklicher Stein; er ist nur gemalt.“

Anna ließ die Spitzen ihres Zeigefingers schüchtern über das rothe Juwel gleiten. Wahrhaftig: es war nur gemalt!

Man brachte andere Bildnisse herein. Es waren fast nur solche von Frauen. Und von Frauen aus den allerhöchsten Ständen. Fabelhafte Juwelen, Seiden von berückenden Farben, Rauchwerk, dessen Silberspitzen man fast unter seinem Hauch zittern zu sehen glaubte, waren auf diesen Bildern zu erblicken. Die drei Edeldamen wetteiferten in Ausdrücken des Entzückens. Die Königin war nachdenklich.

Endlich trug die älteste der Frauen ihr die Bitte vor. Da überzog ein Rosenhauch ihr kindisches Gesicht.

Wird er ganz dicht herantreten, wenn er . . . Wird er sie etwa gar berühren, wenn er . . . Wird er . . . Ja, Das wird er gewiß. Er muß sie ja anblicken: sonst kann er sie nicht . . . Sie stockte in ihren Gedanken und hielt ihr Spitzentuch, klein wie ein Handteller, vor den kichernden Mund. Da brachte die älteste Edeldame ihre Lippen an Annas rosiges Ohr und raunte ihr ein paar Worte zu. Die Brauen der Königin schoben sich verwundert höher und sie blickte auf die goldene Spitze ihres Stiefelchens. Das änderte die Sache.

Sie athmete wie erleichtert auf. Er kann vorgelassen werden. Sie will ihn empfangen.

Wie wird er wohl aussehen? So wie der König? Mit herabhängender Unterlippe, stumpfer Nase, runden, glasigen Augen, spärlichem Braunhaar auf dem birnenförmigen Schädel? Anna wünschte, er sähe ganz anders aus Er sähe aus . . . Sehr hoch, sehr stolz, mit dem röthlichen Haar der Normannen, mit weißen, schlanken Händen. Der König hat häßliche Hände; er pflegt an seinen Fingernägeln zu knabbern.

Als Gaston Villeneuve die ersehnte Botschaft empfing, legte er die Hände vors Gesicht und murmelte Worte, die einer fremdartigen Sprache angehörten. Dann schritt er erregt in seinem Atelier auf und nieder. Ab und zu glitten seine Blicke über die Wände mit der vornehmen Gesellschaft in den kostbaren Bilderrahmen. Aber was waren diese Prinzessinnen und Edelfrauen gegen sie, die er jetzt malen würde, gegen die Königin, die rosenfarbige, mit dem Diadem der Unnahbarkeit im gleißenden Haar? Er hatte erreicht, was noch kein anderer Maler vor ihm erreichte: er durfte sie von Angesicht zu Angesicht schauen, er durfte festhalten, was ihr Anblick ihm gab.

Er warf sich auf einen farbenglühenden Teppich mit Metallfäden im uralten Gewebe und ließ das Stück milchweißen Atlas, das nebst anderen seltenen Stoffen dort lag, durch die Finger gleiten. Er hatte eine wunderliche Vorliebe für diese weichen, schmeichelnden Seiden, deren Berührung seine Pulse vor Zärtlichkeit zittern ließ. Er drückte das schmiegsame Gespinnst an die heißen Lippen und kühlte sie an ihm. Dann griff er in den Wandschrank und zog eine Kassette heraus. Ungefaßte Steine, Brillanten, deren Wasser den Thau auf Lilienblättern an Reinheit beschämte, Rubine, röther als Blut, Saphire, die Märchen erzählten, strahlten ihm entgegen. Oft ließ er sich, statt des Geldes, Edelsteine für seine Bilder reichen. Er verging vor Liebe zu Allem, was schön war, was strahlte, was seiner lechzenden Seele Durst stillte. Nie waren die Wangen einer Frau ihm weich genug, seine Lippen darauf zu betten, nie der Nacken einer Frau weiß genug, seine Haarsträhne darüber gleiten zu lassen. Die Königin, die Königin, die stolzeste, jüngste, holdeste der Welt, wollte er haben, — und er hatte den Weg zu ihr nun gefunden. Sie war ihm gerade gut genug.

Sie sitzt im Saal, ihre drei Getreuen um sich. Zwei Pagen ziehen die Kortine zur Seite. Ein Mensch tritt herein, klein, mit gekrümmtem Rücken, als ob er eine Riesenlast darauf trüge, das hagere, elfenbeinfarbige Gesicht auf beiden Seiten von tiefschwarzem Haar eingerahmt, die Nase kühn, groß, gebuckelt, die Lippen festgeschlossen, trotzig, starr, räthselhaft. Er scheint nur die Königin zu sehen, sinkt vor ihr aufs Knie und schlägt die Lider zu, ihr auf. Sie sieht zwei nachtschwarze Augen auf sich gerichtet, tief wie ein Abgrund, brennend wie das

Feuer, das im Schoß der Erde lohen soll, von jener wilden Zärtlichkeit, wie sie Raubthiere im Spiel mit einander verrathen: Leise, ganz leise hebt sie die thörichte Hand und legt sie auf das erschreckte Herz.

Er schweigt und blickt sie an. Er darf ja nicht sprechen, bevor sie gesprochen. Sie nickt kaum wahrnehmbar.

Anna findet ihn scheusälig, aber sie brennt vor Neugier auf das Bild, das er unter ihren Blicken schaffen wird. Ihr gehts wie den anderen Damen fürstlichen Geblütes Sie verlernen ihr Befremden über seine Eigenthümlichkeiten, über die herrische Art, die bald mit tiefster Demuth wechselt. Sie wissen um das Geheimniß seiner Geburt, wissen, daß er ein Künstler geworden ist, weil das Schicksal ihm versagt hat, mehr zu werden. Es schmeichelt ihnen, einen Kaisersohn wie einen Gaukler behandeln zu dürfen; denn im Grunde ist ihnen jeder Künstler, auch der beste, nicht mehr als eine Art Gaukler. Sie fühlen sich sicher in der Nähe dieses Künstlers, weil sie wissen, daß edles Blut in seinen Adern rinnt.

Während Anna ruhig in ihrem milchweißem Gewand vor ihm sitzt, die gleißenden Haare ihrem Bildniß zu Liebe geöffnet und mit Perlenschnüren geschmückt, streicht sein Pinsel hastig über die Leinwand. Sie erbebt jedesmal, wenn ihre Augen den seinen begegnen, und erwartet doch ungeduldig den nächsten Blick.

Unten, vom Hof her, hört man des Königs Gejohl, der mit seinen Hunden spielt. Die drei Edelfräulein flüstern Die Aelteste erzählt, wie ihr der Hofmarschall den Maler empfohlen hat. Ihm hatte ihn der Mundschenk gepriesen. Diesem ein Ritter der königlichen Leibwache. Schließlich endete die Geschichte noch bei einem Thürsteher. Die Damen lächeln heimlich. Anna aber denkt plötzlich: Weshalb sind diese Drei eigentlich hier? Es wäre viel schöner, wenn sie nicht hier wären. Und sie verzieht schmollend den Mund und sagt zu Gaston: „Nächstens will ich im Garten gemalt werden. Unter dem Orangenbaum, in dessen Geäst die zwei blauen Meisen ihr Nest haben. Und Niemand soll dabei sein. Die Damen haben beim Rosenrondell zu warten."

Und so war es beim nächsten Mal. Und Gaston stand, den gekrümmten Rücken gesenkt, scheinbar demüthig vor seiner Leinwand. In seinen Augen aber loderte der Hochmuth uralten, heilig gehüteten Blutes. Aus diesen Augen schrie der Hirsch, der am Waldrand auf die Hindin lauert.

Und Anna verzog schmollend den Mund und sagte: „Die Damen haben das nächste Mal am Fischteich zu warten." Von dort aus konnten sie ihre Königin nicht sehen.

Und jetzt war er mit ihr allein. Das Herz klopfte ihr bis in den Hals. In der Ferne hörte sie die Hunde ihres Gemahls kläffen. Ihre Augen glänzten, als ob Thränen darin ständen, und die schweren Lider lagen halb darauf.

„Es ist sehr heiß", sagte sie leise. Er hob den dunklen Kopf. „Ich friere". Ihre Blicke begegneten einander, flüchtig, erschreckt. Dann malte er weiter; und sie sah durch die halbgeschlossenen Wimpern seinen trotzigen Mund an . . Und plötzlich warf sie sich, ihre Posen vergessend, zurück und lachte hart und höhnisch.

„Ihr seid Eurem Vater wenig ähnlich."

Da sah er sie an. Sein Gesicht war blaß und entstellt. „Seht Ihr denn nicht, wie sie von drüben durch die Zweige der Weiden herüberspähen?"

„Was geht mich in diesem Augenblick die Welt an? Ich will, daß Ihr

mich küßt." Die Königin sprach aus ihr. Königinnen sind unbekümmert. Doch er: trug er nicht Kaiserblut in den Adern? Wie konnte er anders empfinden als sie?

„Majestät verzeihen: der König schickt mich hierher."

Rougemont, der hohe, hagere Berather und geistliche Vertraute des Königs, stand plötzlich, wie aus der Erde gewachsen, zwischen den Beiden.

„Ich soll Majestät bitten, mir zu folgen. Die Windhündin Latona hat ein schneeweißes Junge geworfen, das Majestät sich ansehen möchten."

Anna preßte die Lippen auf einander, machte eine hochmüthige Bewegung nach dem Maler hin und folgte dem Störer ihrer Schäferstunde.

An anderen Tag, eben als Gaston sich fertig machte, um ins Schloß zu gehen, wurde Rougemont bei ihm gemeldet. Der Maler zuckte zusammen, faßte sich aber rasch wieder und trat dem Prälaten gelassen entgegen Rougemont verneigte sich. Seine durchdringenden Blicke waren oft, ohne daß Gaston es bemerkt hatte, ihm gefolgt, wenn er im Schloß aus- und einging.

Er ließ sich nieder. „Ich komme mit einer Bitte, edler Herr. Ich sammle Notizen zu einem Werk über Kaiser Mathias und möchte Euch bitten, mir ein Wenig an die Hand zu gehen und mir von Eurem gnädigsten Vater zu erzählen."

Gaston erblaßte. „Das geht nicht an." Der Priester machte eine demüthige Nackenbewegung. „Nichts Intimes natürlich, nur harmlose Daten, die mir jedoch von Wichtigkeit sind. Ich möchte, zum Beispiel, fragen, wo Ihr geboren seid. Hielt sich der Kaiser öfter dort auf, ist es ein wenig bekannter oder ein viel genannter Ort? Ich weiß nämlich, daß der erlauchte Herr oftmals plötzlich vom Hofe verschwand, um sich irgendwohin an eine ihm liebe Stätte zu flüchten. Könnt Ihr mir Auskunft geben? Euch wird nicht der geringste Nachtheil aus Euren Mittheilungen entstehen . . ."

„Ich kann Euch in dieser Sache nicht dienen." Gaston stand wie aus Erz gegossen vor Rougemont.

„Dann gebiete ich Euch also, kraft meines Amtes als Vertrauter des Königs" (der Priester erhob sich mit plötzlich veränderter Haltung): „gebt Auskunft über Euch selbst. Kein Mensch weiß, woher Ihr eigentlich kommt; kein Mensch hat Euch jemals eine Kirche betreten sehen. Welche Beweise könnt Ihr eigentlich erbringen, um Euer angeblich so nahes Verhältniß zu dem großen Kaiser uns glaubhaft zu machen? Die Königin, die sich für Euch interessirt, wünscht all Das zu erfahren."

Da schlug Gaston die großen, dunklen Augen auf. Sie schienen zu sagen: Die längst erwartete Stunde ist also gekommen. Er richtete sich stolz auf. „Die Königin wars nicht, die Euch beauftragt hat, zu spioniren. Das haben die Anderen gethan, die mich zu beneiden anfingen. Wartet einen Augenblick; ich will Euch gleich Rede stehen."

Gaston trat zu einem Kästchen, entnahm ihm eine kleine Kristallkaraffe, that einen Schluck von der Flüssigkeit, die sie enthielt, und trat unsicher in die Mitte des Ateliers. „Ich bin nicht Mathias' Bastard. Um des Glanzes willen, den ich mit vergötternder Anbetung liebe, habe ich mich dazu erniedrigt, diese entehrende Rolle zu spielen. Ich wußte, daß sie mir leichter als all mein Können, schneller als mein ehrlicher Name die Pforten der Paläste öffnen würde. Ich heiße Israel Baruch und meine Wiege stand im Ghetto in Amsterdam."

Die schwarzen Haarsträhnen fielen über das bleiche Gesicht, das sich sterbend zur Erde neigte.

München. Maria Janitschek.

Selbstanzeigen.

Die Religion als Selbstbewußtsein Gottes. Eine philosophische Untersuchung über das Wesen der Religion. Eugen Diederichs, Jena, 1905.

Hegel und Feuerbach haben die Religion als das Selbstbewußtsein Gottes bestimmt; Hegel in positiver, Feuerbach in negativer Absicht. Jener, um sie für immer gegen die Einwände des Verstandes sicher zu stellen, Dieser, um sie als eine bloße Illusion des menschlichen Bewußtseins zu erweisen. Mein Werk macht es sich zur Aufgabe, die Wahrheit der genannten Auffassungweise zu begründen, ohne dabei den metaphysischen Uebertreibungen Hegels oder den für die Religion vernichtenden Konsequenzen des feuerbachischen Atheismus anheimzufallen. Es betrachtet also auch die Religion als das Selbstbewußtsein Gottes, nicht nur in dem Sinne, daß in ihr Gott zum Bewußtsein seiner selbst gelangt, sondern auch in dem, daß in ihr das Bewußtsein des Menschen von seinem Selbst zugleich als das Bewußtsein von der göttlichen Natur dieses Selbst hervortritt. Es beantwortet also die Frage nach dem Wesen der Religion in monistischem Sinn, aber nicht eines naturalistischen Monismus, wie ihn jetzt Haeckel vertritt und der jede Religion unmöglich macht, auch nicht eines abstrakten Monismus nach Art desjenigen der Inder und der mittelalterlichen Mystik, sondern eines konkreten spiritualistischen Monismus, der die Wahrheitmomente jener entgegengesetzten Anschauungen in sich aufhebt. Gegenüber der modischen rein empirischen und psychologischen Auffassung der Religion faßt es das Problem der Religion als ein wesentlich metaphysisches auf; gegenüber dem Theismus der bestehenden Religionen vertritt es den Standpunkt des Pantheismus. Dabei wendet es sich besonders auch gegen die herrschende Richtung der protestantischen Theologie, die, unter Verwerfung des kirchlichen Dogmas, das gesammte Christenthum zu einem Kultus der rein menschlichen Persönlichkeit Jesu verdünnen möchte. Es zeigt, daß eine Weiterentwickelung der Religion und eine Gesundung der religiösen Zustände nicht durch eine Zurückdrängung der bisherigen Entwickelung zu ihrem Ausgangspunkt, wie Harnack und seine Anhänger möchten, sondern nur durch Fortbildung der in jenem enthaltenen Keime aus dem innersten Wesen der Religion heraus möglich ist; und indem es den Geist der mittelalterlichen Mystik eines Eckehart, Ruysbroech und Anderer wieder zu erwecken und für die Gegenwart fruchtbar zu machen sucht, strebt es, ein Ideal der Religion als Maßstab für alle religiösen Vorstellungen aufzustellen, und zeigt dem Protestantismus das Ziel, worauf er seine Blicke richten muß, um aus der heutigen Zerfahrenheit und Verwirrung herauszukommen und das religiöse Reformwerk, das Luther begonnen, aber nicht zu Ende geführt hat, im Sinne seines ursprünglichen Ausgangspunktes zu vollenden. So greift es, trotz seinem rein theoretischen Charakter, mitten hinein in die brennenden religiösen Fragen der Gegenwart und entwickelt, unzugänglich aller Beeinflußung durch dogmatische und kirchliche Vorurtheile, die Grundzüge einer wahrhaft germanischen Religion, die unserem innersten Wesen gemäß und im Stande ist, das wissenschaftliche Bewußtsein eben so sehr wie das religiöse Empfinden zu befriedigen.

Professor Dr. Arthur Drews.

Das heimliche Läuten. L. Staackmann in Leipzig.

Eine Probe aus dem Grotesken-Intermezzo:

Kalifen-Lied

Einst war zu Bagdad ein Kalif, — er hieß nicht Harun al Raschid,
Auch weiß ich Andres nicht von ihm, als daß er lebt in diesem Lied.
Er lebt, so wie ich ihn erschuf. Er lebt, wie ichs für gut befand.
Er lebt, so lang es mir beliebt. Er lebt und stirbt von meiner Hand.

Einst war zu Bagdad ein Kalif ... Verzeiht: soeben bringt man mir
Mein ganz bescheidnes Abendbrot; es ist nur etwas Wurst und Bier.
Es warte der Kalif so lang, bis ich verzehrt mein Stückchen Wurst.
Die Wurst ist für den Hunger gut, das Gläschen Bier ist für den Durst.

Einst war zu Bagdad ein Kalif ... Wie freuts mich, daß er warten muß!
Kalif und Bettler sind mir gleich. Sein Warten ist mir Hochgenuß!
Sie Alle sind in meinem Reich nur Sklaven meiner hohen Macht.
So ruht die Welt in meiner Hand, so herrsch' ich über Tag und Nacht.

Einst war zu Bagdad ein Kalif ... Wer kommt zu mir ins Kämmerlein?
Gehüllt in einen großen Schal die Liebste tritt zu mir herein!
Wie lacht verheißungvoll ihr Mund! Wie grüßt mich ihrer Augen Strahl!
Wißt: was mit dem Kalifen war, erzähl' ich Euch ein ander Mal!

Denn was mit dem Kalifen war, bleibt mir zu sagen Zeit genug.
Doch solche holde Wirklichkeit jetzt drob versäumen, wär' nicht klug!
Kalifen schaff' ich mir herbei, so viel ich mag, zu jeder Stund';
Doch niemals küßte Euch ein Mund so heiß wie meiner Liebsten Mund!

Wien. Franz Karl Ginzkey.

Apollo oder Dionysos? Kritische Studie über Friedrich Nietzsche und den imperialistischen Utilitarismus. H. Barsdorf, Verlag. Berlin W. 30.

Der imperialistische Utilitarismus, den ich in meinem Buch näher zu bestimmen versuche, ist die individualistische, rationalistische, kriegerische und eroberungslustige Ethik, die vom Anbeginn der menschlichen Geschichte an der überlieferten mystischen und religiösen Gentilmoral gegenübersteht. Ihre älteste Form ist der kriegerische Vertrag, der den Führer eines Jagd- oder Kriegszuges und seine Leute mit einander verknüpft. Man findet einen solchen Vertrag in der alten griechischen Kultur, in den dorischen Städten Sparta ist eine reine Räuberhöhle: das ganze Volk wird für den Raub gezüchtet. Der utilitarische Imperialismus bildet den Kern des Stoizismus, dessen praktische Moral, wie die platonische, die lakedämonischen Sitten nachahmt. Der vernünftige Imperialismus endlich ist die Lehre, die das bewegte neunzehnte Jahrhundert seinem Nachfolger hinterläßt. Er wird wahrscheinlich die Zukunftmoral beeinflussen. Nietzsche hat diesen Vernunftimperialismus in seinen besten Stunden geahnt. In Folge seiner klassischen Studien hat er frühzeitig über die dorische Kultur nachgedacht. In dem besonderen Gott der dorischen Eroberer, Apollo, hat er nicht nur eine gewisse ästhetische Richtung, sondern auch die aristokratische Herrenmoral sinnbildlich dargestellt. Später trachtete

er, diesem Rassenimperialismus einen individuellen Imperialismus hinzuzufügen, dessen Quelle der Wille zur Macht wird. Aber Nietzsches apollinischer Imperialismus und seine moralische Folge, der Stoizismus, wurden schließlich durch eine zähe mystische Neigung unterdrückt, der der leidenschaftliche Wagnerianer zu oft gehuldigt hat; der Uebermensch wird also aus einander sehr widersprechenden Elementen zusammengefügt: er ist zugleich würdevoller Herr und trunkener Satyr. Ich glaube, dem dauernden Ruhm Nietzsches einen guten Dienst geleistet zu haben, als ich in seinem etwas verworrenen Werk die Spreu vom Weizen zu sondern versuchte. Da er jetzt der europäischen Kultur angehört, darf vielleicht auch ein Ausländer hier ein offenes Wort wagen. Ist meine Kritik auch oft scharf, so bleibe ich dennoch Nietzsches aufrichtiger Verehrer und Schuldner.

Paris. Ernest Seillière.

Aus meinem Leben. - Erinnerungen und Erörterungen. Wien. Karl Konegen. Preis 10 Mark.

Wohl selten ist ein Buch unter so traurigen persönlichen Verhältnissen entstanden wie dieses. In physischer und moralischer Leidenszeit entschloß ich mich — bei ununterbrochener Fortführung meines ärztlichen Berufes, oft unter den größten Schmerzen —, an die Ausführung eines alten Vorhabens zu gehen, meine Erinnerungen niederzuschreiben und eine Charakterenergie zu entwickeln, daß der Geist, der Humor und das Temperament dieses Werkes nichts von meiner physischen und seelischen Qual aufweisen sollte. Es war Schillers erhabenes Beispiel, das meinem Arbeitstimulus vorleuchtete. Das Buch sollte eigentlich „Erinnerungen und Erörterungen" betitelt sein; vor Allem deshalb, weil mein Leben nicht in erster Linie ein äußeres Handeln und ein soziales Trachten vorstellt, sondern ein ununterbrochenes Betrachten und Aufsuchen seelischer Eindrücke, ein fortwährendes Gedankenweben unter dem Zwang sich aufdrängender wissenschaftlicher, ethischer und ästhetischer Probleme und staatsbürgerlicher Pflichten. Ich habe, besonders vom zweiten Theil an, diese Erinnerungen und Erörterungen in die Form von Reisekapiteln gefaßt, weil ich das traurige Schicksal der meisten geistig selbständigen und charakterfesten Oesterreicher hatte, daß, seit die Heroen der großen wiener medizinischen Schule vom Schauplatz abtraten, das offizielle akademische und bureaukratische Wien sich mir feindlich gegenüberstellte und, wenn ich mich zeitweilig zur Wehr setzte, mich noch dazu zum professionellen Kampfhahn stempelte. Ich mußte nach Paris, Rom, Brüssel, London wandern, wenn ich einige Aussicht haben sollte, in Berlin Halt zu gewinnen und in Wien für meine Geisteskinder Anerkennung zu finden. Die mannichfachen Eindrücke, Anregungen, Begegnungen, Erörterungen der mich beschäftigenden Fragen, so weit sie nicht blos ein engeres Fachinteresse haben, sind in diesen Reisekapiteln dargestellt. Viele Erörterungen betreffen engere medizinische Fragen, über die das gebildete Publikum aufgeklärt werden soll, und auch Kunstfragen, die dadurch eine individuelle Färbung und Klärung erhalten, daß ich in sie mit wissenschaftlichen Anfragen — zum Beispiel: ethnographischer und anthropologischer Natur — eindrang. Mein ärztlicher Beruf und meine wissenschaftlichen Probleme haben mich in so innigen Kontakt mit Personen und Verhältnissen gebracht, daß ich Vieles und Vielseitiges zu erzählen habe.

Wien. Professor Dr. Moritz Benedikt.

Banken und Industrie.

Einen interessanten Beitrag zu der heute oft erörterten Frage, ob die Banken von der Industrie abhängig seien oder die Industrie von den Banken, lieferte die Außerordentliche Generalversammlung der Stettin-Gristower Portlandcementfabrik. Das Unternehmen ist zweimal saniert worden; jetzt sollen die Aktionäre zum dritten Mal Opfer bringen. Bis zum Ende des Monats müssen 300000 Mark aufgebracht sein; sonst droht die Liquidation oder noch Schlimmeres. Die Hauptgläubiger der Gesellschaft sind die Bankfirma Max Abel & Co. und die Kommerz- und Diskontobank, die eine Forderung von 170000 Mark von der Berliner Bank übernommen hat. Der Kommerzbank wurden nun in der Versammlung von Aufsichtrath, Direktion und einzelnen Aktionären schwere Vorwürfe gemacht. Die Bank besteht auf ihrem Schein und sagt: „Ich will mein Geld unter allen Umständen noch im Dezember zurückhaben. Seht zu, woher Ihrs nehmt. Eure Aktionäre kümmern mich nicht; ich habe nur für meine zu sorgen.“ So soll den um weiteren Aufschub bittenden Leitern der Cementwerke geantwortet worden sein; und da die Bank auch bei den kurzfristigen Wechselkrediten, die in der Saison gegeben wurden, immer die pünktliche Einhaltung des Fälligkeitstermines forderte, Cement à tout prix verkaufen ließ, um das ihr geschuldete Geld zu schaffen, und das Werk oft nöthigte, Tage lang still zu liegen, weil keine Mittel zur Beschaffung des erforderlichen Brennmaterials vorhanden waren, hielt sich die Verwaltung des nothleidenden Unternehmens für berechtigt, der Bank „illoyales Verhalten“, „außergewöhnlich rigoroses Vorgehen“ und Aehnliches vorzuwerfen. Nie sei einer Industriegesellschaft die Abhängigkeit von einem Kreditinstitut unangenehmer fühlbar gemacht worden als der Stettin-Gristower Cementfabrik. Und doch habe die Kommerz- und Diskontobank 10 Prozent Zinsen für ihr Geld bekommen und in ihren Tresors die Obligationen der Gesellschaft als Sicherheit gehabt. Wer Das hörte, mußte glauben, hier sei die Nothlage eines Unternehmens in der schamlosesten Weise ausgebeutet worden; in Wirklichkeit aber liegen die Dinge anders. Erstens hat die Kommerz- und Diskontobank nicht 10 Prozent Zinsen genommen, sonder 4½ Prozent oder, in einem anderen Fall, den Lombardzinsfuß der Reichsbank von 5 Prozent und ⅛ Prozent Provision für den Monat, im Ganzen also 6½ Prozent. Zweitens ist den Stettin-Gristowern der fragliche Betrag mehr als einmal gestundet worden und man darf der Bank nicht verdenken, daß sie schließlich ihr Geld haben will. Wessen Interesse hat sie, die eigentlich ohne ihren Willen, nur durch Zufall, Gläubigerin der Cementwerke geworden ist, denn in erster Linie zu wahren? Sicherlich das ihrer Aktionäre. Wenn eine Gesellschaft Jahre lang gezeigt hat, daß sie sich aus den Geldkalamitäten nicht herauszuarbeiten vermag, hat eine innerlich mit dem Unternehmen durchaus nicht verwachsene Bank das Recht, energisch auf Zahlung zu dringen. Herr Kommerzienrath Max Abel bemüht sich natürlich, sein in die Fabrik gestecktes Geld wieder „gut zu machen“ (oder vielleicht thut er nur so und denkt sich im Stillen, er werde den ganzen Krempel nachher billig aus der Liquidation erstehen); seine Situation der Gesellschaft gegenüber ist jedoch eine ganz andere als die der Kommerzbank. Er ist Hauptinteressent und muß deshalb unter Umständen Opfer bringen.

Dieser Einzelfall ist nur das besonders bösartige Symptom einer verbreiteten Stimmung. Oft hört man jetzt, für die Banken sei die Industrie nur ein Gegen-

stand der Spekulation; oft sogar, die Kartelle und Konzentrationen der Industrie seien durch die Bankenfusionen herbeigeführt worden. Diese Ansicht (die auch von Rießer, freilich einem ehemaligen Bankdirektor, bekämpft worden ist) scheint mir falsch. Fast überall haben wirthschaftliche und technische Erwägungen die industrielle Entwickelung bestimmt; auch der Wille zur Syndizirung war nicht das Werk der Banken. Daß bei so enger Verbindung gemeinsame Interessen entstehen, ist klar; und die Frage, von welcher Seite der stärkere Einfluß kommt, nicht immer leicht zu entscheiden. Ist diese Frage denn auch so ungeheuer wichtig? Die Hauptsache ist doch, welche Wirkung erreicht wird. Auch in Sachen Hibernia hatten nicht die Banken die Führung, sondern die Herren des Syndikates, die sich gegen die Konsequenzen des Verstaatlichungplanes wehrten. Wenn die Banken so allmächtig wären, wie man jetzt gern behauptet, wäre der Hiberniastreit längst beigelegt. Noch schwerer zu begründen dünkt mich der Vorwurf, die Banken seien im Allgemeinen nur zu reichlicher Unterstützung der Eisen-, Elektrizität- und Kohlenindustrie bereit, gewährten anderen Gewerben aber nur ungern Kredite. Solcher Vorwurf, der sie beschuldigt, einzelne Industrien auf Kosten anderer zu mästen, könnte sie höchstens zu noch vorsichtigerer Zurückhaltung veranlassen. Sie sind doch für die ihnen anvertrauten Gelder der Aktionäre verantwortlich und müssen sich bemühen, bei möglichst geringem Risiko eine möglichst große Rente zu erzielen. Daraus ergiebt sich die Pflicht, in erster Linie mit den aussichtreichsten Industrien zu arbeiten; und zu denen gehört die Textil- und Cementfabrikation einstweilen eben noch nicht.

Oft genug werden die Banken ja bei großen Transaktionen fast völlig ausgeschaltet. Ein Meister in dieser Kunst ist August Thyssen, der erst neulich, in der Generalversammlung der Gelsenkirchener Bergwerksgesellschaft, durch seine souveraine Verachtung aller Rücksicht auf die Aktionäre, auffiel. Thyssen hat die Führung in dem größten deutschen Montanconcern (Gelsenkirchen-Schalke-Rothe Erde), der jetzt über ein Aktienkapital von 130 Millionen verfügt, dem Eingreifen des Schalker Gruben- und Hüttenvereins und des Mülheimer Bergwerksvereins zu danken. Die verschafften sich die Mehrheit der Aktien von Gelsenkirchen und sicherten damit die Wahl Thyssens in den Aufsichtrath. Thyssen aber hat das Prinzip, den Kapitalbedarf der von ihm geleiteten Unternehmungen durch Anleihen zu decken, um den Kontokorrentkredit der Banken entbehren zu können. Darin zeigt sich doch eine gewisse Unabhängigkeit der Industrie von dem Bankkredit; die Hilfe der Kreditinstitute ist nicht einmal immer zur Unterbringung der Anleihen nöthig. Diese Selbständigkeit lassen uns auch die Bemühungen erkennen, dem Rheinisch-Westfälischen Elektrizitätwerk in Essen das Monopol für die Versorgung des rheinisch-westfälischen Gebietes mit elektrischem Strom zu verschaffen. Das Aktienkapital des Unternehmens, das jetzt von 10 auf 25 Millionen erhöht wird, ist im Besitz eines von August Thyssen und Hugo Stinnes geführten Konsortiums. Das Kapital ist rasch erhöht worden, weil die beiden Könige von Rheinland-Westfalen ihr Reich so schnell wie möglich um ein neues Territorium, das der Elektrizität, vergrößern möchten. Wenn sie über Kohle, Eisen und elektrischen Strom, die drei wichtigsten Bestandtheile der gesammten Industrie, geböten: dieser Dreibund würde ihre Herrschaft sichern. Die Gesellschaft hat mit großen Bergwerksunternehmungen (Gelsenkirchen, Harpen, Bochumer Verein, Krupp, Deutsch-Luxemburg) Gegenseitigkeitverträge abgeschlossen, nach denen diese Werke von der Elektrizitätgesellschaft Strom bekommen, während sie ihr die

in ihren Betrieben erzeugte überschüssige elektrische Energie wieder zuführen. Diese ganze Konzentration, in ihrer Art das umfangreichste industrielle Gebilde, das bisher in Deutschland entstand, wurde ohne sichtbare Mitwirkung von Banken geschaffen. Auch in der chemischen Industrie, die ja seit ungefähr dreißig Jahren ins Ungeheure gewachsen ist, hat man von entscheidender Bankeinwirkung nichts gemerkt.

Da die Banken die Geldsammelbecken sind, braucht die Industrie sie freilich, um ihren Kapitalbedarf zu decken; aber die Gewährung von Kontokorrent- und Acceptkrediten oder die Besorgung von Emissionen bedingt noch keine absolute Abhängigkeit der Industrie. Daß die Interessenbasis fast überall gemeinsam ist, zeigt schon die Besetzung der Aufsichtrathstellen: Bankleute sitzen im Aufsichrath der Industrie, Industrielle in dem der Banken. Der Zweck ist natürlich, beide Theile vor Schädigung zu bewahren, die Interessen beider Theile zu schützen. Von den Umständen hängt die Art der Verbindung ab. Kontokorrentkredite, die hauptsächlich dazu dienen sollen, eine Ergänzung für die Einnahmen aus dem laufenden Betrieb zu schaffen, werden besonders in Anspruch genommen, wenn im Geschäftsjahr Neubauten, neue Maschinen oder sonstige Aufwendungen erforderlich werden. Umfangreiche Neuanlagen, die sehr große Beträge erfordern, zwingen meist zur Ausgabe von Aktien oder Obligationen; große Gesellschaften pflegen unter normalen Verhältnissen ihren Geldbedarf ja nicht durch Vergrößerung ihrer Bankschulden zu decken, sondern sich durch Emissionen zu helfen. In Zeiten forcirter Thätigkeit, wie jetzt vor der neuen Handelsvertragsaera, tritt eine erhöhte Anspannung der Kredite ein; nicht nur für kleinere, sondern auch für große Betriebe. Den Banken bringen solche Perioden natürlich meist eine Verschlechterung der Liquidität, deren Bedeutung von der Art der Kredite abhängt. Gedeckte Kredite fallen im Allgemeinen nicht so schwer ins Gewicht wie blanke, bei deren Gewährung die Institute allerdings sehr vorsichtig sind. Mit dem industriellen Bankkredit (also der Gewährung von Kontokorrentkredit an Industriegesellschaften) wuchs im Bankwesen auch die Neigung zur Konzentration. Dafür sorgte die Entwickelung. Die kleineren Provinzfirmen konnten auf die Dauer die Anforderungen der Industrie nicht befriedigen und mußten die Großbanken in ihre Reviere eindringen lassen. Eine Provinzbank nach der anderen ist in den letzten Jahren verschwunden oder in die Filiale eines berliner Institutes umgewandelt worden. Nach dem gesegneten Industrierevier von Rheinland-Westfalen zog es die Banken natürlich besonders stark. Einst herrschte dort allein der Schaaffhausensche Bankverein; jetzt giebt es drei große Gruppen: Dresden-Schaaffhausen, Deutsche Bank und Diskontogesellschaft. Diese Banken hatten aber auch früher schon zu der rheinisch-westfälischen Montanindustrie Beziehungen; dennoch würde schwer nachzuweisen sein, daß sie auf die Entstehung der Kartelle direkten Einfluß geübt haben. Noch schwerer wäre dieser Nachweis beim Kohlensyndikat. Eher könnte der Fall Phönix angeführt werden. Die Aktiengesellschaft Phönix hatte sich dem Beitritt zum Stahlwerkverband widersetzt, weil sie als stärkste Halbzeugverbraucherin in Deutschland keinen Anlaß sah, Bestrebungen zu fördern, die auf eine Erhöhung der Halbzeugpreise zielten; sie wollte ihren Betrieb erweitern und die erforderlichen Mengen von Halbzeug selbst herstellen. Damit aber wäre das Unternehmen ein sehr gefährlicher Konkurrent für den Stahlwerkverband geworden; man wollte den Phönix deshalb um jeden Preis zum Eintritt in den Verband zwingen. Der Schaaffhausensche Bankverein, der im Aufsichtrath der Gesellschaft vertreten ist, verschaffte sich die Mehrheit der Aktien und stimmte in der Generalversamm-

lung für den Eintritt, der denn auch beschlossen wurde. Der Bankverein hat also den Stahlwerkverband eigentlich erst ermöglicht.

Das Risiko, das die verschiedenartigen Beziehungen der Banken zur Industrie (Kontokorrent, Emissionen, direkte Betheiligung) ja ohne Zweifel bieten, hat oft zu dem Wunsch nach einer Trennung von Depositen- und Effektenbanken geführt. Das Schicksal der Leipziger Bank, die an ihrer Verbindung mit der Aktiengesellschaft für Trebertrocknung zu Grunde ging, und das der dresdener Kreditanstalt, der die Elektrizitätgesellschaft Kummer den Untergang bereitete, konnte als warnendes Beispiel dienen. Der Gedanke hat auf den ersten Blick Manches für sich; ob aber der Industrie damit gedient wäre, ist eine andere Frage. Die Effektenbanken wären nicht reich genug, um große Kredite geben zu können; und das ganze Wirthschaftleben könnte unter den Folgen solcher Wandlung leiden. Auch kann eine Großbank die Schuldner leichter überwachen als ein kleines Institut; und die Gefahren (zum Beispiel die des Acceptkredites) sind in der Wirklichkeit nicht ganz so groß, wie man oft annimmt. Als Beweis für das erfolgreiche Streben der Banken, die Industrie zu fördern, wird manchmal auch die Betheiligung an den galizischen und rumänischen Petroleumgruben angeführt. Doch könnten hier auch Konkurrenzrücksichten mitsprechen und man sollte nicht allzu leichtgläubig die Versicherung hinnehmen, daß selbstloser Patriotismus dazu getrieben habe. Auf diesen Gebieten entstehen überhaupt noch viele Spukgeschichten. Wer jemals gesehen hat, wie unsere Großindustriellen von den mächtigsten Bankdirektoren umworben werden, wird nicht glauben, daß die deutsche Industrie unter der Tyrannei der Banken schmachtet, sondern überzeugt sein, daß Geheimrath Kirdorf Recht hatte, als er sagte, von einer drückenden Uebermacht der Banken könne für den wichtigsten Theil der Industrie heutzutage nicht mehr die Rede sein. Ladon.

Schlimm sah es in der vorigen Woche an der Börse aus. Die Industrie ist noch immer mit Aufträgen überhäuft, wirds auch bis mindestens in den Frühling bleiben; aber die Russen haben die Weihnachtfreude verdorben. Der lettische Wahnsinn, den die petersburger Regirung Tage lang ungestört rasen ließ, hat noch ärgeren Schrecken erregt als die Antisemitenputsche. Vergebens weist Witte auf die gesunde Widerstandsfähigkeit der Finanzen hin. Vergebens zeigen die Herren von Mendelssohn, die noch keine Minute lang beunruhigt waren, lächelnde Mienen und lassen sich vor versammeltem Maklervolk von ihrem Fischel lustige Geschichten erzählen. Sogar die vorzeitige Einlösung des Januarcoupons hat nicht recht gewirkt. Die abenteuerlichsten Gerüchte finden Glauben. „Rothschild arbeitet gegen die Russenpapiere.“ Natürlich ists unwahr. „Die Warschau-Wiener Bahn läßt den Coupon verfallen.“ Auch frei erfunden. „Aber sie giebt keine Dividende.“ Das überrascht, nach ihrer vorjährigen Dividendenleistung, keinen ernsthaften Menschen, verwirrt die Naiven aber für ein Weilchen. Dabei giebts auch Leute, die Russen schon wieder für billig halten und stattliche Posten kaufen. Alles schaart sich um die Russenmakler. Schreit, heult, redet mit allen verfügbaren Gliedmaßen. Und auf allen Märkten sinken die Kurse. Das neuste Sympton der bösartigen Kinderei, die man eine Revolution nennt, ist das Gebot, die Sparkassen zu boykottiren; da in diesen Kassen eine Milliarde lagert, sind die Folgen noch gar nicht abzusehen. Wir bezahlen das liberale Experiment theuer, das in Rußland unternommen wird. Allmählich sieht mans ein; und wenn morgen eine stramme Militärdiktatur den Aufruhr niederzwänge, würden wir, trotz der Kränkung des demokratischen Empfindens, die herrlichste Hausse erleben.

Drei Briefe.

I. „Die Regelung der konfessionellen Verhältnisse ist in dem Schulunterhaltungsgesetz, das der Landtag zu berathen hat, so ausgefallen, wie es jeder Vernünftige fordern mußte: die konfessionelle Schule dort, wo genug Kinder dafür vorhanden sind; wo Das nicht der Fall ist, die Simultanschule. Doppelt nothwendig ist diese für eine deutsche Kolonie in fremdem Land, wo bei konfessioneller Sonderung wegen der geringen Kinderzahl überhaupt keine deutsche Schule bestehen könnte. So ists in Rom. Im Oktober 1904 ist dort eine paritätische deutsche Schule errichtet worden, die nach dem mir zugegangenen Jahresbericht die ersten sechs Klassen einer achtklassigen Mittelschule und die ersten vier Gymnasialklassen umfaßt und von 46 Schülern besucht wird: 18 evangelischen, 26 katholischen und 2 jüdischen. Daß bei dieser Schülerzahl ein solcher Unterricht schon kostspielig genug wird und daß bei konfessioneller Sonderung von zehn Klassen nicht die Rede sein könnte, ist klar. Die der deutschen Kolonie Angehörigen müßten denn lauter reiche Leute sein und jede Familie sich ein paar Hauslehrer halten können. So liegen die Dinge nicht; auch fluktuirt, wie man sich denken kann, der Bestand der Kolonie. Die Schulrechnung des abgelaufenen Jahres schließt denn auch mit 1612,05 Lire Defizit ab; und der Zweck dieser Zeilen ist, Vermögende, die, wie Carnegie, nicht wissen, was sie mit ihrem Mammon anfangen sollen, zu einem Beitrag einzuladen. Die Adresse des Schriftführers Dr. Albert Zacher ist Via Panetteria 10. Den evangelischen Religionunterricht ertheilt der deutsche Botschaftprediger (an die Stelle des Herr Peters ist soeben Dr. Schubert getreten); die katholischen Schüler werden im Deutschen Hospiz S. Maria dell'Anima unterrichtet. Die Fanatiker beider Konfessionen haben den Plan, diese Schule zu gründen, heftig bekämpft und fahren fort, die bestehende in deutschen und in italienischen Blättern zu bekämpfen. Meiner allerdings unvollständigen Zeitungschau nach zu urtheilen, sind auch bei dieser Gelegenheit die Fanatiker des Evangelischen Bundes den ‚Jesuiten' weit voran. Die Geschichte wäre heiter, wenn das den Italienern hörbare Gekeif Deutscher gegen ein verständiges deutsches Unternehmen nicht eine Schmach wäre. Gräßlich finden die protestantischen Eiferer, daß im Vorstande des Deutschen Schulvereins drei Protestanten, drei Katholiken und ein Jude friedlich beisammen sitzen. Und bei Worten läßt mans nicht bewenden: man gründet konfessionelle Konkurrenzanstalten. Die katholische, die von Schulbrüdern bedient wird, hat es jedoch nur auf vier oder fünf Schüler gebracht. Die vom Evangelischen Bund gegründete allerdings auf ‚etwa fünfzig'; davon ist aber, wie der Frankfurter Zeitung berichtet wird, nur etwa ein Fünftel reichsdeutsch; die übrigen sind Ausländer und nicht einmal alle evangelisch. Es handelt sich also bei der Unterstützung dieser Schule um drei wichtige Dinge: um das Gedeihen der deutschen Kolonie in Rom, um die Ehre des deutschen Namens im Ausland und um den Frieden zwischen den Konfessionen.

Neisse. Karl Jentsch."

II. „Sehr geehrter Herr, Sie erinnerten neulich daran, daß die ‚Zukunft' gern Denen Gehör schenkt, die eine Minoritätmeinung vertreten. Darf ich Sie dann bitten, mich, einen deutschfreundlichen Briten (und darum Ihrer Meinung nach in einer Minorität) zum Wort zu verstatten? Ich kann nicht nachdrücklich genug gegen Ihre Behauptung protestiren, daß ein Krieg gegen Deutschland in England populär sein würde. Was Jaurès behauptet, ist buchstäblich wahr: ‚Das britische Proletariat will keinen Krieg gegen Deutschland.' Es besitzt auch (was man zu oft in Deutschland vergißt) die nöthige Macht, einen solchen Krieg zu verhindern; denn mit Recht hat einmal Lord Sherbrooke die britische

Arbeiterschaft ‚unsere Herren' genannt. Selbstverständlich ist diese Macht in dem Augenblick, wo die Wahlen bevorstehen, stärker als je. Wahr ist, daß die Rede des Fürsten Bülow, die auf einem grundsätzlichen Mißverständniß des englischen Charakters beruht, die Versöhnung erschweren wird. Wenn man auf eine Aeußerung, die am Meisten geeignet wäre, die neue britische Regirung in Verlegenheit zu bringen und den Freunden Deutschlands den Mund zu schließen, eine Prämie gesetzt hätte, könnten der Verfasser der Thronrede und der Reichskanzler diese Prämie unter sich theilen. Aber es sind in England schon lange Kräfte thätig, die das Ziel verfolgen, gute Beziehungen zwischen den beiden Ländern wiederherzustellen, und diese Kräfte wollen sich nicht durch den berliner Mangel an Zurückhaltung abschrecken lassen. Unter anderen bezeichnenden Beweisen dieses veränderten Gefühls ist die deutschfreundliche Resolution zu erwähnen, die im letzten Sommer von einer eine Million Arbeiter vertretenden Handelsorganisation gefaßt wurde. Uebrigens scheint mir auch Ihr geringschätziger Hinweis auf ‚edle Ladies und Gentlemen an Klubtafeln' durchaus nicht treffend. Wir finden an der Spitze dieser Bewegung viele der hervorragendsten Namen Englands; ich nenne nur Lord Avebury, dessen Bücher in allen Schichten der Bevölkerung verbreitet sind, den Bischof von Southwark, einen der einflußreichsten Führer der englischen Kirche, den Herzog von Argyll, den Schwager des Königs Sir Edward Fry, einen Juristen von europäischem Ruf, Lady Aberdeen, die großen Einfluß in liberalen Kreisen hat, George Meredith, unseren größten lebenden Schriftsteller, viele Mitglieder beider Häuser des Parlaments, Mitglieder des letzten und des neuen Kabinetes, Professoren und andere Gelehrte. Eine solche Bewegung thut man nicht ‚mit höflichem Lächeln' ab, wenigstens nicht in unserem Lande, wo die Oeffentliche Meinung einen fast tyrannischen Einfluß besitzt. Daß Sie Chamberlain als einen Feind Deutschlands brandmarken, klingt sehr seltsam aus deutschem Munde. Er hat nämlich erst vor einigen Jahren eine deutsch-britische Annäherung warm und offen vorgeschlagen und seine Schuld war es sicher nicht, daß ein gewisser Theil der deutschen Presse seine Worte so unfreundlich begrüßt hat. In beiden Ländern ist die Presse für sehr Vieles verantwortlich und Herr Balfour traf den Nagel auf den Kopf, als er behauptete, sie sei eine der größten Gefahren für die moderne Gesellschaft. Wenn Sie aber darauf beharren, den rasenden Jingoismus der National Review als typisch für die britische Oeffentliche Meinung zu betrachten, so berauben gerade Sie sich des Rechtes, den Redacteur dieser Revue wegen seines Mißtrauens gegen Deutschland zu tadeln. Wären wir thatsächlich kriegerisch gesinnt, dann wären die letzten Sätze Ihres Aufsatzes ‚Nebelung', worin Sie einen Krieg gegen England offen predigen, ein wahres Spiel mit dem Feuer zu nennen. Der beste Beweis für die friedliche Gesinnung Britaniens liegt darin, daß das Volk standhaft verweigert hat, durch die lange Reihe solcher Artikel sich aufreizen zu lassen. Durch den zehnten Theil einer solchen Pin-pricks-Politik wären unsere französischen Freunde schon längst in Weißglühhitze gerathen. Wir haben die Rollen Montague und Capulet lange genug gespielt. Do you bite your thumb at me, Sir? Das ist eine Haltung, die zweier großen Völker unwürdig ist und die auch einen auffallenden Mangel an Humor auf beiden Seiten verräth. Wir wollen doch zugeben, daß ein Krieg zwischen zwei Nationen, die durch gemeinschaftliche Interessen, durch engste Bande des Blutes und der Religion, durch dieselben Sympathien in Literatur, Philosophie und Erziehung verknüpft sind, ein unsühnbares Verbrechen gegen die Kultur, ein schwerer Schlag auch für den Sieger sein würde. Wenige deutsche Zeitschriften könnten die Sache der Freundschaft zwischen Deutschland und Britanien so wirksam fördern wie die ‚Zukunft'; und darum appellire

ich an Sie, Ihren Einfluß endlich in diese Richtung geltend zu machen. Mit vorzüglichster Hochachtung R. W. Seton-Watson."

III. Antwort. Sehr geehrter Herr, ich habe von der politischen Leistungfähigkeit der Nation, der Sie angehören, eine höhere Vorstellung als Sie. Ich glaube weder, daß sie, wie bisher eigentlich nur boshafte Kritiker vom Schlage Buchers behauptet haben, von der Oeffentlichen Meinung beherrscht wird (unter solcher Regentschaft wäre die Größe Britaniens nicht zu erreichen gewesen), noch, daß sie auf ausländische Stimmen hört, wenn ihr die Frage gestellt wird, ob sie den Frieden behalten oder den Krieg wagen wolle. Den läppischen Wahn, England werde Krieg führen, weil „in der Presse beider Länder gehetzt wird", und ruhig bleiben, weil „die Hetzerei aufgehört hat", überlasse ich Ministern, Journalisten und anderen Ignoranten. Daß Sie auch mich zu den Hetzern „zählen", scheint mir ungerecht. Wie ich über England und die Engländer denke, könnten Sie aus den Artikeln „Albion" und „Pax Britannica" erfahren, die ich im vorigen Quartal hier veröffentlicht habe. Freilich würden Kulturphrasen und Damensentiments mich nicht hindern, einen Krieg gegen England zu empfehlen, wenn ich ihn für unvermeidlich hielte und überzeugt wäre, daß die solcher Kraftprobe günstigste Stunde gekommen ist. So denken sicher auch die ernsthaften Leute, die in England Politik machen; was in den Journalen gesagt wird, ist für sie, wie einst für Bismarck, wohl fast immer nur Druckerschwärze auf Holzpapier. Das Proletariat ist Ihr Herr? Gestatten Sie mir, auch hierin anderer Meinung zu sein. Wäre es wirklich Ihr Herr, dann hätte es längst ein ihm vortheilhafteres Wahlrecht durchgesetzt und nicht jetzt erst erreicht, daß John Burns als sein Vertreter ins Ministerium aufgenommen ward. Das Proletariat war, wie uns tausendmal erzählt wurde, gegen den Burenkrieg: und vermochte nicht, ihn zu hindern; wäre auch heute noch nicht stark genug, um den Plan eines britisch-deutschen Krieges zu vereiteln. Wenn Sie aber sagen wollten, die Furcht vor dem Proletariate, das nach einer Niederlage schwierig werden könnte, schrecke die Regirenden von kriegerischen Abenteuern ab, dann sind wir ganz einig. Das gilt aber nicht nur für England. Auf die Ladies, Lords und Gentlemen, die sich rednerisch für die „Verständigung" bemühen, möchte ich mich, trotz den großen Namen, nicht verlassen. In den Schwatzvereinen der „Friedensfreunde" führen überall berühmte oder betitelte Müßiggänger das Wort: und das Ganze ist doch nur ein harmloses Gesellschaftspiel. Ich habe Chamberlain weder einen Feind Deutschlands genannt noch gar „gebrandmarkt"; erstens bin ich kein Schinderknecht und zweitens schätze ich den schöpferischen Geist dieses Mannes zu hoch, als daß ich ihn je unziemlich tadeln könnte. Er ist Brite und hat nur den Vortheil seines Vaterlandes zu bedenken. Die „deutsch-britische Annäherung", die er wünschte, sollte eine Assekuranz gegen Rußland schaffen, das damals noch recht aktiv war; und dafür mußten wir höflich danken. Mit der National Review habe ich mich überhaupt nicht beschäftigt; vielleicht interessirt Sie aber die Thatsache, daß der Herausgeber dieser Revue mich gebeten hat, meinen Artikel „Nebelung" übersetzen und veröffentlichen zu dürfen; den selben Artikel, von dem Sie behaupten, er „predige offen den Krieg gegen England." Wo denn? „In den letzten Sätzen". Diese letzten Sätze empfehlen unseren Diplomaten (so nennen die Herren sich ja noch immer und ich muß ihnen, um verständlich zu bleiben, den offiziellen Titel lassen), „in Paris sich, statt in Algesiras, zu offener Aussprache mit Briten und Franzosen an den Konferenztisch zu setzen". Das nennen Sie „offenden Krieg predigen"? Mit solchem Interpreten meiner Worte könnte ich mich freilich nicht verständigen. Trotzdem ich Ihrem Urtheil über die Preßleistung ohne Einschränkung zustimme. (Mit diesem Urtheil stehen wir übrigens längst nicht mehr allein; seit die alberne Russenhetze unserer unwissenden Schrei-

ber das Deutsche Reich Abermillionen kostet, hat jeder halbwegs Gescheite eingesehen, was von der ordinären Zeitungpolitik des Alltags zu halten ist.) Doch auch da sind wir nur im Spruch, nicht in der Begründung einig. Sie tadeln die Presse, weil sie nicht eifrig genug für den Frieden wirke. Thut sie ja, dear Sir. Täglich lese ich Artikel, in denen, unter Berufung auf den unermeßlichen Reichskanzler und Autoritäten eiusdem farinae, verkündet wird, ein Krieg zwischen den beiden großen Kulturnationen wäre die sinnloseste Sache von der Welt; und muß mir dann Mühe geben, um den Brechreiz zu überwinden. Die deutschen Zeitungen, in denen von einem britisch-deutschen Krieg auch nur als von einer nahen Möglichkeit gesprochen wird, haben zusammen noch nicht die Verbreitung des Lokalanzeigers, der seine friedliche Stimmung frisch vom Faß der Hammänner bezieht. Auch wird in Notabelnversammlungen jetzt doch wohl genug pro pace geplärrt. Das Alles ist kaum noch Etwas für die reifere Jugend; jedenfalls nicht für die höllisch ernste Zeit, die wir heute durchleben. Die fordert andere Heilmittel; fordert verständige Prophylaxis, nicht geschäftige Rezeptschreiberei. Ich will versuchen, Ihnen meine Auffassung der Situation anzudeuten. England wird weder von public opinion noch vom Proletariat, weder von Eduard noch von Campbell regirt, sondern vom Interesse. Daß dieses Interesse fast immer richtig verstanden und die Reichspolitik ihm angepaßt wurde, hat Britanien auf die Höhe geholfen, auf der es nun steht. Wenn das britische Interesse einen Krieg gegen Deutschland verlangt (vielleicht, um unsere Expansion für ein Halbjahrhundert zu hemmen, vielleicht, um eine Schwächung Frankreichs zu verhüten) und die Stunde ihm günstig scheint (weil Rußland ohnmächtig, Frankreich von uns geärgert, der Panamakanal noch nicht gebaut, die deutsche und die amerikanische Flotte nicht fertig ist), dann wird er geführt werden. Populär ist er schon; gilt der Mehrheit Ihrer Landsleute als unvermeidlich. Und wenn er jetzt noch nicht populär wäre, würde ers pünktlich vor dem Ultimatum sein. Oeffentliche Meinungen macht man je nach Bedarf. Bruchtheile des Proletariates würden vielleicht Resolutionen gegen die Kriegsgräuel loslassen; und dann befriedigt in die Werkstatt zurückkehren. Die Arbeiterorganisationen hatten zwar die Kraft, Ihrer Industrie die Fähigkeit zum Wettbewerb zu schmälern, werden in absehbarer Zeit aber niemals berufen sein, Lebensfragen der Nation die Antwort zu finden. Daß Deutschland keine Aussicht hätte, England zu schlagen oder auch nur an empfindlicher Stelle zu verwunden, ist klar. Die Möglichkeit, für die Kosten eines gefährlichen Seekrieges uns reichlichen Ersatz über die Vogesen zu holen, hat die thörichte Politik der letzten Monate uns geraubt. Wir haben also kein Interesse daran, diesen Krieg zu führen. Wird er uns aufgezwungen, dann werden wir uns zu wehren wissen. Scheint er Ihren Staatsmännern vermeidlich: schön; dann müssen wir uns allerdings „verständigen". Pazifische Reden und Artikel werden aber die Verständigung nicht herbeizaubern. Männer, die beide Länder genau kennen und deren politisches Denken der Kinderstube entwachsen ist, müssen sich um einen Tisch setzen, die streitigen Macht- und Besitzrechtsfragen ruhig und aufrichtig erörtern und sich bemühen, eine Basis zu finden, auf der wir eine Weile leben können. Also Krieg oder offene Aussprache (die nicht öffentlich zu sein braucht): tertium non datur. Was sonst noch versucht werden könnte, würde ohne dauernde Wirkung bleiben. Das ist meine Ueberzeugung. Wenn Sie meinen, der Ausdruck dieser Ueberzeugung reihe mich ins Hetzerheer ein, muß ichs hinnehmen. Ich bilde mir nicht ein, durch den „Einfluß", den Ihre Höflichkeit mir zuschreibt, der Sache des Friedens dienen zu können. Auch diesen Wahn überlasse ich neidlos noch unklügeren Leuten. Solchen Dienst vermöchten allenfalls die Times (die jeder Zeilenlöhner bei uns höhnt und schilt) zu leisten; und auch sie nur, wenn sie sich auf der Lebenslinie des englischen Interesses hielten. Mich belastet die Pflicht, auszu-

sprechen, was Andere aus Bequemlichkeit oder Feigheit verschweigen, schon schwer genug. Ich könnte Ihnen, selbst wenn ichs für nützlich hielte, nicht vorlügen, England sei bei uns beliebt. Das ists nur bei den Großkaufleuten und in einem schmalen Theil der Industrie. Die Masse des Volkes (auch der Gebildeten) blickt mit Groll über den Kanal. Nicht ganz ohne Grund, wie Sie zugeben werden, wenn Sie nicht nur Anderen die ideale Forderung nach Gerechtigkeit präsentiren. Denn Sie glauben ja sicher nicht, wie ein Fürst Carolath, den seine Standesgenossen respektlos, doch zärtlich den Butterheinrich nennen, daß England uns nie feindsälig entgegengetreten und schon Friedrich dem Großen ein treuer Freund gewesen ist. Fritz selbst dachte anders über diese Treue; er schrieb an Karl von Braunschweig über die britischen Diplomaten: „Diese Leute wollen, daß ich Frankreich an die Luft setze und mich an dem Ruhm sättige, ihr Hannoverland gerettet zu haben, das mich gar nicht angeht; sie wollen mich gröblich dupiren oder sie sind Narren und von lächerlicher Anmaßung." England hat uns geschadet, wo es nur konnte. Weshalb gab der Rastatter Friede Deutschland den Elsaß nicht wieder? Weil Britanien es nicht wollte. Warum brachte der Pariser Friede dem Preußenstaat nicht den ersehnten Gewinn? Weil Britanien es nicht wollte. Castlereagh versuchte, Oesterreicher und Franzosen gegen Preußen zu hetzen. Palmerston und Russell wollten den Dänen die Herzogthümer erhalten. Friedrich Wilhelm der Vierte, der sich, trotz aller Enttäuschung, so tief vor Englands Macht gebeugt hatte, mußte am Ende doch seufzen, seine Rede sei in London nicht mehr beachtet worden als das Gebell eines Hündchens. Im Krieg von 1870 hat England zwar den Schein der Neutralität gewahrt, heimlich aber Frankreich begünstigt. Unsere schüchternen kolonialpolitischen Anfänge wurden auf Schritt und Tritt von englischer Zettelung gehemmt; und Hottentoten und Bantuleute wissen, was sie der Huld Britaniens zu danken haben. Die Liste der Gründe, die wir zum Groll haben, ist lang; und jeder Deutsche müßte sich schämen, wenn er die widrigen Schmeicheleien liest, die Ihren Landsleuten im Saal der berliner Produktenbörse kredenzt wurden. (Wir Literaten hatten noch eine besondere Ursache, uns vor Ihnen zu schämen; denn die unvermeidlichen Herren Hauptmann, Sudermann und Fulda leisteten in Depeschen, die im Börsensaal verlesen wurden, so ziemlich das Schlimmste. Daß die „volle Seele" des ehrenwerthen Herrn Sudermann sich gegen die „Hetzer" empört, wirkt wenigstens nur komisch; daß aber Herr Hauptmann, ders doch nicht nöthig hätte, von der „tiefbegründeten Identität beider Völker" schwadronirt, ist ernstlich beschämend. Und ein Skandal, daß Leute, die sich in ihren Elfenbeinthürmchen gegen alle Geräusche des Tages verriegeln, öffentlich über Dinge zu reden wagen, von denen sie keine Ahnung haben.) Ein selbstbewußtes Volk würde solche Orgien der Eitelkeit nicht ungestraft lassen. Nein: wir können zwar den britischen Menschen in seiner Kraft und Tüchtigkeit lieben, nicht aber England als politische Macht; und die Selbstachtung sollte uns abhalten, gerade heute, nach so vielen Zeichen unfreundlicher Gesinnung, den Leun zu umwedeln. Kindisch ist auch das Bemühen der Meetinghelden, den Interessengegensatz zu leugnen, der zwischen den beiden großen Völkern besteht. So jämmerliches Gewinsel wird uns bei den Volksgenossen Chamberlains, Kitcheners und Kiplings nicht zu höherem Ansehen helfen. Denen müssen wir imponiren; zeigen, daß wir stark sind und uns 1905 nicht mehr so schimpflich behandeln lassen wie vor hundert Jahren. Nur dann kommen wir mit Ehren zu einer Verständigung... Daß Sie mit mir unzufrieden sind, wundert mich nicht. Sie sind Engländer und müssen die Dinge anders sehen als Einer, dem das deutsche Interesse bei hellem und unsichtigen Wetter der Kompaß ist. Das Deutsche Reich wird in absehbarer Zeit Ihrem Vaterland nicht den Krieg erklären. Für das Uebrige können nur Ihre verantwortlichen Politiker sorgen. Merry Christmas! M. H.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 30. Dezember 1905.

Moritz und Rina.

Kressin, Christabend 1905.

Liebster! Bester?

Noch lange nicht Vier; aber dunkel wie der Sinn adolfischer Orakelsprüche. Deshalb resolut: Abend. Und allerhöchste Eisenbahn, zu Rande zu kommen; sonst kriegst Du womöglich erst am Stephanustag Dein Theil (und wärst, eisgrauer Römer, im Stande, mir vorzuschwindeln, die angestammte Weihnachtepistel der greisen Schwester sei vermißt worden). Das Substantielle ist ja, mit Tutchens Hilfe, zu rechter Zeit weg. Da in meinen Jahren nicht mehr Sinn für Ueberraschungen, nur das Gefiederte und Geschuppte, wie immer; die übliche Landkiste (die in Eure Weltstadtherrlichkeit mit Borchardtstilleben eigentlich paßt wie Spanferkel zu Cohns). Eure steht noch unausgepackt unten. Kam mit der Mittagspost. Traue mich nicht recht heran. Bedenkliches Format. Wenn sehr groß, weiß ich wenigstens, daß kostbar Stoffliches, Pelz etc. pp. Aber ziemlich klein und deklarirter Werth: ahne Fürchterliches. Nous verrons; nachher, wenns an den Aufbau geht. In anderen Jahren hätte Miezens Neugier mir nicht so lange Ruhe gelassen. Onkels Bescherung: dagegen kommen wir nicht auf. Diesmal! Weiß, glaube ich, kaum, daß Christnacht im Kalender. Seit drei Tagen ganz Pommerland für sie in Lichterglanz. Denn der Herrlichste von Allen ist hier. Dein Schwager bestand darauf. Erstens sei mit dem Mädel sonst doch nichts Fideles anzufangen (stimmt) und zweitens in guten alten Familien Sitte, den Eidam mal an einem der großen Kirchentage bei sich zu haben, um ihm Nieren zu prüfen. (Zum Schreien; le voyez-vous als Wahrer alter Adelssitte und frumber Kirchenregel, als Einen, der die Kindlein katechisirt?) Natürlich lachte ihm in die Zähne; gab mich aber drein. Schon

des Mädels wegen, das nun, versteht sich, nur für Ihn Augen hat. Toujours-lui. Und muß sagen, daß der Unwahrscheinliche einen sehr netten Ton mit den jungen Leuten findet. Plural: denn auch unser Junge ist da. Wenn ich an den Jammer der vorigen Weihnacht zurückdenke! (Und an Dein famoses Benehmen; gar nicht gutzumachen.) Wieder kein Schnee. Der häßlichste Nieselregen und der Hof eine Pfütze. Aber drei gesunde, glückliche Kinder im Haus. Beim Christlicht besehen, doch „gebenedeit unter den Weibern". Der Schatten fehlt ja nicht. Die Kleine haben wir zum letzten Mal unterm Baum, dessen Schutzengel schon auf sie herabsah, als noch kurze Kleidchen und Schleifen im Haar; und der dumme Bengel macht auch so komische Augen, wenn von Hochzeit und Hausstand die Rede ist. Er wird doch nicht etwa? Item, noch hat man die Küchlein beisammen und die alte Henne gluckst Wonne. Sehr feierlich das Abendmahl mit den beiden hübschen Jünglingen von Gardemaß (unserer ist ein Bischen größer) in Königs Rock. So alt wie der Marinirte wäre Erich jetzt gerade, wenn er lebte. Friede auf Erden! Gestöhnt darf heute nicht werden.

Friede auf Erden! Meine drei Geharnischten sind, weiß Gott, nicht friedlich. Schlagen von früh bis spät Schlachten. Und der Landwehrmajor, der seit Jahrzehnten doch nur Flaschenbatterien gestürmt hat, mimt hier den unter der Muskete Ergrauten. Ein Fabelmann. Jeder Lage gewachsen. Jetzt jeder Zoll ein Kriegsmann. Macht sogar in Strategie. Kramt Karten aus, schwadronirt von Soll- und Iststärke, von Japanertaktik und Verkohlung auf hoher See, daß mir die Augen übergehen, und thut, als wisse er zu Land und zu Wasser Bescheid. Oyama plus Togo. Mir immerhin lieber als in der Zeit seiner politischen Nötheln. Bis in die Puppen eingebildet; aber standesgemäß. Himmlisch die beiden Jungen, die einander vorher ja nur, auf Wunsch, brieflich behandelt hatten. Zuerst mißtrauische Beriechung und steife Artigkeit. Den hohen Kragen beknabbern die Wasserratten ja gern; fühlen sich privilegirt und behandeln, als Männer der feuchten Zukunft, die dürren Sandhasen wie braves Volk, das man, um Gottes Barmherzigkeit willen, seine unnützen Spielchen noch eine Weile forttreiben läßt. Unserer in guter Haltung; doch Mutter merkte, wie schlecht ihm das Fischige schmecke. Giebt sich, meinte der nie Besiegte; Heer und Flotte immer brouillirt, noch vor Port Arthur wie vor Trafalgar; die Beiden kommen aber zusammen. Das war am ersten Abend sein Trostspruch; nach einem Familiensouper, bei dem es verlegene Pausen und überlegenes Lächeln gab und die Stimmung nicht auf Stubentemperatur kam. Nach dem Frühstück (für die Marine war, zu Tutens Entsetzen und Miezens Entzücken, Thee mit ham and eggs aufgefahren; also vollkommene Revo-

lution am ſtillen Herd zur Winterszeit) gingen die Drei auf die Birſch: und kamen, viel zu ſpät, als Blutsbrüder zur angebrannten Suppe heim. Von dem Stabsoffizier wunderts mich nicht. Der macht hinter neue Menſchen immer gleich einen dicken Punkt oder iſt frère et cochon und ich zittere, wenn er über Land fährt, jedesmal, ob mir nicht was Unmögliches als feinſte Nummer an den Eßtiſch geſchleppt wird. Der Kleine aber ... Na, kennſt ihn. Eh Der ſich ausſchält, wird das älteſte Suppenhuhn weich; die dünne Haut (von wem hat er die wohl?) iſt ſiebenfach mit Reſervetüchern umwickelt. Und diesmal das Herz auf der Zunge. Als hätte er mit dem Goldlitzigen ſchon die ſelbe Muttermilch (Pardon!) getrunken. Mich freuts und Marie ſtrahlt; ob der Waſſerheld auch ihrem Bruder und Abgott gefallen werde, war ja ihre große Sorge. Seitdem operirt Heer und Flotte gemeinſam. Tag und Nacht. Einfach nicht ins Bett zu bringen. Geſtern war Frankreich am Verbluten, aber die engliſche Blokade noch recht läſtig. Gegen Eins machte ich energiſch Schluß; wenns ſo lange gegangen war, konnten wir auch die paar Stunden in den Poſen noch blokirt bleiben. Heute beim Breakfaſt (an ſo landesverrätheriſche Ausdrücke gewöhnt Einen dieſe Einquartirung) hatte der Schwiegerliche ausgekniffelt, die Geſchichte ſei überhaupt nicht ſo ſchlimm. Alles unbedingt Nothwendige bequem über Land zu haben. Handelsflotte könne gemüthlich unter fremder Flagge fahren. Dafür, daß ein Haufe engliſcher Kaſten zuſammengeböllert werde, wolle er bürgen. Unſerer holte inzwiſchen peu à peu zwanzig Milliarden von den Franzleuten, denen er, mit Meſſer und Gabel in der Spickgans, vorher ſchnell in Paris den Frieden diktirt hatte. Wir Frauenzimmer bekamen 'ne Haut wie die Rügenwalder und des Mädels Backen waren auch ſo roth, als kämen ſie aus der Räucherkammer. Zur Ehre des Fabelhaften: er winkte ziemlich kräftig ab. So ſchnell ſchießen die Preußen nicht. Unſinn, zu glauben, Frankreich ſei heute wie 70. Bis an die Zähne gerüſtet, das beſte Feldgeſchütz, Elan wie in der größten Zeit und der letzte Mann ſeit Monaten marſchfertig. Würde hölliſch ſaure Arbeit geben. Und kein Moltke (höchſtens ein talminer), die Kommandirenden aus der Adjutantur, kein bewährter Feldherr, die Gefahr der bekannten Impulſe (hörſt ihn, nicht wahr?) und nicht, wie damals, deutſche Einheit und Kaiſerkrone als Ziel. Wenn der Soldat von heute nicht durch Begeiſterung vorwärtsgetrieben wird, kriegt man ihn auch mit der flachen Klinge nicht an den Feind. Keine Illuſionen! Der Franzmann wird ſeine Haut theuer verkaufen. Und wie es auf dem Waſſer kommen könne, gar nicht abzuſehen. In Kiel wimmeln die Peſſimiſten. Disziplin durchaus nicht überall ſo, wie mans wünſchen müßte; vielleicht nicht übel, wieder mal ſtrammen General

ins Marineamt zu ſetzen, wo das Ruhebedürfniß etwas ſtark geworden und ſchon viel zu lange ‚Maul halten' als Parole ausgegeben ſei. Auch Material nicht über alle Zweifel erhaben. Techniker unter Druck allerhöchſter Initiative, während doch gerade da, wo jede Erfahrung fehlt, abſolutes Regiment der Sachverſtändigſten nöthig ſei. Abneigung gegen die drei Böden, deren Wichtigkeit erwieſen (von wegen Torpedos), zu viel Raum für überflüſſige Repräſentation; und die Minen . . . Hier ſchnappts nun. Weils Dich am Ende einen Augenblick intereſſiren könnte, habe ich die Kritik des Unermeßlichen ſo ungefähr mit ſeinen Worten gegeben; weiter langts aber nicht: würde zu wilden Blödſinn ſchreiben. Vielleicht iſt ſchon das Seine von dieſem Kaliber. Woher ſoll ers haben? Wenn ich ihn frage, wo der Löffel zu all der Weisheit liege, heißts: „Womit, Herzchen, beſchäftige ich mich denn den ganzen Tag?" (Wirklich: Herzchen! Noch dazu unter vier Augen, wo die Komoedie doch nicht mal zieht.) Als ob man ſich ſo ſchwierige Sachen aus Büchern zurechtſchmökern könnte! Ganz gut aber, daß er der Jugend, gegen die Steinmetz im forſchen Draufgehen ein ſchüchterner Waiſenknabe, den Standpunkt klarmacht.

Siehts denn wirklich ſo böſe aus? Thronrede nebſt Fortſetzung klang ja maëstoso, doch nicht eigentlich beunruhigend; mehr marcia funebre als Fanfare. Und ſeitdem immer Heiteres von der Wetterwarte. Austauſch friedlicher Betheuerungen mit den p. t. Engländern. So viel Verwandtenzärtlichkeit, daß ich, offen geſtanden, ſchon die Naſe voll habe. Wenn ich dann aber meine feinen Knaben hier höre! Blutdürſtige Wütheriche. Schließlich müſſe Armee doch wieder mal zeigen, daß noch auf der Höhe; in ewiger Unthätigkeit verlerne die gepanzerte Fauſt das Dreinſchlagen. Mit ſolchem Yorkgemurr liegt Meiner mir nun in den Ohren. Und der Andere brennt drauf, daß ſeine Kähnchen ins Feuer kommen, damit die Landsmannſchaft ſie ernſt nehmen lerne. Na ja; aber darum Europa in Flammen? Wenns brenzlich zu riechen anfängt, ſpürt Unſereins erſt, was in dem Töpfchen ſchmort und wie ſchlecht den alten Tagen die Suppe ſchmecken würde. Der Bengel zwiſchen Metz und Paris, der Eidam irgendwo im Kanal: lieber ſchon im Erbbegräbniß als ſolche Nächte! Der Herr mit der Denkerſtirn erklärt freilich, daß er auf den Zopf nicht beiße. „Kein Gedanke an Krieg. Wenn Die oben Feuer ſchreien, iſt ſchon längſt der letzte Löſchwagen im Schuppen." Hat aber zu oft falſch prophezeit, als daß noch mit Unfehlbarkeit hauſiren dürfte. Brüderlicher Diplomatenweisheit würde man eher vertrauen (trotzdem auch nicht mit zehnjähriger Garantie und manchmal daneben getroffen); die wird armen Verwandten, kleinen Leuten vom Land, aber nur alle Jubeljahre einmal ſpendirt.

Merkst wohl, daß nicht recht in steam. Gar nicht für Politisches aufgelegt; vielleicht, weil nichts höre und zum Räthselrathen zu mürb. Hier kümmert Jeder sich nur um das Nächste. Wie der neue Zolltarif wirken, ob man übers Jahr noch theurer rauchen und bei Erbzufällen (gehören ja nicht immer zu den glücklichen) dem verehrten Reich steuerpflichtig sein werde. Stimmung im Allgemeinen nicht schlecht; natürlich: Zeitungen predigen jeden Tag Zufriedenheit. Holde Eintracht, süßer Friede. Auch Kuno, der Allwissenheit posirt, brachte nichts von Belang mit. Eitel-Fritz solle nach Braunschweig; Nachfolger Albrechts (dem, scheint mir, mans aber nur zu Gunsten des angestammten Cumberländers abnehmen könnte). Viel Gerede über plötzliche Abberufung des Grafen Lambsdorff, der nur zwei Jahre Militärattaché in Petersburg, also knapp eingearbeitet sein kann. Jetzt durch Militärbevollmächtigten ersetzt: General von Jacoby (Der Junge, der sämmtliche Personalien an der Schnur hat, wußte sofort Bescheid: Erste Garde; 92 dienstthuender Geflügelter bei S. M.; dann Militärattaché in Rom; nach 99 kurze Zeit Abtheilungschef bei den Karmesinenen; 1901 Kommandeur der Achtziger in Wiesbaden, die höllisch gefuchtelt haben soll; zuletzt Neunte Brigade. Kann trotzdem hoffentlich Russisch; sonst einfach nitshewo. Auch der Selbstherrscher a. D. hat seinen berliner Mann abberufen, wie aus Hofbericht hervorging. Zeitungen merkwürdig schweigsam über dieses Miniaturrevirement. Euer Hochgeboren werden ja den Chiffrirschlüssel haben. Das so ziemlich Alles aus Kunos Koffer. Mittelmeerreise; und für Budde, der leider nicht gesund, ein Bürgerlicher aus Bremen vornotirt. Uns fehlt also jeder tuyau. Die lieben Parlamente sagten mir, mit all ihrer Geschwätzigkeit, nichts. Von Jahr zu Jahr langweiliger. Weiß nachgerade, daß der angenehme Herr Bebel abgekanzlert wird, und möchte endlich Thaten sehen. Bußsermon Deines Posadowsky fiel mir auf die Nerven. Der Jüngling sieht den Zweck nicht ein. Heutzutage geschieht wahrhaftig doch genug für die Armen; höchstens darüber zu klagen, daß nicht immer den Richtigen beschert wird. Lächelst? Mir ist nicht danach. Finde, die Welt sah nie so unheimlich aus. Diese Russen! Alles aus Rand und Band. Man ist ja abgehärtet und der Magen dreht sich nicht mehr um, wenn man morgens die Gräuel liest. Was soll aber werden? Verstehe kein Wort mehr von der Geschichte. Bedaure nur unsere baltischen Freunde, die heute gewiß keine Tanne putzen. Und ob es an uns vorübergeht? Die Herbstreise zu Euch, auf die so lange gefreut, hats mich schon gekostet. „Bei den Kursverlusten Berlin? Allenfalls mit dem weißen Stab." So Dein Schwager. Kommt davon, daß ein preußischer Major sich auf Spekulationen einläßt. Wahrer Segen, daß er sich mit

Kind und Kegel (damit meint der Kaiser mir) im Januar loseisen muß; Miezens wegen. Ein Riesenhause abzumachen. Schmücke Dein Heim, Monsieur mon frère; und sorge als Sachverständiger dafür, daß wir einen Schimmer haben, was jetzt getragen wird. Ein Bischen was fürs alte Herz wäre mir lieber als alle Fähnchen aus Ersten Häusern nebst passendem Mantel und Pelzstola. Aber Begeisterungstoff liegt gewiß auch heute nicht in Deiner Weihnachtkiste.

Macht nichts. Heute wird nicht Trübsal geblasen. Im alten Jahr überhaupt nicht mehr. „Denn Euch ist heute der Heiland geboren, welcher ist Christus, der Herr." (Der Nachsatz von der „Stadt Davids" klang mir schon als Mädchen zu jüdisch.) Ist denn nicht Grund zu Freude und Dank? Draußen sah es 1905 schlimm aus; wir aber dürfen nicht klagen. Alles gesund; nichts Theures verloren. Als wir morgens die Lichthalter ins Tannengrün klammerten und das Mädel mir plötzlich unter Thränen um den Hals fiel, wurde mir ganz fromm zu Muth. Daß man die Brut noch im Nest hat! Nächstes Jahr, wenn wirs erleben, wird der Advent bitter genug. Diesmal wäre es Sünde, zu winseln. „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!" Keine Silbe von Krieg und Kriegsgeschrei darf in der Christnacht über die Lippe. Und wenn der Unaussprechliche unterm Mistelzweig etwa wieder kußlustig wird, will ich, der Kinder wegen, stillhalten wie Justinus Martyr. Die Augen zumachen und denken, daß der Gerechte viel leiden muß. Auch Deine Lotte, mon cher. Der ich mindestens einen dicken Kuß von mir zu übermitteln bitte. (Nicht zu vergessen auch: die Wurst muß noch liegen.) So. Wenn ich nun nicht heraufrase, giebts vor Zehn keinen Aufbau. Schrecklich: Vater und Mutter hat man verlassen, aber der Bruder hält Einen. Verdient er solche Anhänglichkeit? Weiß sie auch nur zu schätzen? Prosit Mahlzeit; und 1906! Und doch bin und bleibe ich bis in die Pechhütte Deine

Rina.

Berlin, Stephanus 1905.

Mater gloriosa! Carina mia!

Unmöglich, festzustellen, was Dich besser kleidet: Sanftmuth oder Rabbia. Als milde Mama wundervoll, doch nicht minder im Zustande der Wildheit, wenn Dein Händchen (Nummer 6½) segnende Blitze über die Preußenerde sät. En tout cas unvergleichlich. Sogar fähig, mir gräulich Irreligiösem Weihnachtstimmung zu schaffen. „Was ist heilig? Das ists, was viele Seelen zusammen bindet, bänd' es auch nur leicht, wie die Binse den Kranz." Sagt mein Evangelist, der Sohn der Frau Aja. Und wie Vieles bindet uns Menschenhäuflein, das vom Schicksal auseinandergerissen scheint, für alle

Zeit doch zusammen! Und den Ton dieser Heiligkeit zu treffen, ist von allen mir Bekannten nur Rinetten gegeben. (Lotka hat ein ganz anderes Fortissimo; also nicht petzen!) Der ganze Duft der Kindheit schwingt dann mit. Sehe Dich im Flügelkleid; und mich, mit Adolf, dem Helden, bei Deinen Aepfeln, Nüssen und Pfefferkuchen, als, vor fünfunddreißig Jahren, am Stephanustag vor Paris der Befehl kam: Morgen fängt die Beschießung an! Wenn man zurücksieht: verdammt Wenige sind Einem, auch von den Ueberlebenden, von donnemals geblieben; Schwesterchen aber ohne Wank. Und deshalb schwingt der Greisenarm heute den Mistelzweig, als stecke in der grüngoldenen Rinde des Winterszepters wirklich die Zauberkraft der Wünschelruthe, und aus der Greisenbrust steigt ein Gebet für Dich und alles Dir Theure himmelan. Frohlocke nicht! Die Mistel, mit der Höder den Balder schlug, müßt Ihr uns lassen. Die hat Eure Klerisei den Druiden abgelistet. Die ist mir Aeneens güldenes Reis, Wunciligerla und Kreuzesholz; von allen ehrwürdigen Requisiten der Christzeit mir das liebste, schon weil es das älteste ist, an die Welten Homers, der Edda und des Kruzifirus erinnert, in seinem Gertenleib den unsterblichen Thei! alles Menschenmythos verkörpert und viele Seelen zur Gemeinde band. Auf und ab, ab und auf: und alles Helle und Frohe Dir und den Deinen.

Der alte Esel wird rührsälig; nach dem Marzipan nicht zu ertragen. Schnell ins Allerrealste. Eure Festlieferung auf einer Höhe, die unser Dank kaum erklimmen kann. Alles herrlich. Noch herrlicher, daß Ihr kommen wollt. Was, nach übler Oktobererfahrung, aber erst glaube, wenn ich Deine Hochgestalt aus dem „Abtheil" klettern sehe. Moden? Nichts Neues vor Paris. Viel Sammet; auch Tuch und (fürs Theater) Libertysatin; wozu dann Tullehut mit pailletirter Spitzenruche und schwarzem Reiherbusch. Gürte die Lenden in Sammet von der Farbe welker Blätter oder in Tailortuch, hülle Dich in einen langschößigen Mantel oder begnüge Dich mit den trois collets einer Schneiderjacke, wähle Fuchs oder Zobel, kröne Dich mit einem sammetenen Phantasiehut oder mit einer Filztoque: wirst immer hors concours sein; wärst es auch in Kattun. Kommt aber wirklich! Adolfi Gestöhn schreckt mich gar nicht. Dürfte von Verlusten nur reden, wenn zum Verkauf gezwungen wäre. Kann bei seinen Verhältnissen, da nicht nur Fruchtbau, sondern Rentables, aber ruhig abwarten, bis wieder besseres Wetter. Das bleibt nicht aus; wird sich nur, wie ich glaube, nicht lange halten, muß also ausgenutzt werden. Der und spekuliren! Hat nur die feinsten Sachen im Safe und verliert höchstens ein paar Tausend an der Offizier-Vermögensverwaltungstelle (die er partout für solid halten wollte), wenn nicht am Ende auch da noch, vielleicht von

der Toten Hand, eine Stütze geschaffen wird. Thust dem über alle Maßen Geliebten Unrecht, wenn im Jobberverdacht; der getreuste Haushalter unter der Sonne. Uebrigens, was weniger verwunderlich, auch Deinem Bruder: mit Spott über Prophetenkunst. Allwissend bin ich nicht; und auch die mephistophelische Fortsetzung paßt kaum. Aber nicht unterm vorigen Julmond vorausgesagt, daß der „leitende Staatsmann" (so nennt er sich) im Sommer gefürstet wird und daß es in Rußland, sobald man in der Staatsküche europäische Gerichte bereitet, über die Intelligenz hergeht? Ohne Dreifuß und andere Apparate doch alles Mögliche. Hat das Silberhaar aber nicht vor Hohn geschützt.

Will, um mich beliebt zu machen, heute mal biblisch kommen. „Hungert Deinen Feind, so speise ihn; und tränke den dürstenden. Wenn Du Das thust, sammelst Du feurige Kohlen auf sein Haupt." (Römer 12,20). Fest entschlossen; eben so fest allerdings, das Prophetengeschäft aufzugeben. Solltest diesmal ohne Epistel ins neue Jahr. Stimmung zu tief unter Null; konnte nur Weihnachtfrieden stören. Nichts als den Zettel, der zwischen den Kleinigkeiten in der Kiste liegt. Auf die Gefahr, von der Reinette meines armen Herzens in die Wolfsschlucht geworfen zu werden. Die einzig erfreuliche Meldung war in drei Zeilen zu erledigen. Theatererlebniß. Um die auf die Dauer lästige Depression loszuwerden, gehe ich mit der lieben Lotte neulich ins Opernhaus. Vor dem Fest und Figaro: unangenehme Begegnungen nicht zu fürchten. Sehe draußen, daß Streifen angeklebt, also an der Rollenbesetzung irgendwas geändert; achte aber nicht weiter drauf, weil nur Mozarts wegen zur Stelle und die Sterne nicht begehre. Und wen erblicken meine Augen als Gräfin Almaviva? Unsere gemeinsame Lilli Lehmann! Die wir als Pagen und als Susanne genossen haben und die nun Rosinen so meisterlich singt, mit so frischer Stimme, als lebten wir anno Niemann-Mallinger. War, ohne Diva-Mätzchen, einfach eingesprungen und hatte die ganze Mozartsonne in Augen und Kehle, das ancien régime in der Haltung. Glück muß ein junger Mann haben. War eine halbe Ewigkeit nicht in der Oper gewesen: und nun spendirt der Zufall mir diese Wonne. Auch Lotka, die ungern mitgegangen war, im siebenten Himmel. Denn heutzutage ist Alles so verdreht, daß man diese Meisterin, deren Fidelio, Anna, Gräfin und Norma in jeder Saison wenigstens einmal erreichbar sein müßten, seit Jahren nicht mehr in anständiger Umgebung auf der Bühne sieht. Kannst Dir vorstellen, wie ich an Dich dachte. Die Zeit der großen Theaterpassion stand wieder vor dem Auge des soi-disant Geistes. O Du fröhliche! Schwesterlein fein hätte mit uns gejauchzt. Bis Mitternacht von verklungenen Freuden geschwatzt. Das war aber auch Alles. Im Uebrigen ist Dein Knecht

ungenießbar; sich selbst Scheuel und Gräuel. Darum der Entschluß, der edelsten und frömmsten Preußin nicht die Woche des Lichterbaums zu verekeln. Doch die Mischung von Güte und Spott, die Euer Gnaden diesmal zu brauen beliebte, schwemmt alle Gelübde hinweg. Unwiderstehlicher Zwang, den Herzbeutel auszuschütten. Daß es nicht gut enden kann, weiß ich. Plus fort que moi. Die Folgen (und versteht sich, die Kohlen) auf Dein nie greisendes Haupt.

Nie sollst Du mich befragen! Sehe (mit Absicht) keinen Informirten, weiß also gar nichts. Braunschweig möglich; wie ungefähr Alles. Trotzdem die oldenburger Millionen nach den mageren Jahren dort das Land nützlich düngen könnten, wäre ich nicht für den Plan. Kaisersöhne sollen zu Haus (Posen, Danzig, Schleswig) beschäftigt und nicht als Platzwärmer verwendet werden; gäbe auch unnöthigen Lärm bei den Welfen. Vielleicht übrigens nur Schreckschuß, um Cumberland Kunktator zu warnen, für den ja was Hannöversches mit unter den Herzogshut sollte. Auch über die petersburger Sache nicht aufregen, wie einer Deiner nichtarischen Standesgenossen zu sagen pflegte. Lambsdorff hatte die wichtige Mission seinem Namen zu danken, den ja auch der russische Auswärtige trägt. Denkbar, daß bei dem raschen Wechsel der Hofcliquenherrschaft ins Fettnäpfchen getreten ist. Oder Wunsch, besondere Intimität dadurch zu zeigen, daß ein General an die Stelle des Majors kommt. Schließlich hat man mit Werder so gute Erfahrungen gemacht, daß man dran denken könnte, Jacoby, dem hoffentlich die mores Ruthenorum kein versiegeltes Buch, den selben Weg zu schicken. Bernhard Werder kam auch aus Erstem Garde und Adjutantur; Militärbevollmächtigter beim zweiten, Botschafter beim dritten Alexander. So gut wie Alvenslebens seliger Erbe machts Jeder. Das Wahrscheinlichste, daß man für alle Fälle (Palastrevolution, Straßenkampf, Fremdenhetze) einen bei S. M. gut angeschriebenen Offizier höheren Ranges an der Newa haben will. Wogegen nichts einzuwenden. Trotzdem jetzt auch vorsichtige Leute annehmen, das Schlimmste sei vorbei und in kurzer Frist auf Ruhe zu rechnen. Das muß wohl auch Witte glauben; seine Politik sonst dunkel wie Tintenflasche. Aber er kennt seine Russen. Kein einheitlicher und zäher Wille; nicht mal ein Marat noch gar ein Robespierre. Ueberhaupt keine Persönlichkeit von Kraft und Kredit. Nur daraus kann ich mir Wittes Taktik einigermaßen erklären. Will offenbar das Geschwür ausbluten lassen und die Entkräfteten dann an eine nicht allzu kurze und straffe Leine nehmen. Ob er zuletzt lachen wird? Moskau scheint gebändigt. Auf einen Autokraten von Nikolais Art war die Sache nicht zugeschnitten. Sitzt seit elf Monaten im Käfig und wagt nicht, auch nur zwischen Kosaken sich dem geliebten Volk zu zeigen.

Unabsehbar. Einstweilen hat der vent de folie nur die Oberfläche aufgewirbelt. Das Geld für die Stadtputsche wird schon knapp und der Fabrikant und Ladenbesitzer läßt sich jetzt nicht mehr so leicht wie anfangs Tribut für die Strikekassen abpressen. Was aber werden wird, wenn die Mushiks in Bewegung kommen und die Armee endlich aus der Mandschurei heimkehrt? Das wissen nur die unsterblichen Götter. Sieben Achtel sämtlicher Nachrichten sind ja erfunden; das achte genügt aber bescheidenem Anspruch. Trotzdem zittere ich nicht für meine Rentenanlage. Sehr große Guthaben im Ausland; ein intakter und sorgsam behüteter Goldschatz; noch keine Reichseinnahme einem Gläubiger verpfändet; und aus jedem Chaos entsteht wieder ein Rußland, das die Schulden des alten Reiches übernehmen muß, weil ihm sonst Niemand mehr borgt. Das ist mein Vers; habe aber nicht das Bedürfniß, ihn Anderen aufzuschwatzen. Labsal, allerlei Legenden sterben zu sehen. In dem Augenblick, wo die Baltischen Provinzen, angeblich kerndeutsches Land, nicht mehr unter Moskowiterdruck, Aufstand lettischen Pöbels. Und ob nach Allem, was seit der Heldenthat des nommé Gapon geschehen ist, wirklich noch ein nicht total Betrunkener an der Ueberzeugung festhält, Rußland brauche, wie das liebe Brot, konstitutionelle Errungenschaften und könne mit ihnen weiterleben?

Von unserem Ach und Weh schwiege ich lieber. Doch infandum, regina, iubes renovare dolorem (was Adolf, mit Vergil auf Du und Du, spielend übersetzen würde, auch wenns Schiller nicht vor ihm gethan hätte). Wirklich: infandum; alle Worte versagen. Alle, die Unsereins über die Lippe bringt. Nur im Jargon der Rötheften wären die richtigen Ausdrücke zu finden. Daß „nicht für Politisches aufgelegt", ist wieder Beweis Deines unfehlbaren Instinktes. Höchste Zeit, ma mie. Wenn Dus in der alten Borussenhitze miterlebt und aufgefaßt hättest, säßest heute nicht behaglich im Feiertagsfrieden. Die Parlamente gab ich schon lange billig. Auflehnung Sachverständiger da nicht zu hoffen, zu fürchten. Tells braver Mann denkt an sich selbst zuletzt. Diese Braven dünkt keine Frage wichtiger als die, wann und in welcher Höhe ihnen die tausendmal erflehten und erdrohten Tagegelder bewilligt werden. Daneben verblaßt alles Andere; schrumpfen alle Probleme kolonialer und internationaler Politik ins Nichts. Und diesmal gab es doch genug von der Sorte. Wenn das Geld im Kasten klingt, läßt sich am Ende sogar über die Finanzreform reden. Keine Diäten: dann arbeiten wir das Pensum nicht auf. Mit dieser wahrhaft patriotischen Drohung, die eine Nothlage des Reiches ausnützt, wird der Vermögensvortheil erstrebt und sicher auch bald erreicht. Die wunden Stellen werden kaum berührt; wagt ein junger Heißsporn (wie, in nicht

ganz fester Rüstung, der katholische Redakteur Erzberger) sich heran, so schauderts bald in seiner Nähe den Reinen. Und selbst dieser kecke Ehrgeiz griff doch nicht nach den größten Gegenständen der Reichspolitik. Welche Lust, Kanzler oder Staatssekretär zu sein! Oder auch nur Vortragender Rath. Die Männer des Kolonialamtes, die nach ihrer südafrikanischen Leistung allen Grund hatten, recht bescheiden zu sein, und die der Dir verhaßte Eugen in gesunden Tagen fürchterlich zerzaust hätte, durften sich wie schuldlos geschmähte Heroen geberden. Auch Adolfens noch besserer Hälfte gab nur Posadowsky Aergerniß. Der war diesmal ein Bischen professoral; und unhaltbar seine Behauptung, Ziel der Sozialdemokratie sei die Klassenherrschaft des Proletariates. Doch sachlich, ernst, anständig im Niveau; keine Applausgier und das Vorgebrachte selbst erarbeitet. Nicht ganz tapfer, den Leuten ins Gesicht zu sagen, daß ihr Gerede keinen Hund vom Ofen lockt? Noch im Irrthum thurmhoch über dem „Leitenden", dessen Kriegs- und Siegestänze mir nachgerade unerträglich. Möchte den Spitznamen des Reichskranzlers loswerden; deshalb ungemein forsche Reden. „Unsinnige Lüge." „Blödsinnige Lüge." Ueber das schäbigste Blatt dürfte ein Unangreifbarer so nicht im Reichstag sprechen; ein Präsident, der die Pflicht fühlt, Wehrlose zu schützen, würde es nicht dulden. Und wer die „blödsinnigen Lügen" bei Licht besieht, findet nur die unklug gewählte Form anfechtbar. Die Durchlaucht aber thut, als sei Alles erfunden, Kriegsgefahr, kieler Alarmstimmung, Spannung zwischen Onkel und Neffen, und fühlt sich enorm, wenn keine gescheite Frage das Konzept verdorben hat.

Wäre noch hinzunehmen, wenn draußen wenigstens ordentliche Arbeit. Ohne großen Gewinn, aber mit vorsichtiger Wahrung des Status. Vielleicht ists gut, daß darüber jetzt keine Illusionen mehr möglich sind. Jedem, der nicht blind sein will, hat die marokkanische Operation die Augen geöffnet. Caprivi und Chlodwig waren doch ziemlich „minder", wie man in Schwaben sagt; wären in diesen Kahn aber nicht gestiegen. Brauchst nicht zu erschrecken; weder als Mutter noch als Schwieger bedroht. Die feinen Knaben können getrost abrüsten. Adolf der Weise sprach das erlösende Wort. Zu Land und zu Wasser Friede. Sogar détente fast sicher, wenn in England die Liberalen an der Krippe bleiben. Die waren nach außen immer kraftlos und täppisch. Wären nie auf den schlauen Einfall gekommen, in türkischen Gewässern eine Flottendemonstration zu fingern, deren einziger Zweck, dem Sultan zu beweisen, daß Deutschland ihm aus keiner ernsten Patsche helfen kann. In dem selben Augenblick, wo dem anderen Sultan in Nordwest der selbe Beweis geliefert wird. Von der Firma Campbell-Grey sind solche Anschläge nicht zu fürchten. Ob sie sich

aber hält? Als Bürenfreund, Kleinengländer und Homeruler hat der Chef eine verwundbare Flanke; die Randleute, denen er die Chineseneinfuhr sperren will, sind auch gegen ihn; und Chamberlain ist kein zu verachtender Gegner. Höchstens darauf zu rechnen, daß auch John Bull, wenn lange auf der rechten Seite gelegen, mal wieder auf der linken liegen will. Inzwischen beeilen wir uns löblich, zu verderben, was irgend noch zu verderben war. Senden aus Versammlungen, die als Jahrmärkte der Eitelkeit nicht uninteressant sind, messages of love über den Kanal. Das Dümmste, was wir thun konnten. Nicht nur, weil, mit Recht oder Unrecht, feierlich erklärt, wir seien grundlos verdächtigt und angegriffen, sondern, weil überhaupt falsche Diagnose großbritischen Wesens. Was sollen die Leute von Alledem denken? Ihr King hat aus seinem Herzen keine Mördergrube gemacht; für den Sohn eines deutschen Prinzen, den Bruder der Kaiserin Vicky alles Mögliche. Ihre Regirung hat den Franzosen Hilfe zugesagt und in Südwest (wo wir ihnen freilich recht unangenehm werden könnten) uns die Hölle heiß gemacht. Ohne daß unser Verhalten dazu Anlaß gab, sagen wir; und in der Thronrede, die wie ein Anklageruf wider Albion klingt, steht, die Beziehungen seien gerade nur noch korrekt. Vierzehn Tage danach aber geht das Betheuern und Werben los. Natürlich auf hohen Befehl aus der Wilhelmstraße. Lassen sichs mit gnädigem Lächeln gefallen. „Ihr habt uns unschuldige Kindlein schändlich behandelt, so schändlich, daß wir uns Hals über Kopf gegen ‚ungerechte und brutale Angriffe' (so heißts ja wohl in der Urkunde) waffnen müssen; und deshalb bitten wir nun hoch und höchst, mit uns, die Euch so zärtlich lieben, gefälligst doch wieder gut zu sein." Damit will man Engländern imponiren. Denen sechs Monate lang alle Schuld zugeschoben wurde. Das soll sie Respekt vor Vetter Michel lehren. Stillsitzen, mit steifem Rücken, weder Groll noch Freiergefühle zeigen und warten, bis von drüben die Aussprache gewünscht wird: Das war unter allem Möglichen das Nothwendige. Ist in Germany aber nicht mehr zu erreichen. Der gute Chlodwig kannte wenigstens eine Diplomatenregel: Immer saubere schwarzen Rock anhaben und den Mund halten. Auch schon vergessen.

Keine Angst: es kribbelt und wibbelt weiter, spricht unser Tröster aus Mark Brandenburg. Doch wenn Gott den Schaden besieht, wird er staunen; hatte seinen Deutschen bessere Arbeit zugetraut. Die Masse seiner irdischen Ebenbilder merkt noch lange nichts. Hat für den kommenden Tag zu sorgen und wird so meisterlich belogen, daß ein Zuschauer, den an Land und Leute nichts bände, von dem Spektakel Hochgenuß hätte. Alle Mühe und das ganze (nicht zu unterschätzende) Talent wird an dieses Werk gewandt; und siehe: herrlich gelingt es. Hast Du ein Wort über all die Schlappen gelesen, die wir

uns an der Barbareskenküste geholt haben? Ueber das im Gelbbuch lieblos entschleierte Bild? Ueber Rouviers Konferenzprogramm? Sicher nicht. Wozu denn auch? Ganz ungebührliche Neugier; dulde, gedulde Dich fein! Nachdem die wackeren Volksvertreter sämmtliche Pillen ohne Klagelaut geschluckt hatten, was immerhin achtbare Leistung, las ich, sie sollten sich an den Parisern ein Exempel nehmen, die fast einstimmig für ihren Premierbänker gezeugt hätten. Vortrefflicher Haber. Einfach unerhört, daß der Besiegte für seine Führer nicht so erglüht wie der Sieger. Woraus zu entnehmen, daß der fürstliche Makronenmagen mit den unter der Kuppel herumgereichten Süßigkeiten noch nicht zufrieden. Diese Sachen werden bei uns so famos gemacht wie noch nie und nirgends. Wenn man immer wieder schwarz auf Weiß sieht, wie über jeden Begriff glorreich Alles, könnte man irr werden und fragen, ob nicht am Ende durch unfreundliches Vorurtheil geblendet. Dann aber horcht man herum und vernimmt, daß Keiner anders denkt; auch von den Lobposaunisten Keiner. Nur in die Zeitungen dringt nicht eine Silbe; und so ist das theure Vaterland gerettet. Pourvu que cela dure, sagte Madame Buonaparte in solchen Fällen. Ich für mein armes Theil habe genug davon. Für Aktionen nicht mehr in Form; Herrenhaus auch nicht das passende Terrain. Einmal zwei Stunden im Reichstag reden: könnte mich, by Jove, noch reizen; ein einziges Mal die Herrschaften ersuchen, doch diese Chosen nicht mehr Politik zu nennen, und, in anständiger Ruhe, das Letzte aussprechen. Damit es wenigstens in den Nationalakten eines Tages zu finden ist. Weils aber nicht kann sein, sollte man eigentlich auch als Privatindividuum den geschätzten Schnabel halten und gar nicht mehr hinhören. Die beste Borussin scheint ja fast so weit. War eben stets die Weisere. Hats freilich auch leichter, weil nicht so nah beim Schuß. Hier böllerts von früh bis spät: Victoria! Und der gescheite Posadowsky selbst hat die Ohren so voll davon, daß er gar nicht zu fassen vermag, woher in diesem Eden nur die Unzufriedenheit komme. Woher denn? Wir werden ja so unglaublich großartig regirt, daß jeder Fabrikarbeiter mindestens freikonservativ wählen müßte. Wird schon werden. Vorher aber kann der Hase auch mal anders laufen.

Voilà. Deine Kassandrarolle ist schnell, aber schlecht wiederbesetzt. Und die ekligste aller Weihnachtepisteln schneit ins kressiner Haus. Vorausgesagt, daß der Versuch nicht gut enden werde; seit der pariser Bescherung zu tief verstimmt. Si tacuissem! (Frage Adolf.) Ein Trost, daß Rinuschka das Glück nicht von draußen zu erwarten braucht. Hats ja im Gutshof. Seid Ihr zu beneiden! Als ich gestern mit Lotten darüber sprach, kamen ihr die Thränen. Ja, Herzblättchen: ahnst nicht, was es heißt, so unter vier Augen sachteken abzuwelken; ohne Jugend, die zu Einem gehört und für die man was thun kann.

Sogar nach den Schmerzen, die auch gutartige Kinder manchmal bereiten, sehnt man sich da. Und Madame sitzt mit drei Prachtexemplaren und ist noch stolz darauf, daß sie ihre Thränen nicht auf die Tannennadeln fleußen läßt. „Heute wird nicht Trübsal geblasen.“ Fehlte noch, wenn man das Große Los gezogen hat! Was bleibt uns, da auch die Freude am Staatlich-Vaterländischen nun zu Leide ward? Der Mensch lebt nicht von Brot allein; auch nicht von Bordeaux und getrüffeltem Puter. Ich wünschte, Ihr kämet noch vor Silvester. Dann wäre der Rückblick erträglich. So aber... Wir konnten in den dümmsten aller Kriege tappen, den gegen beide Westmächte (der auch mit mehr Schiffen doch nicht ganz so bequem, wie Deine jungen Krieger träumen), und sind mit einem blauen Auge davongekommen. Va bene. Die Egeria, die mir einst ihre Herzkammer und ihre Hirngänge aufriegelte, pflegte aber zu seufzen, sie brauche Etwas, wofür sie sich begeistern könne. Bitte: recht freundlich!

Die dünne Schneeschicht vom Morgen hat sich ins Ewig-Bräunliche verwandelt. Feuchte Kälte und vom Fenster aus nichts zu erblicken als Spatzen im struggle for life. Zum Abschiednehmen just das rechte Wetter. Und doch wirds schwer. Ich sehe Euch; alle Fünf. Im Wohnzimmer („Salon“ magst Du ja nicht) mit den Möbeln wie für ein Riesengeschlecht. Der Mustergatte festlich strahlend (von Freude, Lästerzünglein, nicht von Alkoholischem), Mieze bräutlich bewegt und der Junge natürlich dicht bei Muttern. Und nun werden Pläne geschmiedet. Nadeln, Wachs, Kaffee; wenn Mama will, singt das Fräulein, wie einst im Lebensmai, mit dem kränklichen Vogelstimmchen: „Euch ward ein Kindlein heut geboren von einer Jungfrau auserkoren“. Und ich, der all dies Herrliche vollendet (denn ohne mein Zureden hätte Adolf nie Muth gefaßt), sitze in der Kälte. Dankst mir für die vorige Weihnacht? War so ungefähr meine beste. Hatte den Herrn Lieutenant für mich und konnte mich ein paar Stunden Vater glauben. Wäre ichs: Du solltest nie eine Klage von mir hören. Denn was man so um sich aufwachsen sieht, tröstet über alle Dummheit dieser schönen Erde schnell weg. Wird eines Tages die Karre schon aus dem Dicksten ziehen. Nicht in Bureaux und Sprechsälen nämlich wird, Du mein abergläubiges Herze, die Zukunft eines Reiches gemacht. Nur da, wo seine Jugend reift, Mädchen und Knaben. Billige Altmännerweisheit, je veux bien; paßt aber an den Baum, trotzdem nicht glitzert. Darum bist wirklich gebenedeit unter den Weibern. Arm Lottchen küßt Dich, wenn das junge Volk und der Vergötterte sie heranlassen. Und ich greife wieder zur Mistelruthe, wünsche nur, daß es so bleibe, und bin felsenfest entschlossen, in der Bleigußnacht Zwillinge zu sehen. Es kribbelt und wibbelt weiter. Auch Dein unausstehlich treuer

Moritz.

Das Kleid des Menschen.

Wer nicht an die Wesensverschiedenheit des Menschen vom Thier glauben will, Der soll einmal über den Affen nachdenken. Gewiß: der Affe stülpt sich Hüte auf, zieht Rock und Stiefel an, denn er besitzt Beobachtungsgabe, Nachahmungtrieb und Hände. Aber hat man jemals gesehen, daß er, der Bewohner des tropischen Urwaldes, sich gleich den Südseeinsulanern mit Blumen bekränzt und das Schönste sucht in den Lianen, womit er seine Liebe schmückt? Kein Thier verändert sein Aeußeres, um sich schöner zu machen. Wie es aus den Händen des Schöpfers hervorgegangen ist, so ist es fertig und so, mit diesem seinen Schuppen-, Haar- oder Federkleide, bleibt es, nachdem die ihm vom Schöpfer verliehenen Entwickelungskräfte die Schönheit oder Häßlichkeit seiner Gattung ausgestaltet haben. Dem Menschen dagegen ist die Aufgabe gestellt, sich selbst zu vollenden. Darum schämt er sich, sobald er erkennt, daß er nackt, also noch bloße Natur ist. Nicht seiner Natur schämt er sich, sondern, daß er noch nicht über die Natur hinausgestrebt hat. Und darum wird vom himmlischen Gastmahl verwiesen, wer ohne hochzeitliches Kleid erscheint, in einer Gestalt erscheint, die dem Menschenideal nicht entspricht. Denn die theologischen Ausdrücke: heiligmachende Gnade, Taufgnade, Liebe, gute Werke, die auf dieses Gewand angewendet werden, besagen alle weiter nichts als die Vollkommenheit des Menschen, die Verwirklichung seiner Idee.

Mit seinen paradiesischen Blätterschürzen oder mit der Bemalung seiner Haut wird der Mensch zum Menschen; indem er jene flicht, diese in regelmäßigen Figuren ausführt, beginnt er die Kulturentwickelung. Er schreitet zum Bau einer Hütte fort, zur Herstellung von Werkzeugen, zum Ackerbau, zur Zähmung von Hausthieren, zur Benutzung der Wolle seiner Schafe; in kältere Gegenden verschlagen, sieht er sich zu einer immer umfassenderen Thätigkeit gezwungen. Mit der Zahl und Mannichfaltigkeit der Befriedigungmittel wächst die Zahl und Mannichfaltigkeit seiner Bedürfnisse; sie wächst ins Unbegrenzte, und indem er Kleiderstoffe flicht und webt und Kleider näht, flicht und webt und näht er zugleich sein Seelenkleid: knüpft er die mannichfachsten Beziehungen zu seinen Mitmenschen an, in denen sich, wie schon in der Arbeit selbst, die Kräfte seines Geistes entfalten und zu den verschiedensten Fähigkeiten, Fertigkeiten, Tüchtigkeiten, Tugenden ausbilden. Es ist seine Substanz, die er so schafft, denn ohne die Entfaltung in der Arbeit und vor ihr ist sein Geist nur dem Keime nach, nicht in Wirklichkeit vorhanden. Und doch darf diese Substanz auch sein Kleid genannt werden, denn durch sie tritt der Geist in die Erscheinung: und diese Erscheinung ist sein Schmuck. Sich ein Gewand schaffen, ist so für den Menschen der erste Schritt zur Schaffung und Vollendung seiner äußeren und inneren Persönlichkeit; und je weiter er in

der Kultur fortschreitet, desto mehr erweitert sich seine Persönlichkeit, desto reicher wird sein Gewand. Für den durch umsichtige Arbeit reich gewordenen Mann ist sein mit Kunstschätzen angefülltes Haus, sein Garten, seine Dienerschaft, seine Fabrik, seine wohlbestellte Ackerflur, sein Kundenkreis, für den Bildenden Künstler die Fülle der Gemälde oder Statuen, die er geschaffen, für den großen Staatsmann der Staatsbau, den er vollbracht, für den Feldherrn sein siegreiches Heer der bessere und größere Theil von ihm selbst und zugleich sein Prachtgewand; der arme tüchtige Arbeiter aber schaut mit Stolz auf die zufriedenen gesunden Gesichter seines Weibes und seiner Kinder, dieses Weib auf Mann und Kinder und das saubere Wohngemach: Das ist Beider Schmuck und vollendete Persönlichkeit.

Gewöhnlich bezeichnet man mit Schiller Hunger und Liebe als die beiden Triebkräfte der Kulturentwickelung. Aber den Hunger und den Geschlechtstrieb hat der Mensch mit den Thieren gemein; nur der Trieb, sich zu schmücken, ist ihm allein eigen. Darum hat Fritz Mauthner mit Recht jenen beiden als dritte und stärkste Triebkraft die Eitelkeit zugesellt; nur ist der Name für Das, was er meint, nicht ganz gut gewählt, denn es handelt sich eben beim Schmuckbedürfniß keineswegs blos um die Kinderei, die man gewöhnlich Eitelkeit nennt, sondern um die erste Aeußerung des Triebes zur Selbstvollendung. Freilich treiben und zwingen auch Hunger und Liebe zur Arbeit und helfen die Kultur entwickeln, aber durchaus nicht mit der Stärke wie das Verlangen nach Schmuck, Glanz und Auszeichnung, nach einer repräsentablen Erscheinung. Das Nahrungbedürfniß und das Bedürfniß, der Familie ein Nest einzurichten, haben, nachdem die einfachsten Werkzeuge und Methoden erfunden waren, die Völker Jahrtausende lang auf der selben Kulturstufe gelassen, wenn nicht der dritte Trieb eingriff. Die babylonische Weberei, die phönizische Purpurfärberei, die Prachtbauten der egyptischen und der assyrischen Despoten, die hellenische Plastik, die hellenische Philosophie, die das Seelenkleid unmittelbar zu weben versuchte und damit nebenbei die Methode der exakten Forschung schuf und den Grund zur heutigen Technik legte, dann der christliche Kirchenbau und die Ausschmückung der Kirchen (lauter Dinge, die mit der geschlechtlichen Liebe wenig und mit der Nahrungbeschaffung unmittelbar gar nichts zu thun haben): Das sind die großen Leistungen der Kulturthätigkeit, die zugleich auch Perioden der politischen Geschichte bezeichnen. Und wer hat seit hundert Jahren die gewaltige Umwälzung der Technik, der Wirthschaftverfassung und des sozialen Körpers, die wiederum politische Umwälzungen nach sich zieht, zu Stande gebracht? Die unscheinbare Baumwollenfaser, die der englische Arbeiter, haßerfüllt anfänglich, mit Recht King Cotton genannt hat. Denn zur Beschleunigung und Erweiterung der Baumwollenspinnerei, zum Heben und zum Transport der Kohle, die ihr diente, ist zuerst die Dampf-

maschine angewendet worden, aus deren Vervollkommnung sich dann alles Weitere ergab. Erst nachdem in der Textilindustrie und in den von dieser geforderten Färberei-, Transport- und sonstigen Hilfsgewerben die Technik ausgebildet war, hat sich auch die Landwirthschaft ihrer bemächtigt und ist die Nahrungbereitung Gegenstand — einer nicht durchweg ganz einwandfreien — chemischen Industrie geworden.

Mit dem Geschlechtstrieb hat Adams Scham nichts zu thun. Die geschlechtliche Scham entsteht erst auf einer ziemlich hohen Kulturstufe. Manche Naturvölker kennen sie nicht und das europäische Kind kennt sie noch heute nicht; es würde sie niemals kennen lernen, wenn sie ihm nicht angewöhnt würde. Und nicht die Geschlechtlichkeit ist das Erste gewesen, was den Menschen bestimmt hat, den Unterleib zu verhüllen, sondern der Umstand, daß dessen Organe zur Ausscheidung ekelhafter Absonderungen dienen. Solche Ausscheidung steht im Widerspruch zu der Würde, die der Vater den Kindern, der Häuptling den Unterthanen gegenüber beansprucht. Er will nicht bei Verrichtungen gesehen werden, die Lachen oder Ekel hervorrufen, jedenfalls die ihm schuldige Achtung vermindern können. Und darum giebt er auch dem Anblick der Untergebenen die Organe nicht preis, die an beschämende Situationen erinnern können. Aber wenn Dies der Grund ist, dann müßten wir uns wohl auch der Nase und des Mundes schämen? Thun wir ja. Oder welcher Gebildete geht mit einem starken Auswurfhusten in Gesellschaft und welcher Jüngling würde nicht von der Erde verschlungen zu werden wünschen, wenn ihn seine Angebetete in dem Zustande von Lottens Brüderchen erblickte, der Werther nicht abhielt, den Kleinen herzlich zu küssen? Doch haben Mund und Nase andere Funktionen; der Ausscheidung dienen sie nur in krankhaften Zuständen und auf diese beschränkt sich die Scham. Erst bei weiterer Verfeinerung der Empfindung und Ausgestaltung der sozialen Beziehungen stellen sich Erwägungen ein (sie sollen hier nicht ausgeführt werden), die dazu bestimmen, die erwähnten Organe auch darum zu verhüllen, weil sie der Zeugung dienen. Daß die Verhüllung die Keuschheit fördere oder gar zu deren Erhaltung erfordert werde, ist ein Irrthum, den die im Norden durchs Klima geforderte Gewohnheit dichter Verhüllung erzeugt hat und den die Psychologie eben so widerlegt wie die Erfahrung. Ratzel sagt in seiner „Völkerkunde", bei den Naturvölkern scheine die Sittlichkeit im umgekehrten Verhältniß zur Vollständigkeit der Kleidung zu stehen. Aus ästhetischen Gründen mag der Kampf gegen manche Nuditäten der modernen Kunst gerechtfertigt sein; der Kampf um der Sittlichkeit willen geht aus einer durch falsche Psychologie irrgeleiteten guten Meinung hervor. Aesthetisch ist selbstverständlich ein schön gekleideter Mensch einem schlecht aussehenden nackten vorzuziehen, im Bild wie lebendig. Gerade auch das Schönheitbedürfniß fordert die Bekleidung. Denn der schöne

Menſchenleib iſt zwar das ſchönſte aller Naturgebilde, aber die wenigſten Menſchenleiber ſind vollkommen ſchön; und die ſchönen ſind es nur in der Blüthezeit, weder vor noch nachher. Vom Greis und von der Greiſin, vom Bierphiliſter und von der abgerackerten Arbeiterin wollen wir gar nicht ſprechen; aber auch am Kind ſind nur das Antlitz, die Händchen und Füßchen ſchön und das entzückende Rund des Köpfleins, das bei den Mädchen leider ſchon früh die langen Haare zum Theil verdecken. Auch die äſthetiſche Empfindung alſo nöthigt den Menſchen, ſich zu verhüllen, zumal ſogar die Schönheit eines ſchönen Leibes durch Gewänder noch gehoben werden und durch die Mannichfaltigkeit der Erſcheinung an Wirkung gewinnen kann. Und die Natur leitet dazu an, indem ſie uns alle Thiere mit Ausnahme der Dickhäuter und einiger niedrigen Arten bekleidet zeigt und vielen ganz allein durch das Gewand Schönheit verleiht. Wie jämmerlich ſieht ein gerupfter Vogel aus! Der prachtvolle Falter iſt nur noch ein häßlicher Wurm, wenn ihm ſeine Fortbewegungorgane geraubt ſind, die ihm zugleich als Gewand und Schmuck dienen. Es hieße, den Schöpfer beleidigen, wenn man die Schönheit ſeines körperlichen Meiſterwerkes mißachten wollte; und darum iſt deſſen Betrachtung Pflicht, alſo die Betrachtung des nackten Leibes; denn Antlitz und Hände des erwachſenen Menſchen ſind nicht mehr reines Gotteswerk, weil beiden des Menſchen Thätigkeit ihren Charakter aufdrückt, der Menſch ihr Mitſchöpfer iſt. Und da die Sitten der Hellenen, bei denen das äſthetiſche Intereſſe alle anderen Intereſſen überwog, nicht wiederhergeſtellt werden können, ſo muß jener Akt einer dem Schöpfer dargebrachten Huldigung wenigſtens durch die Bildenden Künſte vermittelt werden. Ohne Zweifel iſt es auch der natürliche Drang, ſich an der Schönheit des Menſchenleibes zu erfreuen, was den Artiſtenvorſtellungen ihre Beliebtheit verleiht, wo ſich wohlgebildete Leiber in einem Koſtüm darſtellen, das ihre Wohlgeſtalt zur Geltung kommen läßt. Aber es iſt nicht nur Uebertreibung, ſondern Verkehrtheit, wenn man glauben machen will, daß der nackte Menſchenleib der höchſte oder gar der einzige Gegenſtand der Bildenden Künſte ſei. Das gilt wohl einigermaßen für die Plaſtik, aber nicht für die Malerei. Dieſe hat die Mittel, jede Art menſchlicher Schönheit darzuſtellen, und daraus erwächſt ihr die Pflicht, von dieſen Mitteln auch Gebrauch zu machen. Und die anderen beiden Arten von Schönheit ſtehen höher als die reine Naturgabe, die Schönheit des nackten Leibes. Die anderen beiden Arten ſind: die Schönheit des Antlitzes, die der Seele Schönheit wiederſpiegelt, und die Schönheit des bekleideten Menſchen, die einen Begriff davon giebt, was er durch Kulturarbeit aus ſich gemacht hat.

Die Scham Adams iſt alſo nicht geſchlechtliche Verſchämtheit, ſondern ſie entſpringt der Erkenntniß, daß er das reine Naturweſen, das er vorläufig noch iſt, nicht bleiben darf. Sie iſt der Schrecken des Hochzeitgaſtes, der ſich

ohne hochzeitliches Kleid sieht, die Scham des vornehmen Mannes, den ein unglücklicher Zufall in schlechtem Gewand unter Fremde verstößt, wo man ihn persönlich nicht kennt. Das Gewand ist unter Fremden die Legitimation. Es zeigt, wenn es eine Uniform oder eine Arbeitschürze ist, Stand und Beruf an, verkündet, wenn es kostbar ist, den reichen, wenn es wenigstens anständig ist, den Mann, ders zu Etwas gebracht hat, wenn es geschmackvoll ist, den gebildeten Menschen. Im Dampfbad schämt sich der gebildete Mann von Stand nicht, weil er da sicher ist, nicht für einen Menschen gehalten zu werden, der keine Kleider besitzt; aber auf der Landstraße, in der Fremde würde er nackt oder in unvollständiger und ärmlicher Kleidung einige Mühe haben, zu beweisen, daß er kein Strolch und kein Bettler ist. Wenn jeder Arme selbst ganz allein schuld an seiner Lage wäre, würden wir Recht haben, jeden Menschen in einem schlechten Gewand zu verachten als einen, der nichts gethan hat, um sich über den Naturzustand zu erheben; nur weil wir wissen, daß in der sozialen Verkettung kein Mensch unabhängig von den übrigen sein Schicksal zu gestalten vermag, vertagen wir unser Urtheil, bis wir den Lebensgang des unbekannten Bettlers erforscht haben.

Aber die Geschichte im dritten Kapitel der Genesis stellt ja die Sache gerade umgekehrt dar! Nicht, daß Adam im Naturzustand verharrt, sondern, daß er ihn verlassen hat, wird ihm als Sünde angerechnet. Nun: die Sünde, die hier beschrieben worden ist, konnte einem kindlichen und unerfahrenen Geschlechte noch nicht klar gemacht werden. Für ein solches war der Begriff der Sünde unzertrennlich mit der Uebertretung eines positiven Gebotes verknüpft; darum mußte die Allegorie ein solches zu Hilfe nehmen. Und das Anstößige dieser Allegorie schwindet, wenn wir die Worte: „An welchem Tage Du vom Baum der Erkenntniß issest, wirst Du des Todes sterben" nicht als Strafandrohung, sondern als Prophezeiung verstehen. Das Thier erleidet nur objektiv, nicht subjektiv den Tod. Es weiß nicht, was sterben heißt, und fürchtet wohl Feinde, die ihm Schmerz zufügen, aber nicht den Tod. Nur der Mensch weiß, was sterben heißt, und empfindet im Hinblick auf den noch fernen Tod mehr Angst und Grauen als beim Sterben selbst. Demnach stirbt der Mensch, erleidet er in der Vorstellung die Qualen des Todes von dem Augenblick ab, wo er, zum vollen Selbstbewußtsein erwacht, wahrhaft Mensch wird, vom Baum der Erkenntniß ißt. Die Sünde aber beginnt mit dem Soll, das vom menschlichen Selbstbewußtsein unzertrennlich ist; denn nie und nirgends hat ein Mensch, der nur Mensch ist, diesem Soll genügt. Die Sünde beginnt, sobald das Menschheitideal erkannt oder wenigstens dunkel empfunden wird, denn zugleich wird auch die Entfernung von ihm erkannt. Hinter wie vor dem nach Vollendung, nach Bekleidung ringenden Menschen klafft ein Sündenschlund; und er kann dem einen nicht entfliehen, ohne in

den anderen zu ſtürzen. Hinter ihm liegt die Faulheit, die Fichte, ein Mann, der ganz Aktivität war, für das radikale Böſe erklärte, das Verlangen, aller Mühe der Kulturarbeit überhoben zu bleiben und im thieriſchen Behagen des Naturzuſtandes verharren zu dürfen. Vor ihm öffnet ſich das Schlachtfeld der Kultur. Denn ein Schlachtfeld iſt es. Ein Schlachtfeld im buchſtäblichen Sinn, da jedes Volk einem anderen die Scholle, die es bearbeiten will, entreißen oder die ſchon in Beſitz genommene gegen die ſie Begehrenden vertheidigen muß. Und ein Schlachtfeld im vielfältigſten bildlichen Sinn. Freilich wird das Seelengewand auch in gegenſeitiger wohlgeordneter Pflichterfüllung und Hilfeleiſtung gewebt. Aber viel öfter tritt der Fall ein, daß man, um ſeine Gewandung zu beſchaffen, Andere bedrängen, verdrängen und berauben muß. Und Das gilt nicht allein von der leiblichen Gewandung, ſondern auch vom Seelenkleid. Hunderte müſſen in einem Zuſtand, der ſie vom höheren Geiſtesleben, vom Genuß der äſthetiſchen und der intellektuellen Güter ausſchließt, hämmern und feilen, mauern und leimen, graben und Laſten ſchleppen, damit Einer dichten, denken und forſchen könne. Um aber gar das Prachtgewand des Großunternehmers und Großſpekulanten oder des Eroberers zu weben: wie viele Hunderttauſende müſſen da bildlich oder buchſtäblich zertreten, zum Verkümmern verdammt oder geſchlachtet werden! Wie mag der Weltenrichter all dieſe mit ſo viel Blut und blutigen Thränen gefärbten Prachtgewänder anſehen, wie eine Verwirklichung des Menſchheitideals, die zugleich ſeine Verleugnung iſt, die Erfüllung ſeines einen Gebotes durch die Verletzung und Verhöhnung des anderen, wohl beurtheilen? Wir wiſſen es nicht. Wir ſehen nur, daß das Ideal ſich ſpaltet, ſobald es erkannt wird, und daß man mehr als ein Ideal verletzen muß, während man dem einen zuſtrebt. Daß man Vater und Mutter haſſen muß, um Apoſtel werden zu können, und daß Der ſeiner Bürgerpflicht gewöhnlich läſſig nachkommt, dem das Wohl ſeiner Familie über Alles geht; daß der kluge Geſchäftsmann kein edler Ritter und der Kämpfer für Wahrheit, Freiheit und Recht, ders nicht nur zum Schein iſt, kein kluger und erfolgreicher Kaufmann ſein kann; daß die ſchöne Seele keinen tüchtigen Unteroffizier abgeben würde und der brauchbare Fuhrknecht es niemals zum magister elegantiae bringen wird. Doch ſehen wir noch ein Anderes, Tröſtlicheres: daß es einen Zuſtand giebt, der ſchon Kultur genannt werden darf, der aber dem Indifferenzpunkte noch nah liegt, ſo daß die widerſprechenden Anforderungen des Kulturlebens die ſchöne Einheit des Menſchenideals, deſſen beginnende Verwirklichung ſichtbar wird, noch nicht zerriſſen haben. Das iſt der Zuſtand des guten und geſunden Kindes von etwa ſechs Jahren; und dieſem gehört, daran zweifeln wir nicht, das Himmelreich. Und wir ſehen ferner, daß unter beſonders glücklichen Umſtänden auch bei Erwachſenen ein ähnlicher Zuſtand vorkommen kann. In einer ſchlichten

Dorfgemeinde, wie ich mehrere kennen gelernt habe, hat der einzelne Bauer Spielraum genug, ohne Beeinträchtigung und Verdrängung der Anderen seine Persönlichkeit zu dem Umfang auswachsen zu lassen, den ihm seine beschränkte Begabung und seine bescheidenen Wünsche als Grenze und Ziel setzen, und dabei kommt es zu einer schönen Harmonie des intellektuellen, sittlichen, ästhetischen, Wirthschaft- und Familienlebens, die nicht durch die Auskämpfung gefährlicher Konflikte zwischen sittlichen und sonstigen Kulturinteressen mühsam errungen zu werden braucht.

Aber solche kindliche Zustände sind Ausnahmen und der Strudel des Weltgeschehens pflegt sie nicht lange zu dulden. Im Allgemeinen bedeutet die Entscheidung für die Kulturentwickelung Entscheidung für die Sünde; für die positive Sünde, da die Faulheit des Naturmenschen nur Unterlassungsünde ist. Und die Sünde zieht Strafe nach sich Man verargt es sehr der Bibel, daß sie Adam mit Arbeit strafen läßt, da doch Arbeit das höchste Glück sei. Nun läuft zwar bei dem begeisterten Lob der Arbeit immer ein gut Stück Heuchelei mit unter und so Mancher von Denen, die ex officio die beglückende Kraft der Arbeit darstellen, wünscht sich im innersten Herzen wohl auf die Südseeinseln, die vor Ankunft der Europäer das Paradies waren, wie es im Buch der Bücher steht, und die vielleicht wirklich die Wiege des Menschengeschlechtes gewesen sind; ist doch an keiner anderen Stätte das Leben so leicht: und leicht mußte vor Beginn der Kulturentwickelung das Menschenleben sein, wenn es nicht untergehen sollte. Aber daß Arbeit an sich keine Strafe, sondern Bedingung echt menschlichen Lebens und ein Glück ist, kann freilich nicht bestritten werden. Dennoch lügt die Bibel nicht, die sie als Strafe hinstellt. Nur der Wortlaut der biblischen Allegorie befriedigt an dieser Stelle wenig. Daß die Meisten im Schweiß ihres Angesichtes ihr Brot essen müssen, ist nicht schlimm, sondern sehr gesund; es macht Karlsbad, Marienbad und Kissingen überflüssig. Und daß die Erde dem Bebauenden Dornen und Disteln trage, ist nicht richtig; sie ist sehr dankbar, die alte Mutter Erde, und lohnt Den, der sie gehörig harkt und zerkratzt, mit hundertfacher Frucht. Sie pflügen, besäen und ihre Frucht ernten, ist freilich mühsame Arbeit, aber zugleich eine Lust und ein Genuß. Doch in Sklavenketten und unter Geißelhieben diese Arbeit verrichten, ist Pein. Unter der Hungerpeitsche arbeiten, ist Pein. Im betäubenden Lärm surrender und schnurrender Räder Tag vor Tag elf oder zwölf Stunden lang den selben einförmigen Handgriff verrichten, ist Pein. In der Stickluft unterirdischer Schachten hacken und graben, ist Pein. Als Kind nach der Schule noch sechs oder acht Stunden lang in der schauderhaften Luft einer Hausindustriellenstube Pappschachteln kleben, ist Pein. Mit Ameisenblut in den Adern steif wie angenagelt auf der Schulbank sitzen und lernen müssen, ist Pein. Mit einem starken Leib und thatendurstigen Willen

bis zum zwanzigsten Jahr an die Bücher geschmiedet sein, nicht durch die Liebe zu den Büchern, sondern durch eine verrückte Berechtigungordnung und eine nicht weniger verrückte soziale Rangordnung, ist Pein. Sich auf der Dollarjagd abhetzen müssen, unter Verzichtleistung auf Alles, was das Leben lebenswerth macht, ist Pein. Als Dichtergenie Pillen drehen oder schneidern müssen, ist Pein. Und mit krankem, schwachen, hungernden Leib arbeiten müssen: auch Das ist Pein. Kurz: die Art der Arbeit und die Umstände, unter denen gearbeitet werden muß, lassen in den meisten Fällen die Arbeit als Strafe erscheinen.

So ist denn die unter fortwährenden Verletzungen der Liebe und der Gerechtigkeit vor sich gehende Beschaffung des leiblichen und des Seelenkleides auch schon die Strafe für die Sünden, zu denen sie nöthigt, und nicht selten erscheint uns die Kleidung selbst schon als eine Strafe: die Last, die uns im Winter das Wetter, an den heißesten Sommertagen die Sitte oder Mode auferlegt, und das An- und Ausziehen dieser mit so vielen Knöpfen, Bändchen und Schnallen versehenen Rüstung. Obwohl ich mir damit so wenig Mühe gebe, daß mir die Schleife der Halsbinde oft hinten, statt vorn, sitzt, verstehe ich doch ganz gut Goethes Engländer, der sich dieser Qual des täglichen An- und Auskleidens durch Selbstmord entzog; und ich glaube, jeder Kulturmensch versteht ihn, — mit Ausnahme der öden Müßiggänger, der Modenarren und Närrinnen, denen das Toilettemachen als Ersatz nützlicher Arbeit eine wichtige und liebe Beschäftigung geworden ist.

Ueberschauen wir nun den Anfang der menschlichen Kulturentwickelung, wie ihn die Bibel darstellt, im Zusammenhang, so sehen wir, daß die Grundbestandtheile dieses Anfanges, damit eine faßliche allegorische Erzählung für kleine und große Kinder herauskomme, von der chronologischen Reihenfolge abweichend gruppirt werden mußten Das Erste ist die Blätterschürze; es kann auch eine Bemalung oder ein Blumenkranz gewesen sein Das Zweite die Scham Dessen, der, als reines Naturkind, es zu dieser ersten Kulturleistung noch nicht gebracht hat. Das Dritte, das sich unmittelbar daran anschließt, das Essen vom Baum der Erkenntniß, das Aufleuchten des vollen menschlichen Bewußtseins, das eine Fülle zu erstrebender Ziele zeigt. Das Vierte die differenzirte Arbeit an der Verwirklichung der Ideale mit ihren Kämpfen, Ungerechtigkeiten und Verbrechen: die Uebertretung des göttlichen Gebotes. Das Fünfte die Erkenntniß dieses Widerspruches zwischen Ideal und Wirklichkeit und das Schuldbewußtsein, das die Leiden der Kulturarbeit als Strafe erscheinen läßt. Das Sechste die Verheißung der Erlösung, die sich Jeder so oder so vorstellt, je nachdem er Sozialist, Buddhist oder Christ ist.

Neisse. Karl Jentsch.

Fantin-Latour.

Jetzt hat eine sehr gute und sachliche Ausstellung des in Deutschland fast unbekannten Malers Fantin-Latour bei Gurlitt stattgefunden. Dieser feinsinnige und „literarische" Künstler gehörte doch zu Denen, die absolut keine Kritik über sich selbst hatten. Hätte er Selbstkritik gehabt, so würde er nie allegorische Bilder gemalt haben. Dabei sind die Lichtbedingungen seiner irrealen Bilder die nämlichen wie die seiner realen; andererseits spielt das Licht bei seinen Bildern eine solche Rolle, daß man es für den Alleinherrscher halten müßte. Und doch dieser Unterschied zwischen seinen Leistungen, je nach dem Gegenstande, den er wählt.

Das Licht bei Fantin ist — wie er selbst war — sanft und gleichmäßig; es hat keine sehr starken Helligkeiten, wird auch nicht durch sehr tiefe Dunkelheiten begleitet, es ist von einer mittleren Art; die Schatten sind aufgehellt. Es sind Bilder ohne große Kontraste, in einem vaporösen Halbton; sie sind wie durch einen Schleier gesehen, ihr filtrirtes Licht wirkt angenehm auf die Augen. Trotz diesem durchweg vorkommenden Licht trennt sich der Werth von Fantins Bildern durchaus danach, ob auf ihnen Menschen, Pflanzen oder Phantasiewesen dargestellt wurden. Sobald Fantin Phantasiewesen malt — es war Das, was er am Meisten that —, wirkt er zurückgeblieben, fast dilettantisch. Seine Kunst ist dann schwach, steif in der Darstellung der Bewegungen, wenig variirt in der Komposition. Den Gegenstand seiner Phantasiedarstellungen bilden in der Regel zwei Nymphen. Sie machen die üblichen Gesten des Chors in Opern, der ein Geräusch hört oder ein Liebespaar sieht. Sie sind in Landschaften von goldendurchsprühtem Laub dargestellt, mit mattem Goldstaub und verschossenem Blau in der Luft, tapisserieartig. Was die Kleidung der Nymphen betrifft, so kommt, wenn sie Gewänder haben, immer das bekannte Roth vor, das man auf tausend Bildern trifft. Es wird nicht dadurch interessanter, daß Fantin dieses Roth ziemlich verwaschen wählt und in einer Umgebung, die nicht genügend dunkle Gegensatzfarben hat, verklingen läßt. Die Gesichter der Nymphen sind nichtssagend. In der Traumlandschaft, die sie umgiebt, erblicken wir manchmal Vasen, die mit Epheu geschmückt sind, so daß wir an altmodische, bei einem Photographen aufgestellte Prospekte erinnert werden, die als Hintergrund für die Figurenaufnahmen dienen. Die Nymphen, auch wenn sie in einer Geste des Verführens dargestellt sind, wirken, als ob sie das Verführen nur vormachten, als festangestellte Ballerinen, in einem kleinen Hoftheater, bei dem die Oberhofmeisterin der Frau Großherzogin angerathen hat, die Röcke der Ballerinen länger machen zu lassen. Die Balletdamen sind schon seit Jahren angestellt und gehen nach der Vorstellung zu Mann und Kind. Mit einem Wort: diese Bilder sind, als Phan-

taſiedarſtellungen, unausreichend; die Nymphen leben nicht, das Kolorit iſt unzulänglich, in den Traumlandſchaften iſt vielleicht nicht ein einziger rechter Ton. Allerdings ſind dieſe Bilder wenigſtens einheitlich; und wäre auch nur ein einziger rechter Ton in ihnen, ſo würden ſie auseinanderfallen. Wenn man bei irgend einem Maler ſagen kann, die Materie ſeiner Bilder ſei nicht von Geiſt durchdrungen, ſei unbedeutend, ſo iſt es hier. Einen einzigen Vorzug, einen ganz ſeltenen heutzutage, haben ſie: ſie ſind rein. An der Anmuth ihrer Geſinnung labt man ſich. Man iſt wie ein Fremder, der in beſagtes Hoftheater tritt, den Reigen tanzen ſieht, den die Balletdamen ſeit Jahren aufführen, und entſetzt fliehen will: er hat dann vielleicht das perverſe Vergnügen, noch dazubleiben, weil er hier, reiner als wo ſonſt, den Reflex von Bewegungen wahrnimmt, die man in den goldenen Tagen des Ballets, im achtzehnten Jahrhundert, ausführte. Wie ſich dieſe ſteifen Ballerinen zu denen der Glanzzeit verhalten, ſo iſt das Verhältniß der Fabelweſen Fantins zu den Geſchöpfen ſeines Ahnherrn aus dem achtzehnten Jahrhundert, zu den Nymphen Prud'hons.

Nichts als die Erinnerung an das doch ganz ſchöne mattgoldene Licht behält man von dieſen Bildern. Nur in den Lithographien Fantins, nicht in ſeinen Oelbildern, wachen die Nymphen Prud'hons wieder auf, die noch vom achtzehnten Jahrhundert her ihren Charme und ſchon aus der Epoche Davids heraus ihre Regelmäßigkeit haben.

Das Licht, das in Fantins Oelgemälden von Nymphen noch unzureichend iſt, perlt in den Lithographien; es durchrieſelt hier die Frauenleiber, es leuchtet in einem einzelnen Theil ihrer Gewänder auf und hüllt das auch in den Lithographien Steife der Kompoſitionen in einen wohlthuenden Dämmer. Nicht wenige der lithographiſchen Kompoſitionen hat Fantin Richard Wagner, den er ſehr verehrte, zu widmen geſucht, indem er Theile ſeiner Nibelungen, die Rheintöchter und Anderes, darſtellte; andere ſind Schumann, Berlioz, Brahms meiſtens in der Form gewidmet, daß Muſen dargeſtellt ſind, die den Namen des Muſikers in eine Grabtafel ſchreiben. Ein nicht ungefälliges Licht iſt auf dieſen thatenloſen Kompoſitionen; die beſte vielleicht iſt die an Brahms gerichtete Huldigung, — von größerem Geiſt des Lichtes. Von allen dieſen Lithographien muß man übrigens ſagen, daß ſich in ihnen eine gute Schule verräth, die Erziehung Frankreichs; gut — nur faſt zu gut — ſind ſie gezeichnet, ein Wenig akademiſch, trotzdem ſie romantiſch ſind. Das kommt, weil nur die Geſinnung in ihnen romantiſch war; für ihre Durchdringung mit Romantik hatte das Temperament des Künſtlers nicht ausgereicht.

Der Selbe nun, der in dieſen Nymphenbildern und allegoriſchen Kompoſitionen im Grunde ſchwach iſt, der ſelbe Künſtler gewinnt in koloſſalem Grade, ſobald er ſich Blumenſtücken und Bildniſſen widmet.

Wenn er Blumenstücke malt, dann ist es, als ob er eine Dame wäre, die plötzlich Genie bekommen hätte. Sie sind gemalt, wie wenn ein junges Mädchen genial geworden wäre. Es ist Mondlicht in ihnen. In denen von Manet ist Sonne. Die von Fantin sind aber in ihrer Art auch vollkommen. Es ist charakteristisch für sie, daß sie schon frühzeitig ihren Weg über den Kanal nahmen, zu den stillen englischen Kunstfreunden; zu einer Zeit, als Manet noch unbegriffen blieb.

Wenn Fantin Bildnisse malt, so ist er aber, wenn man noch einmal den Nymphenmaler Fantin sich ins Gedächtniß rufen will, dem Riesen Antäus gleich, der Kräfte gewann, sobald er die Erde berührte. Sind freilich diese Portraits aus der Realität gewachsen, so sind sie doch noch gedankenhaft. Sie sind, wenn auch von einer soliden Form erfüllt, doch zart, ja, romantisch. Wenn sie trotzdem der Natur zu entsprechen scheinen, so ist es, weil Fantin sich seine Portraitmodelle aussuchte. Er nimmt durchweg sanfte, romantische Leute; oder wenn es andere, vielleicht bedeutende Leute sind, dann taucht er sie in ein nivellirendes Dämmerlicht, in dem sie gelassen erscheinen. Doch mit Vorliebe malt er weniger bedeutende Leute, Künstler, die nicht ersten Ranges sind, junge Mädchen, ruhige Frauen, schlichte Bürger. Das scheinbar Unpersönliche der Betrachtungweise und die Beleuchtungart rufen den Gedanken an Photographien wach. Er malt seine Bildnisse so schlicht und allseitig von Licht umgeben, daß man in der That an einen Photographen denkt, der diese Personen „aufgenommen" hätte, natürlich einen idealen Photographen, den es erst geben wird, wenn die Farbenphotographie vorhanden sein wird, und den es auch dann nur in einem einzigen Exemplar, eben als Genie, geben mag. Die Bildnisse Fantins wirken zunächst wie Photographien, die ein idealer Amateur machte, der nicht retouchirt hat und die Personen gut hinsetzte. Erst nach dem ersten Schauen bemächtigt sich unser das Staunen über ihre Feinheit.

Dies ist der Vorzug der fantinschen Portraits: ihre Feinheit und Zurückhaltung. Wenn wir bei Fantins Nymphenbildern an Prud'hon denken, aber nur, weil Fantin so enorm weit hinter Prud'hon zurückblieb, so denkt man bei Fantins Bildnissen an Bildnisse von französischen Portraitisten aus dem achtzehnten Jahrhundert, weil sie ihren Vorzug in der Durchdringung der Persönlichkeiten haben und von einer sehr gerechten und ganz unaufdringlichen Psychologie erfüllt sind.

In der Ausstellung bei Gurlitt war ein vorzügliches Portrait dieser Art: ein älteres Fräulein, professorentöchterhaft, unkleidsam angezogen, aber in gutem Zeug; sie ist spröde, gedankenhaft, ist etwas durch Gelehrsamkeit schon getrübt, durch Frauenemanzipationgedanken vom Wesen des Weibes abgekommen, aber gerade noch ein Seelchen. In einem wunderbaren, nichts zudeckenden und doch diskreten Licht ist das junge Mädchen dargestellt; man betrachtet in ihr, nicht nur an ihr, Alles.

An einem etwas rußigen Jugendwerk Fantins, einem Bildniß seiner zwei Schwestern, in einem Zimmer, finde ich weniger Gefallen. Die eine Schwester sitzt hier auf einem rothen Sofa; wenn ich die Malerei hier mit der von Fantins Freund, Whistler, vergleiche, so merke ich, wie viel begabter Whistler bei einem solchen Roth war. Aber ein anderes Jugendwerk Fantins in der Ausstellung war ausgezeichnet: ein Selbstportrait aus jener Zeit. Hier kommt uns eine Eigenschaft entgegen, die wir an keinem anderen Bilde der Ausstellung entdecken und von der zu reden daher auch noch nicht am Platz war: eine rein malerische Qualität. Fantin hat hier eine graue Hose an. Wie bei ihr die knitterigen Falten gemalt sind und dies Beinkleid in einen wunderbaren Ton gebracht ist: Das ist, man möchte sagen, schönster und delikatester Leibl. Der Kopf des jungen Fantin interessirt: ein Mittelding zwischen dem Kopf eines Menschen, der Musiker werden will, und eines solchen, der Maler werden will; die beiden Neigungen kreuzen sich in diesem Kopfe.

Als dieser junge Mensch ein alter Mann geworden war, bin ich einmal bei ihm gewesen. Er wohnte nicht am rechten Seineufer, das von den Fremden fast allein besucht wird, sondern am linken, wo die Bücherwürmer hausen. Hier, in einer der stillsten Straßen, in einem ruhigen Parterre. Man klopfte an: und da saß er; und in dem Nebenzimmer, dessen Thür geöffnet war, saß seine Frau und malte ebenfalls. War Das eine Ruhe in dem Zimmer! War Das ein Friede! Manchmal warf Fantin ein Wort zu seiner Frau hinüber, die mit einer Silbe antwortete. Beide malten Blumen. Ich weiß nicht mehr, ob ein Vogelbauer im Zimmer stand; es verdiente jedenfalls eins, da zu sein. War man in Paris, war man noch in Frankreich? War dieser Mann ein Franzose, mit seinen breiten Gesichtsknochen und dem wirren Haar? Man wähnte, eine Gestalt aus einem Buche Raabes vor sich zu haben; oder aus den seligen Augen eines der Jean Paulschen Helden angeblickt zu werden. Und doch war dieser Mann ein Franzose; auch in der Art, wie er über Richard Wagner redete, in dieser Art, die so ganz anders war als die Art, wie Wagner in deutschen Gemüthern widerhallt. Er war ein französischer Kleinbürger aus Grenoble und sein Glühen für Delacroix war spezifisch: es war der Enthusiasmus eines Romantikers des Gedankens, nicht der That, der platonische Romantizismus eines guten Bürgers; und nicht nur sein Klassizismus war selbstverständlich echt französisch, der ihn an Prud'hon und in weiterer Verkettung an Poussin anschloß, nein, die geheimen Untergründe aller seiner Arbeiten waren französisch, — mehr noch, je besser sie waren. Französisch war Fantin in einer jeden Partikel seiner mondscheinhaften Stilleben, in jedem seiner klaren, so einfach nüchternen und doch wie von einem leisen Lächeln bewegten Bildnissen. Als Künstler lebt er in seinen Bildnissen und seinen Blumenstücken ernsthaft fort; als Mensch hatte

er die liebenswürdige Schwäche seiner Nymphenbilder und einen wundervollen Leonorentypus (wenn kluge Männer sprechen, daß ich verstehen kann, wie sie es meinen). Er war einer von diesen alten, keuschen, zärtlichen Liebhabern des Schönen, die die französische Provinz gezeitigt hat. Wenn die Deutschen solche Franzosen aus der Provinz (oder, was beinahe das Selbe ist, das linke Seineufer) besser kennten und wenn die Franzosen uns besser kennten ... Aber ich kann nicht über Politik reden. Emil Heilbut.

Protegirte Professoren.

Sehr geehrter Herr Harden, ein ernsthafter Herr, dem der Schalk im Nacken sitzt, spricht in der elften Nummer Ihrer Zeitschrift von einer im Landtag vorgesehenen Anfrage, die die Ernennung von Universitätprofessoren zum Gegenstand haben soll und von deren richtiger Gestaltung er sich einen dauernden Gewinn für die Hochschulen verspricht. Er meint, einige berliner Professoren seien unverantwortliche Rathgeber des Ministeriums und verhinderten, daß die Wünsche der Fakultäten für eine erforderliche Neubesetzung stets berücksichtigt werden; allerdings setzt auch er in die Unparteilichkeit der Fakultäten kein volles Vertrauen. Er beklagt die Dozenten, die niemals aufsteigen oder auf verlorenen Posten ausharren müssen, namentlich auch, weil alle ihre Bitten beim Ministerium nicht zu fruchten pflegen. Diese allgemeinen Erwägungen und einige persönliche Betrachtungen führen ihn zu dem Schluß, „daß das akademische Berufungwesen von Grund aus reformirt werden muß." Ich finde, hier wird einigermaßen leichtfertig in sehr zarte und weit sich zurückspinnende Verhältnisse eingegriffen. Um vor ähnlichen Erörterungen im Landtag zu warnen, erbitte ich mir das Wort.

Was zunächst die Lage der Privatdozenten und Titularprofessoren betrifft — unter diesen sind sowohl die nicht etatmäßigen Außerordentlichen Professoren wie auch die mit dem Titel geschmückten preußischen Privatdozenten zu verstehen —, so sind in der That Alle sehr übel daran, die in solcher Stellung alt und grau werden. In Berlin mag es sich aushalten lassen; in kleinen Universitätstädten, wo man auf den Klüngel angewiesen ist, wird die Lage verzweifelt. Aber wie soll die Verwaltung helfen? Die Zulassung der Privatdozenten ist ausschließlich Sache der Fakultäten und wird von diesen nicht im Hinblick auf künftige Beförderung ausgeübt. Es giebt sehr viel mehr Dozenten, als je Professoren werden können. Alle unterzubringen, ist ein Ding der Unmöglichkeit. Und läßt sich einmal der Minister bestimmen, eben durch die dringlichen Bitten, von denen Herr Ernst Schalk spricht, so wird er alsbald von Vorwürfen Anderer überschüttet. Nun scheint allerdings ein bequemer Ausweg vorhanden zu sein: jede Fakultät gestatte Habilitationen nur in dem Maße, daß der Dozent Aussicht habe, innerhalb eines Jahrzehntes in eine besoldete Professur aufzurücken. Gesetzt, ein Professor sei einige sechzig Jahre alt, so könne nun ein Privatdozent für sein Fach zugelassen werden. Dieser

Gesichtspunkt wäre jedoch arg verkehrt. Erstens weiß Niemand, wie der junge Gelehrte sich entwickeln wird. Zweitens besteht ein Austausch zwischen den Universitäten, der alle solche Berechnungen hinfällig macht. Drittens darf eine Fakultät, wie mir scheint, hervorragend tüchtige Bewerber wohl warnen, aber nicht schlechtweg abweisen, weil innerhalb ihres Kreises die Aussichten augenblicklich schlecht sind; sie mag die Ansprüche an wissenschaftliche Leistungfähigkeit sehr hoch schrauben, muß jedoch an diesem Maßstab als an dem einzigen festhalten. Jedenfalls ist der Regirung nicht anzusinnen, daß sie all die Ungezählten versorge, die sich in die akademische Laufbbahn gewagt haben.

Ein Linderungmittel wäre es, wenn man sich entschließen wollte, ältere Privatdozenten und Titularprofessoren in regelmäßiger Abfolge an den Staatsprüfungen als Prüfende theilnehmen zu lassen. Sie erhielten dadurch das Bewußtsein der Zugehörigkeit und einen gewissen Einfluß; der Besuch ihrer Vorlesungen würde sich heben, der Absatz ihrer Bücher gefördert werden. Die Doktorprüfungen müssen freilich der Regel nach den Fakultätmitgliedern vorbehalten bleiben.

Der Sachverhalt bei Neubesetzungen schon vorhandener Professuren ist der folgende. Die Fakultät, in Preußen also die Gesammtheit der Ordentlichen Professoren, hat das Vorschlagsrecht. Das Ministerium ist nicht an die Vorschläge gebunden, nimmt sie aber in den allermeisten Fällen zur Grundlage und ernennt entweder selber (nämlich die Extraordinarien) oder unterbreitet dem Monarchen die Ernennungurkunde zur Vollziehung; der König (oder sein Civilkabinet) kann also immer noch ablehnen. Heißblütige Fakultätmitglieder verwünschen die oberen Instanzen. Zum Glück haben wir im Ministerium nicht subalterne Schreiber sitzen, die Alles kopiren und zur Unterschrift vorlegen, sondern Männer wie Althoff und Elster. Denn auf welche Weise kommen die Vorschläge zu Stande? Nehmen wir an, es sei für das Fach nur ein Vertreter dagewesen. Jetzt ist er gestorben Die übrigen Ordinarien wissen nicht Bescheid. Da wird nun bei Allen und von allen Seiten gewühlt. Vielleicht wendet sich der Dekan an einen ihm bekannten Professor, der das hier verwaiste Fach an einer anderen Universität vertritt, und fragt um Rath. So fragte neulich Jemand bei N. N. an, fügte aber hinzu, der Vorzuschlagende dürfe unter keinen Umständen Jude sein. Nun ist der für die Stelle zweifellos am Besten geeignete ein Jude, übrigens auch sonst ein ausgezeichneter, ernster, zurückhaltender, vornehmer Charakter. Und wäre er ein Wunder der Weisheit und Güte: er darf nicht genannt werden. Der Fakultät liegt nicht daran, den Besten zu bekommen, sondern einen ihr gesellschaftlich Genehmen. Der gefragte Professor aber fühlte sich verpflichtet, zugleich mit seiner entsprechend gehaltenen Antwort an die Fakultät auch an den Minister des Landes einen Brief abgehen zu lassen und dringlichst die Berufung des jüdischen Gelehrten zu empfehlen. Wenn eine Fakultät unter zwei gleichwerthigen Bewerbern den Juden nicht bevorzugt, so ist es ihr gewiß nicht zu verübeln. Wenn sie jedoch die Interessen der Wissenschaft anderen Interessen unterordnet, so handelt sie unrecht, ohne Einschränkung unrecht.

Dies nur nebenbei. Fassen wir den häufigeren Fall ins Auge, daß zwei Ordinarien der selben Disziplin oder nah verwandter Disziplinen neben einander wirken. Der eine von ihnen stirbt. Den Ersatzvorschlag macht dann nicht das geheimnißvolle Fabelwesen „Fakultät", sondern im Grunde der übrig bleibende Professor; seine Kollegen schließen sich ihm an, entweder, weil sie von der Sache

nichts verstehen, oder, weil sie für die Zukunft sich die selbe Handlungfreiheit sichern wollen. Unser Freund hat nicht die übermenschliche Kraft, sich einen Fachkollegen zu wählen, der ihn verdunkeln muß. Vor allen Dingen wehrt er sich gegen glänzende Dozenten. Er ist nämlich auf die Kollegiengelder angewiesen; daher kann man ihm nicht verdenken, wenn er einen Professor fernzuhalten sucht, dessen Berufung für ihn einen jährlichen Verlust von so und so viel tausend Mark bedeutet. Er nennt also drei tüchtige Männer von nicht allzu großer Anziehungskraft. Wird er von seinen Kollegen moralisch gezwungen, einen bekannten Namen auf die Liste zu setzen, so eilt er — oft wirklich von Sorge um seine und seiner Familie Zukunft erfüllt — vielleicht ins Ministerium, um dort Stimmung gegen den gefährlichen Nebenbuhler zu machen. Eben so oft kommt es vor, daß dem Professor die Objektivität fehlt, um die Bedeutung wissenschaftlicher Gegner zu würdigen und einen aus ihrer Reihe vorzuschlagen. Er hält sich an die Vertreter seiner eigenen Richtung. Die Gefahren dieser sehr verbreiteten Einseitigkeit sind groß und oft genug geschildert. Schließlich ist jetzt immer häufiger zu beobachten, daß bei der Zunahme des Spezialistenthums und bei dem Anwachsen der Literatur ein Gelehrter über die vorhandenen Kräfte gar nicht unterrichtet ist, sobald sie sich außerhalb seines engen Kreises bewegen. Er weiß überhaupt nur von Wenigen und kann unmöglich in ein paar Wochen die Werke der Uebrigen durchstudieren.

Der erste Mißstand wäre zu ändern, wenn die Regirung die Kollegiengelder abschaffen könnte. Die Furcht vor Verringerung der Einnahmen hätte dann ihre Rolle ausgespielt. Das aber ist leichter gesagt als gethan; vorläufig dürfte der Finanzminister dafür nicht zu haben sein. Den anderen Bedenken ist dadurch abzuhelfen, daß das Ministerium durch Umfragen bei nicht interessirten Fachleuten ein eigenes Urtheil zu gewinnen strebt. Vereinigt sich die Mehrheit der Stimmen auf einen der Kandidaten der Fakultät, so ist die Entscheidung sofort da. Gilt sie aber einem, der nicht genannt ist, so scheint recht und billig, daß über diesen vielfach und von zuverlässigen Autoritäten Empfohlenen die Fakultät befragt wird. Hier und da — nach meiner Ueberzeugung allzu selten — macht das preußische Kultusministerium von seinem Recht Gebrauch, einen nicht von der Fakultät Vorgeschlagenen zu ernennen. Das Ministerium ist eine Centralinstanz, die allein die Bedürfnisse der Wissenschaft und des Unterrichtes allseitig zu würdigen vermag. Die Fakultäten (Das heißt: die einzelnen Professoren) können Das nicht. Die Herren Althoff und Elster sind in Wahrheit zu zaghaft; sie wagen kaum jemals, gegen den Willen der jeweilig maßgebenden Professoren Etwas zu unternehmen. Erweislich wahr ist, daß gerade in den letzten Jahren das preußische Kultusministerium vor verschiedenen Berufungen gewarnt wurde, sie aber schließlich, auf Drängen der Fakultäten, in allzu großer Nachgiebigkeit vollzogen hat; sie haben sich in der That als bedauerliche Fehler erwiesen.

Was heißt denn eigentlich „Reform des Berufungwesens?" An einigen Punkten kann reformirt werden, so durch Abschaffung der Kollegiengelder. Aber an dem Zusammenwirken von Fakultät und Regirung ist festzuhalten; oder wir kommen zu dem untauglichen Bewerbungsystem fremder Länder. Dabei muß, wie die Dinge jetzt liegen, der Landtag die Regirung kräftig stützen, denn sonst wird die Cliquenwirthschaft der Professoren so zunehmen, daß für unabhängige Forscher, die zugleich gute Dozenten sind, alle Zukunftaussichten schwinden. Und damit würde der endgiltige Zerfall deutscher Wissenschaft beginnen. Ernst Bitter.

Die Hände.

Siebenzehn Tage. Achtzehn Tage. Am einundzwanzigsten Tag stand es sehr schlecht. Lautlos glitt die Schwester um das Lager. Mit großen flachen Händen strich sie über das Bett.

Sie starrte auf den Kranken. Ihre Augen spiegelten sein Antlitz; es war wie aus Wachs gegossen: scharfe Linien ragten aus dem Kissen. Die Blicke der Schwester waren eisgrau, regunglos. Ihre Gedanken zuckten hastig auf und ab. Der Kranke schläft nicht, er denkt nicht. Der Kranke spricht nicht, bewegt sich nicht. Der Kranke muß tot sein. Ein Schreck läuft durch den Körper der Schwester, läuft von den Schultergelenken herab bis in die Enden der Finger. In plötzlichem Ruck drücken sie aufs Kissen; etwas Knochiges liegt darunter.

Die Schwester bewegt ihren Kopf. Sie geht bis zum oberen Ende des Bettes. Jetzt steht sie still vor dem wachsgelben Antlitz. Eine der großen Hände legt sich auf die Stirn des Kranken; nach einer Weile gleitet sie hinunter: sie tastet nach seinem Herzen. Dort fühlt sie kein Leben; wie ausgestorben ist es.

Die Schwester bewegt die Lippen; sie beginnt, laut zu sprechen. Da ... Ihre Stimme erstickt: der Kranke schlägt plötzlich die Augen auf. In der selben Sekunde bohren sich die Blicke der Schwester fest in seine, als wollten sie tief hinein bis ins Gehirn sehen. Grauen steigt in dem Kranken auf; seine Augen werden gläsern, Starrheit kommt über ihn. Die schrecklichen Blicke stechen wie eisige Nadeln.

Lautlos beugt sich die Schwester herab. Sie legt ihre Hände auf seinen Kopf. Der Kranke fährt zusammen; einen Augenblick; dann liegt er wieder regunglos wie vorher. „Möchten Sie irgend Etwas?" Die Stimme der Schwester klingt dumpf, wie Metall, über das man ein dichtes Tuch gehängt hat.

Ein Zucken läuft durch den Körper des Kranken; grenzenlose Furcht packt ihn. Er antwortet nicht, wagt nicht, sich zu rühren: diese Hände hätten ihn sonst erstickt. Wie schwere Vögel lasteten sie auf seinem Kopf; er möchte aufspringen, um sie zu zerbrechen, vor ihnen zu entfliehen.

„Möchten Sie nichts? Fühlen Sie sich wohler?"

Wie von Peitschen getroffen, fuhr er auf. Seine Gedanken bitten, drohen, fluchen; sie wälzen sich im Kopf herum, schlagen gegen Stirn und Augen. Gequält wenden sie sich hin und her. Doch Alles hilft nicht. Diese entsetzlichen Hände legten sich immer fester um seinen Kopf.

„Möchten Sie gar nichts? Umschläge?"

Pause.

„Der Puls ist stärker geworden, ich fühle ihn gegen meine Hände klopfen."

Aus bleigrauen Lippen stöhnts. Da, plötzlich, bewegt er schnell den Kopf; aber die großen flachen Hände halten ihn fest umklammert. Jetzt giebt es keine Rettung mehr. Erschöpft sinkt er zurück.

„Noch sehr schwach! Ruhe, nur Ruhe!"

Die Schwester bleibt bei ihm stehen; unausgesetzt starrt sie auf ihn.

Nach einer Stunde kommt der Arzt. Er stellt den Tod fest.

Einundzwanzig Tage krank ... Mechanisch gleiten die grauen flachen Hände über das Bett.

Gabriele von Lieber.

Selbstanzeigen.

Ausblicke auf die Folgen des technischen und wissenschaftlichen Fortschrittes für Leben und Denken des Menschen. Von H. G. Wells. Deutsch von F. P. Greve. J. C. C. Bruns' Verlag in Minden.

Der Uebersetzer möchte im Einverständniß mit dem Autor dieser deutschen Ausgabe eine kurze chronologische Anmerkung vorausschicken. Die „Anticipations" wurden geschrieben in den Jahren 1900 und 1901, zum ersten Mal gedruckt 1901 und 1902; die erste Ausgabe trägt das Datum 1902. Das ist für die Beurtheilung des Werthes der gegebenen Analysen insofern von Interesse, als dem Autor bei der Abfassung die Daten der londoner Volkszählung von 1901 noch nicht vorlagen. Das Buch war im Druck, als die Ergebnisse des Census publizirt wurden, und sie bestätigten klar die im zweiten Kapitel aus der Analyse wirkender Ursachen gezogenen Folgerungen. Auch bei der Lecture des Kapitels über die wahrscheinliche Entwickelung der politischen Grenzen darf man nicht vergessen, daß es geschrieben wurde, ehe Jemand an einen russisch-japanischen Krieg dachte und ehe noch der heute unabweisliche Zusammenschluß Chinas und Japans durch irgendwelche greifbaren Ereignisse vorauszusehen war. Diese heute schon der Geschichte angehörende Entwickelung ist in dem Buch aus rein theoretischer, innerer Nothwendigkeit heraus prophezeit. Es wird für Mr. Wells ein dauernder Ruhmesanspruch bleiben, daß er den Muth hatte, seiner theoretischen Erkenntniß allen praktischen Scheinverhältnissen zum Trotz Ausdruck zu verleihen ... Jede der in Romanform gekleideten Erzählungen ist wissenschaftlich fundirt; und wer, zum Beispiel, Wells' „Erste Menschen im Mond" mit dem entsprechenden Buch von Jules Verne vergleicht, muß einsehen, daß Wells in seinem Werk eine verblüffend einleuchtende, klare Interpretation bisher unerklärter Thatsachen liefert und daß er zugleich irdische Verhältnisse mit nahezu swiftischer Satire beleuchtet. Man denke an die Art, wie der Autor irdische, humanitäre Bestrebungen den Arbeitern oder vielmehr den Arbeitlosen gegenüber symbolisirt in dem narkotischen Rausch, den die Wissenschaft der Seleniten den Arbeitlosen auf dem Monde verordnet. Wenn die Bücher in Folge ihrer klaren Schreibart als „leichte Lecture" erscheinen können, so möge man nicht vergessen, daß Schwerfälligkeit im Ausdruck nicht nothwendig mit Wissenschaftlichkeit oder Tiefe gleichbedeutend ist.

Felix Paul Greve.

Russisch-Asiatische Verkehrsprobleme. Studien zur russischen Kolonisationarbeit in Asien. Halle, Gebauer-Schwetschke, Druckerei und Verlag. Eine Mark.

Ich benutze die Gelegenheit, meine kleine Schrift in der „Zukunft" anzuzeigen, um so lieber, als ich mich mit dem Herausgeber über die russische Frage ziemlich in Uebereinstimmung weiß. Drei Reisen in Rußland, darunter eine von mehr als sieben Monaten, haben mich die „unbegrenzten Möglichkeiten" des Zarenreiches kennen gelehrt. Eine dieser Möglichkeiten erörtert meine Schrift: ich versuche, eine Darstellung der Verkehrsbedürfnisse im asiatischen Rußland zu geben, die aus wirthschaftlichen und militärischen Gründen Befriedigung heischen. Ich gehe von den bereits geschaffenen Verkehrswegen aus und betrachte zunächst die Eisenbahnpläne, ihre wirthschaftliche Bedeutung und militärische Nothwendigkeit. Dann

werden in der selben Weise die Wasserbaufragen behandelt, namentlich das Problem der Ueberleitung des Amu-Darja in das Kaspische Meer. Die Schrift ist als Heft der vom Professor Dove in Jena herausgegebenen Sammlung „Angewandte Geographie" erschienen. Dr. Klemens Brakenburger.

Licht und Helligkeit. Fünfter Band von „Durch Kunst zum Leben". Eugen Diederichs, Jena.

Im letzten Jahrzehnt hat Deutschland eine neue Form der Geschmacklosigkeit hervorgebracht: die sogenannte Kunsterziehung. Wer je einen deutschen Kunsterziehungtag besucht hat, jene grotesken Veranstaltungen des Kunsthungers, der sich selbst befriedigen will, ohne Künstler und ohne Kunst überhaupt zu schmecken, wer den Kunststurm Thode, Liebermann, Böcklin, Thoma, Meier-Graefe beobachtete und Wirrsal ohne Ende Alles, was über Bildende Kunst denkt und schreibt, ergreifen sah, muß zweifeln, daß man ein Volk zu Etwas erziehen kann, das selbst nicht erzogen ist. Welchem Kunsterzieher soll das Volk glauben, da von fünfhundert Pädagogen jeder den anderen und den Künstler, zu dem Der erzieht, für lächerlich, unsinnig, verrückt oder tief unsittlich hält? In der Ueberzeugung, daß zehn Jahrgänge Kunstzeitschriften weniger werth sind als ein einziges Blümchen, das ein Knabe schöner, reiner, heiterer, als man bisher vermochte, zeichnen oder malen gelernt hat, setze ich im fünften Band meines Werkes „Durch Kunst zum Leben", der den Titel „Licht und Helligkeit" führt, meine Bemühungen fort, die Aufmerksamkeit von Kunst-Erziehung als einer neuen Form der Geschmacklosigkeit auf Künstler-Erziehung abzulenken. So lange man einverstanden ist, daß die natürlichen Erziehungstätten, die bereits geschaffenen Institute der Jugendbildung, Akademien, Kunstgewerbe- und Bauschulen, ungebildete, unerzogene, praktisch hilflose Maler und Zeichner entlassen, die Möbel, Tausende von Häusern, Kirchen und Denkmalen bauen und bilden, damit sie auf allen Straßen und, wo man geht und steht, Geschmacklosigkeit predigen, so lange ist Kunsterziehung des Volkes ein kolossaler Schwindel. Kunst wird im Stillen geschaffen von Denen, die es verstehen, so wie Kamine von Kaminkehrern gesäubert werden nach Methoden, über welche die Kaminkehrer sich verständigen, damit man dann „Kaminkehrererziehung" in die Wege leite. Die Köchin braucht den Kamin nicht selbst kehren zu lernen. Sie hat schon viel davon, wenn dessen Wind ihr die Suppe besser heizt. Um aber die Suppe besser zu kochen, muß sie gelernte Kochköchin sein, was man wiederum in der Küche lernt. Wirklich gute Suppe schmeckt dann unter allen Umständen. Sie macht sogar Appetit, der vorher nicht merklich war. Sie weckt den Hunger, um ihn zu stillen, was unsere „Kunsterzieher" nicht thun. Wer einen einzigen Schüler lehrte, einen einzigen nackten Körper in eigener Rhythmik schöner und stärker als Signorelli zu zeichnen, wäre mehr werth als eine Legion spießbürgerlicher Propheten des Nackten, die häßliche Schnürleiber photographiren und sagen: „Ei, wie schön sind wir, — der Mensch!" Wer Rhythmik und Impression, Linie und Farbfleck, Poesie und Eindruck in einem einzigen Studienkopf Einige lehrte, hätte den Deutschen, der als Dichter und Denker die Hörner senkt gegen den Deutschen, der jubelt, daß er zum ersten Mal bemerkte, wie Maler Flecke machen, wenn sie malen, — er hätte sie Beide vom Stierkampf erlöst. Lothar von Kunowski.

	31.12.04	30.8.05	16.12.05
Canada Pacific	138,80	163,—	174,75
Allgemeine Elekt.-Ges.	226,60	236,10	217,80
3prozentige Reichsanleihe	89,90	89,90	89,—

Daß von den Kursrückgängen fast nur Montanaktien empfindlich betroffen wurden, obwohl die Bergwerk- und Hüttengesellschaften mit guten Ergebnissen rechnen durften, ist leicht zu erklären: die Spekulation liebt dieses Gebiet und die Kurse bieten deshalb den von einer Baissepartei ausgehenden Angriffen die meisten Chancen. Bemerkenswerth ist die Steigerung der Pacific-Aktie; ihre Ursache die zunehmende Rentabilität der Gesellschaft und die Aussicht auf günstige Landverkäufe. Der Tanz um Deutsch-Luxemburg, der das Papier bis zum Höchstkurs von 293 trieb (die in meiner Tabelle angeführte Notiz ist der Einführungskurs der zusammengelegten Aktien nach der letzten Sanirung), und die Bewegung in Packetfahrt-Aktien, die durch Dividendengerüchte eingeleitet und gefördert wurde, bis der Konflikt mit dem Lloyd ausbrach (der Kurs ist trotzdem noch wesentlich höher geblieben, als die Ultimonotiz 1904 war): diese Details muß der Scheidende wohl einen Augenblick betrachten.

Ein besonderes Kapitel gebührt den Vorgängen auf dem Russenmarkt. Russische Renten haben durch die aufregenden Nachrichten aus dem Zarenreich im Durchschnitt 15 Prozent eingebüßt. In Deutschland und Frankreich zusammen sind etwa 10 Milliarden Mark russischer Anleihen untergebracht. Das ergäbe also einen nominellen Verlust von 1½ Milliarden, von dem auf das deutsche Kapital, das 3 Milliarden in russischen Staatsfonds angelegt hat, etwa 450 Millionen entfallen würden. Die wirklichen Verluste sind natürlich viel geringer; denn die genannten Ziffern würden voraussetzen, daß der Gesammtbetrag der russischen Papiere zu den höchsten Kursen erworben und zu den niedrigsten verkauft worden wäre. Wenn beträchtliches Kapital durch die Verkäufe russischer Effekten frei geworden wäre, so mußte es übrigens doch anderswo sichtbar werden; der Russenbaisse ist aber weder eine Aufwärtsbewegung der Dividendenpapiere oder der deutschen Anleihen noch eine Verbilligung des Geldes gefolgt. Im Gegentheil: das Geld ist gerade im letzten Vierteljahr so theuer geworden, wie es kaum je vorher war. Der Reichsbankdiskontsatz von 3 Prozent, der bis zum elften September galt, wurde, nach kurzen Pausen, schließlich verdoppelt. Mit einer Rate von 6 Prozent geht das alte Jahr zur Rüste. Das Centralnoteninstitut ist ungewöhnlich stark in Anspruch genommen worden. In den ersten Monaten bestand noch eine steuerfreie Notenreserve von 508,97 Millionen als Rekord; und sieben Monate später, am dreißigsten September, gab es einen zweiten Rekord: die höchste bisher erreichte Steuerpflicht von 450 Millionen. Zwischen beiden Ziffern besteht eine Spannung von beinahe einer Milliarde; so hat der Status der Bank sich verschlechtert. Die Bank von England brauchte ihren Zinsfuß nicht über 4 Prozent hinaus zu erhöhen; und Tägliches Geld war in den letzten Wochen des Jahres drüben noch zu 1 bis 1½ Prozent zu haben, während in Deutschland 4½ gezahlt werden mußten. Die Bedrängniß der Reichsbank und die Geldtheuerung ist wohl hauptsächlich durch die vor dem Herrschaftantritt des neuen Zolltarifes forcirte Thätigkeit in der Industrie (gesteigerte Ausfuhr, vermehrter Bezug ausländischer Rohstoffe) zu erklären; ferner durch die Verminderung der russischen und französischen Guthaben, die abnorm hohen Geldsätze in Amerika und durch die gesteigerte Emissionthätigkeit, besonders auf dem Gebiete der ausländischen Anleihen. Den zuletzt an-

geführten Grund hat man nicht überall genügend beachtet. Beziffert man die Höhe des 1905 in neuen Emissionen angelegten Kapitals auf rund 4500 Millionen, so kommen davon rund 1050 Millionen auf fremde Anleihen. Rußland nahm 324 Millionen auf; Japan im Ganzen 265; Rumänien (abgesehen von der Konvertirung von 425 Millionen Francs fünfprozentiger Rente in vierprozentige) 100; Serbien 110; die Türkei 49; Mexiko 120; und der brasilianische Staat Sao Paulo 78 Millionen. Da ist viel deutsches Kapital ins Ausland gewandert. Daß für unsere Reichsanleihe von 300 Millionen zum ersten Mal seit fünfzehn Jahren 3½ Prozent Zinsen angeboten wurden, war erfreulich; der dem Bedürfniß entspringende Zinstypus kommt wieder zu Ehren. Wer fragt, warum die Rentenwerthe der großen Staaten namentlich in der zweiten Hälfte des Jahres sanken (daß sogar die französische Rente unter Pari fiel, war ein Unikum), bekommt gewiß die Antwort: Rußlands Schuld. Eine Ausnahme machte die italienische Rente: das Land blüht auf und wird von den russischen Ereignissen nicht berührt. Deutschland und Frankreich sind der Gefahr viel näher; und doch wäre es thöricht, ihre Anleihen deshalb schlechter zu beurtheilen. Wird Rußland seine Verpflichtungen erfüllen? Der Januarcoupon wird jedenfalls (oder ist schon) eingelöst. Die geplante internationale Anleihe von 1800 Millionen Francs aber blieb undurchführbar. Die Ziffern der russischen Ein- und Ausfuhr zeigten Ende Oktober noch keine Abnahmen; manche industrielle Unternehmungen, die eigene Betriebe in Rußland haben, wurden aber durch die Arbeiterunruhen geschädigt. Besonders arg die Laurahütte, die ihre Aktionäre deshalb durch eine um 1 Prozent niedrigere Dividende enttäuschte. Die Zukunft Rußlands birgt auch für die deutsche Montanindustrie eine Schicksalsfrage.

Vorläufig zeigt der Montanmarkt, bei uns und im Ausland, alle Merkmale günstiger Entwickelung. Das Jahr 1905 brachte sehr viele Kapitalserhöhungen; man will noch zu dem alten Zollsatz unter Dach kommen und steigerte und erweiterte deshalb den Betrieb. Die neuen Handelsverträge spielten im letzten Lebensjahr der alten überhaupt eine große Rolle. Die Montansyndikate haben schon für die erste Hälfte des nächsten Jahres, zum Theil auch, wie das Kohlensyndikat, schon darüber hinaus, die Preise erhöht; ob diese Maßregel zu rechtfertigen sein wird, bleibt abzuwarten. Jedenfalls ist nicht zu vergessen, daß theure Kohle in Zeiten des Rückganges die Rentabilität der Industrie zu hemmen pflegt. Die Gegensätze sind nicht geschwunden: Kohlensyndikat und Hüttenzechen, Stahlwerkverband und Halbzeugverbraucher stehen einander nach wie vor gegenüber; und die neuen Concerns von der Art Gelsenkirchen-Schalke-Rothe Erde haben Schule gemacht. Das ist aus durchgeführten und aus geplanten Fusionen (Deutsch-Luxemburg; Rombacher Hüttenwerke) deutlich zu erkennen. Den alten Syndikaten droht daher Gefahr und sie suchen sich zu wehren, wie der Stahlwerkverband, der seine Ausfuhrvergütungen nur noch bestehenden und gesicherten Kartellen gewähren will. Und der Osten macht gegen den besser organisirten Westen mobil. Zwar hat es der Oberschlesische Stahlwerkverband in der Syndizirung weiter gebracht als der westliche, dem die Produkte B noch fehlen; aber die östliche Kohlenbranche hat kein Syndikat wie die im Ruhrrevier. Die noch im letzten Monat erreichte Interessengemeinschaft zwischen den Grubenverwaltungen der Grafen Schaffgotsch und Ballestrem und der Oberschlesischen Eisenbahnbedarfsgesellschaft zeigt den Weg zu einer Neuorganisation der oberschlesischen Kohlenindustrie. Die großen Kohlenfirmen Caesar Wollheim und

Emanuel Friedländer & Co. werden nun nicht mehr an einem Strang ziehen; die eine wird hauptsächlich den Westen, die andere den Osten vertreten.

Die Kohlenindustrie stand im Zeichen des Bergarbeiterausstandes, dessen Nachwirkung bis in den Herbst hinein fühlbar blieb. Verminderung der inländischen Kohlenproduktion um etwa 5 Millionen Tonnen; Verluste am Absatz im In- und Ausland und Steigerung der Einfuhr fremder Kohle; finanzielle Verluste bei den betroffenen Gesellschaften und sehr große Lohnausfälle bei der Arbeitern (die Beträge schwanken zwischen 50 und 100 Millionen); niedrigere Dividenden (Gelsenkirchen und Harpen geben 1 Prozent weniger): so sahen die Strikefolgen aus. Die Berggesetznovelle brachte nicht den gewünschten Ausgleich. · Die Bergherren hielten sich für das Verbot des Wagennullens durch die Beschränkung der Freizügigkeit schadlos. Die Mißstimmung nahm zu und die Gefahr eines neuen Ausstandes ist noch nicht geschwunden. Aus den unerquicklichen Zuständen zogen die Leiter des Bergbaulichen Vereins in Dortmund, Kirdorf und Krabler, die Konsequenz: sie schieden aus ihren Aemtern. Daß die Lex Gamp mit der fünfjährigen Muthungsperre sich der selben Antipathien erfreuen darf wie die anderen Berggesetzreformen, hat sie der geradezu beängstigenden Ueberspekulation im Kalibergbau zu verdanken, die aus der angedrohten Sperre erwuchs. Mögen der Kalispekulation die Jaluzot und Cronier erspart bleiben! Das Treiben dieser Herren soll auf dem Zuckermarkt Verluste von 350 bis 400 Millionen herbeigeführt haben. Die Bilanzen mancher Raffinerien sehen denn auch recht übel aus. In Deutschland und in Oesterreich regte sich der Wunsch nach einem Zusammenschluß. Auch andere Verluste waren zu buchen. Dem Bergarbeiterstrike folgten die Ausstände der Metallarbeiter in Bayern und der Bauleute in Rheinland-Westfalen. Dazu kamen die umfangreichen Aussperrungen im Baugewerbe und in der Elektrizitätindustrie und die beiden großen Lockouts in den Textilbetrieben von Thüringen und Sachsen.

Die Fiskalisirung ist nicht wesentlich vorgeschritten. Die Hibernia ist auch jetzt, nach dem unfreiwilligen Rücktritt Möllers, noch nicht verstaatlicht; die Entscheidung liegt beim Syndikat. Zum Friedensschluß zu drängen scheint auf den ersten Blick das höchst merkwürdige Urtheil des Oberlandesgerichtes in Hamm, das die im Sommer 1901 so heiß umstrittene Kapitalserhöhung (um 6½ Millionen) für ungiltig erklärt. Danach hätte der Fiskus schon jetzt die Majorität und könnte nach Belieben mit der Hibernia schalten. Daß wirklich, trotzdem inzwischen die Vertreter der Dresdener Bank und des Staates die neue Bilanz der Gesellschaft genehmigt und dem Vorstand und Aufsichtrath Entlastung ertheilt, den vorausgegangenen Amtshandlungen Beider also zugestimmt hatten, ein solches Urtheil gefällt werden könne, hatte kein Jurist und kein Bankmann erwartet. Und es ist mindestens zweifelhaft, ob das Reichsgericht diesem Spruch Rechtskraft verleihen würde. Aus dem einträglichsten Montangeschäft des Jahres 1905, dem Verkauf von Kohlenfeldern aus dem Besitz der Internationalen Bohrgesellschaft in Erkelenz, zog der Staat insofern Nutzen, als er sich an der im Anschluß an die Transaktion gegründeten Rheinisch-Westfälischen Bergwerksgesellschaft betheiligte. Bayern hat die ihm zugeschriebene Absicht, eine große Kohlenzeche zu erwerben, noch nicht ausgeführt.

Wenn man nach dem Umfang der Kapitalserhöhungen und Betriebserweiterungen urtheilen darf, ist ein gewinnreiches Jahr zu erwarten. Vielfach war starke Anspannung der liquiden Mittel die Ursache des Kapitalbedarfs, so in Gelsen-

kirchen, wo es gleich 11 Millionen neuer Aktien und 30 Millionen Obligationen gab. Das ist ein Bischen viel. Manches Bergwerks- und Hüttenunternehmen krankt an den Konsequenzen einer Ueberkapitalisirung. Wichtig ist, daß der Rohgewinn der großen gemischten Werke der Montanindustrie im Geschäftsjahr 1904/05 um 5 auf 57,72 gestiegen ist, während die Produktionmenge bisher unverändert blieb. Eine weitere Steigerung der Erträgnisse würde also, wenn die Produktion nicht zunimmt, von einer Erhöhung der Preise abhängen. So lange mit einer starken Ausfuhr gerechnet werden kann, wird Alles nach Wunsch gehen; wenn aber die Rentabilität auf den inländischen Absatz gestellt bleibt, wird die Lage sich vielleicht ändern, zumal als erschwerender Umstand für die internationale Konkurrenz noch die ungeheuer vermehrte Roheisenproduktion Amerikas hinzukommt. Gutes wird von den neu angebahnten Beziehungen zwischen unserem Stahlwerkverband und dem amerikanischen Stahltrust auf der einen, der deutsch-österreichischen Montanindustrie (Berliner Handelsgesellschaft und Wittgensteingruppe) auf der anderen Seite erhofft.

Daß die Elektrizitätindustrie mit den Ergebnissen des Jahres 1905 zufrieden sein darf, bezeugen die Dividenden der großen Gesellschaften (A.-E.-G. + 1, Siemens & Halske + 2, Schuckert + 4). Die A.-E.-G. konnte die ersten 100 Millionen ihres Aktienkapitals voll machen und schon jetzt ihren nie zufriedenen Aktionären eine ungeschmälerte Rente auch für das erhöhte Kapital versprechen.

Sehr reges Leben herrschte im Reich der Banken. Die Berliner erobern mehr und mehr die deutschen Provinzen. Bayern hieß diesmal die Losung. Die Deutsche Bank ging nach Nürnberg, die Dresdener nach München, die Diskontogesellschaft betheiligte sich an der Gründung der Bayerischen Diskonto- und Wechselbank, die Darmstädterin an der Bayerischen Bank für Handel und Industrie. Die Berliner Bank fand endlich die langersehnte Unterkunft bei der Kommerz- und Diskontobank; die Ostbank für Handel und Gewerbe in Posen wurde mit der Ostdeutschen Bank in Königsberg, die Braunschweigische Bank (mit ihr ist abermals eine private Notenbank verschwunden, so daß deren jetzt nur noch vier bestehen) mit der Braunschweigischen Kreditanstalt, die Sächsische Diskontobank mit dem Dresdener Bankverein, die Ostfriesische Bank mit der Osnabrücker Bank vereinigt. Die Deutsche Bank erhöhte ihr Kapital um 20 Millionen auf 200, die Rheinische Diskontogesellschaft, um die Neuwieder, die Bochumer und die Westfälische Bank aufnehmen zu können, das ihre um 16 Millionen; die Essener Kreditanstalt um 8, die Magdeburger Privatbank um 6, die Hamburger Hypothekenbank um 8 Millionen. Neu gegründet wurden: die Süddeutsche Diskontogesellschaft in Mannheim; die Bank für Thüringen (B. M. Strupp in Meiningen) und die Schlesische Handelsbank in Breslau (vorher Perls & Co. in Breslau). Die Deutsche Bank errichtete eine Bank für Centralamerika mit Filiale in Guatemala; die Dresdener Bank schloß mit Morgan einen Pakt und gründete eine Auslandsbank mit Niederlassung in Buenos Aires. Die Deutsche Bank und die Diskontogesellschaft bemühten sich um die Bereicherung des deutschen Marktes mit amerikanischen Eisenbahnpapieren (Chicago Rock Island; Pennsylvania-Bahn). Die Banken haben sehr gute Geschäfte gemacht und die meisten werden wohl höhere Dividenden geben, wenn nicht der Kursrückgang auf dem Russenmarkt und der erschreckend schlechte Stand der Goldminenaktien Zurückhaltung bei der Ausschüttung der Gewinne fordern.

Das neue Jahr beginnt mit mancher offenen Frage. Was wird die neue Zollaera, was wird Rußland, was Amerikas Wirthschaft, was endlich werden die Steuervorlagen des Herrn von Stengel dem Geschäftsleben bringen? Ladon.

The Byzantine Empire.

I. „In allen Gauen Deutschlands hat man dem Begründer des neuen Deutschen Reiches, Wilhelm dem Ersten, Monumente aus Marmor und Bronze errichtet; aber das schönste und unvergänglichste Denkmal, jenes, das sich der große Herrscher in seinen eigenen Aufzeichnungen gesetzt, harrte bis jetzt der Enthüllung ... Aus einem Schreiben des Kaisers sehen wir, welches Interesse er künstlerischen Veranstaltungen entgegenbrachte. Im April 1872 gelangte in der Königlichen Oper das Ballet ‚Militaria' zur Aufführung, das sich auf den deutsch-französischen Krieg bezog. Nach einer der Proben schreibt der Kaiser an den Generalintendanten von Hülsen: ‚Außer dem zu modifizirenden Cancan bemerke ich zu dem Ballet noch, daß es mir passender erscheint, daß erstens nicht der Offizier den Revolverschuß auf den Anführer der Franctireurs thut, weil Das nur im engsten Handgemenge stattfinden kann, sondern daß ein Soldat neben dem Offizier erscheint, dem der Offizier angiebt, auf wen er schießen soll, worauf der Schuß aus dem Gewehr erfolgt. Gasperini (der Balletmeister) muß den Rausch etwas modifiziren und zuletzt nicht mitten auf der Bühne hinfallen, sondern nah der Coulisse und rasch verschwinden. Wenn der Statist Braun einen Geistlichen darstellen soll, so wäre es besser, einen Ortsrichter daraus zu machen, weil der geistliche Talar zu sehr mit dem Burlesken kontrastirt. Es thut mir leid, daß ich weder das Vorspiel noch das Nachspiel gesehen habe; und da Dies nach der Generalprobe nicht mehr zu ändern ist (Das heißt: es extra ausführen), so frage ich an, ob die Aufführung nicht verschoben werden könnte um einige Tage, so daß am Donnerstag Vor- und Nachspiel extra für mich stattfinde und die letzte Probe dann ebenfalls einige Tage später'. Merkwürdig ist, daß es bis jetzt an einer Sammlung der für die Erkenntniß von Geist, Charakter und Gemüth unseres alten Kaisers wichtigsten eigenen Aeußerungen fehlte." (Berliner Lokalanzeiger.)

II. „Als in den Abendstunden des achten Juni 1905 die Trauerkunde durch Deutschland lief: Fürst Leopold von Hohenzollern ist verschieden, da erfaßte Tausende und Abertausende ein überwältigender Schmerz, der die Lippen zucken machte und manches Auge, dem Thränen fremd geworden, feucht werden ließ. Warum diese herbe Trauer? Weil Niemand der leutsäligen Liebenswürdigkeit des Fürsten, die ihm alle Herzen gewonnen, ohne tiefe Rührung gedenken konnte. Weil die Saat, die seine Güte und opferfreudige Nächstenliebe ausgestreut, nun so plötzlich schnittreif geworden. Weil Alle sich bewußt waren, daß uns ein leuchtendes Beispiel genommen in dem unvergeßlichen Fürsten, der, auf des Landes Wohlfahrt unablässig bedacht, allen Berufszweigen gern jede mögliche Förderung gewährte; der, für das Gute und Schöne warm empfindend, als ein werkthätiger Gönner für Wissenschaft und Kunst sich erwies." (Aufruf zur Errichtung eines Denkmals.)

III. „Der Kronprinz hat neulich seine Gemahlin durch einen kleinen Scherz erschreckt. Auf der vor der Matrosenstation im Jungfernsee verankerten Fregatte wollte das junge Paar eine Segelfahrt auf der Havel unternehmen und ließ sich an das aufgekettete Schiff heanrudern. Die Kronprinzessin hatte bereits in diesem Platz genommen und der Kronprinz wollte eben übersteigen, als er scheinbar das Gleichgewicht verlor und kopfüber in die Havel stürzte. Erschreckt erhob sich die Kronprinzessin; aber ihr Schreck war unnöthig; denn der Kronprinz, hell auflachend, schwamm drüber." (Kleine Presse.)

IV. „Mit dem zwanzigsten September ist Kronprinzessin Caecilie in ihr zwanzigstes Lebensjahr eingetreten. Fortan wird dieser Tag ein Merkstein im Jahresring für die deutsche Nation werden ... In einem Kreis, wo das Haupt der Familie noch vor

wenigen Tagen einen so wunderbar tiefsinnigen Vergleich aufzustellen wußte zwischen dem deutschen Haus und der Stammburg Hohenzollern, da muß ein Geist des wärmsten gegenseitigen Verständnisses, einer durch lebendigen Glauben noch mehr verklärten Harmonie auch im Innern, im engen und engsten Verbande walten, da muß der schönste Edelstein im Diadem die Liebe sein ... Einen Sieg gewann die Kronprinzessin schon bei dem denkwürdigen Einzug in das rosenleuchtende Berlin durch ihre bestrickende Anmuth. Alle Anzeichen deuten darauf, daß diese nur der Widerschein war einer reichen Seele und eines warmen Gemüthes. Und die sind unbesiegbar". (Das Reich.)

V. „Prinz Eitel Friedrich ist der erklärte Liebling der Hofgesellschaft. Ein begabter Jüngling, in allen ritterlichen Künsten erfahren, genießt er den Ruf einer starken Initiative und Schwungkraft. Er hat seinen eigenen Willen und ist wenig zu beeinflussen. Aber auch die hohe Braut wird als eine Dame von selbständiger Auffassung angesprochen, die sich nicht leicht fremden Einflüssen beugt. Nichts Rührenderes kann es geben als die zwischen ihr und ihrer Stiefmutter bestehende Freundschaft. Nicht nur für das Herz, sondern auch für die Lebensklugheit der fürstlichen Braut sprechen diese Beziehungen. Das nasse Milieu des Wassersports nimmt zwar im häuslichen Kreis das Interesse der oldenburgischen Herrschaften gefangen; es wird aber auch Musik dort gemacht. Der hohen Braut wird nachgerühmt, daß sie eine begeisterte Wagnerianerin sei, während der Bräutigam bei gutem Verständniß die vermittelnden Richtungen bevorzugt". (Berliner Lokalanzeiger.)

VI. „Der Kaiser ließ den Dichter Ludwig Ganghofer telegraphisch aus München zu sich bitten und empfing ihn heute in fast einstündiger Audienz auf der Burg. Der Kaiser sagte, er und seine Söhne seien große Verehrer des Dichters. Er erzählte dann Ganghofer von seinen Nordlandreisen, wobei er interessante Vergleiche zwischen Gebirge und Meer zog und Beiden ihre eigenartigen Vorzüge zusprach." (Münchener Neuste Nachrichten.)

VII. „Während er Modell stand, berührte Kaiser Wilhelm literarische und theatralisch-Themata. Er sprach sehr eingehend über französische Malerei der neueren Zeit und zeigte ein so sicheres Urtheil und ein so hervorragendes Verständniß, als wäre er Maler von Beruf. Der Maler meinte, er könne mit seinem Werk zufrieden sein; der Kaiser aber hob drohend den Finger und sagte dann lächelnd: ‚Ei, ei, Meister, seien Sie nicht zu stolz! Wir werden Kritik daran üben.'" (Berliner Lokalanzeiger.)

VIII. „Während seiner siebenzehnjährigen Regirungzeit vollzog Kaiser Wilhelm rund 30000 Entscheidungen und vollzog rund 35600 Unterschriften. Zu bemerken ist, daß oft Hunderte von Ernennungen und Berichten durch eine einzige Unterschrift des Monarchen Rechtskraft erhalten. Bemerkt sei ferner, daß der Kaiser eine große Anzahl der ihm zum Vollzug der Unterschrift vorgelegten Schriftstücke trotz der verantwortlichen Gegenzeichnung gründlich durchliest. Auch ihm vorgelegte Pläne und Entwürfe studirt der Kaiser sehr oft gründlich. Tinte und Buntstift des Monarchen vernichtet dann oft eine Wochen oder Monate lange Arbeit mit einem Schlag. Neben dieser schriftlichen Regirungarbeit darf auch die spezifisch geistige und mündliche nicht vergessen werden." (Das Kleine Journal.)

IX. „Die Strecke bei der Kaiserjagd in Pleß bestand aus 2842 Fasanen, 97 Hasen, 9 Kaninchen, 1 Huhn und drei Nußhähern. Davon erlegte Kaiser Wilhelm 635 Fasanen, 5 Hasen, 1 Nußhäher, zusammen 639 Geschöpfe. Sonnabend jagte der Kaiser vormittags im Revier Eichwald, nachmittags im Revier Ponowietz." (Tägliche Rundschau.)

X. „Als der Kaiser zur Antrittsvorlesung des Professors Peabody erschien, wurde er mit achtungvollem Schweigen und Entblößung der Köpfe empfangen. Er schien mehr erwartet zu haben; denn während er zuerst freundlich gegrüßt hatte, schritt er nun, ohne

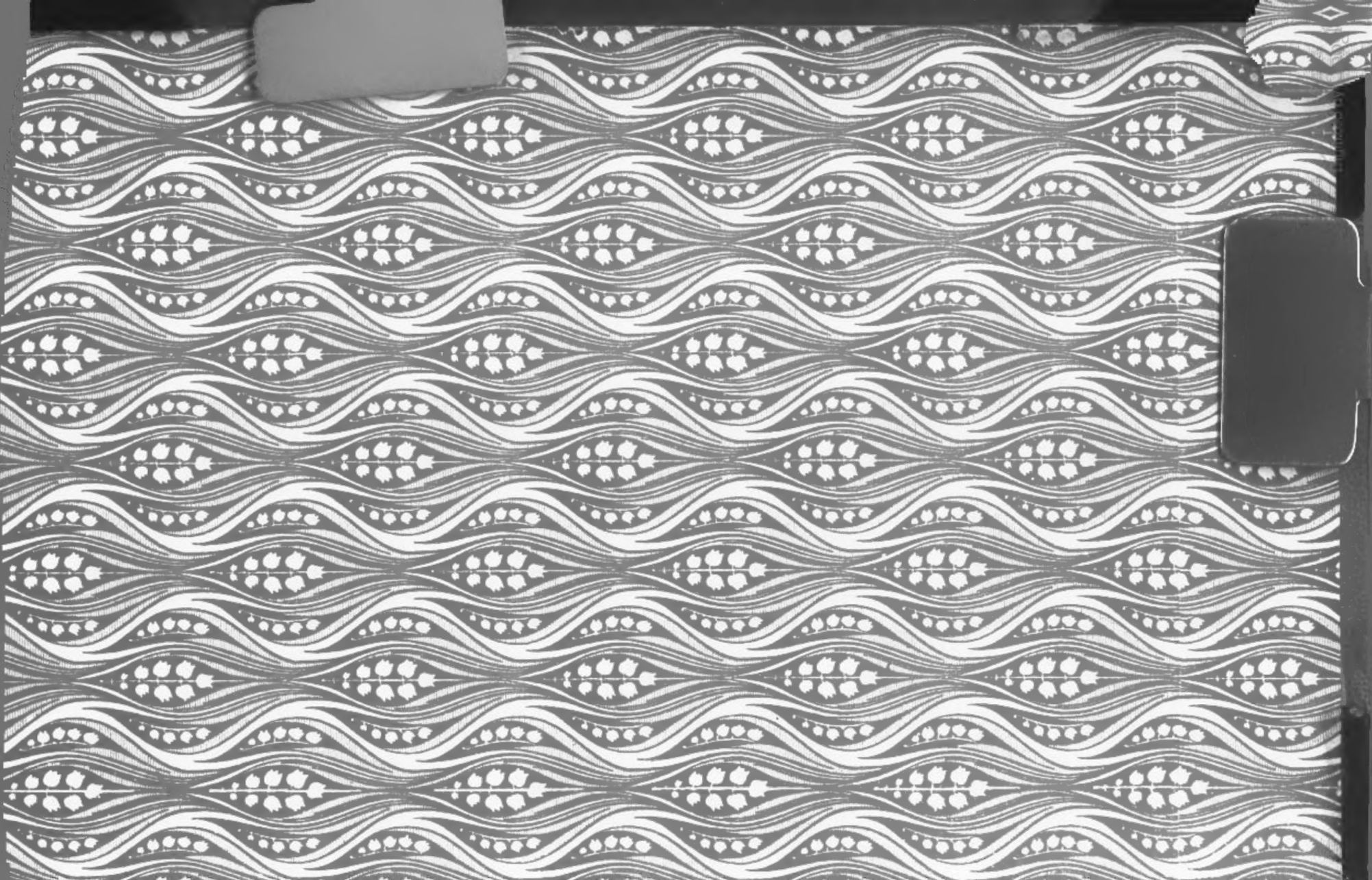
seitwärts zu blicken, auf die Flügelthür zu. Als die Feier zu Ende ging, trat einer der Hausbeamten aus der Aula und sagte mit gedämpfter, aber bis zu mir hin deutlich vernehmbarer Stimme zu uns auf Korridore und Treppen gedrängten Studenten: ‚Die Herren werden gebeten, wenn Seine Majestät die Aula verläßt, ein Hoch auszubringen.' Ich war einfach starr. Aber die Aufforderung war an die richtige Adresse gerichtet. Denn nachdem das übliche ‚Hoch' der in der Aula Versammelten verklungen war und der Kaiser hinaustrat, wurde er mit dreimaligem ‚Hurra' geehrt, das sich noch einmal wiederholte, als er auf der Treppe stehen geblieben war, um sich den oben vergessenen Mantel bringen zu lassen. Er war sichtlich erfreut über die Ovation; ob ers auch gewesen wäre, wenn er ihre Entstehung geahnt hätte? Vielleicht, wahrscheinlich wäre auch ohne die Aufforderung Hurra gerufen worden; daß es aber die Kommilitonen nach solcher Aufforderung zu thun vermochten, ist mir noch heute unbegreiflich". (Aus einem Studentenbrief.)

XI. „Von seiner Mutter hat Wilhelm der Zweite die künstlerische Begabung geerbt, die ihn zu einem Künstler von großer Phantasie, wenn auch nicht von technischer Vollkommenheit machte. Das Erbtheil ihres reichen Geistes ist auch die außerordentliche Beweglichkeit und Vielseitigkeit im Wissen des Kaisers, die ihn zu dem am Meisten universal gebildeten und wohlunterrichteten Manne macht, den ich kenne. Er hat alle wichtigsten Werke gelesen. Sein bewundernswerthes Gedächtniß befähigt ihn, aus diesem Schatz des Wissens nach seinem Belieben zu schöpfen, und dazu kommt noch, daß er die persönliche Bekanntschaft fast aller Männer genießt, die in irgend einem Theil der Welt den Fortschritt der Menschheit gefördert haben, und eben so klar wie eindringlich über alle die Dinge reden kann, die für das Wohl der Menschheit von Nutzen sind. Er kennt die Einrichtung eines Kriegsschiffes eben so gut wie die Geheimnisse eines Kohlenbergwerkes; er kann mit der selben Geschicklichkeit eine Lokomotive führen wie eine Kavallerie-Division leiten. Er ist über die Produktivkraft jedes Landes genau unterrichtet und stellt in sich eine Encyklopädie dar, der von der materiellen Lage seines Volkes nichts unbekannt ist. Von seinem Vater hat er die Gabe, durch ein liebenswürdiges Lächeln und ein freundliches Wort die Liebe Aller zu gewinnen, denen er begegnet. Seinem Großvater ist er ähnlich in seiner soldatischen Einfachheit und der treuen Anhänglichkeit an die Traditionen seines Hauses. Er ist ein wirklicher Redner und kein Phrasenmacher. Bei den vielen Gelegenheiten, bei denen ich ihn reden hörte, war keine, bei der er nicht eben so inhaltreiche Kenntniß wie dramatische Schlagkraft an den Tag gelegt hätte. Seine Vorliebe für militärische Uebungen hat er mit fast allen seinen Vorfahren gemein; aber er ist im eigensten Sinn des Wortes der Führer seines Heeres und er hat selbst sein Volk in dem Glauben befestigt, daß er, falls ein Krieg ausbrechen würde, als ein zweiter Friedrich der Große seine Armee persönlich führen würde. Während der Herbstmanöver 1888 gab er seinen Kriegern einen Vorgeschmack von Dem, was unter seiner Führung geleistet werden solle, und das Resultat war, daß alle älteren Generale sich dazu unfähig zu fühlen anfingen. Der Kaiser, der von einem großen Stab höherer Offiziere umgeben war, durchbrach plötzlich den Kreis seiner Generale und stürmte im Galop quer über das Feld bis zu einem bestimmten Punkt, wobei er die Gräben nicht scheute. Alle, die dabei tapfer mitkamen, mochten sich als noch kräftig zum Dienst fühlen. Die zurückblieben oder sich allzu angestrengt fühlten, wurden dadurch belehrt, daß sie für die Strapazen eines wirklichen Feldzuges nicht mehr kräftig genug seien." (Poultney Bigelow; in vielen deutschen Zeitungen veröffentlicht.)

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Digitized by Google

Princeton University Library
32101 065349209



Digitized by Google